910.

Eugen Aram.

Trauerſpiel in fünf Akten,

nach dem Roman gleiches Namens von Bulwer,

von

Ludwig Rellſtab.

H. S.
COBURG-GOTHA
HOF=
THEATER

(Als Manuſcript gedruckt, und zur Verſendung dem Souffleur des Königl. Theaters zu Berlin, Herrn L. Wolff, vom Verfaſſer übergeben.)

Berlin, 1839.
Gedruckt bei Ferdinand Reichardt,
Neu-Cölln a. W. Nr. 22.

TB ST 803

Personen.

	Besetzung im Königl. Hof-Theater zu Berlin.
Squire Lester, Gutsbesitzer	Hr. Stawinsky.
Madeline, } seine Töchter	Dlle. Bertha Stich.
Ellinor, } seine Töchter	Dlle. Clara Stich.
Walter, sein Neffe	Hr Gruna.
Eugen Aram	Hr. Devrient.
Corporal Bunting	Hr. Gern.
Snuppers, Gastwirth	Hr. Rüthling.
Kathrine, dessen Frau	Dlle. Ferber.
Richard Brandon	Hr. Seydelmann.
Advokat Burnet	Hr. Freund.
Friedensrichter Osborne	Hr. Hartmann.
Frau Hartwell, Wirthin	Mad. Esperstedt.
Libby, ihr Schenkmädchen	Dlle. Schulz.
Nicholson, Räuber.	Hr. Schneider.

Räuber. Gerichtsdiener. Volk. Landleute.

Die Scene ist in England.

Landes-
bibliothek

H. S.
COBURG GOTHA
HOF-
THEATER

Erſter Akt.

Wirthshaus. Schattiger Platz mit Bäumen vor demſelben.

Scene I.

Corporal Bunting (ſitzt an einem Tiſch vor der Thüre und trinkt mit dem Wirth) Peter Snuppers. (Deſſen Frau,) Kathrine (ſteht daneben und hört dem Geſpräch zu.)

Wirth. Noch einen Krug, Kathrine — ohne Kreide-ſtrich, Nachbar Bunting. Aber Ihr müßt noch etwas von Euren Reiſeabentheuern erzählen. Hier hört man ja nie-mals ein Wörtchen Neues.

Bunting. Freilich, freilich! Verfluchter einſamer Winkel! Für einen Mann von Welt! — Wo war ich ſteh'n geblieben?

Wirth. Ihr wolltet von London fort —

Bunting. Richtig! Hatten Wind bekommen, daß unſer Herr Vater zuletzt in Knaresborough, in der Graf-ſchaft Yorkſhire gelebt hatte.

Wirth. Euer Vater, Bunting?

Bunting. Blitz! ſo muß Blut fließen! Unſer Herr Vater, verſteht ſich, heißt: meines jungen Herrn, Sir Wal-ter Leſters verſtorbener Herr Vater, den wir aufſuchen wollten! Baſta!

Wirth. Ihr hättet, däucht mir, beſſer gethan, den alten Sir Leſter gar nicht aufzuſuchen. Wer vor zwanzig Jahren davon lief, Weib und Kind ſeinem Bruder — Gott ehre mir unſern wackern Squire, Sir Edward Leſter —

auf dem Halse und seitdem nichts von sich hören ließ, der ist entweder gestorben, und da sucht man vergebens, oder er hat nicht wiederkommen wollen, und da verlohnt sich das Suchen auch nicht; oder —

Bunting. Blitz und Kanonen! — Oder — oder — oder — Gackert nicht so viel dazwischen! — Ritten also Freitags von London ab — nein Sonnabend — halt! nein — Donnerstag —

Wirth. Es kömmt auf Eins heraus.

Bunting. Habt Recht! Wahrhaftig, habt Recht, Nachbar! Seid ein Mann von Welt! Nahmen also die Straße von — wie heißt's doch? — Kommt auf Eins heraus! — Genug, den elften Tag waren wir in Knaresborough.

Kathrine. Nun, und habt Ihr da den alten Sir Lester gefunden?

Bunting. Ihn selber nicht; aber doch Nachrichten von ihm — mehr als uns lieb war! Hatte dort auch keinen sonderlichen Wandel geführt. Gespielt, getrunken, Schulden gemacht —

Kathrine. Ja, so sind die Männer!

Wirth. War ein Mann von Welt! — Nicht, Bunting?

Bunting. Blitz, Kanonen und Haubitzen! So muß Blut fließen! Schnack und kein Ende in's Wort hinein! — Genug, der junge Herr erfuhr nicht viel Erfreuliches vom alten.

Wirth. Aber wo ist er denn zuletzt geblieben?

Bunting. Basta! Ihr — Mann von Welt — so fragen! — Ist davon gegangen — Nachts, im Winter, zur Stadt hinaus.

Kathrine. Bei Nacht und Winterszeit? Da sei Gott vor! Aber warum denn?

Bunting. Schnack! Nicht einmal das verstehn! Hatte mit schlechtem Volk unter Einer Decke gesteckt, reichen Dummbart um seine Diamanten betrogen — wollte sie ihm gut verkaufen — schwatzt sie ihm auf einen Tag ab — ging Nachts zum Thor hinaus — kam nicht wieder.

Kathrine. O Jemine! Ist's möglich!

Wirth. Ja, ja, es war ein liederlicher Zeisig! — Nun, da hat also unser junger Herr keine sonderliche Freude

von seiner Entdeckungsreise gehabt. Und wenn er seinen Vater jetzt auffände, könnte das Vergnügen auch nicht groß sein — müßte ihn am Ende nach Botanybay abliefern!

Bunting. Wird nicht geschehen — wird ihn nicht auffinden! Sechzehn Jahre her! Wächst viel Gras drüber! Wird ihn nicht auffinden. Basta!

Wirth. Je nun, Nachbar, man kann doch nicht wissen —

Bunting. Was — nicht wissen? Ich sage Euch, der liegt sechs Schuh tief. — Munkelten die Leute in Knaresborough so allerlei! Viel Gesindel in der Grafschaft! Schlägt eins das andere maustodt — Noch jetzt voll Zigeuner, Spitzbuben, Raubmörder —

Kathrine. Was Ihr sagt! Habt Ihr Abentheuer gehabt, Nachbar Bunting?

Bunting. Abentheuer? Mann von Welt, wie wir zwei? Abentheuer? Dumme Frage! Zwanzig!

Kathrine. Ich meine so — Räubergeschichten — ob Ihr nicht erschlagen worden seid — ob —

Wirth. Gans! was schnatterst Du zusammen! Geh, besorge die Wirthschaft!

Bunting. Basta! Blitz und Schlag! Nicht ganz ohne dem! Bei — — — wie heißt's doch — zehn Meilen von — wie heißt's doch? — War dunkel geworden — Stadt halbe Stunde weit — reiten Euch steilen Abhang hinunter — Pferde klettern wie Gemsen — pfeift es rechts — (er pfeift) Piff — paff — stürzt mein Pferd — So muß Blut fließen! — Ich Pistol heraus — springt Raubgesindel aus dem Busch — Schlag auf die Schulter ——

Scene II.

Vorige. Richard Brandon.

Brandon (kommt während der letzten Worte hastig, bestaubt und erhitzt auf die Bühne, geht gerade auf den Tisch zu und schlägt den Corporal auf die Schulter.) Guten Tag! — Teufel, das ist heiß! — Laßt mich einmal trinken. (Er ergreift das Glas, setzt es an, und trinkt es in begierigen Zügen aus.

Bunting (der bei dem Schlag erschreckt aufspringt) Blitz und Kanonen!
Kathrine (zugleich). O Jemine! } zusammen.
Wirth (zugleich). Sapperment!
Bunting (nachdem er sich zurecht gestellt). So muß Blut fließen, Mister!

Wirth (zupft ihn). Pst! — Ist ein Mann von Welt!

Bunting. Blitz und Kanonen! Mein Bier!

Brandon. Das hat geschmeckt! Ich war durstig wie ein Jagdhund. — Bringt einen andern Krug! Ihr seid doch der Wirth? — Hört Ihr? Einen andern Krug — rasch!

Wirth. Mister —

Bunting (zupft ihn). Pst! Ein Mann von Welt!

Kathrine (zugleich, für sich). Der Mann hat eigne Sitten, das muß ich sagen!

Brandon. Nun? Rasch, rasch! Habt Ihr mich nicht verstanden? — Zum Teufel! Wer Geld von uns verdienen will, muß flink sein! Schnell anderes Bier, aber vom besten!

Wirth. Kathrine, schnell! bring' einen neuen Krug Bier! — Hm! Der Mann scheint Geld zu haben, und ist sehr grob. Vielleicht ein verkappter Herzog oder Lord. Jedenfalls ein Gentleman!

Brandon. Hier ist's kühl; hier will ich ausruhen. — Was giebt Neues?

Bunting. Wir sind gestern Abend von der Reise gekommen.

Brandon. So! — Nun, auf die Nachricht werden die Papiere wohl gewaltig steigen! Ha, ha, ha! Wie heißt das Nest hier?

Bunting. Nest? So muß Blut fließen! Meint Ihr unser Dorf?

Brandon. Nun ja — wenn Ihr das Dutzend oder Mandel elender Kajütten, die hier zwischen Busch und Sumpfwiesen liegen, Euer Dorf nennt. Wie heißt's Spatzenloch!

Kathrine (bringt einen Krug). Wohl bekomm's, Sir!

Brandon. Thut Bescheid! — Nun? So gebt doch Antwort!

Bunting. Blitz und Kanonen! Lassen auf unser Dorf nichts kommen! Es heißt Greenhill, und der Name ist so ehrlich, wie einer in Alt-England.

Brandon. Pah! Ein ehrlicher Name ist eine gute Anweisung auf ein hungriges Leben.

Bunting. Wahrhaftig, ein Mann, — sehr von Welt.

Brandon. Wie weit ist's von hier bis Mildenhall?

Wirth. Kaum zehn altenglische Meilen. Ein Spaziergang, Sir, für einen so rüstigen Fußgänger, wie Ihr seid

Brandon. Die Sonne neigt sich — hinzukommen ist nicht mehr bei Tageshelle. Aber ich will doch noch eine Strecke vorwärts! Heda! Ihr schläfriger Tuckmäuser, Wirth! Schafft noch einen Krug an!

Wirth (für sich, zornig). Schläfriger Tuckmäuser? Das sagt mir kein Lord — und der lumpige Landstreicher, der Fußklepper! — Oho! Peter Snuppers, das brauchst Du Dir nicht gefallen zu lassen!

Brandon. Wirth! Teufel und Pestilenz! Salzsäule! Bier hab' ich gefordert.

Wirth. Mister, Squire oder Sir — oder wie ich Euch nennen soll! Dies ist die Taverne zum scheckigen Hund.

Brandon. So! Das wär' der Teufel!

Wirth. Hier ist's gebräuchlich, höflich zu sein, und was man verzehrt hat, zu bezahlen. Damit habt Ihr mein Haus-Reglement! Punktum!

Bunting. Mann von Welt! Unser Wirth, der Peter Snuppers! Spricht von der Leber weg!

Brandon (zugleich). Zum scheckigen Hund? Nennt's künftig zum schäbigen Hund, oder zum räudigen, oder zum lahmen, denn ein solcher lahmer, schäbiger Hund seid Ihr als Wirth! — Glaubt Ihr, jeder, der zu Fuß läuft, habe keine Strümpfe an? Da! (er wirft Geld hin) Da habt Ihr einen Schub Pence's, siebenmal das Bier werth, das ich hier austrinken werde. Aber jetzt rath' ich Euch, mein Herr Wirth zum scheckigen oder schäbigen Hund, setzt Eure Beine in Bewegung und thut Eure Schuldigkeit rasch, sonst geb' ich Euch eine Probe meines Temperaments wenn ich im Zorn bin.

Wirth ([illegible]). Bitte gehorsamst, Ew. Gnaden! — Der Kerl ist wahrhaftig ein Lord, sonst wäre er nicht so grob!

Brandon. Trab! Vorwärts! (schiebt den Wirth fort)

Bunting (für sich). Sehr viel Welt! Basta! sehr viel! (laut) Seid wohl weit gereis't, werther Mister oder Sir — oder wie titulirt —?

Brandon. Ich frage den Teufel nach Titeln! Gebt sie mir so gut oder so schlecht, wie Ihr wollt; aber beschreibt mir den nächsten Weg nach Mildenhall genau. Ich liebe die Fußpfade —

Bunting. Ja, Infanterie-Marsch! Recht so! War auch Fuß-Soldat! Marsch nach Indien —

Brandon (lacht). Zu Fuß? Mitten durch die See?

Bunting. Basta! — Hatten Schiffe —

Brandon. Basta! Eure Schiffe mögen untergehen, wo die See am tiefsten ist! Sie helfen mir nicht auf meinen Weg nach Mildenhall.

Bunting. Richtig! Ha, ha, ha! Mann von Welt! Da kommt Peter Snuppers mit dem neuen Krug. — Erst hier Bescheid, dann mit Worten (er trinkt).

Brandon (zum Wirth). Daß der Teufel dem steifen Stelzfuß den Hals breche! Das alte Rumpelgerüst von Soldaten ist kindisch. Zum siebentenmal habe ich ihn nach dem nächsten Wege auf Mildenhall gefragt; aber er kommt nicht zum Wort. — Da muß Blut fließen! — Sagt Ihr mir jetzt, Peter Snuppers, oder wie Ihr heißt, wie geh' ich am besten?

Wirth. Der Fußpfad geht gleich hier hinterm Hause hinauf; wenn Sie über den Hügel sind, gehen Sie gerade durch den Elsbusch; jenseits auf der Haide im Waldaushau, steht ein schwarzes Haus —

Bunting. Ja, da wohnt der große Gelehrte.

Brandon. Bleibt mir tausend Meilen vom Leibe mit Eurem Gelehrten; ich fühle schon die Würmer in den Eingeweiden wenn ich einen wittre.

Bunting. Oho! Unser Herr Eugen Aram —

Brandon (überrascht). Eugen Aram?

Bunting. Aha! Reißt Ihr Euer Maul jetzo auf?

und Naſe dazu? Baſta! Unſern Gelehrten haben ſchon Herren und Lords in ſeinem Hauſe beſucht, denen Ihr nicht die Schuh putzen werdet.

Brandon. Nein, bei des Satans Großmutter, das werd' ich auch nicht! — Eugen Aram heißt Euer Gelehrter?

Buntig. Wort für Wort. Baſta!

Brandon. Wo iſt er her? Mir däucht ich habe ſchon von ihm gehört.

Bunting. Das hoffe ich. Jedes Kind weiß von ihm! Neulich hielt eine Kutſche mit vier Pferden vor der Thür.

Brandon. Schnackt, daß Euch die Zunge aus der Gurgel fällt! Ich frage, wo er her iſt?

Bunting. Woher? Dumme Frage! Weiß kein Menſch!

Brandon. Wie lange wohnt er hier?

Wirth. Hm! Ein — vier Jahre iſt's her, daß er zu zu uns kam.

Brandon. Hat er ſchwarzes, langes Haar?

Bunting. Wirth. (zugleich) Ja, richtig!

Brandon. Blaß, finſtre Augen?

Bunting. Wie abgemalt! Ein Mann von Welt, der —

Brandon. Halt't's Maul!

Bunting. Kernſchuß! Kernſchuß!

Wirth. Ihr müßt ihn genau gekannt haben, Sir.

Brandon. Ja, ſo ungefähr vor zehn, zwölf Jahren. (für ſich) Alſo Eugen Aram! Hier im äußerſten Winkel von England! — Ha! er wird ſich den Beſuch eines alten Freundes nicht träumen laſſen! Einen Zehrpfennig, ein Nachtlager wird er mir wohl geben. — (er verſinkt in Nachdenken).

Bunting. Seht, ſeht, Peter Snuppers! ſind das nicht unſre Fräulein, die dort durch den Buſch kommen?

Wirth. Freilich, Gevatter, wer ſonſt?

Bunting. Blitz und Kanonen — Beide allein — wie kommen die hieher?

Wirth. Ihr gewöhnlicher Spaziergang, ſeit Ihr auf Reiſen waret. Sie gehen hier auf dem Fußpfad durch den

Elsbuſch, über die Haide, bei Arams Haus vorbei, ein Stück in den Wald, und dann die große Straße wieder zurück.

Scene III.

Vorige. Madeline. Ellinor.

Brandon ſitzt ſeitwärts etwas im Hintergrunde am Tiſch. Der Wirth und Bunting ſtehen auf und grüßen, als Madeline und Ellinor vorübergehen. Dieſe haben Sträuße von Feldblumen gepflückt.

Ellinor. Guten Abend, guten Abend!

Madeline. Schmeckt der Trunk, Corporal Bunting?

Bunting. (ſich verbeugend) O — gehorſamſt — meine gnädigſten Ladies — über die Maaßen delikat.

Wirth. Der erſte nach der Reiſe.

Ellinor. Ja, ja, das glaub' ich. Das Herz hat Euch wohl nach Hauſe gebangt, Bunting?

Bunting. Gebangt? So muß Blut fließen! — Bitte gehorſamſt! — Ei, ei, Miß! Corporal Bunting bange? — Auf'm Feldzug in Indien —

Ellinor. Schon gut, Bunting; ich meine nur vor Sehnſucht bang — nach Eurer Katze Jacobine.

Bunting. Ja, ein apartes Kätzlein, mein Binchen.

Wirth. Ich habe ſie in Pflege gehabt, Miß Ellinor.

Madeline (die ſchon lange ihre Blicke auf Brandon gerichtet hat für ſich) Was mag das für ein Menſch ſein?

Ellinor. Hat ſie Euch nicht den Rahm von der Milch geſtohlen?

Bunting. Ein Spitzbube? Meine Jacobine? Nein Miß!

Brandon (fährt auf und glotzt die Mädchen ſtarr an). Was Teufel! was ſind denn das für Weibsbilder? Sind ſie aus der Erde gewachſen?

Wirth (ſtößt ihn an). Sir, ſo grüßt doch die Ladies!

Brandon. Pah! (rauh) Guten Abend, Myladies!

Ellinor (erſchrickt). Mein Gott! (halblaut). Wer iſt das? —

Madeline (ist kalt grüßend einen Schritt zurückgetreten). Welch ein widerwärtiges, freches Gesicht!

Bunting (halblaut). Ein Fremder, Miß; Bischen dreist! Mann von Welt! Resolut! Ein Reisender!

Ellinor (etwas schüchtern grüßend). Guten Abend! — Glückliche Reise! (sie tritt zu Madeline, die in den Vordergrund gegangen ist). Schwester, hast Du den Menschen dort bemerkt?

Madeline. Ja wohl; ein widerwärtiger Gesell! (sie sprechen leise mit einander).

Wirth (im Tone des Vorwurfs zu Brandon). Ihr habt die Fräulein so unschicklich angestarrt, und kaum den Hut gelüftet! Es sind die Töchter unsers Squire.

Brandon. So? Da sind sie was Recht's! Sie sind wohl zu fein, um gerad' angesehen zu werden! Ha, ha, ha, Setzt Euch wieder her! Trinkt noch einmal! Laßt die Weiber laufen und gebt mir weitern Bescheid über Weg und Steg! Da trinkt! sag' ich.

Bunting (für sich brummend). Hm! doch ein Mann von Welt! (setzen sich wieder).

Ellinor (im Gehen). Corporal Bunting, wenn unser Vetter Walter hier vorüber käme — er ist mit seinem Cabriolet zum Friedensrichter Osborne gefahren — so sagt ihm nur, wir hätten unsern gewöhnlichen Spaziergang über die Haide, hinter Mister Arams Haus vorbei gemacht, falls er uns etwa treffen wollte. — Guten Abend! (mit Madelinen ab).

Bunting (ihr nach). Werd's rapportiren! Miß, werd's rapportiren! Muß hier vorbeikommen, der junge Squire. —

Scene IV.

Vorige (ohne Madeline und Ellinor).

Brandon (der den Abgehenden nachgesehen hat). Also Eures Squire Töchter sind das? — Hübsche Larven; aber verflucht vornehm — hochnasig!

Bunting. Nichts da! Blitz und Kanonen! Die besten Ladies in der Grafschaft.

Brandon. Das will was ſagen! Eine wie die Andere! — Sind ſie reich.

Wirth. Je nun, Sir! Unſer Squire — es giebt reichere Lords in London — aber das Herrenhaus iſt ſtattlich; die Felder und Wieſen —

Brandon. Hat er viele Pächter? Saugt er ſie gehörig aus, wie es Brauch iſt?

Wirth (bei Seite). Zuverläſſig ein Lord! er verſteht den Comment zu gut. (laut) Kann man eben nicht ſagen; die Pachten ſind billig; Alles was recht iſt, die meiſten ſchon vom Urgroßvater her.

Brandon. Der Alte ſcharrt wohl Guineen zuſammen? Hm? — Hält er was auf Silberzeug? Die Mädel hatten dicke Bommeln in den Ohren und ſchwere Ketten um die Hälſe. Ein dreißig Guineen werth!

Wirth. Ihr verſteht's! — Aber ſchmeckt Euch das Bier nicht mehr?

Brandon. Ich bin nicht mehr durſtig — meine Zeit iſt auch vorüber! — (für ſich) Hm! wenn die Haide einſam genug iſt, ſo verlohnte ſich's wohl der Mühe — der Buſch es iſt gerade mein Weg. — (laut) Was iſt die Uhr?

Bunting. Hm! Sonne tief — wird bald in der ſiebenten Stunde ſein.

Brandon (ſteht auf). Ich thue am beſten, ich gehe. — Alſo dort hinaus?

Wirth. Richtig, Sir! denſelben Weg, den die Fräulein gegangen ſind. Nachher aber, wenn Ihr das ſchwarze Haus mit dem Thurm ſeht —

Brandon. Wo Aram wohnt?

Wirth. Ganz recht, Sir; wo Miſter Eugen Aram wohnt — ſchlagt Ihr Euch den Fußpfad rechts, ſonſt kommt Ihr wieder in die Landſtraße.

Brandon. Guten Abend denn, Herr Wirth zum ſcheckigen oder ſchäbigen Hund! Guten Abend, Ihr altes Soldatengeripp! Auf Wiederſehn! (er ſchlägt ſie derb auf die Schulter und geht ab.)

(Wirth und Bunting ſehen einander verdutzt an.)

Bunting. So muß Blut fließen!

Wirth. Verteufelter Grobian, der!

Bunting. Aber — Mann von Welt!

Wirth (wichtig). Pah! Ein Lord, ſage ich Euch, ein Herzog!

Bunting. Blitz und Kanonen!

(Man hört Peitſchenknall.)

Wirth. Horch auf! was giebt's denn dort?

Bunting (legt die Hand über die Augen). Sieh da! mein junger Squire! Ja ja — iſt ſein Cabriolet.

Wirth. Wahrhaftig, unſer junger Herr! — Blitz! er hält am Hofthor! — Da muß ich ihm entgegen und abſteigen helfen. (ab.)

Bunting (nimmt eine Priſe Taback). Wird's Pferd hier verſchnaufen laſſen wollen. — Will's ein Bischen pflegen helfen! (er eilt dem Wirth nach.)

Scene V.

Bunting. Walter Leſter (kommt, vom) Wirth (begleitet, Bunting entgegen.)

Bunting. Ah — da ſind Euer Gnaden ſchon! — Wollte eben —

Walter. Guten Tag, Bunting! (zum Wirth) Ein Glas kühles Ale! der Nachmittag war warm.

Wirth. Soll Euer Gnaden ſogleich zu Dienſten ſtehen (ſpringt nach dem Hauſe).

Walter. Sieh ein wenig nach meinem Braunen, Bunting. Er iſt erhitzt. Der Weg von Osborne's Haus hierher iſt ſchlecht.

Bunting. Werd'n Biſſel mit Stroh abreiben — den Gaul, mein' ich.

Walter. Ja, geh und thue das.

Bunting. Geht noch nicht, Euer Gnaden.

Walter. Wie ſo?

Bunting. Hab' Euer Gnaden erſt einen Rapport zu rapportiren von Miß Ellinor.

Walter (lebhaft). Von Elli — — von Miß Ellinor? — Nun, ſo rapportire denn!

Bunting. Die beiden Miſſes, Miß Madeline und

Miß Ellinor waren hier am Haus — iſt noch nicht zehn Minuten. Sind dort 'naus ſpazieren gegangen —

Walter. Dort hinaus?

Bunting. Ja Sir. Miß Ellinor ſagten, wollten gewöhnlichen Spaziergang machen — nach Herrn Arams Haus —

Walter (~~ſtutzt~~). Aram?

Bunting. Ja. Miß Ellinor ſagten, wenn Euer Gnaden ſie etwa treffen wollten — ſo wären ſie durch den Buſch, über die Haide hinter Herrn Arams Haus gegangen; dann wieder in die Landſtraße von Mildenhall.

Walter (~~zerſtreut~~). Schon gut! — Hm! Ja. — Geh Bunting, ſorge für den Braunen! Es iſt ſchon gut ſo.

Bunting. Will ihn pflegen, wie meine Katze, das Jacobinchen — apartes Thier —

Walter. Mach, daß Du fortkommſt!

Bunting. Basta! Bin ja ſchon auf dem Wege. (~~brummend im Abgehen~~) So muß Blut fließen! (ab.)

Walter (~~auf und ab gehend~~). Schon geſtern den ganzen Abend ſprach man mehr von Aram, als von mir, der ich doch erſt von einer langen, mühſeligen Reiſe zurückgekehrt war! — Und heut — wo ich mein Pferd faſt todt treibe, um den Abend zeitig zurück zu ſein — heut läßt Ellinor mir ſagen, ſie ſei nach Arams Haus ſpazieren gegangen! — Ihr gewöhnlicher Spaziergang! — Der finſtre ſcheue Menſch! Ich habe ihn nie leiden mögen! — So ein Gelehrter, der uns Andre alle verachtet — dem ſeine Paar hundert Bücher mehr werth ſind, als alle die Millionen Brüder auf der Erde! — Ich mag ſie nicht treffen! —

Wirth (bringt auf einem Teller ein Glas). Hier, Euer Gnaden, ein ächtes Glas Ale.

Walter (~~trinkt~~).

Wirth. Hm, hm! wie raſch die Zeit rückt! Die Sonne will eben untergehen.

Walter (~~für ſich~~). Ob ich ihnen doch folge? Soll ich das Cabriolet hier ſtehen laſſen? — Nein — Bunting kann es nachführen. — Es wird in der That dunkel, und die Gegend iſt einſam. (laut zum Wirth) Freund Snuppers, beſtellt an Bunting, er ſolle mein Pferd tränken, und dann

das Cabriolet langsam die Landstraße hinauf führen bis in die Gegend von Arams Haus. Ich werde hier auf dem Fußpfad den Ladies folgen, und ihn dort antreffen.

Wirth. Sehr wohl, Sir!

Walter. Nun, guten Abend! (~~für sich~~) Ich muß genauer in der Sache sehen. — Wenn Ellinor — nein, es ist unmöglich! (ab.)

(Verwandlung.)

(Die Bühne stellt Eugen Aram's Studierzimmer dar. Man sieht mathematische Instrumente, Bücher u. s. w. Das Zimmer ist wohl geordnet, aber düster. Nach und nach etwas dunkel machen.)

Scene VI.

Aram (allein).

Aram (kommt mit zwei Folianten aus einem Seitengemach und legt sie auf seinen Studiertisch). Vielleicht, daß ich mir hier Rath hole! — Ihr seid bestäubt — der Staub der Vergessenheit! Das Loos ist so hart nicht, als es scheint. (er setzt sich und schlägt die Bücher auf.) Nichts Besseres! Trockene Verstandes-Resultate? — Dies Studium widert mich nach gerade an. — Wahrlich, wahrlich! Ich hatte und ich habe Recht! Alle Gesetze sind nur da, um die breite, flache Gemeinheit sicher zu stellen gegen jedes Außerordentliche! Wo ein Geist Schwingen fühlt, sie regt, — da schlägt er sich wund am Gitter der Gesetze! (~~er steht auf und geht auf und nieder.~~) Nur wer sich ganz lostrennt aus der allgemeinen Kette, fühlt ihren Druck nicht. — Ganz lostrennt! — Wer vermag das? — Suchte ich nicht deshalb die Einsamkeit — begrub ich mich nicht in den tiefsten Schacht der Gedankenwelt? — Aber er ist so dunkel als tief — und so kalt! — Ich hätte doch meinen Abendspaziergang nicht unterlassen sollen; nun dunkelt es schon! (~~er tritt an das Fenster.~~) Der Himmel umwölkt sich — es wird keine Sternennacht. Ich werde nicht beobachten können. Der Herbst, der Herbst — bald der Winter — nun der sechszehnte! (er versinkt in tiefes Nachdenken.) Und ist dir denn

in dieſer Zeit einmal der Frühling angebrochen? — Es wehte mich an, wie Frühlingslüfte, mild, lau — das Eis um mein Herz ſchmelzend, als Ihre holde Geſtalt — — — Nein, nein! laß dieſe Träume! Setze dich zu deiner alten Sibylle Wiſſenſchaft, und höre ihre Weiſſagungen! Die graue Alte wird getreu bei dir ausharren — denn das Gute hat ſie: dem Greiſe iſt ſie am treueſten, und lehnt ihre kalte Bruſt am liebſten an die kalte. Eins giebt ſie dir doch — Ruhe — Ruhe! —

(es ſchellt ſtark*), Aram fährt zuſammen.)

Ha! was ſoll das? —

(Es ſchellt abermals; Aram beſtürzt und in Verwirrung.)

Das iſt kein gewöhnlicher Beſuch! — Wenn es — — unmöglich! — Und warum nicht? — Wenn es nun doch wäre! — Ich ſorge für den äußerſten Fall— ich will in den Garten! Zu ſpät! Es iſt ſchon geöffnet! (er geht entſchloſſen nach der Thür.)

Scene VII.

Eine alte Haushälterin (öffnet huſtend die Thür), Madeline (auf) Ellinor (geſtützt, tritt ein.) Aram.

Aram (zurücktretend). Himmel — Sie! — Seliges Wunder! — wie iſt mir geſchehen!

Madeline. Vergeben Sie unſern Ueberfall —

Ellinor. Der Schweſter iſt ein Unfall zugeſtoßen, Sir.

Aram (faßt ſich). Miß — ich bitte Sie, was iſt Ihnen begegnet?

Ellinor. Komm, ſetze Dich, liebe Madeline. Wie iſt Dir? (ſie führt ſie zu einem Lehnſeſſel.)

Madeline. Der Schreck war das Schlimmſte — das Uebel iſt leicht — der Fuß ein wenig vertreten.

Aram. Mußte es denn gerade ein Unglücksfall ſein, der Sie über meine Schwelle führte!

Ellinor. Wir ſind vielleicht recht thöricht geweſen! — Vor dem Wirthshauſe trafen wir einen Fremden, der ein verdächtiges Anſehn hatte. Als wir hier auf die Haide

*) Die Glocke muß einen etwas ſchweren, düſtern Ton haben.

oberhalb des Hauſes gekommen waren, werfe ich zufällig einen Blick rückwärts, und ſehe eine Geſtalt haſtig durch die vereinzelten Büſche ſchlüpfen.

Madeline. Ich erkannte ſogleich jenen Fremden. Als wir den Rand der Höhe erreichten, war er dicht hinter uns. In der Haſt merkte ich nicht auf den Weg, der ſich plötzlich ſteil ſenkt; ich trat fehl — doch Ihre Wohnung lag kaum hundert Schritte vor uns.

Aram. Und verfolgte der Verdächtige Sie dennoch?

Madeline. Nein, der unvermuthete Anblick eines bewohnten Hauſes hielt ihn wahrſcheinlich zurück.

Ellinor. Vielleicht auch der Zufall! Glücklich war es in jedem Fall, denn die Schweſter vermochte nur mit größter Anſtrengung zu gehen, und ſo wollten wir Sie bitten, Sir, uns eine Freiſtatt zu gönnen, bis wir nach Haus nach einem Wagen geſandt haben.

Aram. Miß, ich ſelbſt werde ſogleich —

Madeline (~~thut einen unterdrückten Schrei~~). Ah!

Ellinor. Was iſt Dir Schweſter? Sprich?

Aram (~~zugleich~~). Was erſchreckt Sie?

Madeline. Bethört mich die Furcht, oder ſchwebt mir noch das Schreckbild von zuvor vor Augen — mir war es ſo eben, als hätte ich den Kopf des Fremden dort hinter dem Fenſter zwiſchen den Blumen hereinblicken ſehen.

Aram. Ich will ſogleich nachſehen (~~er eilt nach dem Fenſter~~).

(In dieſem Augenblick ſchellt es abermals.)

Ellinor. Madeline (~~zugleich~~). Ach! da iſt er!

Aram (~~ruhig~~). Sein Sie unbeſorgt. Ich öffne ſelbſt. — In dieſem einſamen Hauſe bin ich nicht ohne Vertheidigungsmittel. (~~Er nimmt ein Piſtol von der Wand~~ und geht hinaus.

Madeline (~~will ihm nach~~). Um's Himmels Willen, Sir — ſtellen Sie ſich nicht blos!

Ellinor (hält ſie zurück). Beruhige Dich, Madeline — Du darfſt nicht aufſtehen.

(Einige Augenblicke ſtummes Spiel, damit Aram nicht zu ſchnell zurückkehre).

Scene VIII.

Vorige. Aram (kehrt zurück mit) Walter Lester.

Ellinor (erstaunt-überrascht). Vetter Walter! Ist's möglich!

Walter (betroffen). Ich komme wohl sehr unvermuthet —

Ellinor. Freilich, aber sehr erwünscht!

Walter. Welch ein Unfall! Mister Aram erzählte mir schon (er wendet sich zu Ellinor). Die so sehr einsamen und entlegenen Spaziergänge, liebe Ellinor, sind doch nicht ganz glücklich gewählt.

Madeline. Es war mein Wunsch, Walter, diesen Weg zu gehen.

Aram (für sich). Ihr Wunsch! (er geht bei Seite und hängt das Pistol wieder an.)

Ellinor. O, der meinige auch; und ich dächte, er wäre sehr verzeihlich.

Walter (empfindlich). Gewiß, sehr erklärlich.

Madeline. Du hast Recht, Walter, mich unbesonnen zu schelten; doch ich weiß, Du bist auch so gut, daß Du mir verzeihst, und mir jetzt Deine Hülfe leihen wirst. Ich habe mir den Fuß vertreten, ich werde nicht nach Hause gehen können. Herr Aram wollte schon so gütig sein, uns den Wagen beim Vater zu bestellen — willst Du —?

Walter. Welche Frage? Aber es wird nicht nöthig sein, denn mein Cabriolet hält hier unterhalb des Hügels auf der großen Landstraße an der Brücke; ich hatte mir Bunting damit nachbestellt.

Madeline. Ein glücklicher Zufall!

Walter. Bis zum Wagen trage ich Dich —

Madeline (lächelnd). Das wird nicht nöthig sein;

Aram (für sich). So schnell soll der holde Sonnenblick vorübergehn?

Madeline. Lieber Walter, gieb mir Deinen Arm. (sie steht mit Walters und Ellinors Hülfe auf; zu Aram) Nehmen Sie unsern aufrichtigsten Dank für Ihre Güte.

Ellinor. Den herzlichsten!

Aram. Sie beſchämen mich — hätte ich Ihnen nur irgend einen Dienſt leiſten können; aber auch den geringſten hat mir ja der Zufall abgeſchnitten.

Ellinor. Geben Sie ihm Gelegenheit, Sir, uns zu entſchädigen. Erwiedern Sie unſern unfreiwilligen Beſuch durch einen freiwilligen im Hauſe unſeres Vaters.

Aram. Miß!

Madeline. Sie würden ſehr willkommen ſein.

Aram. Ich wage nicht, Miß — ſeit vielen Jahren bin ich gewohnt, nur mit der Einſamkeit zu verkehren —

Ellinor (heiter). Verſuchen Sie es nur mit uns! — Auf Wiederſehen, Sir, nicht wahr?

Aram. O wie gern!

Walter (kalt). Leben Sie wohl, Sir!

(Alle drei gehen ab; Aram geleitet ſie bis an die Thür.)

Scene IX.

Aram (allein).

Aram (kehrt zurück. Es beginnt zu dämmern). War es ein Traum? — Hat eine himmliſche Erſcheinung mich begrüßt? — Dieſer öde Raum — mein Kerker — er war von ihrem milden Glanz erfüllt! — — Ja, es giebt eine Sühne! Die Binde des ſchweren Irrthums fällt von meinen Augen. Jetzt, jetzt zum erſtenmale ſeh' ich klar, was ich längſt ahnte! — Das heilige Licht der Liebe erleuchtet meinen Pfad. Ach Vater! mein ſchuldiges Herz ſchmilzt in Reue! — Aber biſt Du es nicht, der mir den Engel der Gnade und des Friedens geſandt hat? — Ich faſſe ſeine Hand. Neu geſchloſſen iſt der Bund! — Ja, Aram! Du kannſt wieder glücklich werden!

Scene X.

Aram. Brandon (halb durch die Thür lauſchend und umherſpähend).

Brandon (für ſich). Die Hausthür offen — Niemand

zu ſehen — das Haus iſt wie ein ausgenommenes Rabenneſt! — Auch hier Niemand? — Halt! da ſteht etwas. — Das könnte er ſein! (laut) Holla! Guten Abend!

Aram (fährt auf, als er Brandon ſieht, ſtutzt einen Augenblick, geht aber entſchieden auf ihn los). Wie ſeid Ihr hier eingedrungen? Was wollt Ihr?

Brandon (für ſich). Er iſt's! — (laut) Guten Abend, Eugen Aram!

Aram (tritt zurück). Ha! Wer ſeid Ihr?

Brandon. Macht's die Dämmerung, daß Du mich nicht kennſt? Oder ſind's die ſechzehn Jahre?

Aram (drückt beide Hände vor die Stirn). Sterne meines Schickſals!

Brandon. Ha, ha, ha, ha! Wacht Dein Gedächtniß auf?

Aram (ſchwankt; er will nach einem Seſſel greifen, ſinkt aber in die Knie.)

Brandon (packt ihn rauh an). He! holla! Was ficht' Dich an? Zum Teufel! ſo halte Dich doch auf den Füßen! Peſt und Hölle!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Waldige Gegend hinter des Squires Garten.

Scene I.

Nicholson. (Gleich darauf) Bunting und der Wirth (von verschiedenen Seiten mit) bewaffneten Bauern.

Nicholson (flüchtet aus dem Busch). Daß die Pest das Gesindel hole! — Dort kommt beim Teufel, auch ein Haufe Bauern her! — Hinter mir — Jetzt ist kein Ausweg mehr!

Bunting (noch halb in der Scene). Blitz und Kanonen! — Steh', sag' ich. So muß Blut fließen! (er kommt mit Bauern auf die Scene, die Piken und ländliche Bewaffnung tragen.)

Wirth (von der andern Seite). Halt! — Werda? In's Gerichts Namen, steht!

Bunting. Steht, oder ich lasse mein Bataillon feuern! Basta! — Habt Eure Mütze vor Eil verloren — seht einmal da! (er zeigt Nicholson eine Mütze.) Steht, sag' ich! Bataillon! Fällt's Gewehr!

Nicholson (trotzig). Nun? Da steh' ich! Was hat denn die Treibjagd zu bedeuten? Seht Ihr mich für einen Hasen an?

Bunting. Kann ein Fuchs im Balg stecken. Mann von Welt läßt sich nicht anführen! Seid Kriegsgefangner!

Nicholson (stampft mit dem Fuße. Bauern umgeben ihn). Nun? Was soll's denn jetzt? Nun steh' ich hier zwischen

Euren Bratſpießen — was hat das zu bedeuten? Gebt Antwort!

Bunting. Blitz und Kanonen! Peter Snuppers! Armee! Habt Ihr ſo was erlebt? Kriegsgefangener will Capitulation vorſchreiben! Baſta! So muß Blut fließen!

Nicholſon. Ich ſchere mich den Teufel um Eure Nußknacker-Armee, Ihr grauköpfiger Zopfträger oder grauzöpfiger Kopfträger — ſondern ich frage, mit welchem Recht Ihr einen guten Engländer, der als Bote über Feld geht, wie einen tollen Hund aufjagt?

Bunting (zu Nicholſon). Was habt Ihr im tiefen Farrenkraut zu liegen?

Nicholſon. Pflanzt Roſen auf Eure verfluchte Haide, ſo braucht Einer, der müde iſt, ſich nicht unter das feuchte Kraut zu decken, wenn ihn die Sonne ſticht.

Bunting. Hm! Roſen pflanzen! Mann von Welt, der! — Glaub's wohl! — — Werde Kriegsrecht über Euch halten! Spion wird — (er macht die Pantomime des Hängens.) Marodeur — erſchoſſen! Eins von Beiden. Euren Paß — Eure Marſchordre —

Nicholſon (für ſich). Ich muß dem Holzkopf doch am Ende antworten. (laut) Kurz und gut, ich hab's geſagt. Ich bin Bote aus Mildenhall, ſoll zu einem gewiſſen Miſter Aram —

Wirth. Seht, Bunting, da kommt der Squire mit Miſter Aram und den beiden Miſſes eben her. Nun wird ſich die Wahrheit ergeben.

Bunting. Bataillon! Gewehr auf! Richt't Euch! — Daß Ihr mir den Spitzbuben nicht entwiſchen laßt! — Will rapportiren!

Scene II.

Squire Leſter, Aram, Madeline und Ellinor (kommen aus dem Walde.) Vorige.

Leſter. Was giebt's hier? — Was bringſt Du, Bunting? Habt Ihr etwas Verdächtiges bei Eurer Patrouille gefunden?

Bunting. Gehorsamsten Respekt, Euer Gnaden! — Hab' da einen Spion oder Marodeur oder so was aus dem Blachfeld gejagt. — Arrestant! Basta!

Lester. Wer seid Ihr, Freund? Was ist Euer Geschäft?

Nicholson. Mein Geschäft ist ehrlicher, als daß dieser Leute hier, Sir. — Ich laufe über Feld, um eine Botschaft zu bestellen; — diese Spieß-Gesellen aber haben mich wie Räuber überfallen —

Wirth. Räuber! daß Dich —!

Bunting (zugleich). So muß Blut fließen!

Lester. Gemach, guter Freund! — Legt Eure Zunge in Zaum! — Diese Leute thun, was ihres Amtes ist. Die Gegend ist seit einigen Tagen von sehr verdächtigem Gesindel, das bereits Straßenraub und Einbruch verübt hat, durchstreift worden. Wer sich daher auf der Landstraße zeigt, muß sich ausweisen können. Woher seid Ihr?

Nicholson (für sich). Hier gilt's vorsichtiger sein! — Wahrhaftig, Sir, ich bin aus Lincolnshire und seit drei Wochen auf Arbeit in Mildenhall. Von dort hat mich ein Gentleman als Bote gedungen, um hier einem gewissen Mister Eugen Aram einen Brief zu bringen. Auf dem Wege nach seinem Hause —

Lester. Das trifft sich glücklich für Euch, denn dort steht Mister Aram — da werden wir schnell im Klaren sein. (zu Aram) Bester Sir, hier ist von Ihnen die Rede.

Aram (der inzwischen im Gespräch mit Madeline und Elinor im Hintergrunde geblieben ist). Von mir? — Wie das?

Lester. Dieser Mann behauptet einen Brief an Sie zu haben.

Aram ([illegible]). Dieser Mensch dort? (für sich) Zuverlässig von ihm! Welche freche Dreistigkeit, mir einen solchen Schurken zu senden! (laut) An mich hättet Ihr einen Brief?

Nicholson. Ja, Sir. — Hier! Ist dieser Zettel an Euch, oder nicht? — Jetzt gebt Bescheid! (er giebt ihm einen Brief.)

Aram (nimmt ihn hastig und wirft einen raschen Blick darauf). Ja, die Aufschrift lautet an mich (er liest, während

er den Brief öffnet, Nicholson mit einem durchdringenden Blick; für sich). Kein Zweifel! der Mensch trägt den Stempel seines Gewerbes auf der Stirn! — (mit ruhiger Fassung zum Squire) Ganz richtig, Sir! Es ist eine Botschaft von meinem Verwandten, von dem ich Ihnen schon zuvor sagte, daß ich ihn morgen früh noch in Mildenhall treffen wollte. Er läßt mich noch auf heut Abend bescheiden, da er unvermuthet früher ankommt, und morgen zeitig abreisen muß. — Hier, mein Freund, habt Ihr ein Trinkgeld. Geht nur zurück und meldet, ich würde pünktlich eintreffen.

Nicholson. Sehr wohl! (will fort.)

Bunting. Basta! Halt! Arrestant! Erst dem Commandeur rapportiren.

Lester (lächelnd). Schon gut, Bunting! Der Mann kann seines Weges gehen.

Bunting. Gehorsamsten Respect! Vorwärts! Marsch!

Nicholson (halb laut). Seht Ihr, dumme Dorftölpel! Aber jetzt nehmt Euch in Acht, daß ich nicht einmal auf einem Kreuzwege einen von Euch treffe! Ich würde Euch meinen Dank abtragen, daß Ihr Euch den Pelz danach schütteln solltet! (ab.)

Bunting. Basta! — Mann von Welt, der!

Lester. Habt Ihr sonst nichts Neues, Kinder?

Wirth und Bunting. Nichts, Sir!

Lester. So laßt die Leute nur zu Haus gehen, damit sie sich ausruhen. Aber zu Nacht fangt Eure Patrouillen wieder an, und stellt Eure Posten aus, wie wir verabredet haben.

Bunting (militairisch grüßend). Befehl! Bataillon — Kehrt! Marsch! (Bunting, der Wirth und die Bauern marschiren ab.)

Scene III.

Lester. Aram. Madeline. Ellinor.

Aram. Die Botschaft bringt mich um das Ver-

gnügen, auch den Abend bei Ihnen zuzubringen. Ich muß fort.

Lester. Sogleich? Einen Augenblick werden Sie doch noch eintreten —

Madeline (besorglich). Wollen Sie denn unmittelbar von hier aus nach Mildenhall — und ganz allein?

Aram. Ich hatte mich schon zuvor so eingerichtet — jetzt um so mehr.

Madeline. Es ist, glaub' ich, nicht ganz wohl gethan, Sir — bei der Unsicherheit der Gegend —

Aram. Sein Sie unbesorgt. Ich fürchte nichts, und bin nicht unbewaffnet.

Ellinor. So dürfen Sie es mir doch nicht versagen, uns noch nach Haus zu begleiten, und eine Erquickung anzunehmen. Darauf bestehe ich! Selbst bei Ihren Büchern können Sie es nicht ganz verlernt haben, Sir, daß man einer Dame nichts abschlagen darf.

Aram. Nicht kann, ist vielleicht richtiger. — So will ich Ihnen denn gern noch auf eine halbe Stunde folgen.

Ellinor. Sie sollten mir überhaupt folgen, und Ihr einsames Haus verlassen, ein freundlicheres in unserm Dörfchen beziehen. Sie haben keinen Nachbar, der Ihnen in der Noth schnell Hülfe leistete. Wenn nun jetzt die Räuber, welche die Gegend durchstreifen —

Madeline (rasch). Wahrlich, Sie sind in Gefahr —

Aram (lächelt und schüttelt den Kopf).

Lester. In der That, Sir, meine Töchter haben Recht.

Ellinor. Sie sollten, bis die bösen Gäste sich verzogen haben, eine Wohnung bei uns annehmen. Nicht so, mein Vater?

Lester. Vortrefflich, Ellinor! Wir würden Alle gewinnen an Sicherheit und Freude.

Aram. Sie überhäufen mich mit Güte — ich muß es ablehnen.

Lester. Hier vor'm Gartenthor nehme ich keine Entscheidung an. Treten Sie noch mit uns ein; Madeline soll Ihnen die Zimmer zeigen, die wir Ihnen anbieten

können. Dann trinken wir ein Glas zum Abschiede, und Sie wissen, bei einem Glase darf man keinen Freundschaftsdienst abschlagen. — Kommen Sie! (er nimmt Arams Arm, und geht mit ihm in den Garten)

Ellinor (zu Madeline). Nun, Madeline? Ist's so recht? Das war längst mein Plan! — Ich hatte es dem Vater schon im Stillen vertraut.

Madeline (gerührt). Meine Ellinor!

(Beide dem Vater und Aram nach).

Scene IV.

Walter (allein).

Walter (tritt auf und sieht den Abgegangenen nach). Wie ich's dachte! — Er ist wieder Ellinor's Begleiter! — In meinem ganzen Leben, glaube ich, hat sie mir noch nicht so viel Freundliches gesagt, wie diesem gelehrten Eremiten in dem einen Nachmittage! — Eremit! Hm! — Wenn er nichts Anderes ist. — Wenn ich nur wüßte, ob es wahr ist, daß der verdächtige Fremde, der vor drei Wochen hier durchstreifte, eine Nacht in seinem Hause zugebracht hat? — Bunting behauptet, er habe ihn in der Morgendämmerung aus Arams Garten fortschleichen sehen! — — Bunting ist freilich ein alter Narr! Dennoch! Warum so räthselhaft, so geheimnißvoll, so ganz menschenscheu, Mister Aram? Wer keine Entdeckungen zu scheuen hat, verbirgt sich mit seinem Thun nicht so! — Pfui, Walter! Wirf den Verdacht weg! Nichts ist es, als jener Hochmuth des Geistes, mit dem er sich über alle andere, einfach natürliche Menschen hinweg glaubt. Das ist's eben, was mich erbittert. Darum hasse ich ihn. — O ich würde ihn hassen, selbst wenn Ellinor nicht so überaus freundlich und zuvorkommend gegen ihn wäre. — Aber wenn sie ihn nun wirklich liebte? — O das wäre traurig, sehr traurig für mich. Ich bin ihr so herzlich gut — sie ist so liebevoll!

(er setzt sich auf eine Rasenbank, die halb im Gebüsch liegt, und versinkt in Nachdenken.)

Scene V.

Aram (kommt aus dem Garten). Walter (unbemerkt).

Aram. Nun Muth, Scharfſinn, Kälte, — alle Waffen des übermächtigen Geiſtes, kommt mir zu Hülfe! Das Raubthier in der Wüſte ſtutzt vor dem unerſchrockenen Blick des Jägers, und wagt den Sprung auf die Beute nicht — ſo beherrſcht es der höhere Geiſt. — Sollte ich einer dumpfen untergeordneten Natur nicht Herr werden? — Es muß gelingen — deshalb wird es gelingen! (er geht nachdenkend auf und ab).

Walter. Was ſeh ich? Aram! — Er hat alſo das Schloß verlaſſen? — Hm! Wenn ich einmal mit ihm ſpräche!

Aram. Er muß fort — auf ewig! — Die rohe Unvorſichtigkeit, mir dieſen Boten zu ſenden! — (er zieht Nicholſons Zettel heraus). „Du mußt um acht Uhr in der Höhle ſein — ſpäter rufen mich Geſchäfte." — Geſchäfte! (finſter) Ich kann mir's denken, welcher Gattung! Auch ohnehin wäre mir die Mitternachtsſtunde lieber geweſen — ſie übt ihren Einfluß auf Gemüther ſeiner Art. — (er zieht die Uhr heraus). Es iſt noch nicht Zeit; ich mag nicht zu früh kommen. Es ſtellt mich in Nachtheil gegen ihn. — Ich muß Alles auf die Wage legen, jeden kleinſten Vortheil mir zu Nutze machen, um dieſen einzigen Feind meines Lebens ganz, ganz zu beſiegen. (er überlegt).

Walter (nähert ſich ihm, doch ſo, daß ihm Aram den Rücken zugewendet hat). Miſter Aram —

Aram (außer Faſſung heftig). Wer ſeid Ihr — was wollt Ihr — Horcher!

Walter. Sir!

Aram (noch heftig). Sie behorchten mich, Sir! — Ich bitte um Ihre Erklärung.

Walter (ſtark). Auf Anreden in dieſem Tone pflege ich Erklärungen nicht zu geben, ſondern zu fordern. Ihr Ausdruck, Sir, macht aber auch das unnöthig! — Sie haben mich beleidigt — Sie werden mir Genugthuung geben.

Aram (sehr [illegible]). Sie haben vollkommen Recht, Sir Walter; ich war überrascht — ich übereilte mich.

Walter. Ein trefflicher Rückzug! — Doch Sie täuschen sich, mein Herr. — Der Flecken einer Beleidigung spült sich nicht so oberflächlich ab. Wer mich einen Schurken nennt, der hat dafür mit seinem Leben einzustehn.

Aram (fest). Das that ich nicht, Sir Walter; (sanfter) und hätte ich es gethan, so würde ich es immer noch für ehrenvoller halten, ein Unrecht einzugestehn, als es zu verdoppeln.

Walter. Nicht Sie haben hier die Wahl, zu handeln, sondern ich, Sir.

Aram. Ich ersuche Sie, mich einen Augenblick ruhig anzuhören. — Seit Jahren in tiefster Abgeschiedenheit von den Menschen lebend, stets mit Gedanken und Arbeiten beschäftigt, die meine ganze Seele aufregen, habe ich mir, ich weiß es, die Gewohnheit angenommen, meine einsamen Gedanken laut aussprechen. Daß dabei belauscht zu werden, höchst unangenehm berühren muß, werden Sie mir zugeben. Urtheilen Sie nun, ob eben jetzt, da ich mich ganz einsam glaubte, da meine Seele mit den wichtigsten Gedanken, die mein ganzes künftiges Geschick bestimmen, erfüllt ist — urtheilen Sie nun, ob Ihr plötzliches Vormirstehen mir ein unwillkürlich hartes Wort entlocken konnte. Ich denke meine Entschuldigung muß Ihnen genügen. Ja, ich habe noch ein größeres Vertrauen zu Ihrer Ehrenhaftigkeit — ich hoffe, Sie sagen mir, ob und was ich etwa laut gesprochen, denn das Unzusammenhängende könnte befremdlich sein, und ich würde es Ihnen gern erklären, so weit ich kann und darf.

Walter (ironisch). Unendlich gütig, in der That! Ich verlange keine Erklärung anderer Art, als die ein Mann von Ehre dem andern nicht verweigern darf. — Noch einmal, Sir —

Aram (immer sanft und ernst). Sir Walter! Das Haus Ihres Oheims ist das einzige, welches ich, seit ich hier wohne, betreten habe. Ihre Familie ist mir mit herzlicher Freundschaft entgegengekommen; Ich habe die höchste Achtung vor Ihrem Oheim — ich kann nicht Zwiespalt

und Unheil in dieſen Kreis guter Menſchen bringen. Glauben Sie, daß ich der wahre Freund Ihres Hauſes bin, und auch der Ihrige ſein möchte.

Walter (bitter). Ich aber nicht der Ihrige Sir.

Aram. Das thut mir weh! — Doch ich hoffe, Sie ändern Ihre Geſinnung.

Walter. Niemals! — Ich frage Sie jetzt noch einmal: wollen Sie mir Genugthuung geben?

Aram. (feſt aber ſanft). Ich darf es nicht, Sir Walter!

Walter. So halte ich Sie für einen Feigen! (er will gehen).

Aram (einen Augenblick auffahrend). Sir Walter! (wieder gefaßt) Sir, ich kann Ihren Gedanken nicht wehren, aber ich gebe Ihnen die Verſicherung —

Walter (lacht ſpöttiſch).

Aram (männlich). Ich gebe Ihnen die Verſicherung, Sir, daß ich Sie ſchone, indem ich Ihre Ausforderung ablehne.

Walter. Immer beſſer! Ich habe nun genug, Sir! (er geht).

Aram. Bleiben Sie, Sir; ich bitte! — Es widerſtrebte mir, aber Ihre Handlungsweiſe zwingt mich zu etwas, was ich ungern thue. (er zieht ein Piſtol aus dem Buſen.)

Walter (erſtaunt). Sie führen Waffen bei ſich?

Aram. Ich wußte, daß ich einen nächtlichen Weg zu gehen hätte, und mußte mich bei der jetzigen Unſicherheit der Gegend darauf rüſten.

Walter. Nun, deſto beſſer! Meinetwegen denn ſogleich. Haben Sie noch ein zweites Piſtol?

Aram. Ja. — Aber Sie irren. Nicht um mich mit Ihnen zu meſſen, halte ich die Waffe in der Hand. — Betrachten Sie jene Birke dort, Sir! Sehn Sie den runden weißen Fleck am Stamm? Auf Mannshöhe etwa?

Walter. Nun?

Aram. Ich werde nicht lange zielen. — (er ſchießt.) Ich erſuche Sie nachzuſehn, ob ich den Fleck getroffen habe.

Walter (erſtaunt, halb für ſich). Wahrlich — ein Meiſterſchuß! — (laut) Das ſoll mich dennoch nicht abhalten, Sir —

Aram (mit Würde). Aber mich. — Ich darf nicht. — Sie denken jetzt, ich weiß es, anders von mir, als daß ſie mir unmännliche Feigheit zutrauten. Damit bin ich zufrieden. — Meine Geſinnung gegen Sie, Sir, hat ſich nicht geändert. Ich wünſche ſehr, Ihr Freund zu ſein, und hoffe, es wird dahin kommen. Leben Sie wohl! (er reicht Walter die Hand dar, die dieſer, halb beſchämt, nimmt. Aram geht.)

Walter. Miſter Aram! (ihm nacheilend) Sie ſagten mir, Sie hätten einen nächtlichen Weg. Er iſt nicht ohne Gefahr. Meine Ehre gebietet mir, Sie zu begleiten.

Aram. Ich muß es ablehnen, Sir. — Ich fürchte die Gefahr nicht, und weiß ihr im Nothfall zu begegnen. — Leben Sie wohl! (ab).

Scene VI.

Walter (allein).

Walter. Ich weiß nicht, wie mir geſchehen iſt. Sein Weſen maßt ſich eine Uebermacht an, der ich gehorchen muß, obgleich ſie mich drückt. — Er beleidigt mich — und ich bin der Beſchämte, der ſeine Vergebung annehmen muß! — Kann ſein Weſen ſich denn je mit der Unbefangenheit eines guten Mädchens verſchmelzen? — Und doch iſt Ellinor freundlicher gegen ihn, als gegen mich. Ich will doch ſogleich — Nein! ich kann ihr jetzt nicht ruhig genug gegenüber treten! — Ich will mich auf's Pferd werfen, einige Stunden umherkreuzen, mich ſammeln! Dann aber muß ich Wahrheit haben! (ab.)

Verwandlung.

(Die Bühne ſtellt eine düſtre Fels- und Waldgegend, einen höhlenartigen Raum, dar. Unter einem Felsüberhange brennt ein Feuer.)

Scene VII.

Brandon (allein.)

Brandon (legt am Feuer und ſchürt es). Die Dorfuhr hat ſchon längſt drei Viertel geſchlagen — die Sonne iſt herunter — es muß acht Uhr ſein! — Er wird mich doch nicht warten laſſen, zum Teufel! daß mir mein Antheil an der Expedition dieſer Nacht entginge? — Sonſt war er pünktlich! Freilich nur wie ein Bücherwurm! Er verſäumte die Schule nicht, und wußte ſeine Pſalmen auf's Komma auswendig! Hol' der Teufel das Pſalmheulen! Mir hat's nicht geholfen! Aber Aram — Horch! rauſcht es da nicht im Gebüſch? — (er hält die Hand über's Auge.) Das Feuer hat mich geblendet; ich ſehe nichts! — Wahrhaftig, ich irre mich nicht — es klettert über die Felsblöcke — das muß er ſein! Eben ſchlägt es acht Uhr — hm! pünktlich!

(Man hört eine ferne Dorfuhr ſchlagen.)

Scene VIII.

Aram. Brandon.

Brandon. Pſt! Biſt Du's, Aram? Guten Abend!

Aram (nickt ſtumm) — Sind wir allein?

Brandon. Als wären wir zuſammen begraben! — Du ſiehſt Dich ſo um — biſt Du mißtrauiſch?

Aram (kalt). Vorſichtig.

Brandon. Nun beim Teufel! wenn einer von uns hier Vorſicht braucht, ſo bin ich's doch wohl.

Aram. Vorſicht hat Jeder nöthig. — Weshalb bliebſt Du nicht bei der Mitternachtsſtunde, die ich Dir beſtimmt hatte?

Brandon. Ah was, Mitternacht! Die Nächte ſind kalt und feucht. Jetzt iſt's ſo ſtill und ſicher, wie nachher.

Aram (ſtreng). Ich wollte aber nicht, daß Jemand mich dieſen Weg nehmen ſähe.

Brandon. Nun, nun! Sprich nur nicht mit mir, wie der Oberrichter in London! Ich denke, wir ſind und bleiben gute Freunde, die einander etwas zu Gefallen thun.

Aram (macht eine Bewegung des Unwillens.)

Brandon. Was willſt Du denn eigentlich von mir?

Aram. Du weißt, ich gab Dir, als Du vor drei Wochen bei mir anſprachſt, eine anſehnliche Summe nur unter der Bedingung, daß Du Dich niemals wieder vor mir, noch in dieſer Gegend blicken ließeſt.

Brandon. Ah was! Umſtände ändern die Dinge! Ich wollte damals zu einem alten Verwandten in Lincolnſhire, um ihn zu pflegen und zu beerben. Als ich ankam, war er todt und hatte nichts hinterlaſſen. — Da mußte ich auf andern Unterhalt ſinnen, und der führte mich wieder in dieſe Gegend.

Aram (finſter). Ich vermuthe, Du biſt hier in Verbindungen, die Dir gefährlich werden können.

Brandon (frech). Pah! Was iſt gefährlich? Mich dünkt der Hunger gefährlicher als ein Strick — drum wage ich's auf die kleinere Gefahr.

Aram. Alſo ſtehſt Du wirklich mit jenem Geſindel in Verbindung, das ſeit einigen Tagen in der Umgegend Raub und Einbruch verübt?

Brandon. Hm —! (pfeift leichtfertig.) Warum ſoll ich's leugnen? — Es iſt noch lange nicht das Schlimmſte, was man thun kann!

Aram (ſchaudert zuſammen).

Brandon. Frierſt Du?

Aram (herausſtoßend). Es iſt feucht und kalt hier.

Brandon (grinſend). Wärme Dich am Feuer dort! — Es iſt doch noch nicht ſo kalt hier, wie in St. Robertushöhle bei Knaresborough! weißt Du? Und damals hatten wir kein Feu — —

Aram (hat ihn plötzlich ingrimmig an die Kehle gepackt). Ich erwürge Dir jeden Laut Deiner verruchten Kehle auf ewig! Thier!

Brandon (ſich ſträubend). Uf — Ah —

Aram (ſchleudert ihn mit Uebermacht zu Boden). Nein!

ich verachte dieſen Ausweg! (er geht ſtolz auf und nieder) Du haſt nichts zu fürchten!

Brandon (ſich aufrichtend). Uf! — Luft! — Ich erſticke! Verfl —

Aram. Steh' auf! Reize mich nicht, Richard, und ich will ruhig mit Dir reden.

Brandon (richtet ſich auf, halb ſcheue Blicke auf Aram werfend, er ſucht unvermerkt eine Waffe hervorzuholen).

Aram (ſtark, indem er ſein Piſtol zieht). Rühre mit keinem Finger an eine Waffe! — In dieſem Falle wäre ich ſchneller, als Du! — Ich ſage Dir, Du haſt nichts zu fürchten, wenn Du mich ruhig anhörſt.

Brandon (murrend). Höll' und Teufel! Du faßeſt mir an der Kehle, als hätte mich der Satan mit ſeiner ſchwarzen Kralle gepackt. — Was that ich Dir zu Leid — ver —

Aram. Schweig! — Ich ſchäme mich — es widert mich vor mir ſelbſt, daß ich meine Hand an Dich legte. Du mußt wiſſen, wie fern mir der Gedanke iſt, mich Deiner ſo zu entledigen! — Doch bin ich entſchloſſen, Dir für immer den Weg zu mir zu ſperren. — Wenn Du wähnſt, ich werde mich ſo zu Deinem Sklaven machen, daß Du jeden Augenblick mit frecher Drohung und Forderung vor mich treten dürfteſt, ſo irrſt Du.

Brandon. Nun, nun! Ich wollte Dir ja nichts abpreſſen — ich ſprach nur geſtern ſo freundſchaftlich an —

Aram (finſter) Wir ſind nicht Freunde. Wir ſind es nie geweſen. — Was haben wir mit einander gemein? Daß die dunkeln Wogen des Lebensſtromes uns einmal zuſammen eine Strecke dahin trieben, — daß wir an derſelben finſtern Klippe ſcheiterten — das giebt unſern beiden Naturen nichts Gemeinſames.

Brandon. Nun, Eugen! Blicke nur nicht gar zu hochmüthig auf mich herab! — So einigen Zuſammenhang, dächte ich, hätten wir doch! — Nun kurz heraus — was verlangſt Du von mir?

Aram. Ich will Deiner Habſucht ein Opfer bringen! Ich will mich frei kaufen von jeder Gemeinſchaft mit

Dir. — Was ich an zeitlichen Gütern besitze, will ich daran setzen.

Brandon (aufmerksam). Du bist wohl inzwischen ein Millionair geworden?

Aram. Ich besitze wenig; doch mir ist es viel, weil ich weniger gebrauche

Brandon. Ja, ich weiß, Du lebst von einer Brodrinde, und hockst drei Wochen ohne aufzustehen über einem braungeräucherten Buch — das kann ich nicht; ich brauche mehr.

Aram. Das weiß ich! Höre mir nun ruhig zu, Richard. Wir Beide können einander nicht hintergehn. Unser Vortheil und unser Verderben sind ewig gemeinsam.

Brandon (~~grinsend~~). Freilich! Des Einen Zunge kann des Andern Halsband werden!

Aram (~~fährt auf, bezwingt sich jedoch und lächelt~~). Richtig! — Nur ganz von einander getrennt, sind wir ganz unabhängig von einander. Du mußt fort — von hier — aus England.

Brandon. Ich? — Ich frage freilich den Teufel danach, wenn's anderswo besser ist! Aber warum denn ich?

Aram (~~ruhig~~ fortfahrend). Wovon Du lebst, ahne ich. Du magst bisweilen im Ueberfluß leben, zu anderer Zeit aber mußt Du darben — immer genießest Du unter dem Schwert, das über Deinem Haupte hängt.

Brandon. Ich kann's nicht ändern — man gewöhnt sich daran.

Aram (~~lächelnd~~). Nein, Richard! Du wirst mich nicht täuschen. — Du säßest gern ruhig am eigenen Heerd — das soll Dir werden. Du bist wild, aber Du hast auch Deinen Theil guten Herzens, und gönnst mir meine Ruhe und Abgeschiedenheit, wenn ich für die Deinige sorge.

Brandon. Beim Henker! das thu' ich, Aram! Aber was willst Du? sag's kurz heraus!

Aram. Ich will Dir ein Jahrgeld aussetzen, was Dir sicher gezahlt werden soll — doch nur unter der Bedingung, daß Du stehenden Fußes von hier nach Frankreich abreisest.

Brandon (~~freudig-lebhaft~~). Alle Teufel! So werde ich

noch ein Rentier! Gut, Aram; das heißt vernünftig reden! Höre, Du haſt mich wie einen Hund behandelt — das vertrage ich nicht! — Doch — gieb mir die Hand — es ſoll vergeſſen ſein! — Bei des Satans Großmutter! Dir könnte ich viel zu Gefallen thun — Du biſt ein Kerl, wie wenige — gelehrt — und haſt den Teufel im Leibe, wenn's gilt.

Aram. Laß das! — Sage mir, was Du brauchſt. Reich bin ich nicht — das weißt Du — aber ich will mich auf das Aeußerſte beſchränken. Fordre!

Brandon. Nein, nein, Aram; das ſollſt Du nicht! Du ſollſt nicht hungern, um meinetwegen. ~~Ich bin kein Landplager und Schröpfer, wie unſre Regenten~~ — nur was ich brauche! — Vom Wind kann ich nicht leben! — Laß ſehen — ein Stück Fleiſch — ein Glas Grog — dann und wann eine Luſtbarkeit mit einem hübſchen Mädel — jenſeit des Kanals iſt's wohlfeil! Höre — ein hundert funfzig Guineen habe ich hier verbraucht — unter dem kann ich nicht — hol's der Henker!

Aram. Hundert und funfzig Guineen! (~~er überlegt.~~) Es iſt viel! Es iſt mehr, als ich jetzt einzunehmen habe! — Doch es muß ſein! — Ich werde meine Wiſſenſchaft für den Erwerb geltend machen, was ich bisher nie gethan — und Madeline, wenn ſie mein wird, wird genügſam ſein. — Wenn ich dann ſeiner nur ganz ſicher wäre.

Brandon (~~für ſich~~). Es geht ihm doch wohl hart an! — (~~laut~~) Höre, Aram! Ich mache Dir noch einen Vorſchlag. Ich bin mit hundert und zwanzig Guineen zufrieden — aber Du mußt für den Fall, daß ich ſterbe, die Hälfte auf meine Tochter verſchreiben.

Aram (lebhaft) Du haſt eine Tochter?

Brandon. Ja, ein kleines, blondes achtjähriges Ding. Mein Herzblatt! Dafür kann ich etwas thun. — Oho! Du mußt nicht denken, daß ſie ſchlecht erzogen wird. Sie iſt bei der Großmutter; ich ſchicke ihr, was ich mir am Leib abdarbe. Sie ſoll einmal nicht betteln und keine Metze werden. — Willſt Du — ſo ſchlag' ein!

Aram (der bisher zitternd vor Aufregung da geſtanden). Gütiger Gott! Ein Sonnenſtrahl in meiner Nacht! Ein

Herz in der Bruſt des verhärteten Böſewichts! Eine Tochter — ein Kind, das er liebt! Das iſt mir ein ſichres Unterpfand! — Allgütiger — ſo bin ich gerettet!

Brandon. Zum Teufel! Aram, was haſt Du? Ich glaube Du heulſt? — Haſt Du etwa auch ſo ein Dingelchen umherlaufen — nun, ſo wirſt Du wiſſen, daß ein Vater kein Henkersknecht iſt. — Nochmals — willſt Du?

Aram (~~reicht ihm~~ die Hand). Es iſt abgethan! Ich ſchreibe das Ganze auf Deine Tochter.

Brandon (~~mit fröhlichen Bewegungen~~). Juchhe! Victoria! So hole der Teufel Galgen und Strick! Jetzt bin ich heraus aus der verfluchten Mausfalle! Hei — ~~(mit geſteigerter Lebhaftigkeit)~~ Mein Hannchen ſoll's einmal gut haben in der Welt! Soll'nen braven Kerl heirathen — ſoll eine Dame werden! Peſt und Hölle, Aram! Ich muß Dir um den Hals fallen!

Aram (~~matt abwehrend~~). Laß mich — laß! — O allgütiger Gott!

Brandon. Siehſt Du! Ich hab' es immer geſagt, Aram! Noch wie Du in Knaresborough ſtudirteſt und die ganze Nacht bei der Lampe ſaßeſt — das iſt ein Kerl — mein Vetter Aram! Und Du hatteſt immer ſo etwas im Auge, einen gewiſſen Blick — ſo —! und wenn Du ſprachſt — holen mich zehn tauſend Teufel! ich mußte mich immer halb vor Dir bücken! — Frage nur den alten Pfarrer Summers und den Friedensrichter in Knaresborough; ich ſagte ſchon damals oft: — „Aus meinem Vetter Aram, da wird etwas! der kann einmal Kanzler werden!“

Aram. So leb' wohl, Richard! — Auf der Stelle verlaß dieſe Gegend — das iſt die Bedingung. In vierzehn Tagen treffe ich Dich in London; dort händige ich Dir die nöthigen Papiere ein —

Brandon. Gut, gut! derweil ſchreib' ich an die Großmutter, daß ſie mir mein Hannchen ſchickt. — In London triffſt Du mich in Lambeth; es iſt da ein ſchmales Gäßchen, das nach der Themſe hinunter führt, Peveril-Lane; im letzten Haus rechts iſt meine Herberge; frage nur nach der Frau Mutter Hartwell, ſo weiß ſie ſchon.

Aram. Ich treffe pünktlich ein. — Doch Du verläßt dieſe Gegend und Deine Gefährten auf der Stelle.

Brandon. Morgen früh mach' ich mich auf.

Aram. Nein, heut!

Brandon. Hm! heut noch? — Es wäre mir viel Vortheil, wenn ich heut noch bleiben könnte.

Aram. Wie das?

Brandon (zögernd). Wir haben noch ſo einen kleinen Streich vor, wo etwas zu hoffen iſt — ſo — das möchte ich nicht gern im Stich laſſen!

Aram. Unmöglich! Du mußt fort — ſogleich! Wenn Euer Streich mißglückte, wenn Du gefangen würdeſt — wäre unſer Vertrag vernichtet —

Brandon (lachend). Und beſonders, wenn ich gehangen würde! Und wer weiß — nicht wahr, Aram — der Teufel könnte mich reiten, daß ich auf der Leiter beichtete.

Aram (zitternd vor Zorn). Menſch! verſuche mich nicht durch Deinen Hohn! Du haſt mich zu fürchten, wenn —

Brandon. Wie Du Alles gleich nimmſt! — Nun, meinethalben! — Ich will Dir auch den Gefallen thun; dann muß ich aber auch in dieſer Minute fort, denn meine Kameraden werden ſchon auf mich warten, und wenn ſie mich ſuchten, das könnte doch unangenehm für uns beide ausfallen. — — Nun, Herzensvetter, es bleibt dabei! Nochmals die Hand — hundert und zwanzig Guineen jährlich, auf mich und meine Tochter — hörſt Du?

Aram (heftig ſeine Hand faſſend). Unverbrüchlich feſt!

Brandon. So gieb mir einen Kuß! Jetzt will ich meinem Gaul die Sporen geben! Mag die Guineen des Squires der Teufel holen — mögen meine Kameraden dafür hängen oder braten — was kümmert's mich! — Ich ſchiffe über den Kanal und werde ein Monsieur Rentier — Gute Nacht, Vetter! — Juchhe! zu Pferde! Juchhe! (ab)

Aram (ſteht lange Zeit ſtumm in düſteres Sinnen verloren, aber krampfhaft zitternd; endlich richtet er ſich mühſam auf). Er iſt fort! — So wäre es vorbei — der Grabſtein iſt über die Gruft gewälzt, — von dort unten dringt kein Laut mehr herauf! — Ja, ja, es iſt gelungen! Er hat eine Tochter — er liebt ſie — das iſt meine Bürg-

ſchaft! — Nun zurück! (~~er thut einige ſchnelle Schritte, als wolle er abgehen; plötzlich bleibt er ſtehen.~~) Doch, wenn ich mich beſinne — was waren es für Worte, die zuletzt an mein Ohr ſchlugen? — Sagte er nicht: „die Guineen des Squire?“ — Himmel! Wenn es Leſter gälte? Wenn die Unternehmung dahin ginge — Madeline — Gott im Himmel! (~~mit mächtig erhobener~~ Stimme) Aram! welche Sterne führen dein Schickſal! — Fort! fort! es gilt vielleicht ihr Leben! (geht ab.)

(Verwandlung.)

(Ein Zimmer in Squire Leſters Hauſe. Es iſt Abend).

Scene IX.

Madeline (allein).

Madeline (~~tritt auf, ein Licht in der Hand,~~ zurückſprechend). Gute Nacht, beſter Vater! — Komm bald nach, Ellinor! — Endlich bin ich allein — ich mußte allein ſein! — Welch eine Verwandlung iſt mit dir vorgegangen, Madeline? — Der Vater iſt ſo gütig; ſeine Freundlichkeit nährt deine verborgenſten Hoffnungen, — Ellinor iſt ſchweſterlicher, holdſeliger als jemals — und doch entfliehſt du ihnen — ſuchſt die Einſamkeit? — Was dein Herz hebt, ängſtlich bewegt, ſelig und traurig zugleich macht — wohin wird es dich führen? —

(es pocht.)

Ach! mein Gott! — Ich glaube, es pocht jemand. Wer kann es ſein — ſo ſpät? —

(es pocht wieder)

Iſt jemand da?

Scene X.

Walter. Madeline.

Walter (~~eintretend~~). Iſt's noch ſo ſpät erlaubt? (~~bei Seite~~) Ich ſehe nur Madeline.

Madeline. Walter! Du jetzt noch? Und warst nicht bei Tisch?

Walter. Ich fühlte mich unwohl, deshalb machte ich einen Ritt in's Freie. Nun komm ich noch, gute Nacht zu sagen. — Doch ich sehe Ellinor nicht. —

Madeline. Sie lies't dem Vater noch vor! Aber Du bist so unstät, Walter, so unmuthig! Was hast Du?

Walter. Nichts! — Eben nichts, was meine schönen Mühmchen sonderlich kümmern könnte. — Ich habe allerlei Plane — ich will wieder fort — eine weite Reise machen!

Madeline. Wie? schon jetzt, lieber Walter, da Du erst seit wenigen Wochen wieder bei uns bist? — Behagt es Dir so wenig hier?

Walter. Die Wahrheit zu gestehen — wirklich — ich fühle mich unbehaglich, Madeline.

Madeline. Bemerkt haben wir es Alle — aber erklären kann es sich Niemand.

Walter. Je nun — es ist doch so leicht! Einige Monate war ich fort — in der kurzen Zeit bin ich entbehrlich — was sage ich? überflüssig geworden, völlig überflüssig.

Madeline (sanft verweisend). Walter!

Walter. Es fällt mir nicht ein, jemand darum zu tadeln — mein Platz ist ja viel besser besetzt, viel besser!

Madeline (erröthend). Ich verstehe das nicht — ich mag es nicht verstehen.

Walter. Ha, ha, ha! Liebes Mühmchen, das ist in der That drollig! Am Ende würde auch Mister Aram mich nicht verstehen wollen.

Madeline. Lieber Walter, allerdings habe ich bemerkt, daß Dir Mister Aram sehr zuwider zu sein scheint; doch ich glaubte, daß seine Kenntnisse, sein hoher, in der That edler Geist Jedem Achtung gebieten müssen.

Walter. Wer dürfte zweifeln! Auch seine feindselige Menschenscheu, wenn man gleich behaupten will, daß sie aus einem nicht allzuguten Gewissen stammt!

Madeline (gereizt). Es ist unedel zu verdächtigen! Auch Ellinor denkt wie ich.

Walter. Ja, Ellinor! Ellinor! Die iſt freilich noch thörichter, noch verblendeter, als Du.

Madeline. Walter — es iſt wohl beſſer, daß ich gehe.

Walter. O nein! ich werde das Feld räumen! Ganz und gar! Ich werde wieder abreiſen. Ich kam, es Euch zu ſagen. Ich wollte mit Ellinor ſprechen — das heißt — mit Euch Beiden.

Madeline. Ich will ſie rufen.

Walter. Nein, ich danke. Ich weiß ja doch, daß ſie nicht anders denkt, als Du.

Madeline. Nein, gewiß nicht.

Walter. Gute Nacht denn! — Ich hoffe, auf lange Zeit! (raſch ab).

Scene XI.

Madeline. (Gleich darauf) Ellinor.

Madeline. Ich erſtaune! — So gereizt, ſo ganz umgewandelt! Dahinter muß irgend etwas Anderes verborgen ſein! Aber ſo unedel zu denken — Er, der ſonſt ſo redlich und gut iſt! — Ach — Ellinor!

Ellinor (ein Licht in der Hand). Nun, Madeline, Du biſt noch nicht zu Bett? — Hörte ich hier nicht reden?

Madeline. Walter war hier.

Ellinor. Walter — ſo ſpät? — Und weshalb iſt er denn nicht zu Tiſch gekommen?

Madeline. Er ſagte, er ſei unwohl. — Ach, er hat mir recht mißfallen.

Ellinor. Wie ſo? — Iſt er ernſtlich krank?

Madeline. O, ich glaube, gar nicht. Aber ſo heftig, ſo gereizt, ſo ungerecht —

Ellinor. Mein Gott! gegen wen denn?

Madeline. Er macht uns wunderliche Vorwürfe; — er fühlt ſich gegen Aram zurückgeſetzt.

Ellinor (das Haupt wiegend). Ein wenig verſäumt haben wir ihn doch wohl.

Madeline. Liebe Ellinor, darf denn Walter wohl

An'pruch machen, mit einem Mann, wie Aram, in die Schranken zu treten? Sollte er ſich nicht lieber, wie wir, geehrt durch ſeine Gegenwart fühlen?

Ellinor. Walter iſt doch ein ſehr guter redlicher Menſch; er iſt nicht ſo ernſt, ſo tief gebildet, wie Aram, doch ich glaube, er hat das beſte Herz unter der Sonne.

Madeline. Dann würde er aber auch nicht eine Art Neid auf Aram blicken laſſen, ihn nicht anfeinden, wegen ſeiner Menſchenſcheu verläumden —

Ellinor. Du thuſt ihm ſehr Unrecht, Madeline; Walter verläumdet gewiß Niemand. Ich kann nicht leugnen, auch mir mißfällt Arams düſtres, abgeſchloſſenes Weſen. Laß doch auch den heitern Lebensſinn gelten! —

Madeline. Wie gern! — Doch ich müßte unwillig werden, wenn Walter ihn anfeindete, und gar ſeine Verdienſte gegen ihn geltend machen wollte.

Ellinor (nach und nach gereizt, zuletzt halb weinend). Nein, Madeline, das geht zu weit! Du ſetzeſt Walter ganz zurück. Es iſt ordentlich bös von Dir, einen ſo finſtern, verſchloſſenen Menſchen, wie Aram, einem ſo offenen, heitern, wie Walter, vorzuziehn. Es iſt gar nicht natürlich.

Madeline. Ellinor, ſei doch nicht ſo verblendet! Was thut und treibt Walter im Leben — und was Aram? Die höchſten, wunderbarſten Wiſſenſchaften, die —

Ellinor (lebhaft). Und die Gelehrſamkeit tödtet am Ende das Herz. Walter —

Madeline. Nein, ſie erhebt, ſie veredelt es! — Iſt denn Aram neidiſch auf Walter?

Ellinor. Neidiſch iſt Walter gewiß nicht!

Madeline. So neidiſch, daß er ſich vor Unmuth nicht länger hier zu laſſen weiß, und morgen fort will —

Ellinor (ſehr beſtürzt). Fort? was heißt das — fort?

Madeline. Nun, wieder auf Reiſen. Er hat mir ſchon Lebewohl geſagt.

Ellinor (erſchrickt; ſie hält mühſam an ſich, und ſetzt ſich faſt auf einen Stuhl).

Madeline (die ihren Kampf anfangs nicht bemerkt).

Würdeſt Du Aram je einen ſo unwürdigen Zug zutrauen? — Haſt Du —? — Aber Ellinor — was iſt Dir? Schweſter —

Ellinor (bricht in heftiges Weinen aus, und will fort).

Madeline (hält ſie zurück). Du weinſt — liebſte beſte Schweſter — ich errathe Dein Herz — ich verſtehe es — (umarmt ſie).

Ellinor. Ach Madeline! wie weh haſt Du mir gethan!

Madeline. Meine liebſte Ellinor! Ich bin böſe, ſehr böſe auf mich. — Ich ging viel zu weit — ich — wie konnte ich aber ahnen, daß Dein Herz —

Ellinor (unter Thränen lächelnd). Und ich habe doch das Deine längſt errathen.

Madeline (haſtig). Ellinor!

Ellinor. Schweſter — waren je Geheimniſſe zwiſchen uns? Sah' Eine der Andern Herz nicht klarer, als ihr eigenes?

Madeline. Ach Ellinor! Ich glaube, Du ſaheſt richtig! — Sind wir denn nun glücklich oder unglücklich?

Ellinor (froh bewegt). Liebſte Schweſter — ich glaube doch glücklich!

(ſie umarmen einander.) (Pauſe.)

Madeline (lauſchend.) Horch! — Was war das? — Sprach nicht Jemand unter dem Fenſter?

Ellinor. Nicht doch! Es iſt ſtürmiſch und regnicht geworden; der Wind brauſt und klappert mit den Laden. — Komm, komm zu Bett, Madeline. (ſie gehen).

Madeline (ſtutzt). Schon wieder war mir's, als hörte ich etwas.

Ellinor. Es iſt gewiß nichts! — Sei unbeſorgt und komm. Die Laden ſchließen ja auch dicht. (ſie gehen in das Schlafzimmer.)

(Das Theater wird dunkel. Es bleibt einige Augenblicke ſtill; man hört nur ein Geräuſch, wie von vorſichtigem Hämmern und

Feilen. Der Fenſterladen wird von außen weggenommen; man ſieht eine ſchwarze vermummte Geſtalt mit einer Blendlaterne. Es wird eine Fenſterſcheibe eingedrückt, ein Arm greift durch und öffnet das Fenſter. Nicholſon ſteckt den Kopf herein.)

Nicholſon. Es iſt Alles ſtill. — (zurückſprechend) Pſt! Steigt nur die Leiter herauf — ich will erſt das Terrain rekognosciren! (er ſteigt ein.) So — da wären wir! — Teufel! es kommt jemand. — (er verbirgt die Blendlaterne unter ſeinem Mäntel, verſteckt ſich hinter den Fenſtervorhang und ſpricht zurück) Still jetzt! rühr' ſich keiner, bis ich Vorwärts rufe.

Madeline (kommt mit Licht herein). Nein, ich täuſche mich nicht. Ich habe zu deutlich murmelnde Stimmen und Geräuſch gehört. (ſie geht auf das Fenſter zu)

Nicholſon. Hier hilft kein Beſinnen! (er ſpringt plötzlich hervor und packt Madelinen, indem er einen Dolch auf ſie zückt.) Keinen Laut oder Du biſt des Todes!

Madeline (thut einen unwillkührlichen Schrei; das Licht entfällt ihr.)

Nicholſon. Still, ſag' ich, oder mein Dolch ſitzt Dir in der Kehle!

Madeline. Allmächtiger Gott! Wollt Ihr mich ermorden?

Nicholſon (hält ihr den Mund zu und ſpricht gegen das Fenſter) Jetzt herein! Aber vorſichtig!

Ellinor (von innen). Madeline — kommſt Du denn nicht wieder?

Nicholſon (ſtampft mit dem Fuße). Höll' und Teufel! Noch Jemand!

(Es wird eine zweite Räubergeſtalt am Fenſter ſichtbar; in dieſem Augenblick geſchieht draußen ein Schuß, und man hört verworrene Stimmen).

Der Räuber am Fenſter. Teufel — ich bin getroffen! (er ſtürzt hinab.)

Nicholſon (wüthend). Wir ſind verrathen! Du Höllenmetze!

(Er ſchleudert Madelinen, die bisher zitternd auf den Knieen ge-

legen, rückwärts zu Boden und eilt dem Fenster zu. In diesem Augenblick wird Aram an demselben sichtbar, und springt mit vorgehaltenem Pistol herein.)

Aram. Halt, Schurke!

Nicholson (schleudert die Blendlaterne auf ihn und will ihn überrennen. Aram schießt. Inzwischen ist)

Ellinor (mit lautem Ruf) Madeline! um Gottes willen! (eingetreten.)

(Als der Schuß fällt, thut sie einen Schrei und faßt die Lehne eines Sessels. Nicholson wankt getroffen, doch rafft er sich zusammen, ringt sich von Aram los, und springt zum Fenster hinaus. In gleicher Zeit wird die Thür jenseits aufgerissen, und Lester und Walter treten mit Licht und Waffen herein. Aram erkennt die am Boden liegende Madeline, wirft sich außer sich zu ihr auf die Knie.)

Aram. Madeline! Engel meines Lebens! bist Du getroffen?

Walter. Gott meine Ellinor! (stürzt eben so auf Ellinor zu.)

Lester. Meine Kinder! Lebt Ihr? Seid Ihr ermordet? — Hülfe!

(Es kommen Bediente mit mehr Licht herein.)

Aram. Ach, Madeline! öffne Deine lieben Augen wieder! (zu Lester) Die Schreckgestalten sind verschwunden.

Madeline (erwachend). Mein Retter!

Walter. Meine Ellinor — Du lebst!

Ellinor (sucht sich sanft aus Walters Armen zu winden)

Lester. Ellinor — Madeline — meine Kinder!

(Beide hängen an dem Herzen des Vaters.)

Walter (tritt herzlich auf Aram zu, der wie betäubt dasteht). Aram! ich that Ihnen Unrecht — sehr Unrecht! Vergeben Sie mir — lassen Sie uns Freunde sein!

Aram (reicht ihm die Hand). Wie gern! (erschaudert plötzlich zurück). Blut! Mein Fuß steht in Blut! Diesen Boden benetzt Blut! Blut!

Lester. Fassen Sie sich, Aram!

Madeline. Es ist das Blut des Räubers, aus dessen Hand Sie mich erretteten. Warum erschrecken Sie —?

Aram. Nein — es iſt nicht Dein Blut! Es iſt der Sühne gefloſſen! (er zieht ſie heftig an ſich, zu Leſter) O Vater! nimm dieſen Lebensengel nicht von meiner Seite! Zerreiße dieſen Bund nicht!

Leſter (ſeufzt). Er ſei geſegnet!

(Gruppe, der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Schlechte Schenkwirthschaft zu London.)

Scene I.

Brandon. Aram.

Brandon. Aber wollt Ihr nicht ein Glas trinken, zum Henker!

Aram. Ich danke Dir! — Du weißt nun Alles, Richard. Ich habe Dir Wort gehalten — Du wirst es mir halten.

Brandon. Ich müßte ein Rhinozeros von Dummheit sein, wenn ich's nicht thäte.

Aram. Ich bin unerbittlich in meinen Bedingungen.

Brandon. Ja doch. Es ist schon Alles eingeleitet. — Morgen bin ich in Dover, vielleicht schon in Calais. Meiner alten Schwiegermutter habe ich vorläufig geschrieben. Trifft sie nicht heut ein, so bringt sie mir das Kind nach Calais nach.

Aram. Dort erhältst Du Dein weiteres Reisegeld. In Paris erhebst Du Dein Jahrgeld. — Setzest Du einen Fuß auf die englische Küste, so ist es für Dich und Dein Kind auf ewig verloren.

Brandon. Hol' der Teufel England und Schottland und Irland dazu! — Die drei Reiche sind doch nur drei Galgenbäume für mich. — Hier müßte ich doch über kurz

oder lang den hölzernen Caball reiten, der mit dem Strick gezäumt wird. Das iſt ſo unſere Kunſtſprache, Aram.

Aram. Ich verſtehe. — Unterzeichne denn dieſen Vertrag. (er holt Papiere hervor.) Hier ſind die Bedingungen, die Du eingehſt, ſchriftlich aufgeſetzt.

Brandon. Laß ſehen! (er lieſt) Hundert und zwanzig Guineen auf mich und meine Tochter — auf Lebenszeit — in Paris monatlich zahlbar — (lieſt) Alle Monat zehn Guineen! Ich will den Pariſern etwas aufſpielen! — (murmelt) Hört auf von dem Augenblick an, wo er England wieder betritt — hm! (laut) Alles in Ordnung! — He! Mutter Hartwell! — Es wird gleich Feder und Tinte kommen. — He! Mutter Hartwell! Biſt Du taub, alte Hexe? — (er reißt eine Thür auf) Dint' und Feder! Schnell! Zwei Glas Liqueur, vom beſten! Spute Dich! „auf Lebenszeit — Paris — zahlbar —“

Aram (iſt indeſſen gedankenvoll auf und ab gegangen.)

Liddy (bringt Dinte und Feder).

Brandon. Aha! nur näher, Liddy, hübſche Krabbe! Fürchte Dich nicht vor dem Herrn. Wir ſind gute Freunde. — Her mit dem ſchwarzen Teufelsſaft! war mir von jeher zuwider. — Na! daß Ihr kein Comtoir habt, wie ein Banquier in der City, das ſieht man an Euren Federn! Ob ich mit meinem Stiefelabſatz ſchreibe, oder mit dieſem Gänſekiel, das wird auf Eins herauskommen. — „John, William —“ Sackerment, Liddy, ſteh' nicht ſo im Traum — bring den Liqueur! Das Dintfaß kann ich doch nicht ausſaufen.

Liddy. Frau Hartwell holt ihn erſt aus der Speiſekammer.

Brandon. Sie mag ſich aufhängen in ihrer Speiſekammer! Rühr' Dich! Du haſt achtzehnjährige Läufe. Der Herr hat einen weiten Weg von Lambeth bis in die City; er kann nicht nüchtern fort. — Spute Dich!

Liddy (geht hinaus).

Brandon. So. — John, William, Richard Brandon. (hat unterſchrieben). Da, Aram!

Aram (betrachtet Brandons Unterſchrift und blickt dann

~~zum Himmel auf.~~) Ein Felsen rollt von meiner Brust — ich athme wieder leicht.

Brandon. Hast Du nun sonst noch etwas?

Aram. Du hast die Adresse doch, wo Du Dich in Paris zu melden hast?

Brandon (~~lachend~~). Bei meinem Banquier? Versteht sich! Rue St. Honoré No. 14. Weiß es auswendig, brauche den lumpigen Zettel nicht.

Aram. So wüßt' ich weiter nichts. — Nun gehab Dich wohl! (~~will fort.~~)

Brandon. Nein, bei Satans Krallen! So darfst Du mir nicht fort — trocken wie ein Aal, der auf den Sand gerathen ist! Du mußt ein Glas mit mir trinken.

Aram. Laß es gut sein, Richard. Ich muß fort. Leb wohl, und halte Wort!

Brandon (~~nimmt seine Hand und schüttelt~~ sie). Nun denn, Aram, wenn's Dich so pressirt: Lebe wohl, auf lange Zeit! Der Teufel hole was vergangen und vergessen ist!— Und was das Worthalten anlangt, so bin ich so sicher, wie der Glockenschlag auf St. Pauls Kirche. — Glückliche Reise! — Jetzt will ich's den Frauenzimmern eintränken, daß sie einen Rentier so behandeln. Adeu, Aram! (~~geht ab.~~)

Aram. Es überläuft mich kalt! Welch ekle Gemeinschaft! — Dank sei dem Himmel, es ist vorüber — für ewig vorüber! — Nun schlagt hinter mir zu, ihr Thore der Vergangenheit! — Ich schüttle den Staub von meinen Füßen! Gereinigt, geheiligt betrete ich die neue Lebensschwelle. Du gabst mir das Pfand der Versöhnung — ich will daran glauben — glauben mit allen Kräften dieses glühenden, liebenden Herzens. (geht ab.)

Scene II.

Brandon (zieht) Liddy (bei der Hand heraus). Frau Hartwell (folgt ihr mit einer Flasche).

Brandon. Auf den Tisch dort! — Mädel, sperr' und zier' Dich nicht! Mach nicht, daß ich in Eurem ver-

fluchten Haus Tiſch und Bänke zerſchlage! — Schenk ein, Liddy; Du ſollſt mittrinken.

Liddy. Geht mir mit Eurem Branntwein! Ja, wenn's noch Claret wäre!

Fr. Hartwell. Claret! der wächſt nicht für ſolche Hälſe, wie Eure zwei.

Brandon. Was ſchnatterſt Du, alte Themſegans? Claret wächſt nicht für mich? — Weil in Deiner verräucherten Kajütte nichts zu haben iſt. Weißt Du nicht, daß Du einen Rentier vor Dir haſt? (er ſchlägt auf die Taſchen). Von jetzt an ſind die Guineen Stammgäſte bei mir! Sie niſten hier, wie die Sperlinge, Jahr aus, Jahr ein — keine Zugſchwalben mehr! Ich gehe nach Paris!

Liddy. Da könnt Ihr mich mitnehmen.

Brandon. Das will ich, Mädchen! Beim Henker! das will ich! — Nimm einen Kuß darauf.

Fr. Hartwell. Nach Paris? Ueber See? Seht nur zu, daß Ihr nicht eine weitere Seereiſe macht! Ihr ſeid der rechte Gaudieb zum mitnehmen! Laß Dir etwas aufſchwatzen!

Brandon. Häng' Dich auf, alte Eule! Setz Dich zu mir her, Liddy! Schenk ein! (ſetzt ſich an den Tiſch und zieht Liddy zu ſich heran). Du, Alte! bring' uns einen Teller Roſibrod oder Kuchen! Marſch, Liddy ſoll mit mir frühſtücken.

Fr. Hartwell. Fangt doch hier eine Wirthſchaft an, wie zu Sodom und Gomorrha! Roſibrod und Kuchen! Iſt das Mädchen eine Prinzeſſin?

Brandon. Alte Hexe von Endor! Willſt du Ordres pariren? Ich ſage Dir, Du ſollſt gehorchen, wie auf dem Admiralſchiff, oder — Fort! ſchaff Kuchen an!

Fr. Hartwell. So gebt mir erſt Geld! Ich habe dem Briefträger zwei Schillinge und ſechs Pence für einen Brief bezahlen müſſen.

Brandon. Und damit iſt Eure Baarſchaft am Ende. Ja, ich kenne Eure Bettelwirthſchaft! Und wenn Du einen andern Brief bekommen haſt, als einen Mahnbrief, ſo ſoll mir der Teufel die Gurgel abſchneiden.

Fr. Hartwell. Ich einen Mahnbrief? Ihr Schelm,

Ihr Gaudieb, Ihr Bettelmannssohn! Bin ich Euch etwas schuldig?

Brandon. Nein, Alte; denn ich war mein Lebtag so klug, Dir nicht meine Pence zu borgen. Aber was willst Du mit dem Briefe? Du kannst ja nicht lesen.

Fr. Hartwell. Ich nicht lesen? — Ich denke, kein Priester in ganz England lies't sein Vaterunser besser, als —

Brandon. Du es auswendig plapperst.

Fr. Hartwell. Ich habe nur meine Brille verlegt —

Brandon. So gieb her Deinen verfluchten Mahnbrief! (er nimmt ihn). Was Teufel! Der Brief ist ja an mich! —

Fr. Hartwell. An Euch, Ihr Landstreicher? — Der Brief ist an mich; es steht mein Name darauf und John Billworth, der Briefträger hat ihn mir übergeben.

Brandon. Juchhe! Der Brief ist an mich — bei Dir abzugebende Hexe! Daist das Postzeichen aus Knaresborough, — und ich kann mir schon denken, was darin steht. Juchhe! Vielleicht kommt mein Hannchen noch heut Vormittag an!

Fr. Hartwell. Her den Brief, sag ich! Ich habe zwei Schilling sechs Pence dafür bezahlt.

Brandon. (hält ihn empor). So spring einmal danach! Hexe!

Fr. Hartwell. Ihr Gaudieb! Ihr Spitzbub! Ihr Gauner! Ihr Lump! Eine ehrbare Matrone, wie ich, soll springen? Her den Brief! Kein Windhund kann so hoch springen, wie Ihr einmal hängen werdet!

Brandon. Sieh doch, Liddy! wie das gelbe Fieber sich ärgert!

Fr. Hartwell. Ich ein gelbes Fieber? So seid Ihr die schwarze Pest! — Her den Brief oder mein Geld!

Brandon (wirft einige Schillingsstücke in die Stube) Da, such' Dir Deine Pfennige zusammen, und laß mich jetzt ungeschoren. — (er bricht den Brief auf) Hölle und Teufel! — Verdammt! — Es ist nicht wahr, sage ich! (halb weinend) es ist nicht wahr (er wirft den Brief auf den Boden und stampft mit dem Fuß darauf).

Liddy. Was kommt Euch denn an, Richard?

Fr. Hartwell. (zugleich). Seid Ihr verrückt geworden?

Brandon. Zurück! Fort! (schreit Liddy die sich ihm nahen will, zurück). Soll ich um Eurer Laster willen verdammt sein? — Jesus Christus — mein Hannchen, mein Hannchen, mein Hannchen! (er wirft sich auf den Stuhl und verbirgt den Kopf in beiden Händen.)

Liddy (nimmt den Brief auf). Was steht denn in dem verwünschten Brief? (sie lies't).

„Lieber Schwiegersohn!

„Ich lasse Euch dies durch den Schulmeister eiligst schreiben. Wir können nicht nach London kommen, denn Euer Hannchen liegt auf den Tod krank. Der Barbier sagt, sie kann nicht aufkommen. Wollt Ihr sie noch einmal sehn, so macht Euch schleunigst auf und kommt nach Knaresborough."

Fr. Hartwell. Da haben wir die Bescherung! Das ist für Eure gottlosen Sünden.

Brandon (springt wüthend auf). Weib! ich schlage Dir das Hirn ein!

Fr. Hartwell. (läuft davon).

Liddy (fällt ihm in den Arm). Sei doch vernünftig, Richard!

Brandon. Rühre mich nicht an, oder die Pest soll Dich treffen! (er stößt sie fort). Mein Hannchen! Mein Goldhannchen! So ein Schuft, so ein Barbier! Ich erwürge den Hund! Hab' ich nicht Geld genug geschickt? Konnten die Bestien nicht einen Doktor aus London kommen lassen? — Liddy, Mädchen, ich will Dich in Seide kleiden — lauf nach der Post, bestelle mir Courier-Pferde nach Knaresborough! Hörst Du nicht, zum Teufel! Fort!

Liddy. Nimm doch Vernunft an. Wo soll das Geld herkommen? Bist Du ein Lord, der so reisen kann?

Brandon. Hol' die schwarze Pest alle Lord's und Herzöge in ganz Alt-England! Ich schneide dem Ersten, der mir begegnet, die Gurgel ab — da will ich schon Reisegeld haben! — Fort, sage ich, Ich Unglückssohn! — Ich verlorner Hiob! Wenn mein Hannchen stirbt — mein Goldkind — kein Engel im Himmel ist so unschuldig! —

Aber ſehen muß ich ſie noch — ſehen, und ſollte ich in die Hölle fahren! (~~er ſetzt ſich nieder~~ und ringt die Hände.)

Liddy. Du haſt Sinn und Verſtand verloren, Richard! Wie willſt Du jetzt nach Knaresborough reiſen, wenn Du in drei Tagen in Frankreich ſein mußt?

Brandon (~~ſpringt wüthend~~ auf). Weibsbild aus der Hölle! Die Peſt auf alle Jahrgelder! In die Hölle mit Frankreich! Mag Aram hängen wie ein Spion! und ſeine Banquiers dazu! — Ich will ſelbſt auf die Poſt, — und den beſten Doktor aus ganz London will ich mitnehmen — und ich will — oh — und — Ach, barmherziger Gott! Mein Hannchen — mein liebes Hannchen — mein Goldhannchen! (er ~~ſtürzt~~ fort.)

Liddy. Ich muß ihm nur nachlaufen, ſonſt ſpringt er wahrhaftig in die Themſe. (ab.)

(Verwandlung.)

(Freier Platz bei der Kirche im Dorfe Greenhill.)

Scene III.

Bunting (im Sonntagsſtaat von der einen Seite), Walter (von der andern.)

Bunting. Guten Morgen, Euer Edlen! Vergnügten Sonntag, Euer Edlen!

Walter. Sieh da, Bunting, biſt Du ſchon zurück?

Bunting. Blitz und Kanonen! Forcirten Marſch gemacht — wollte gern zur Kirche zurück ſein. Guter Chriſt! Sehr heiß, Euer Edlen!

Walter. Nun, haſt Du Briefe für meinen Oheim oder Miß Madeline angetroffen?

Bunting (zieht Briefe heraus). Depeſchen für Miß Madeline und Euer Edlen.

Walter (erſtaunt). Für mich? — Laß ſehn! — Aus Knaresborough, von Sir Burnet, meinem Advokaten. Erinnerſt Du Dich ſeiner wohl noch, Bunting?

Bunting. Baſta! Werde doch! Mann von Welt, Sir Burnet! Sind ja keine zwei Monat, daß wir auf der

Reiſe bei ihm waren, in dem Spitzbubenneſt — wie heißt's doch?

Walter. Knaresborough.

Bunting. Knaresborough! Blitz und Kanonen! Richtig! Was das ein Name! Ja, in Knaresborough, wo Herr Vater zuletzt als Sir Clarke gelebt haben.

Walter. Geh jetzt auf's Schloß und gieb Deinen Brief an Miß Madeline ab. Du begegneſt ihr vielleicht ſchon auf dem Wege zur Kirche.

Bunting. Subordination! Gehorche — aber —

Walter. Subordination leidet kein Aber, Bunting!

Bunting. Empfehl' mich Euer Edlen! (ab.)

Walter (allein). Laß ſehen, was mir mein Sachwalter aus Knaresborough ſchreibt. — Aha, ſchon Antwort auf meinen letzten Brief von hier! — (er lieſt)

„Theurer Sir!

Es gereicht mir zur Freude, Ihnen melden zu können, daß in Betreff der Nachforſchungen nach Ihrem hierſelbſt verſchollenen Herrn Vater, ſich wichtige Dinge ereignet haben, die, ſo hoffe ich, uns völlig auf die Spur der letzten Schickſale des Unglücklichen helfen werden. Ich ſchreibe unglücklich, weil es nach den neueſten Entdeckungen keinem Zweifel mehr unterliegt, daß derſelbe ermordet worden iſt." — Ermordet — mein Vater! Alſo doch! — „Ganz eigenthümliche Umſtände erfordern es, daß ich Nachforſchungen deshalb in dem Gerichtsſprengel, den Sie ſelbſt bewohnen, anſtelle. Deshalb denke ich am 20ſten dieſes Monats zu Mildenhall bei Greenhill im Gaſthof zum goldnen Anker einzutreffen, wohin ich auch den Friedensrichter Ihres Diſtrikts Miſter Osborne beſchieden und erſuche Sie werthester Sir, mich dort aufzuſuchen, jedoch ohne irgend Jemand, wer es auch ſei, das Mindeſte davon zu ſagen; denn es iſt von äußerſter Wichtigkeit daß dieſe Sache ganz geheim bleibe." — In der gewiſſen Hoffnung, Sie zu der beſtimmten Stunde zu ſehen

Ihr ergebenſter
Burnet."

Am Offen — das ist übermorgen! Aber dieses Geheimnißvolle! — „Ohne irgend Jemand, wer es auch sei, das Mindeste davon zu sagen.“ — Dreimal unterstrichen! Also auch meinem Oheim nicht! — Höchst seltsam!

Scene IV.

Walter. Ellinor (hüpft leicht herein).

Ellinor. In so tiefen Gedanken?

Walter (~~fährt auf~~). Ellinor! (~~er versteckt den Brief~~) Liebe Ellinor, Du hast mich belauscht? — Und so allein?

Ellinor. Ich habe heut ein böses Schicksal — Ich störe alle Leute im Lesen ihrer Briefe.

Walter. Wie das?

Ellinor. Lieber Walter, ich bin wohl nicht berechtigt, Deine Geheimnisse zu kennen — aber Du solltest es mir offen sagen, daß Du welche hast.

Walter. Geschäfte, beste Ellinor — verdrießliche noch von der Reise her — mehr verlange nicht zu wissen.

Ellinor (~~freundlich~~). Wahrhaftig nein!

Walter. Wozu sollte ich Dich auch mit unangenehmen Dingen quälen, denen Du doch nur, ohne helfen zu können zuschauen müßtest.

Ellinor. Seit wir Verlobte sind sollte ich aber doch Alles mit Dir theilen.

Walter. Künftig, Ellinor — künftig! Jetzt noch nicht!

Ellinor. So will ich Dir jetzt wenigstens alles Gute zur Hälfte geben — und dadurch für mich verdoppeln. Ich will Deine gefurchte Stirne durch eine gute Nachricht glätten. Madeline hat Briefe von Eugen —

Walter. Von Aram —

Ellinor. Er schreibt sehr glücklich — sie ist es. Bunting traf uns auf dem Wege hierher. Madeline erbrach, las, zitterte vor Freude, und sank mir nach den ersten Zeilen mit freudigen Thränen ans Herz. — Nun, Walter, erfreut Dich denn das nicht?

Walter. O gewiß! Unendlich! — Vergieb mir nur, Ellinor — die Geſchäftsbriefe haben mich ſo zerſtreut —

Ellinor (~~ſcherzhaft drohend~~). Das iſt's eben, was ich nicht vergeben ſollte.

Walter. Meine Ellinor — zerſtreue Du mich wieder von den Geſchäften. Erzähle mir, was ſchreibt Aram? Wo blieb Madeline?

Ellinor. Du kennſt ſie! In gewiſſen Bewegungen des Herzens iſt ſie zuerſt am liebſten allein. — Sie ſetzte ſich mit dem Briefe auf die Bank unter den Hollunderſträuchen, um ihn zu Ende zu leſen. Was er Näheres enthält, weiß ich nicht, denn ich ging, um ihr die Einſamkeit, in der ſie ſich am ſchönſten mit ſich ſelbſt einigt, nicht zu ſtören. — Ah, da kommt ſie mit dem Vater!

Scene V.

Vorige. Leſter. Madeline.

Leſter. Guten Morgen, guten Morgen, meine Kinder! Habt Ihr die fröhlichen Zeitungen vernommen?

Madeline (mit ~~leuchtender~~ Freude). Eugen kommt — vielleicht noch heute.

Ellinor. O herrlich, Schweſter! (ſie umarmen ſich.)

Walter (~~zugleich~~). Noch heut!

Leſter. Jetzt ſehe ich auch nicht ab, Kinder, was mich beſtimmen ſollte, Euer Glück länger hinauszuſchieben. — Gleich heut ſoll Eure Verlobung in der Kirche bekannt gemacht werden — und übermorgen iſt Deine Hochzeitfeier, Madeline.

Madeline (verwirrt). Mein Vater!

Leſter. Aram vertraute mir ſchon längſt, daß, wenn er endlich ſo weit mit ſeinen drückenden Angelegenheiten ſei, er alsdann jede Beſchleunigung mit dem innigſten Dank erkennen würde. Wir wollen ihn mit dieſer Nachricht überraſchen. — Und Ihr, lieben Kinder, (zu Walter und Ellin-r) Ihr ſollt ſelbſt beſtimmen, wie lange Ihr

den Blüthenmai Eures Brautſtandes noch verlängern wollt; Ihr ſeid das jüngere Paar, Ihr müßt folgen.

Walter. Beſter Oheim —

Leſter. Nun, was ſagſt Du, Ellinor?

(Man hört läuten.)

Ellinor. Vater — wir verſäumen die Kirche. Hörſt Du — es läutet —

(Man ſieht hinten Landleute über die Bühne der Kirche zu gehen.)

Leſter. So kommt denn — kommt! — Sieh da! auch Bunting und Snuppers!

Scene VI.

Vorige. Bunting. Snuppers. Kathrine. Dorfbewohner. Kinder.

Bunting (hat einen großen Blumenſtrauß in der Hand und ruft ſchon von Weitem). Schönſten guten Morgen, Euer Edlen — Myladies —

Wirth (gleichfalls mit einem Strauß). Drängt Euch nicht vor, Gevatter Bunting.

Bunting. Blitz und Kanonen! war der erſte, ich!

Wirth. So laßt uns denn zuſammen heran — meine Frau auch. Komm her, Kathrine!

Bunting. Ja, Reih und Glied — ich rechter Flügelmann — Frau in's Centrum — Ihr haltet den linken Flügel — Marſch!

(ſie gehen gravitätiſch auf den Squire und deſſen Töchter zu, die inzwiſchen mit einigen Landleuten geſprochen haben.)

Bunting. Präſentirt's Gewehr vor Euer Edlen!

Wirth. Wollten die Ehre haben, Sir —

Kathrine. Wollten unſern Glückwunſch —

} zugleich.

Leſter. Ich verſtehe Euch, Kinder — Dank Euch! Ihr habt alſo ſchon gehört —

Madeline (plötzlich ausrufend). Eugen! Eugen!

Scene VII.

Vorige. Aram.

Aram (eilt auf Madelinen zu). Madeline! Meine Braut!

Madeline. O Eugen! (ſie umarmen ſich.)

Leſter. Welche Ueberraſchung!

Walter. Ellinor. Aram!

Bunting, Wirth u. A. Der Gelehrte — Miſter Aram!

Aram (indem er Alle ergeben begrüßt). Mein Vater — meine Freunde — meine Madeline! So finde ich Euch Alle wohl und heiter wieder! — Ich eilte, was ich vermochte — es drängte mich zu mächtig, mitten unter Euch die fromme Feier zu begehen! — Meine Madeline!

Madeline (matt). So biſt Du glücklich, Eugen?

Aram. Ueberſchwenglich! — Ich bin ein Anderer, neugeboren! — Beſter Vater — Sie ſollen nicht mehr den finſtern Sonderling zu ſchelten haben.

Leſter. Das ſoll mich freuen, herzlich freuen!

Aram. Redlicher Walter — freundliche Ellinor, nun bald meine liebe Schweſter! Ihr ſollt zufrieden mit mir ſein

Walter (bewegt). Aram!

Ellinor. Lieber Eugen — glückliche Madeline!

Madeline. O Schweſter!

Aram (wendet ſich zu den Landleuten). Und Ihr, meine Freunde, meine Nachbarn — ich denke Ihr werdet mich nun beſſer kennen lernen. Ich war ein Einſiedler, ein Fremdling unter Euch; nun wird es anders ſein! Ich beſitze manche Kenntniß, ich kann Euch nützlich werden. Kommt zu mir, mein Haus ſei Euch immer offen.

Kathrine. So recht, Sir! Nicht mehr das Eulenleben in dem ſchwarzen Neſt! Unter Leute!

Bunting. Ja — in die Welt, Sir! Es lebe die Welt! Es lebe Miſter Aram!

Volk. Es lebe Miſter Aram! (Jubel)

Madeline (von ihrem Gefühl überwältigt, lehnt ſich an Arams Bruſt).

Squire Leſter. Aber nun laßt uns in die Kirche. Der gütige Vater droben ſandte uns dieſe große Freude — ihm laßt uns unſre Herzen, unſre Gedanken jetzt zuwenden. (Er geht. Ellinor und Walter folgen ihm. Aram und Madeline wollen ſich anſchließen, doch dieſer verſagt die Kraft.)

Aram. Madeline! Holdeſte! Was iſt Dir?

Madeline. Nichts, mein Aram — einen Augenblick —

Leſter. Was fehlt Dir, Kind?

Ellinor (zugleich). Madeline!

(Sie beſchäftigen ſich um ſie.)

Madeline. Nichts — gewiß nichts — es wird gleich vorüber ſein — die Freude — die Seligkeit. — Geht voran, ich bitte Euch — laßt mich einen Augenblick hier mit Aram weilen, daß die überdrängende Bewegung meiner Bruſt ſich beruhigt — ich folge Euch ſogleich.

Leſter. So kommt denn Kinder! Die Glocke iſt ſchon verſtummt — der Gottesdienſt beginnt. (Alle ab.)

(Die Orgel in der Kirche wird hörbar.)

Scene VIII.

Madeline. Aram.

Aram (hat Madelinen auf einen Raſenſitz geführt.)

Madeline. O, dieſer Augenblick! Mein Aram! Wie ſoll ich ihn überleben?

Aram. Heiliger Engel!

Madeline. Welch eine Zukunft ſeh' ich vor mir! Der Himmel öffnet ſich —

Aram (bewegt). Die Gnade ſtrömt herab auf unſer Herz.

Madeline. Ach! könnt' ich ſie verdienen!

Aram (erſchüttert). Du? Du, Madeline?

Madeline. Treu will ich Dir ſein, unverbrüchlich — Dich lieben — lieben — Aram —

Aram. Und ein ſolches Herz fand ich!

Madeline. Aram — was iſt Dir? Du bebſt!

(In der Kirche Choral:
„Ich will von meiner Miſſethat
Zum Herren mich bekehren.")

Aram (für ſich, indem er dem Geſange folgt). Dieſe Töne! Das Erz der Titanenbruſt würde ſchmelzen — (laut) Horch! horch! „Ich will von meiner Miſſethat zum Herren mich bekehren! (er ſinkt vor Madeline in die Knie, birgt das Haupt in ihrem Schooß)

Madeline. Was erſchüttert Dich ſo?

Aram. Madeline! Du liebſt mich ewig!

Madeline. Ewig!

Aram (ſich aufrichtend). Heiliger Engel! Du liebſt mich! — Du meine Mittlerin? Komm — komm jetzt zu den Füßen des Ewigen! — (ſie gehen der Kirche zu)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Zimmer im Gasthofe.)

Scene I.

Advokat Burnet und Friedensrichter Osborne (im Gespräch).

Burnet. Zweifeln Sie noch?

Osborne. Ich zweifle nicht, aber ich kann nicht glauben. — Jedenfalls vermag ich von meinem Erstaunen noch gar nicht zu mir selbst zu kommen!

Burnet. Freilich eine psychologische Seltenheit, doch keine Unmöglichkeit. Bedenken Sie, daß Sir George Lester ein vollendeter Taugenichts war — ein Spieler, Säufer, Wüstling. — Dieser Mensch war im Begriff, ein gemeines Verbrechen zu begehen, einen Betrug, einen Diebstahl — zwar nur an einem notorischen Geizhals — aber um desto größer dürfte die Versuchung für einen in der drückendsten Armuth lebenden, mit dem glühendsten Durst nach Ruhm und Wissen erfüllten Jüngling sein, einem Nichtswürdigen die Beute, um die er einen andern Nichtswürdigen betrog, zu entreißen, um sie zu höherem Zweck zu verwenden! — Und selbst, wenn ich als Mensch noch zweifelte, als Jurist bin ich überzeugt.

Osborne. Sollte aber der Mensch nicht öfters Recht gegen den Juristen haben? — Lassen Sie uns doch ja vorsichtig verfahren! — Doch sehn Sie, da sprengt Sir Walter in den Hof!

Burnet. Pünktlich! — Noch eine halbe Stunde vor der Zeit! — Und doch — wie scharf geritten! — Ha, he, ha! und ſehen Sie ſeinen alten Diener — wie ſeltſam ausſtaffirt — und wie er vor Erhitzung keucht!

Osborne. Er iſt im Sonntagskleide. Es muß irgend etwas Feierliches in Greenhill vorgehen. Es wäre mir leid, wenn ich es mit meinen trüben Geſchäften ſtörte.

Scene II.

Walter. Vorige.

Walter. Ah, da ſind Sie! Sein Sie gegrüßt, Sir Burnet! Guten Morgen, Sir Osborne! Ich habe doch nicht warten laſſen?

Burnet. Keineswegs!

Osborne (zugleich). Im Gegentheil!

Walter. Es war auch meine Abſicht, früher zu kommen. Ich habe eine Bitte an Sie, Sir Burnet; laſſen Sie uns unſer Geſchäft, ſo ſchnell es geht, abthun; nur mit größter Mühe konnte ich mich heute von Greenhill entfernen. Ich ſage Ihnen nicht, was mich zurückruft, weil ich nicht will, daß Sie deshalb vielleicht unſer Geſchäft aufſchieben ſollen. Iſt es aber möglich, daß ich um zehn Uhr wieder zurück bin, ſo würde mir ein großer Dienſt geſchehn; und in dieſem Falle lade ich auch die Herren ein, mich zu begleiten, mir wenigſtens ſobald als möglich zu folgen. Darf ich darauf hoffen?

Burnet (mit Bedeutung). Wir wollen vorher nichts verſprechen. Aufſchub erleidet unſer Geſchäft nicht; abgethan aber kann es, ſoweit Sie dabei betheiligt ſind, in einer Viertelſtunde ſein. — Setzen wir uns denn.

(Sie nehmen Stühle.)

Burnet. Seit Ihrem Beſuch in Knaresborough war ich unermüdlich damit beſchäftigt, auf's Neue alle Spuren und alten Erinnerungen, die mit dem Schickſal Ihres Herrn Vaters zuſammenhingen, aufzuſuchen. — Anfangs ergab ſich wenig, doch plötzlich fand ich einen Faden in dem verworrenen Gewebe der, über dieſes Ereigniß verbreiteten Ge-

rlichte. Der Trinker und Spieler Richard Brandon, der wie Sie sich erinnern werden, viel mit Sir Clarke verkehrte —

Osborne. Clarke? Verzeihen Sie, Sir Burnet, wenn ich Sie unterbreche, wer ist Sir Clarke?

Burnet. Entschuldigen Sie, ich hatte versäumt, Ihnen zu sagen, daß Clarke der angenommene Name war, unter dem Sir Walter's Vater, um sich der Nachforschung seiner Gläubiger zu entziehen, bei uns lebte. — Jener Richard Brandon also, mit dem Ihr Herr Vater zuletzt am meisten verkehrte, und der auch über sein Verschwinden in dringenden Verdacht gerieth, hatte einen jungen Verwandten in Knaresborough, der sich den Studien widmete, einen Jüngling von dem größten Talent, Fleiß, aber blutarm, und zu Allem geschickt, nur nicht zum Gelderwerb. Dieser Jüngling, welchen ich absichtlich noch nicht nenne, wohnte im Hause einer armen Wittwe, Namens Davison. — Eines Morgens besuchte mich in aller Frühe der alte Pfarrer unsrer Hauptkirche, Mister Summers. Er erzählte mir, jene Frau habe ihn am späten Abend rufen lassen, und ihm vertraut, ihr Gewissen sei beunruhigt, sie fürchte bald zu sterben, sie müsse ihm eingestehen, daß sie nähere Umstände von Clarke's Verschwinden kenne, als bisher irgend jemand erfahren habe. Hierauf berichtete mir der Pfarrer, der von Ihrem Besuch bei mir und der Absicht desselben wußte, höchst merkwürdige Dinge, zu deren Bestätigung ich mich sogleich mit ihm zu der Wittwe begab. — Hier ist das Protokoll ihrer Aussage (er zieht ein Papier aus der Tasche). Wollen Sie es selbst lesen oder soll ich es vorlesen?

Walter. Ich bitte, lesen Sie.

Burnet. Nur das Wesentlichste. (liest) „In der Nacht vom 14ten Februar 1778, wo Sir Clarke angeblich Nachts aus der Stadt geflüchtet sein soll, war ich noch spät um Mitternacht mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, während ich sonst um 10 Uhr zu Bett zu gehen pflegte. Ich hörte in der Küche, daß mein Miethsmann — das ist jener junge Mensch — die Treppe herabkam, die Hausthür öffnete, und zwei Männer einließ, in denen

ich Sir Clarke und den übelberüchtigten Freund deſſelben, Richard Brandon erkannte. Sie blieben etwa eine halbe Stunde, dann gingen alle drei fort. Ich konnte in der Nacht wegen eines heftigen Zahnſchmerzes nicht ſchlafen; dahör hörte ich meinen Miethsmann mit Richard Brandon nach etwa zwei Stunden zurückkommen. Sie gingen eilig und ſo leiſe als möglich die Treppe hinauf. Dieſer nächtliche Ausgang und Beſuch kamen mir ſo ſeltſam vor, daß ich den ganzen übrigen Theil der Nacht nicht mehr davor ſchlafen konnte. Es ſchlug drei Uhr; und bald danach kam Brandon leiſe mit meinem Miethsmann wieder die Treppe herab; — ich weiß nicht, weshalb, aber ich zitterte an allen Gliedern. Sie bemerkten, daß ich Licht hatte und flüſterten mit einander. Endlich ging Richard Brandon — ich ſchöpfte wieder Athem. — Um ſechs Uhr Morgens, als ich meinem Miethsmann das Frühſtück brachte, fand ich ihn ſehr blaß und unruhig. Ich deutete ihm an, daß ich ihn in der Nacht habe ausgehn und zu Haus kommen hören; er ſchien heftig darüber zu erſchrecken, kleidete ſich dann raſch an, und ging aus, noch ehe der Tag völlig angebrochen war. So wie er fort war, durchſuchte ich ſein Zimmer; ein brandiger Geruch den ich zu bemerken glaubte, veranlaßte mich auch die Aſche des Kamins zu durchſtören. Ich fand darin einige nur halb verbrannte Stücken Leinwand, und da ich ſie voller Erſtaunen näher betrachtete in dem einen, das der Zipfel eines Schnupftuchs geweſen ſein mußte, das Zeichen G. L.“

Walter (~~der bisher mit athemloſer Stille zugehört hat~~). George Leſter! — Das war das Zeichen meines Vaters! Es iſt kein Zweifel — dieſe Beiden haben ihn ermordet!

Burnet. Nicht zu haſtig, beſter Freund! — Solche Zeichen können trügen! Ich bitte Sie aber, hören Sie zu Ende; erſt dann theilen Sie mir Ihre Ueberzeugung von der Schuld oder Unſchuld der Verdächtigen mit.

Walter. Weiter denn — weiter!

Burnet (lieſ't). „Ich hatte kaum Zeit gehabt, dieſen Fund zu verbergen, als ich meinen Miethsmann ſchon zurückkommen hörte, und Richard Brandon in ſeiner Begleitung ſah. Um ihnen auszuweichen, verließ ich das

Zimmer, doch Brandon drehte auf der Treppe, wo mir Beide begegneten, um, ging mir nach hinab, und als er allein mit mir war, hielt er mich mit einem rauhen Griff an. — Ich bebte an allen Gliedern; er aber maß mich mit furchtbaren Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: „Weib! ich habe Ursach, es geheim zu halten, daß „ich diese Nacht in Deinem Hause war. Kommt je eine „Sylbe davon über Deine Lippen, so hast Du Deinen „letzten Abendsegen gebetet! Du kennst mich! Hüte Dich!“ — Mir schlotterten die Knie vor Angst; er aber schüttelte mich, als wolle er mich zerreißen, und rief: „Schwöre „beim heiligen Abendmahl, daß Du schweigen willst! „Schwöre!“ — In der Angst schwur ich, was er verlangte und hielt es, durch oft erneuerte Drohungen eingeschüchtert, bis jetzt, wo mich am Rande des Grabes mein Gewissen antreibt, Alles zu entdecken.

Walter. Es ist kein Zweifel! Sie sind die Mörder meines Vaters! — Wer war der Theilnehmer? — Nennen Sie mir ihn!

Burnet. Hören Sie weiter. Die Wittwe Davison starb nach zwei Tagen. Ich hatte bereits in der Stille Einleitungen getroffen, jenen Richard Brandon aufsuchen zu lassen, was mir nicht schwer werden konnte, da er eine kleine Tochter besitzt, die in Knaresborough erzogen wird. Zufällig war aber das Kind in dieser Zeit gefährlich erkrankt, und die Großmutter, bei der es in Pflege war, hatte ihrem Schwiegersohn Nachricht davon gegeben. Zwei Tage darauf erfuhr ich, daß er Abends zuvor angekommen, in der Nacht sein Kind gestorben, und er ganz außer sich darüber sei. Diese seine Stimmung mußte ich benutzen, um sein Geständniß zu erlangen. Ich begab mich in Begleitung des Pfarrer Summers nach Brandons Wohnung; wir trafen ihn, bald weinend, bald wild zürnend bei der Leiche seines lieblichen Kindes. Der Pfarrer sprach ihn unvermuthet sanft feierlich an: „Ri„chard Brandon! ich sorge, es ist Gottes Strafgericht, „was Euch heimsucht. In verwichener Nacht starb die „Wittwe Davison. Sie hat auf dem Todbette wider „Euch ausgesagt.“ — Schon bei dem Namen Davison

erblaßte der Frevler, und ſtarrte uns athemlos an, — aber bei den letzten Worten ſank er kraftlos zuſammen und rief: „Gott ſei mir Sünder gnädig! Ja, ja! wir ha„ben ihn ermordet!“ — Darüber verließ ihn die Beſinnung. Er lag den ganzen Tag und die Nacht in heftigen Fieber-Phantaſieen. Erſt am andern Morgen konnte er gerichtlich verhört werden. Doch jetzt hatte er wieder ſo viel Faſſung gewonnen, daß ihn ſein raſches Bekennen gereute; er ſuchte Ausflüchte, endlich that er ein halbes Geſtändniß. „Ich bin unſchuldig!“ rief er — „aber ich „weiß, wer Clarke ermordet hat, und ich will ihn jetzt an„geben, obwohl er mir viel Geld geboten hat, damit ich „ſchweigen ſollte. Es war —“

Walter. Nun? Sie ſtocken? — Jener junge Menſch — der Miethsmann der Wittwe —

Burnet. Allerdings. — Dieſe Doppelausſage giebt dem Richter faſt Gewißheit. — Was glauben Sie, Sir Walter?

Walter. Es iſt gar kein Zweifel denkbar. Ich müßte meinen eigenen Bruder für ſchuldig halten.

Burnet. Nun denn, ſo werden Sie auch mein Verfahren nicht als übereilt tadeln, wenn ich Ihnen ſage, daß, obgleich der Angeklagte jetzt im ehrenvollſten Anſehn ſteht, in den beſten Familien-Verbindungen lebt, — bereits gerichtliche Vorkehrungen getroffen ſind, ſich ſeiner unvermuthet zu bemächtigen.

Walter. Gewiß nicht, gewiß nicht, Sir!

Burnet. Wenn ich Ihnen ferner ſage, daß mein Hierſein dieſen Zweck hat —

Walter. Ihr Hierſein — wie das?

Burnet. Er lebt hier in der Nähe. — Richard Brandons Verwandter, den er als den Schuldigen anklagt, heißt — Eugen Aram!

Walter (zurückfahrend). Allmächtiger Gott!

Burnet. Faſſen Sie ſich, Freund — die Schuld iſt unleugbar.

Walter. Unleugbar! Gott der Gnade! — Aram — Madeline! — Noch iſt's Zeit — noch iſt Rettung möglich (er will fort).

Burnet (ihm nach). Sir Walter, faſſen Sie ſich —

Osborne (eilt gleichfalls nach). Sir Walter! Einen Augenblick —

Walter (reißt ſich los). Fort, fort! Keine Secunde! (eilt hinaus.)

Burnet (folgt ihm). Sir Walter! Sir —

Osborne. Was kann er wollen? Erſchüttern mußte es ihn — doch dieſes beſinnungsloſe Fortſtürzen — Ha! wenn er Aram warnen, ihn retten wollte! Das muß ich verhüten (er will hinaus).

Burnet (kommt haſtig zurück). Er iſt wie raſend! In zwei Sätzen war er die Treppe hinab — ich vermochte ihn nicht aufzuhalten.

Osborne. Sir, wir müſſen ihn aufhalten — er kann Aram warnen, ihn retten wollen.

Burnet. Unmöglich! Sein eigenes Intereſſe —

Osborne (blickt durch's Fenſter). Was Teufel — er wirft ſich auf's Pferd! — (reißt das Fenſter auf.) Sir Walter Leſter! Ein Wort! — Zu ſpät! er jagt auf und davon!

Burnet. So müſſen wir ſchleunigſt Anſtalten treffen, daß der Verbrecher uns nicht entfliehe.

Osborne. Kommen Sie — ich will Alles aufbieten, was ich an Leuten zu meiner Dispoſition habe.

(Beide ab.)

(Verwandlung.)

(Feſtlich geſchmückter Gartenplatz vor Leſters Hauſe. Zur Rechten das Haus, links Gebüſche Blumengulrlanden. Ausſicht in's Dorf.)

Scene III.

Geputzte Mädchen und Arbeiter (ſind beſchäftigt, die letzte Hand an die Ausſchmückung des Gartens zu legen; unter ihnen Ellinor dann Madeline.

Ellinor. Ach Madeline! Da biſt Du ſchon!
Nun geht, Kinder, geht! (die Arbeiter gehen ab.)

Jetzt will ich Madelinen rufen. O ſie wird Freude haben! (ſie eilt in's Haus; auf den Stufen des Altans tritt ihr Madeline entgegen.)

Ellinor. Ach Madeline! Da biſt Du ſchon!

Madeline. Welche Ueberraſchung — liebſte Schweſter — wie ſchön iſt Alles angeordnet!

Ellinor. Haſt Du Freude daran?

Madeine. Und Du fragſt? — Aber wo iſt der Vater? wo iſt Walter?

Ellinor. Der Vater wird ſogleich kommen; aber Walter hat mir einen recht böſen Streich geſpielt.

Madeline. Wie ſo?

Ellinor. Denke nur! Er iſt heut ganz früh mit Bunting weggeritten. Er ließ mir ein Briefchen zurück, worin er ſchreibt, unerläßliche Geſchäfte hätten ihn gezwungen, noch dieſen Morgen nach Mildenhall zu reiten. Er werde aber hoffentlich zur rechten Zeit wieder hier ſein.

Madeline. Er wird gewiß zurückkehren.

Ellinor. Ich will mich denn mit dieſer Hoffnung beruhigen. — Doch nun komm, Schweſterchen — eine kleine Ueberraſchung habe ich noch für Dich — Komm! (ſie hüpft voran nach einer Laube und kehrt mit einem Schleier und Myrthenkranz zurück.) Mein Hochzeitgeſchenk für Dich, Madeline.

Madeline. Ellinor! wie ſchön!

Ellinor. Ich habe den Schleier ſelbſt geſtickt — und die Myrthe zum Kranz aus meinem Bäumchen geſchnitten. Siehſt Du? ſie iſt in voller Blüthe!

Madeline. Du biſt ſo gut — ſo ſehr gut.

Ellinor. Komm einmal her und laß uns verſuchen — ich will zugleich dein Spiegel ſein —

Madeline. So werde ich immer ein heiteres Geſicht in meinem Spiegel ſehn.

Ellinor. Wer weiß! — Aber der Schleier ſteht Dir gut, Schweſter. Nun den Kranz! Herrlich! Meine Madeline — wie ſchön Du biſt! Liebſtes Herz! — — Da kömmt der Vater!

Scene IV.

Vorige. Lester.

Lester. Guten Morgen, guten Morgen, liebe Kinder!

Beide. Bester Vater — guten Morgen!

(Man hört Musik.)

Lester (ernst aber mild). Meine Madeline! Meine gute, meine schöne Madeline! Holde Braut! Bald wird die Stunde schlagen! — Doch weshalb ich komme — Die Leute im Dorfe haben einen Festzug veranstaltet — Alle, wie sie da sind.

Ellinor (freudig). Ich wußte es, ich wußte es!

Lester. Von hier aus wollen sie zu Aram, und ihn mit dem ganzen Zuge abholen und hieher geleiten; seit er so leutselig unter sie getreten ist, haben sie ihn Alle lieb gewonnen und jede Spur von Furcht vor ihm ist verschwunden.

Madeline (von Einem zum Andern sich wendend). Siehst Du, Vater, siehst Du, Ellinor — er gewinnt jedes Herz — sein mildes liebendes Auge, wenn er freundlich ist — ach! er war bisher nur einsam und traurig! — Jetzt, jetzt werdet Ihr Alle erst sehen, welch ein Herz mein Aram besitzt.

Ellinor. Da kommen sie schon!

Scene V.

(Die Musik ist indessen immer näher gekommen.) Wirth und Kathrine (an der Spitze eines) Zuges von Landleuten. (Die Mädchen tragen Rechen mit Blumen; die Männer Sensen. Alles ist in Festkleidern.)

Lied.

Wir nah'n uns mit Gesang und Tanz,
Geschmückt mit Blumenstrauß und Kranz;

Doch Deines Feſtes ſchönſte Zier,
Der Himmel giebt ſie ſelber Dir.

Er wölbt ſich über Dir ſo blau;
Sieh, dieſem ſchönen Zeichen trau'!
So klar, ſo wolkenlos und rein
Wird ewig Deine Zukunft ſein.

Dies Himmelspfand täuſcht nimmermehr,
Nie —

Walter (hinter der Scene). Halt! Halt ein! Laßt mich hindurch!

(Geſang und Muſik brechen plötzlich ab.)

Leſter. Was iſt das — was ſoll das bedeuten?

Ellinor. Das iſt Walter!

Madeline. Gott im Himmel!

(Bewegung unter den Landleuten, welche die ganze folgende Scene begleitet.)

Scene VI.

Vorige. Walter.

Walter (ſtürzt athemlos herein, er iſt bleich). Wo iſt Aram? Vater! Madeline!

Leſter. Walter! Wie ſiehſt Du aus!

Walter (immer außer ſich). Gott ſei Dank! Ich kam noch nicht zu ſpät. — O Du arme Unglückliche! — wirf ihn weg, den Kranz aus Deinen Locken, — zerreiße Deinen Schleier — Du biſt keine Braut mehr — Du kannſt es nicht ſein — Aram iſt ein Mörder — iſt der Mörder meines Vaters! —

(Laute Unruhe im Volk).

Madeline (thut einen Schrei und wirft ſich in Ellinors Arm).

Leſter. Gott der Gnade! Mein graues Haupt! — Nein, nein, es iſt unmöglich! — Walter Du raſeſt!

Walter. O daß es ein Fiebertraum wäre! Aber es iſt Wahrheit — Wahrheit — unleugbare Wahrheit!

Madeline. (richtet ſich gewaltſam auf). Nein! es iſt Lüge! ſchwarze giftige Lüge! — Laß mir meinen Kranz, Ellinor — laß mir meinen Schleier! Ich bin ſeine Braut — ich bleibe es. — Vater, lieber Vater! Weine nicht; ich bin eine glückliche Braut! Mein Aram iſt der edelſte der Menſchen, die jemals unter der Sonne wandelten! — Nein, ich fürchte nichts! Mein Glaube iſt felſenfeſt, unerſchütterlich, — Ihr Freunde glaubt dieſem lügneriſchen Mund nicht, Pfui Walter, Bis dahin riß Dich Dein Haß, Dein unwürdiger Neid? — Ellinor, — arme Ellinor, Du biſt die Unglückliche! (ſie ſinkt erſchöpft an Ellinors Bruſt).

Walter. Madeline — Du Arme — wie gern vergeb' ich Dir!

Madeline (richtet ſich nochmals empor). Nein, es iſt unmöglich, Gott ſchlug dich mit Wahnſinn, — Er ein Verbrecher, Ihr habt ihn geſehn, Ihr Alle — dieſe hohe reine Stirn — dies Auge voll Liebe — Ihr habt ſein mildes Wort vernommen, das wie die Abendglocke ins Herz dringt, — Er liebt jedes Kind — jedes Thier — jede Blume — (ſie weint) er — er — er — nein, ich bin glücklich — ſelig — ich jauchze in meiner Freude, — Ich jauchze, daß mein Glaube an ihn unerſchütterlich iſt, — Jubelt — jubelt Alle mit mir, — (ſie ſinkt ohnmächtig nieder und wird von Walter und Ellinor gehalten).

Leſter. Ich muß Gewißheit haben, auf der Stelle, Fort zu ihm! (ab)

Landleute (in Bewegung). Begleitet den Squire! Fort zu Aram, Nach ſeinem Hauſe, — Aram ein Mörder! Fort, fort, Stürmt ſein Haus, — Mörder, Mörder!

(Alle unter Tumult und Geſchrei ab, Madeline wird von Walter und Ellinor in's Haus getragen).

(Verwandlung).

(Arams Zimmer).

Scene VIII.

Aram (allein).

Aram (tritt aus einem Seitengemache und trägt zwei Blumenstöcke). So ist das Zimmer geschmückt, daß es meine Madeline mit heiterm Gruß empfange. — Meine Madeline! — Ja sie hat mich geheiligt, gereinigt — aus dem tiefen Labyrinth des Irrthums zurückgeführt, hat meine Schuld durch ihr reines Herz gesühnt. — — Mir ist wohl — leicht — wie noch niemals! (er zieht die Uhr). Es wird bald an der Zeit sein. Wie lieblich muß der bräutliche Kranz ihr stehen! — Horch! Das Glockengeläut beginnt! Wie hell es durch die Stille dieses schönen Morgens herüber tönt, — (er tritt an's Fenster). Wie milde blickt das blaue, versöhnte Auge des Himmels auf den Anfang meines neuen Daseins! — Wenn ich sie mir lebhaft denke, wie sie nun hier weilen wird, wie jeder zutrauliche Gedanke ihrer Brust mich sucht, wie sie ganz, ganz mein eigen ist, mit allen Reizen ihres holden Wesens — wie dieses Glück so nahe ist, wie es mit der nächsten Stunde beginnen soll, — ich kann es nicht fassen! Sind es denn nicht lauter gaukelnde Träume? — — Dort sprengen Reiter den Weg gegen das Haus heran. — Was können sie wollen? Sie sind hastig, Wenn sie — (er schauert einen Augenblick zusammen). Aram, willst Du Dich wachend, am hellen Tage, von längst verscheuchten Nachtgespenstern schrecken lassen? — Ich will mich jetzt auf den Weg machen — treffe ich auch noch etwas früher ein — Madeline wird nicht zürnen, und ich harre lieber in ihrer Nähe. (Er nimmt den Hut um zu gehen). Das liebliche Glockengeläut wird mich den ganzen Weg begleiten. —

(Das Geläute verstummt plötzlich).

Was ist das? Die Töne reißen ab! Sollte ich mich in der Zeit geirrt haben? (er zieht die Uhr schnell heraus). Nein! — Seltsam!

(Es schellt stark an der Hausglocke).

Ha — dieſer Ton, den ich haſſe, wie das bleiche Gerippe des Todes! Warum erſchreckt er mich in dieſer Stunde? — (er ſchreit noch einmal.)
Das bedeutet etwas! (er eilt an's Fenſter.) Ha — die Reiter halten vor meinem Hauſe! — Und dort vom Dorfe her — was wälzt ſich für ein Menſchenſchwarm heran? Ich will an dieſe hohlen Truggebilde nicht glauben! Ihre Macht iſt zerſchmettert, ſie können mich nicht mehr ſchrecken.
(Es erſchehen ſtarke Schläge an die Hausthür.)
(pocht dort, wild lachend). Ha, ha, ha, So pocht Niemand, dem man Einlaß verweigern darf! — Ein Faſtnachtsſchwank! — Hat denn die Alte noch nicht geöffnet? — Wie lange ſoll ich auf dieſer Folterbank liegen? — Sie ſoll nicht öffnen — ich will — ich — die Riegel raſſeln — es iſt zu ſpät! — ich kann nicht mehr hinab — dieſe Fenſter ſind zu hoch — zu ſpät! — — (Nein!) Niemals iſt es zu ſpät, ſo lange ein Athemzug die Bruſt hebt. — Ich verriegle dieſe Thür! So gewinne ich wenigſtens Zeit, zu erfahren, was dieſe Gäſte wollen. — Meine Waffen! (er nimmt die Piſtolen von der Wand). Horch — ſie dringen ſchon die Stufen herauf!
(Man hört verworrene Stimmen.)
Was iſt das? Die Leute aus dem Dorfe umringen das Haus! — (Man hört Geſchrei, darunter das Wort: Mörder). Ha! — War es ein Donner, der mein Ohr traf? — Schon wieder! Mörder! Mörder! (er ſchlägt die Hände angſtvoll über ſein Haupt zuſammen.)
(Es pocht an die Thür des Zimmers.)

Scene IX.

Aram. Osborne (zuerſt von außen. Dann) Burnet Gerichtsdiener.

Osborne (von Außen). Oeffnet, im Namen des Königs.

Aram (ſtarrt vor ſich hinſtarrend). Ein Wahnwitziger, der noch zweifelt! — Gewißheit fordert meine Kräfte

heraus! — Jetzt riesige Macht des unerschütterlichen Geistes, steh' mir bei!

Osborne (wie oben). Der Friedensrichter der Grafschaft begehrt Einlaß im Namen des König's.

Aram (ruhig). Dem Gesetz öffne ich zu jeder Stunde gern. (er öffnet).

Osborne, Burnet und Gerichtsdiener (treten ein. Draußen Getümmel).

Aram (mit voller Fassung). Sir! Ihr Besuch überrascht mich. — Was ist Ihr Anliegen? (halb lächelnd.) Ich glaubte in der That nicht, daß es so ehrenwerthe Diener des Gesetzes sein konnten, die in mein Haus eindringen. Ich fürchtete vielmehr das Gegentheil — deshalb verriegelte ich meine Thür. Der Pistolen kann ich jetzt entbehren. (er legt sie weg).

Osborne etwas verwirrt). Mister Aram — es freut mich, daß mein Besuch Sie nicht erschreckt —

Aram. Erschreckt? Wie sollte er das? — Nur verwundert bin ich über das Getümmel vor dem Hause, das noch zu wachsen scheint.

Osborne (noch verwirrter). Ich weiß nicht — ich kam in der Absicht —

Burnet (nimmt das Wort). Sir — kein Schein darf uns in der Pflicht irre machen. Mit einem Wort, Mister Aram, Sie werden auf meinen Antrag durch den Friedensrichter verhaftet.

Aram. Verhaftet? Selbst einen Scherz der Art würde ich sehr ernst aufnehmen, mein Herr!

Osborne. Es ist völliger Ernst.

Aram. Ich glaube, Sie kennen mich wenig, Mister Osborne, aber doch wohl genug, um zu wissen, daß hier ein Irrthum obwalten muß! — Es ist mein Hochzeitstag — ich bin im Begriff, mich zu meiner Braut zu begeben. — Sie werden einsehen, daß in einem solchen Augenblick ein Mißgriff zum schweren Verbrechen wird.

(Getümmel draußen, Ruf: Mörder! Mörder!)

Aram. Sagen Sie mir, was bedeutet dieser Tumult?

Osborne. Ich fürchte selbst ein Mißverständniß, Sir — doch — das Gesetz will — ich darf nicht anders.

Scene X.

Vorige. Bunting, der Wirth und Landleute (dringen mit Gewalt in die Thür. Später) Lester.

(Man hört abermals rufen: „Ergreift ihn! Mörder! Mörder!)

Aram (tritt mit Würde auf die Seite zwischen Osborne und Burnet. Er ergreift eine der Pistolen wieder). Gegen Gewalt werde ich mich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen.

Osborne. Zurück, Leute! Achtet Englands Gesetz! Ich, Euer Friedensrichter, nehme diesen Mann in meinen Schutz!

Bunting. Blitz und Kanonen! Mister Osborne! Allen Respect! Aber —

Wirth. Er ist ein Mörder!

Viele Stimmen. Ein Mörder! An den Galgen mit ihm! (sie wollen auf Aram eindringen.)

Bunting. Er hat Sir George Lester umgebracht!

Aram (tritt vor). Welch' ein Wahnsinn! Nie sah ich ihn mit Augen!

Burnet (heftet scharfe Blicke auf Aram). Vielleicht doch! — Sir George Lester nannte sich zu Knaresborough vor sechzehn Jahren: George Clarke.

(In diesem Augenblick drängt sich der Squire Lester herein und steht Aram gegenüber. Gemurmel der Ehrfurcht unter den Leuten; sie ziehen sich zurück).

Lester. Aram!

Aram (tritt erschüttert einen Schritt zurück, wirft die Pistolen weg und eilt auf Lester zu). Mein Vater! Mein theurer Vater! Und Madeline?

Lester. Sie glaubt unerschüttert an Deine Unschuld — auch ich! — Nein, es ist unmöglich!

Aram (in tiefster Bewegung ausbrechend). Sie glaubt

unerſchüttert! — Sie hat das größte Recht in ihrem Glauben! Nur ein Teufel kann ihn untergraben! Ja, es iſt unmöglich, Vater! — (mit Würde gegen Osborne gewendet) Auf denn! — Stellt mich vor Gericht und führt den Beweis Eurer Anklage! Er ſoll an meiner offenen Stirn zerſchellen! —

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

(Gefängniß.)

Scene I.

Aram (allein).

Aram (sitzt vor einem Tisch, auf welchem sich Papiere befinden. Sein Antlitz ist bleich und düster, doch seine Züge und Haltung fest. Er drückt eben das Siegel auf ein Packet. — aufstehend, das Packet in der Hand.) So ist's vollendet. Selbst füge ich den Schlußstein in das Gebäude meines Lebens — ein dunkles, viel gewundenes Labyrinth! Der Ausgang ist endlich gefunden! — Nun liegt es klar vor dem rückwärts gewandten Blick — Einen Gewinn hast Du! — Eine große Lehre giebt Dir dieser Rückblick — die, daß er siebenmal siebenfach die ganze Weisheit aufwiegt, die der Mensch auf seinem langen Vorwärtsirren zu sammeln wähnt. — Blinder Thor, der ich war! Lerne ich nun endlich mit unermeßlichem Weh, daß die gemeine Menschensatzung doch eine göttliche ist! Daß sie mich an ihren Fesseln nothwendig hält, wie die Schwere an den Boden? Mit Deines ganzen Lebens Glück, ja mit dem Leben selbst zahl'st Du das ärmliche Wissen, dem der gemeine Mensch aus dumpfem Triebe gehorcht: dem höchsten eigenen Recht darfst Du kein Atom des allgemeinen opfern! — Herab auf Dein Haupt stürzt jetzt die Lawine, die Deine Vermessenheit losrüttelte, weil sie das Gesetz eines Sonnen-

ſtäubchens verletzte — Ha! — Die Riegel meines Kerkers raſſeln noch — und ſind doch ſchon hinweggeſchmolzen!

Scene II.

Aram. Osborne.

Aram. Sieh da — Sir Osborne!

Osborne. Guten Morgen, Sir!

Aram. Iſt es ſchon Zeit?

Osborne. Noch nicht. Ich komme, Sie zu fragen, ob —

Aram (bitter). Ob ich noch einen letzten Wunſch habe?

Osborne. Nein, Sir; ich erlaube mir keine Vermuthung über den Ausgang Ihres Prozeſſes. — Ich komme, Sie zu fragen, ob Sie irgend einen Ihrer Freunde ſehen wollen?

Aram (lebhaft). Iſt mir jetzt Beſuch geſtattet?

Osborne. Ich weiß, was Sie ſagen wollen. — Ich habe Ihre Braut bereits unterrichtet; ich ſelbſt werde ſie mit Ihrem Vater zu Ihnen führen.

Aram (ergreift ſeine Hand mit Wärme). Sir ich danke Ihnen von Herzen!

Osborne. Noch Jemand hat gewünſcht, Sie zu ſehen — Sir Walter Leſter —

Aram. Sir Walter? — Ich werde wohl nur wenige Minuten für meine Braut haben.

Osborne. Sir Walter harrt ſchon draußen. Bevor ich mit Squire Leſter und Miß Madeline hier ſein kann, können Sie ihn geſprochen haben. Er ſcheint es dringend zu wünſchen.

Aram. Es ſei — ich will nicht dagegen ſein; er komme!

Osborne. Sir — mein Richteramt wird bald beginnen — jetzt kann ich noch das des Freundes üben. Haben Sie noch Wünſche auf den möglichen Fall —

Aram (ihn unterbrechend). Was Sie den möglichen

Fall nennen, nenne ich den gewiſſen. Ich bin darauf gefaßt. Geſtern wurden mir Schreibmaterialien bewilligt. — Ich habe die ganze Nacht geſchrieben. Meinen letzten Willen — einige Briefe — und vor Allem dies! (es nimmt das Paquet, was er zuletzt geſiegelt hat.) Ich habe den Wunſch, daß Sie dieſes Document auf den Gerichtstiſch niederlegen; wenn mir die Beſtimmung frei ſteht, ſo verfüge ich, daß es, ſo wie mein Urtheil, es falle wie es wolle, geſprochen iſt, geöffnet und laut vorgeleſen werde.

Osborne (nimmt das Paquet). Dem ſteht nichts entgegen. Ich werde Ihren Auftrag pünktlich erfüllen.

Aram. Ich wünſchte, ich könnte irgend etwas thun, Ihnen mein dankbares Herz zu beweiſen.

Osborne (nach einer kleinen Pauſe, in der er zu erwarten ſcheint daß Aram ihm noch etwas auftragen werde). Leben Sie denn wohl — auf Wiederſehn! — Ich werde befehlen, daß man Sir Walter Leſter zu Ihnen laſſe.

(geht ab.)

Aram (verbeugt ſich ſtumm).

Scene III.

Aram. Walter (ſie begrüßen ſich ſtumm).

Walter. Reichen Sie mir die Hand, Aram —

Aram (zurücktretend). Meine Hand — — Bedenken Sie, welches Verbrechens dieſe Hand angeklagt iſt — welches Verbrechens gegen Sie —

Walter. Aram — unſre Zeit iſt gemeſſen. Zwei wichtige Dinge führen mich hieher; das Eine entſcheidet Ihre Zukunft, das Andere das ganze Glück der meinigen.

Aram. Ich ahne nicht, was Sie wollen können.

Walter. Ihre Flucht, Ihre ſichere Rettung, Aram, und für mich ein einziges Wort der Wahrheit, ohne das die Ruhe meines ganzen Lebens verloren iſt.

Aram (erſchüttert). Sir Walter! —

Walter. Die Umſtände zeugen faſt ſo mächtig wi-

der Sie, als Ihr edles Leben, Ihr Charakter für Sie. Das Aeußerſte iſt zu fürchten — Aram — meiden Sie es — fliehen Sie! Ich biete Ihnen die Mittel. Die Aufſeher ſind gewonnen — Sie werfen meinen Mantel über — nehmen meinen Hut — ein Wagen ſteht bereit — Sie ſind morgen früh in London — dieſer Brief führt Sie zu einem ſichern Freunde, der Sie aufnimmt, bis Sie zu Schiff gehen können. — Wohin Sie ſich auch wenden, Madeline folgt Ihnen — ich betheure es bei meinem Leben! Ich folge mit Ellinor, wenn ich die Strafe, die das Geſetz über mich verhängt, überdauert habe. — Nur einen Dank begehre ich: Wahrheit! Wahrheit! Aram, ob Sie ſchuldig ſind — ob nicht!

Aram (~~der inzwiſchen im heftigſten Kampf mit ſich ſelbſt~~ geweſen). Sir Walter — ich fliehe nicht! Ich nehme Ihr großmüthiges Anerbieten nicht an.

Walter. Aram! — Und Madeline — wenn der Spruch — bei der Gnade des Himmels! Aram, laß Dich bewegen!

Aram (~~bewegt~~). Du! — Führt uns das Schickſal auf dieſem furchtbaren Wege zur brüderlichen Vertraulichkeit? — Walter — ich erfülle nur Deine zweite Bitte. Hier, vielleicht an der Ausgangspforte meines Lebens, ſchwöre ich's Dir feierlich: kein Zweifel ſoll die Tage Deiner Zukunft vergiften. Du ſollſt nicht unverſöhnt mit Dir bleiben. Das Weitere mußt Du geduldig erwarten — wie ich ſelbſt. Wer kann wider ſein Verhängniß? —

Walter. Aram nur eine Minute, ein Schritt, eine Schwelle iſt nur zwiſchen Dir und der Freiheit — Aram, geh' Du — fliehe!

Aram (~~nach kurzem heftigen Kampf~~). Ich bleibe! — Fort! ich höre Stimmen!

Walter. O Gott — nun iſt's zu ſpät! (er ~~eilt fort~~.)

Aram (~~ihm nachſehend~~). Die Verſuchung war mächtig! Ein fernes, ſtilles Eiland, mit ihr bewohnt — jenſeit des Meeres! Ewige, ſüße, ſelige Ruhe! — Nein, nein — das Eiland, wo Du die Ruhe findeſt, wo Deine Liebe Dich begrüßen darf, liegt jenſeit eines andern Meeres! — Wer kommt! Ha! Es iſt — Madeline!

Scene IV.

Aram. Madeline, Lester und Osborne (treten ein).

Aram (will Madelinen entgegen, sein Schritt schwankt, er steckt).

Madeline (hebt die Arme gegen ihn auf, und versucht, auf ihn zu gehn; die Kraft versagt ihr). Ach! — O, mein Vater!

Aram (kniet ihr zu Füßen, nimmt ihre Hand, und legt das Haupt darauf nieder).

Madeline (legt eine Hand sanft auf Arams Haupt; er blickt zu ihr auf). Du bist recht bleich, Eugen!

Lester (tritt näher). Mein Sohn!

Aram (legt beide Hände über Augen und Stirn). Gott! es ist mehr, als ich vermag —

Lester. Erhebe Dich — komm an unser Herz! (er zieht Aram sanft empor und umarmt ihn stumm).

Madeline (ist indeß vom Sessel aufgestanden, und legt den Arm um Arams Nacken; sie sinkt ihm an's Herz und weint an seiner Brust).

Aram. Madeline! O Du mußt einen bittern Kelch trinken!

Madeline. Er wird vorübergehn — wir werden ihn nicht leeren.

Aram. Nein, holdes Herz — denn wir haben ihn geleert! — Die bittersten Tropfen brennen schon in unserer Brust.

Madeline. Es werden süße folgen.

Aram. Dereinst! — Ja. — O gewiß, Madeline! — Hoffst Du darauf?

Madeline. Wie auf meine Seligkeit.

Aram (schaudert unwillkürlich).

Madeline. Du zitterst, lieber Freund!

Aram. Es ist nichts — es überflog mich nur so — es ist nichts, Madeline! (er zieht sie an sich) Ach, mir ist wohl!

Madeline (sehr sanft). Ich hätte doch nicht gedacht,

nicht gedacht, daß es ſo ſüße Augenblicke in ſo trüben Zeiten geben könnte — Sonnenblicke — ein lindes Frühlingslüftchen der Liebe — o mein Freund — es iſt — es iſt gar ſo ſelig, an Deiner Bruſt zu ruhen, zu weinen — zu lächeln — mein Aram!

Aram (finſter abgewendet, im heftigſten Kampf mit ſich ſelbſt). Allmächtiger! Gieb mir ein Felſenherz!

Leſter (der bisher in Schmerz verſunken, entfernt geſtanden, tritt zwiſchen Beide). Meine Kinder! Ach, wie gern ließ' ich Euch Euren Träumen, die Euch dieſer fürchterlichen Wirklichkeit entrücken! Allein die Minuten eilen; ſie ſind uns zugezählt, und wir haben noch Wichtiges auf dem Herzen! — Aram, mein Sohn, wir kamen hierher, um Dir zu betheuern, daß wir feſt an Deine Unſchuld glauben.

Madeline (freudig). Ja, mein Freund! ich glaube ſo feſt an Dich, als an den Himmel!

Aram. Madeline — Vater! — O Allmächtiger!

Madeline. Kein Richterſpruch der Erde wird meinen Glauben erſchüttern.

Leſter. Es iſt unmöglich, daß man Dich verurtheilt.

Aram. Unmöglich? — Nichts iſt unmöglich auf dieſer Erde, ſag' ich Euch. Nichts unmöglich in der unergründlichen Tiefe der Menſchenbruſt! — Seid denn gefaßt auf Alles!

Madeline. Aram — Du blickſt ſo ſtarr — ich erkenne Dein ſanftes Auge nicht.

Aram (heftig ausbrechend). Wenn nur mein Herz Dir nie unkenntlich wird!

Madeline (geht mit Aram in den Vordergrund). Was iſt Dir!

Leſter (ſetzt ſich im Hintergrunde nieder).

Aram (nach einer Pauſe). Irrthum iſt das Erbtheil der Sterblichen — Irrthum iſt Sünde. — Dieſe Sünde ward auch mein Erbtheil. — Ich habe ſchwer geirrt, Madeline — mich weit verirrt. Kannſt Du mir die Irrwege meines Lebens vergeben? Um meiner Liebe willen vergeben.

Madeline. Mein Aram — Alles, Alles! —

Aram. Doch Madeline, Du mußt vergeben, wie die Kirche, ganz, für Vergangenheit und Zukunft — auch ich will die Bedingung der Kirche erfüllen — ich thue Buße.

Madeline. Du sprichst so räthselhaft.

Aram. Es soll Dir — bei dem Ewigen betheure ich's — jedes Räthsel über mich gelöst werden. — Vergiebst Du mir, weil ich Dich geliebt, wie nichts auf Erden, jede Schuld meiner Seele?

Madeline. So wahr ich selbst Vergebung hoffe!

Aram. So fürchte ich nichts mehr — ich kenne mein Loos, Madeline. — Wir werden bald getrennt sein — wenn unsere Seelen zu trennen sind.

Madeline (heftig). Nein, nein! sie sind es nicht — meine Seele folgt der Deinen! Ach, sie ist vernichtet ohne Dich! —

Aram. So vertraue! Auch ich thue es. Wir müssen das Hier aufgeben für das Dort — so lautet das ewige christliche Gebot — ich werde es bald in seinem höchsten Sinn erfüllen.

Madeline. Ich verstehe Deine Worte nicht — ich verstehe nur Deine Liebe.

Aram. So baue auf diese, — noch eine Stunde, und auch meine Worte werden Dir klar sein! —

Madeline. Leb' wohl, Aram. Nein, ich deute Deine Worte falsch, oder Du irrst Dich — mir glänzt ein heller Hoffnungsstern! Du schuldig erklärt — Du verurtheilt! — Es ist unmöglich! — Lebe wohl — aber auf Wiedersehn. —

Aram. Vater, nimm hier Deine Tochter (er führt Madelinen ihrem Vater zu).

Lester. Aram — Muth! Hoffnung!

Aram (macht eine rührende Bewegung und umfaßt sich der Umarmung Lesters.)

Madeline und Lester (ab).

(Die Thür bleibt offen, man erblickt die Diener des Gerichts, die Aram abzuführen gekommen sind.)

Aram (allein). Nun ist auch das überwunden! — Ich habe ausgeharrt in Qualen wie Prometheus! Kein Herkules hat mich entfesselt! Ich selbst streifte meine

Bande ab, denn es giebt keine für die freie Kraft des Willens. — Dank dir, o Himmel! ich finde mich wieder, und in mir die Verſöhnung. — Jetzt will ich mit erhobener Stirn vor meine Richter treten (ab).

Verwandlung.

(Die Bühne ſtellt einen Gerichtsſaal dar. In der Mitte des Hintergrundes befindet ſich ein Tiſch für die Richter.)

Scene V.

Osborne nimmt den Mittelplatz ein. Auf jeder Seite ſitzen ſechs Geſchworne. Hinter der Schranke Volk, unter dem Bunting, Snuppers und Kathrine ſichtbar. Auf der einen Seite, faſt am Proſcenium, werden vier Seſſel geſtellt, welche von Madelinen, Leſter, Ellinor und Walter eingenommen werden, ſo daß Madeline den Zuſchauern am nächſtzt. Ihnen gegenüber auf der andern Seite des Vordergrundes, ſteht Aram ganz allein, nur einige Gerichtsdiener in einiger Entfernung hinter ihm. Aram gegenüber, doch etwas mehr zurück, treten Richard Brandon und Burnet. — Die Richter und Geſchwornen haben, als die Verwandlung ſtatt findet, ihre Plätze ſchon eingenommen; hiernächſt wird das Volk eingelaſſen, dann der Squire, Madeline, Ellinor und Walter eingeführt, denen Gerichtsdiener die Seſſel hinſtellen. Hierauf tritt Brandon auf; zuletzt Aram. —

Madeline (indem Aram auftritt). Sieh, Sieh, mein Vater! Da iſt er! Wie edel wie königlich ſeine Haltung iſt!

Brandon. Wenn ich ihm die Augen ausbohren könnte, mit denen er mich anſieht.

Osborne. Ihr würdigen Richter und Geſchwornen! Wir ſchreiten zu dem letzten entſcheidenden Akt dieſer ernſten Verhandlungen. In dreien auf einander folgenden Sitzungen ſind Euch alle Umſtände für und wider die Schuld des Beklagten, durch Ausſage der Zeugen und Prüfung der Thatſachen auf das Genaueſte dargelegt wor-

den. Es bleibt nun noch eine Doppelpflicht gegen das Geſetz zu erfüllen; zuerſt, daß der anklagende Zeuge nochmals den Inhalt ſeiner Beſchuldigung feierlich vor dieſer ganzen Verſammlung wiederhole und bekräftige; ſodann die, die letzte Vertheidigung des Angeſchuldigten und deren Widerlegung durch den Kron-Anwalt zu hören.

(Eine Pauſe der tiefſten Stille.

Anklagender Zeuge, John William Richard Brandon, beharrt Ihr bei Eurer Ausſage gegen Eugen Aram?

Brandon (ſichtlich verwirrt) Geſagt, iſt geſagt! Was? ſoll ich Alles zehnmal ſagen — in's Teufels Namen! Es bleibt beim Alten — verſteht ſich!

Osborne. Ihr müßt Eure Ausſage beſtimmt wiederholen; es gehört zur Rechtsform.

Brandon. Was kümmert mich die Rechtsform! Angeklagt iſt er — hängt ihn auf, oder laßt ihn laufen! Was geht's mich an!

Aram (heftet feſte Blicke auf Brandon).

Brandon (ſieht ſcheu bald ſeitwärts, halb zur Erde). Sieh mich nicht ſo an, Aram!

Aram. Du zitterſt.

Brandon. Ich zittre? Ha! Zittern iſt nicht meine Sache! — Du haſt hier zu zittern, Aram.

Aram. Du ſiehſt, ich bin ruhig.

Brandon. Oho! ich auch!

Osborne. Ruhe! Zur Sache! — Zeuge, nochmals: Beſteht Ihr auf Eurer Ausſage gegen den Angeklagten Eugen Aram?

Brandon (heftig zitternd). Warum denn nicht? — Er hat — es war — Nun, bei Satans Hörnern! Es ſteht ſchwarz auf weiß in den Akten — ſoll man Alles zehnmal wiederkäuen? — Es war im Winter — (er ſtockt.)

Aram (mit Würde). Was zauderſt Du? Vollende endlich! Thue den letzten Schritt wie den erſten. Dein ganzes Leben haſt Du Dich im Schmutz der Sünde gewälzt; meine Tage und Nächte waren dem Streben nach dem Höchſten in der Wiſſenſchaft geweiht. Wir gehören gut zu einander! (verächtlich) Auf denn! ſage Du aus wider mich!

Brandon (trotzig). Oho! meinſt Du, Du dürfteſt

mich verachten? Sacht, guter Freund, ſind wir nicht zuſammen gegangen? (~~er beſinnt ſich plötzlich und ſteckt~~).

Aram (~~mit Hoheit~~). Ja! Vor langen Jahren liefen unſre Lebenspfade im Gedränge der Schickſale hart an einander hin. Du aber weißt am beſten, daß ich mit Dir nie etwas gemein gehabt, nie haben konnte, nie haben werde. Auf! Zeuge jetzt wider mich!

Brandon (~~wüthend~~). Gut, gut — ich wollte nicht mehr, denn Du biſt mein Vetter. Jetzt aber will ich wieder! Willſt Du mich verachten — Kamrad — und war Dir doch gut genug, um zuſammen —

Aram. Zuſammen — nun, heraus mit dem Wort! — zuſammen? —

Brandon (~~will lachen~~). Oho! — das kann mir nichts mehr anhaben. — Verflucht! Was packt mich da ~~am Schopfe~~

Aram. Siehſt Du Geſpenſter? — Wachen Todte auf? Vielleicht Dein Hannchen? Wer weiß, wie oft Du das blondlockige Kind mit blutigen Händen geſtreichelt haſt!

Brandon (~~außer ſich~~). Mein Kind! Mein Hannchen! — Jeſus Chriſtus! Höllenhund Aram! Es iſt der Finſtre, der Schwarze! Glaubt ſeinem Lügenrachen nicht! — Jeſus! Erbarmen! Mein Goldhannchen! Laßt mich los, Ihr Hunde, ich will ſie küſſen!

(~~er ſtößt die Gerichtsdiener fort und taumelt vorwärts.~~)

Osborne. Haltet ihn! er wird wahnſinnig.

Brandon (~~ſchreit laut~~). Nein, ich bin nicht wahnſinnig! Aber ich kann keine Geſpenſter ſehn — alle Nacht im Traum — o Herr der Gnade, Erbarme Dich!

Osborne (~~ſteht auf~~). Zum letztenmale, Ankläger, wollt Ihr Eure Behauptung wiederholen? — Hat, wie Ihr behauptet, dieſer Eugen Aram der dort vor Euch ſteht —

(~~Brandon drückt ſich beide Hände vor die Augen.~~)

den Sir George Leſter, welcher zu Knaresborough unter dem Namen Clarke lebte, ermordet? Ja oder Nein — dies Wort entſcheidet die Gültigkeit der Gerichtsſitzung. — Nochmals: Ja oder Nein!

Brandon (schreit). Ja — nein — mein Jesus — (mit gewaltsamer Zusammenraffung aller Kräfte.) Ja — ja — er hat ihn ermordet! Ich zeuge wider ihn! — (erschöpft) Oh! — Laßt mich sitzen! (sinkt auf einen Sessel.)

Aram (steht unbeweglich).

Madeline (lehnt sich erschöpft gegen ihren Vater).

Osborne. Eugen Aram, Ihr seid des Mordes an Sir George Lester angeklagt. Es steht Euch jetzt das Recht der letzten Vertheidigung zu.

Aram (mit Hoheit). Ich verschmähe es! — Was Umstände für oder wider mich zeugen, ist ausführlich in diesen Verhandlungen geprüft worden. Mein Leben allein sei der Schild der mich bedecke — dieses Leben der strengsten Entsagung, der Einsamkeit, des Friedens, dessen Tage und Nächte der Wissenschaft, dem tiefsten Forschen nach Wahrheit geweiht waren. Stellt es dem des Anklägers gegenüber, diesem Leben der Rohheit, der niedrigen Begier, des wüsten Taumels. Thut das, und dann sprecht mich schuldig. Es ist tief unter mir, mich anders zu vertheidigen! —

(Stille. — Dumpfe Bewegung im Volke.)

Madeline. Habt Ihr ihn gehört? So stand der Herr vor seinen Richtern. — O Vater! ein süßes Entzücken schwellt meine Brust!

Lester. Fasse Dich, mein liebstes Kind! Schmerz und Seligkeit sind gleich gefährlich.

Osborne. Ihr habt nichts mehr zu sagen, Eugen Aram?

Aram. Nichts.

Osborne. Sir Burnet, Euch, als dem Anwalt der Krone, steht jetzt das Recht zu, die Anklage noch einmal in ihrer ganzen Schärfe zu behaupten.

Burnet. Da sich der Beklagte des Rechtes seiner letzten Vertheidigung begiebt, so hat der Anwalt der Krone auch nichts mehr zu widerlegen und zu behaupten. Die Richter sind genügend belehrt über Alles, was ihren Spruch bestimmen muß.

Osborne. Glaubt sich einer der Geschwornen noch

nicht hinlänglich unterrichtet? — — Ihr ſchweigt? — Geſchworne, ſo verlaßt den Gerichtsſaal, und berathet Euch über die Frage: „Iſt der Angeklagte des Mordes an George Leſter ſchuldig, oder nicht?“ —

(Die Geſchworenen ſtehen auf, und verlaſſen durch eine weite Thür im Hintergrunde, die ihnen geöffnet wird, den Saal.)

(Tiefe Stille.)

Madeline (ſteht auf). Gott, Gott! jeder Pulsſchlag eine Ewigkeit!

Ellinor. O Walter — ich fühle Todesangſt.

Leſter (ergreift die Hand beider Töchter). Wendet Eure Herzen zum Himmel, meine Kinder; fleht ihn an, daß er das Licht der Wahrheit in die Bruſt der Richter werfe.

Brandon (ſpringt plötzlich vor). Aram! Das Meſſer heraus! Stoß zu! Er liegt ja ſchon am Boden!

Aram. Zurück — Raſender!

(Die Gerichtsdiener packen Brandon.)

Brandon. Was wollt Ihr? Laßt mich los, Kameraden! Er muß noch einen Schlag haben! — Heda, Geſell! Rührſt Du Dich? — Laßt mich los, Hunde, ſag' ich Euch! (Er ringt mit den Gerichtsdienern; Gewimmel unter den Zuſchauern.)

Madeline. Gott im Himmel — was iſt das?

Walter. Er ſcheint wirklich in Wahnſinn zu fallen.

Brandon (laut ſchreiend). Hülfe! Hülfe! Er packt mich an der Kehle! Aram, zu Hülfe! (er reißt ſich von den Gerichtsdienern los und ſpringt wild auf Aram zu) Nieder mit Dir!

Aram (faßt ihn an der Bruſt und hält ihn mit überlegener Kraft zurück). Zurück! Unglückſeliger! Dich trifft der Herr mit ſeiner Rache!

Brandon (ſinkt zu die Knie). Jeſus! Erbarmen! Da ſteht er im blutigen Hemd' und würgt mein Hannchen! O mein Heiland! (er ringt die Hände.)

Osborne. Führt ihn hinaus! Er iſt ſeiner Sinne nicht mehr mächtig!

Brandon (die Hände ringend). O mein Jeſus! mein Goldkind! O mein Heiland!

(Er reißt ſich los und taumelt bewußtlos zurück; Gerichtsdiener bemächtigen ſich ſeiner, er wird bald hinweggeführt, bald getragen. — Wachſende Unruhe unter dem Volk.)

Eine Stimme. Das iſt der Mörder!

Eine Andre. Werft ihn in Ketten!

Eine Dritte. Aram iſt unſchuldig!

Madeline. Himmel! mein Vater, was ſoll daraus werden?

Osborne. Ruhe! Niemand ſtöre den Gang des Rechts! Der Zeuge iſt durch Richterſpruch unſchuldig an jener That erklärt; ſelbſt ſein eigenes Geſtändniß macht ihn dafür nicht mehr verantwortlich. Unumſtößlich iſt der Ausſpruch des Gerichts!

(Die Thür öffnet ſich. — Die Geſchworenen kehren zurück und nehmen ihre Plätze ein. — Es wird ſtill.)

Osborne (feierlich). Vorſitzer! Haben die Geſchworenen ſich geeinigt?

Vorſitzer. Ja!*)

Osborne. Ihr Spruch iſt einſtimmig?

Vorſitzer. Ja!

Osborne. Vorſitzer! Erklärt das Gericht der Geſchwornen den Angeklagten Eugen Aram für ſchuldig oder nicht ſchuldig?

Vorſitzer. Nicht ſchuldig!

Madeline (ſtürzt auf Aram zu). Gott der Gnade! mein Aram! (ſie liegt an ſeiner Bruſt.)

Leſter. Dank dem Himmel!

Ellinor (ſinkt Walter in den Arm). Walter! } zugleich.

Walter! Ich ſterbe vor Freude!

Walter. Gott ſei geprieſen!

Zuſchauer (laut jubelnd und die Hüte ſchwenkend). Unſchuldig! Unſchuldig!

*) Es iſt in England gebräuchlich, daß nur der Vorſitzer dem fragenden Richter antwortet. Falls es aber einer Bühne an einem Individuum fehlt, welches dieſe Antworten mit feſter ſicherer Stimme, daß ſie im entfernteſten Theile des Hauſes hörbar ſind, ohne geſchrieen zu werden, geben kann, ſo können allenfalls auch alle Geſchworne antworten, und müſſen dann die Fragen darnach abgeändert werden.

Aram (nach langer Pause). Freunde, hört mich an! — Ich beschwöre Euch, hört mich einen Augenblick an! — Madeline! Noch lastet die Schuld auf mir! — Doch in zwei Augenblicken will ich sie abwälzen von der Brust. — (Es wird still.) Mister Osborne, jetzt öffnen Sie das Schreiben, das ich Ihnen übergab. — Madeline, theurer Engel! Nur eine Minute bewahre Dir die Klarheit Deiner Sinne!

Madeline. Aram — um des Himmels willen —!

Osborne (hat Arams Schreiben geöffnet). Ha — ist es möglich!

Aram. Sir lesen Sie! — Sie haben mir Ihr heiliges Wort gegeben.

Osborne (liest mit bebender Stimme). „Jetzo, wo sich „keine Furcht, keine Hoffnung für diese Erde mehr daran „knüpft, wo mein Schicksal durch Euern Spruch, sei es „zum Heil, sei es zum Verderben, unwiderruflich entschieden ist — jetzo bekenne ich —" (er stockt.)

Aram (fest). So werde ich vollenden! — „Ich bekenne, daß ich das Verbrechen, dessen man mich angeklagt, begangen habe."

Madeline. Aram — Jesus! (sie sinkt zu Boden.)

(Ein allgemeiner Ausruf des Schreckens, dann plötzliche Todesstille.)

Aram (über Madelinen gebeugt). Süße Blume, Du wirst früh gebrochen! —

(Er legt Madelinen in die Arme des Vaters und der Schwester, die sie auf einen Sessel niederlassen, wo sie während des Folgenden halb bewußtlos liegt.)

Ihr steht erstarrt vor dem grauenvollen Geheimniß! Ich will den Schleier heben. — Ich war zwanzig Jahre alt. Der Durst nach Wissenschaft verzehrte mich; aber arm bis zum Elende fand ich rings unübersteigliche Hindernisse, — ich war in Verzweiflung! — Brandon, mein Verwandter, kannte meine Lage, er ahnte, daß er sie nutzen könne. — Er entdeckte mir, daß einer seiner Genossen Gold besitze, genug, um ein Jahrhundert lang den Wissenschaften frei zu leben. Es war des Wüstlings Eigenthum nicht, er hatte es geraubt, in kurzer Zeit hätte er es wieder vergeudet; mir

konnte es auf Lebenszeit Mittel zu den edelsten, höchsten Zwecken bieten, es schien mir ein Recht, eine Pflicht, mich dieses Gutes zu bemächtigen, selbst um den Preis seines Lebens. Denn was verlor die Welt an ihm! So umnebelte der Irrthum meinen Geist, ich folgte Brandons Aufforderung und in einer finstern Winternacht erschlugen wir — (zu Walter) Deinen Vater! (Pause.)

Walter. Also dennoch — dennoch!

Madeline (seufzt auf). O Himmel!

Aram. Ha — weiter! — Sechszehn Jahre lang trug ich die Binde des Irrthums, denn ich bereute nicht die That, nur ihre Folgen fürchtete ich. (zu Madelinen) Da tratest Du mir entgegen, Du reiner Engel — und jetzt — jetzt fühlte ich, daß ich ein Verbrecher war; denn ich durfte mich selbst dem Herzen nicht enthüllen, das zehnmal gebrochen wäre, ehe es mich verrathen hätte. Nun erst empfand ich Reue. — Ich wollte umwenden, mich zu den Füßen des Allgütigen werfen — doch er ist auch der Allgerechte! Die Nemesis erfaßte mich in der ersten Minute meines Glückes — ich unterwarf mich. Nur den Ruhm wollte ich behaupten, die Buße frei zu üben, deshalb legte ich mein Bekenntniß vor dem Spruch in die Hand des Richters nieder. — Hier stehe ich jetzt, freigesprochen, unantastbar, gedeckt durch den Schild des vaterländischen Gesetzes; vor ganz England darf ich es ausrufen: „Ich bin der Mörder!“ dennoch finde ich keinen Richter, keinen Rächer — bis auf einen unerbittlichen — mich selbst. Was das Gesetz an mir vollziehen sollte — vollzog ich selbst — ich werde die Sonne dieses Tages nicht mehr sinken sehn. *)

Madeline. Gott! Aram — Du nahmst Gift —

---

*) Es versteht sich von selbst, daß der Darsteller die Wirkung des Giftes schon früher wahrnehmbar machen muß; nur hüte er sich, dieselbe als gewaltige Ueberwältigung darzustellen, und wähle also danach die Momente, wo diese Täuschung nicht so leicht beim Publikum stattfinden kann.

Aram. Es waren die einzigen Tropfen, die mich noch laben konnten! — Sieh, Madeline, das Leben bot mir jetzt noch den süßesten Becher — ich hatte den Muth, ihn von mir zu weisen. So fühl' ich mich versöhnt in mir, und reif einem höhern Licht —

Madeline (schwach). Ach —

Aram (emporgerichtet). Ihr alle, — wägt meines Lebens furchtbare Lehre mit mildem Sinn. Die unergründlichste Tiefe bleibt dem Menschen die eigne Brust. Ein Atom des Irrthums und ein ganzer Giftbaum von Verbrechen schießt empor. Wer ein Mensch ist, bleibt dem Menschlichen unterthan. Verdammt mich nicht. (gegen Madeline und Lester) Verdammt mich nicht!

(Ende.)

LB Coburg

Fruchtstücke.

Novellen

von

Ludwig Rellstab.

Erster Band.

Berlin, 1861.
Verlag von J. Guttentag.

6907147×0

Universitäts-
München
Bibliothek

Fruchtstücke

ist die Benennung, unter der ich die gesammelten Novellen dieser Bändchen hinaussende in das Leben. Ich weiß wohl, daß ich damit an eine andere, mir in geheiligtem Recht stehende, anstreife, an die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke", in welchen Jean Paul Friedrich Richter des Armenadvocaten Siebenkäs Ehestand, Tod und Hochzeit so unvergleichlich als unvergeßlich schön gemalt hat. Aber ich entnehme denselben eben nur das eine Drittheil; eigentlich nur ein Sechstheil, um dasjenige zu bezeichnen, was ich dem Leser biete.

Es ist eine ganz eigene Sache um das Zusammenreihen der Arbeiten, die eine Reihe von zehn Jahren einnehmen. Ich habe früher mit Sommer- und Herbstvergleichungen meine novellistischen Schöpfungen bezeichnet. Hier aber ist mir eine neue Gattung angewachsen, die ihrer Natur nach theils in den Frühling, theils in die mächtige Fülle des Sommers, theils in die saftreiche Zeit des Herbstes fallen könnte. Darum hat mir der Titel „Fruchtstücke" als der einzige erscheinen wollen, der den Gaben anpaßte. Es hat nämlich eine

andere gleichzeitige, größere Arbeit beständig ihren Einfluß auf diese kurzen Abschnitte geübt. Die Schöpfung meines Romans: „Drei Jahre von Dreißigen“ ist es gewesen, der sich durch die Masse des in zehn Bänden zusammengefaßten historischen Stoffes den Namen eines Riesenromans vielleicht verdient hat. Wenigstens ist der Name „Fruchtstücke“ dadurch mit begründet, daß eine höher angespannte Kraft und Thätigkeit sich rückwärts auf die Erzählungen geworfen hat.

Es bleibt mir nur noch ein Umstand zu berühren, die unter der Bezeichnung „Eine Fügung Gottes“ gegebenen zwei Erzählungen gleichen Inhaltes. Es kam darauf an, den Gegenstand in einen bestimmten Raum zu fassen; allein er überschritt die gegebene Ausbreitung. Ich gerieth auf den Gedanken, ihn so zu theilen, daß eine Darstellung die andere ergänzte, und in zwei Abtheilungen sich das Ganze faßte, ohne doch Lücken in der Auffassung des Einzelnen zu lassen. Ob mir dies nicht ganz leichte Werk gelungen sei, mögen die beiden Darstellungen, die ich hier dem Leser vorlege, entscheiden.

Dies ist, was ich zur Begleitung meines Buches zu sagen hätte. Alles Uebrige muß es selber thun. Ich kann nur gestehen, daß es mich eigenthümlich ergreift, die Erzählungen hinausgestellt zu sehen in die wäte, große Oeffentlichkeit, wo es so schwer hält, eine Stelle zu finden, an der sie, das Einzige was sie beanspruchen, ruhig, harmlos betrachtet werden.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Valentin, oder: Die weiße Frau 1

Eine Fügung Gottes. I. 125

Eine Fügung Gottes. II. 195

Edmund von Braunfels 309

Valentin,

oder:

Die weiße Frau.

Novelle in vier Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Erſtes Kapitel.

In einem Zimmer des oberſten Stockwerkes des Königlichen Schloſſes zu Berlin war Liſette, die Jungfer des Fräulein Mathilde von Minkwitz, eben mit dem Packen mehrerer Koffer fertig geworden, da das Fräulein am folgenden Morgen mit ihrer Tante, der Gräfin von Wartensleben, eine weite Reiſe antreten ſollte, um dieſe erſt zu Verwandten im Cleveſchen, und dann nach dem Bade Spaa zu begleiten. Das Fräulein wohnte, ſeit dem vor einigen Monaten erfolgten Tode ihrer Mutter, auf dem Schloſſe bei ihrer Couſine, welche Hofdame der Königin Sophie Dorothea war, ſich jedoch mit derſelben für den Augenblick zu Potsdam befand. Außerdem war dieſer Theil des Schloſſes nur noch von einer bejahrten Dame, dem Fräulein von Bredow bewohnt, welche in der Zeit des Königs Friedrich I. am Hofe geweſen, doch längſt penſionirt war, der man indeſſen die Wohnung im Schloſſe, die ſie ſeit einer Reihe von Jahren inne gehabt, bis an ihren Tod belaſſen wollte. Die übrigen Räume ſtanden theils leer, theils waren ſie der untergeordneten Dienerſchaft abwechſelnd eingeräumt, theils dienten ſie zur Aufbewahrung von zurückgeſetzten Möbeln und Geräthen.

Liſette trat an's Fenſter, das auf den Schloßhof hinausging, öffnete es und blickte hinunter, ob das Fräulein noch nicht

heimkehre. Vergeblich. Es fing ſchon an zu dämmern, und die Portechaiſe, deren ſich das Fräulein bediente, ließ ſich noch nicht blicken. Plötzlich fühlte ſie ſich von einem heftigen Zugluftſtrom getroffen, der das Fenſter, aus dem ſie ſich eben zurückgezogen hatte, klirrend zuſchlug, und im nämlichen Augenblick warf die Windſtrömung auch die Thür des Zimmers mit lautem Krachen in's Schloß, ſo daß Liſette mit einem leichten Ausruf des Schreckens zuſammenfuhr und ſich raſch umwendete. Da aber that ſie einen zweiten, ſtärkeren Schrei, denn an der Thür ſtand eine lange, ſchwarze Geſtalt, die ſie in dem dämmernden Hintergrunde des Gemachs im erſten Augenblick nicht genau unterſcheiden konnte, die ihr aber in der Beſtürzung wie ein ſchauerliches Ungethüm erſchien.

„Was wollt Ihr, wer ſeid Ihr", rief ſie haſtig und trat einen Schritt gegen das Fenſter zurück, als wollte ſie aus dieſem um Hülfe rufen. Doch ihr Schreck ließ ſofort nach, als der Eingetretene ſelbſt mit zitternder Stimme und in ſanftem flehenden Ton rief: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, machen Sie mich nicht unglücklich, Jungfer!"

Liſette, an ſich ein keckes Mädchen, hatte ſich ſchon völlig von dem Schreck der Ueberraſchung erholt, und ein ruhiger Blick auf den eingedrungenen Fremdling überzeugte ſie, daß von ihm nichts zu fürchten ſei, und er weder ein Dieb noch Mörder, noch gar ſonſt etwas Unheimliches war, wovor man ſich in dem abgelegenen Theil des Schloſſes bei beginnendem Dunkel und bei den mancherlei umgehenden Sagen und Gerüchten über das Gebäude wohl allenfalls hätte fürchten können. Sondern der ſeltſame Beſuch beſtand in einem jungen, lang gewachſenen, ſonſt hübſchen, aber todtenbleich ausſehenden Mann in ſchwarzer Kleidung, der faſt einem Schulmeiſter glich, nur, daß ihm das Haar etwas unordentlich um den Kopf hing, und ſeit einigen Tagen nicht gepudert zu ſein ſchien.

„Mein Gott", entgegnete Liſette dem Zitternden, „wer

ſeid Ihr denn, was habt Ihr hier zu thun, und wovor fürchtet Ihr Euch?"

„Ich bin den Werbern in die Hände gefallen", erwiederte der Fremde, am ganzen Körper zitternd, „allein es iſt mir durch einen wunderbaren Zufall gelungen, zu entkommen!"

„Ja die Werber, die Werber", rief Liſette ſchon aus, als der Flüchtling das erſte Wort geſprochen hatte. „Aber wie ſeid Ihr denn entkommen", fragte ſie weiter, „da habt Ihr wahrhaftig von Glück zu ſagen!"

„Ach, liebe Jungfer", fuhr der Flüchtling fort, der den Stand Liſettens an ihrer Tracht errieth, „ich bin freilich nur für den Augenblick entſchlüpft, aber ich fürchte, man iſt mir ſchon auf der Spur. Ich bin verloren, wenn man mich findet!"

„Ja, das weiß ich leider", ſeufzte Liſette, der die Thränen in die munteren ſchwarzen Augen traten, als ſie ſah, wie der arme junge Menſch am ganzen Leibe zitterte, wie ihm die Kniee ſchlotterten, und auch ſogar ſeine Augen ſich feucht benetzten. „Was wollt Ihr aber hier? Hier könnt Ihr doch nicht bleiben!" ſprach ſie endlich, da er bang erwartend ſchwieg, mehr im Tone des Mitleids, als des Abweiſens.

„Wenn ich mich nur bis morgen hier verbergen könnte!" flehte der Unglückliche.

„Hier bei dem Fräulein? — im Schloß — unmöglich!" rief Liſette.

„Im Schloß? Bin ich alſo wirklich im Schloß?" fragte der Flüchtling; „ich vermuthete es faſt!"

„Und das wißt Ihr nicht? Ihr wißt gar nicht wo Ihr ſeid?" engegnete Liſette und ihr Staunen wuchs.

„Das wird Sie ſich wohl erklären, liebe Jungfer", antwortete der Fremde, „wenn ich Ihr mit zwei Worten mein Unglück erzähle. Ich bin Student der Theologie; mein Name iſt Dörfer. Ich ſtudirte in Wittenberg. Zu Pfingſten habe

ich einen Verwandten beſucht, einen Pfarrer auf einem Dorfe dicht an der preußiſchen Grenze. Bei einem Spaziergange im Felde, den ich vorgeſtern früh machte, begegnete ich einem Fremden und gerieth mit ihm in's Geſpräch; er trug einen dunkelgrünen Oberrock, ſah aus wie ein Forſtmann. Er erzählte mir allerlei Intereſſantes, und ſchlug mir endlich vor, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, in einem Wirthshauſe, das unfern in einem Wäldchen gar angenehm gelegen ſei. Ich war bereit, denn ich ahnte nichts Arges. Ich wußte aber nicht, daß er mich unvermerkt über die Grenze führte; doch kaum hatte ich das Wirthshaus betreten, ſo ſah ich mich von Soldaten umringt, und wurde ſofort abgeführt! — Daß ich's kurz ſage, geſtern Abend ſpät traf ich hier in Berlin ein. Im Dunkeln führte man mich durch die Straßen, und in einem Wachtgebäude auf einem großen Markt brachte ich die Nacht zu, elend genug, wie Ihr denken könnt!"

„Gewiß auf dem neuen Markt", fiel Liſette ein.

„Wahrſcheinlich. Ich ſollte Handgeld nehmen, und die Werbe-Kapitulation unterſchreiben. Allein ich weigerte mich, obgleich ſie mir alle mögliche Martern anthaten, und ich beinahe verdurſtet bin." Des armen Studiosus theologiae Augen ſpähten bei dieſen Worten unwillkührlich umher, ob nicht ein Trunk Waſſer irgendwo zu erblicken ſei. Liſette, die ihn errieth, war mit einem Sprunge in's Seitenkabinet, und brachte eine Flaſche Waſſer und ein Glas herein. Der Student trank mit fieberhafter Heftigkeit. Er fühlte ſich aber auch wie neu geboren nach dem friſchen Labſal, und es war ordentlich als ob eine erhöhte Flamme des Muthes aus ſeinen Augen aufſchlage. Faſt mit gleicher Heftigkeit faßte er Liſettens Hand und drückte ſie ihr mit ſeinen beiden, als ſei ſie ſeine Lebensretterin.

„Aber nun, wie ſeid Ihr entkommen?" fragte ſie, geſpannt auf den Ausgang ſeiner Erzählung.

„Schon dachte ich's nicht mehr aushalten zu können, und gab mich ganz verloren", fuhr er fort, „als, ich begreife noch nicht wie es geſchah, ſich eine Möglichkeit zur Flucht für mich aufthat. Ich weiß nicht, welch' ein Lärmen draußen auf dem Markt vorfiel; allein es ſtrömten eine Menge Leute zuſammen. Auch alle Soldaten in der Wachtſtube liefen hinaus, und die, welche bei mir Wacht hielten, ſprangen an die Fenſter. Die Thür war offen geblieben; meine Aufpaſſer hatten mir alle zugleich den Rücken gewendet — ich dachte: Schrecklicher kann es ja doch nicht werden, und ehe ich's ſelbſt wußte, war ich hinaus. Auch der Poſten vor'm Gewehr ſah nur nach dem Lärmen auf dem Markt, ſo flüchtete ich hinter den Gewehrſtänden weg unbemerkt an dem Wachtgebäude hin, natürlich nach der andern Seite, als der, wo die Fenſter meiner Wachtſtube ſich befanden. Ich gerieth dann ſogleich in einen Strom herzulaufender Menſchen, wo man den Einzelnen nicht beachtete, folgte halb und halb ihrer Richtung, bis ich den Tumult zwiſchen mir und der Wache hatte, und rannte dann ſpornſtreichs quer über den Markt in eine kleine enge Gaſſe hinein. Athemlos lief ich weiter und weiter und kam endlich an eine Brücke, hier dicht bei der großen Kirche."

„Aha, die Kavalierbrücke", fiel Liſette ein.

„Ich eilte darüber hin, und ſah mich nun auf dem großen Platz mit Bäumen."

„Der Luſtgarten", belehrte Liſette.

„Da kam eine Abtheilung Grenadiere marſchirt. Alles was wie Soldaten ausſah, erfüllte mich natürlich mit Grauen. Ich ſchlich an den großen, alten ſchwarzen Häuſern am Platz hin und ſchlüpfte in das erſte offene Thor des Schloſſes, wie ich jetzt weiß. Es war mir immer, als ſei man mir dicht auf den Ferſen und als ſähen mich alle Leute mit Verdacht ſchöpfenden Augen an. Darum ſchlug ich mich gleich in den nächſten einſamen Seitengang, ſtieg dann die Treppen hinauf,

höher und höher, indem ich mir dachte, du findeſt wohl irgendwo in dem großen Gebäude einen Schlupfwinkel, wo du dich, bis es ganz dunkel wird, verbergen kannſt. So gerieth ich in dieſen dunklen Gang. Plötzlich hörte ich Stimmen hinter mir. Meine Angſt zeigte mir überall Verfolger. Da bemerkte ich hier dieſe Thür, verſuchte ſie zu öffnen, und — hier bin ich!"

„Ja, wenn Ihr nur ſchon wieder fort wäret!" fiel Liſette mit einem halb komiſchen, halb weinerlichen Ausruf ein.

„Ja, wenn ich nur erſt wieder fort, wenn ich über die Grenze wäre!" rief der Student auch ſeinerſeits im Ton der Verzweiflung.

„Hier könnt Ihr gar nicht bleiben!" fuhr Liſette fort wie vorher. „Ich wohne hier jetzt ganz allein mit meinem Fräulein! Uns gegenüber wohnt das alte Fräulein von Bredow! Himmel, wenn die wüßte, daß hier ein junger Menſch eingedrungen wäre! Unſere ganze Reputation wäre verloren!"

„Und ſo bin ich verloren! Wohin ſoll ich mich wenden!" ſeufzte der Unglückliche und rang die Hände. „Sie werden mich ergreifen, mit Spießruthen zu Tode geißeln!"

„Das verhüte Gott!" weinte Liſette wieder halb dazwiſchen. „Aber was iſt anzufangen! Ihr ſeid ein Deſerteur, und wenn man erführe, daß wir einen Deſerteur verſteckt haben! Ich glaube wir müßten ſelbſt Spießruthen laufen! — Himmel! da kommen Leute!" unterbrach ſie ſich plötzlich und lauſchte gegen die Thür. Wirklich hörte man Schritte und eine tiefe männliche Stimme auf dem Corridor, und es klirrte wie von Waffen.

„Da kommen ſie ſchon, mich zu ſuchen!" rief der Student und ſprang mechaniſch nach der Thür zum Seitenkabinet. Doch Liſette, die eben ſo mechaniſch nach der Thür zum Corridor geſprungen war, und dieſe verriegelt hatte, rief ihm mit gedämpfter Simme zu: „Nein, nicht dort hinein, da iſt keine

Möglichkeit ſich zu verſtecken, da wäret Ihr ſogleich entdeckt — aber" und es war, als ob ein plötzlicher Rettungsgedanke ſie durchblitze, — „verbergt Euch hier in des Fräuleins Gardinenbett! Da wird Euch niemand ſuchen."

Die Schritte näherten ſich der Thür des Zimmers, es war kein Augenblick zu verlieren! Wie er ging und ſtand warf ſich der arme Flüchtling in das große, ganz von Gardinen umgebene Bett, und hüllte ſich bis an die Augen in die Decke. Liſette ergriff noch ſchnell eine Nachthaube, warf ſie ihm mit den Worten zu: „Setzet ſie raſch auf" und zog dann die Gardinen dicht zuſammen. Mit laut ſchlagendem Herzen ſprang ſie jetzt nach der Thür, und lauſchte was draußen vorgehe. „Alſo hier, die Thür rechts" fragte draußen eine männliche Stimme, und eine weibliche, die Liſette als die der Jungfer des Fräulein von Bredow erkannte, erwiederte: „Ja!" Gleich darauf pochte es an die Thür.

Zweites Kapitel.

Liſette faßte allen ihren Muth zuſammen. Ein wenig wuchs er ihr ſchon dadurch, daß das Anpochen viel leiſer und ehrerbietiger geſchah, als es ſich von Werbern, die einen entſprungenen Rekruten ſuchten, erwarten ließ. Sie nahm daher ordentlich eine trotzige Miene an, und fragte mit einer ähnlichen Stimme: „Nun? Wer iſt denn da?"

„Iſt das Fräulein von Minkwitz nicht zu Haus?"

„Nein!" erwiederte Liſette und ein großer Stein fiel ihr vom Herzen.

„Liſette, biſt Du es", fragte die Stimme draußen. „Erkennſt Du mich nicht?"

„Mein Gott, Herr Baron, Sie sind es" rief sie erstaunt, „was führt Sie denn so unvermuthet her!"

„Ich muß das Fräulein durchaus sprechen", erwiederte die Stimme draußen, „ich bitte Dich, öffne mir!"

Lisette war in einer neuen Verlegenheit. Die Stimme gehörte einem sächsischen Offizier, Herrn von Veltheim, der bei dem letzten Aufenthalt des Fräuleins mit ihrer Mutter in Dresden sich als ein sehr eifriger Verehrer ihrer jungen Herrschaft gezeigt hatte, sehr freundlich aufgenommen war, ja der sogar eine weitläufige Vetterschaft mit dem Fräulein eifrig geltend machte. Sie konnte also nicht umhin, ihm jetzt wenigstens auf einen Augenblick die Thür zu öffnen.

Sie that es mit den Worten: „Das Fräulein ist wirklich nicht zu Haus, Herr Baron, und morgen früh verreist sie, mit der Frau Gräfin von Wartensleben!"

„Also ist es doch wahr!" rief der Lieutenant, indem er mehr in das Zimmer eindrang als eintrat. So hat mein guter Stern mir eingegeben herzukommen, trotz aller Schwierigkeiten! Lisette, ich muß das Fräulein heut noch sprechen — wo finde ich sie!"

„Ich weiß nicht — ich glaube", — stotterte Lisette — „das Fräulein wollte noch mehrere Abschiedsbesuche machen!"

„Also kommt sie hierher zurück! Nun, so muß ich sie hier erwarten", rief der Lieutenant.

Lisette bekam einen tödtlichen Schreck. „Um Gottes Willen" bat sie, „das geht nicht, Herr Baron! Das Fräulein würde höchst erzürnt sein, — ich käme um meinen Dienst — es wird ja schon dunkel — der Zapfenstreich muß gleich geschlagen werden, dann kann Niemand mehr fort." —

„O, ich komme doch aus dem Schloß", entgegnete der Lieutenant; die Uniform ist mein Paß. Es ist ja eine preußische — siehst Du nicht? Mit diesen Worten warf er den Uniforms-Mantel, der ihm leicht über die Schulter hing und

der ebenfalls nach preußiſchem Schnitt war, ab, und ſtand in der Uniform eines preußiſchen Dragoner-Lieutenants vom Regiment von Platen da.

„Ach, ich verſtehe mich nicht auf Uniformen", antwortete Liſette halb ungeduldig, halb ängſtlich. „Ich verſtehe mich nur darauf, daß mein Fräulein es mir nicht vergeben wird, wenn ich ſpät Abends einen jungen Offizier . . ."

„Ihren Vetter", fiel Veltheim ein.

„Vetter oder nicht! Aber es geht nicht, es ſchickt ſich nicht! Ich käme aus dem Dienſt! — Und man hat Sie geſehn! — Mein Himmel! Wenn das Fräulein von Bredow das erführe, ſie riefe, glaube ich, die Schloßwache zu Hülfe. Sie iſt uns ohnehin ſpinnefeind!"

„Wenn ich Dir aber ſage, daß mein Glück, mein Leben davon abhängt, meine Couſine noch heut zu ſprechen, daß ich Alles auf's Spiel geſetzt habe, um heut noch hier einzutreffen. Ich bin ohne Urlaub, ich habe mein beſtes Pferd beinahe todt geritten . . ."

„Wahrhaftig", fiel Liſette ein, und wollte ſich Muth durch Muthwillen machen, „beinah ein Pferd gegen mein Fräulein! Alſo beinah ſo viel iſt ſie Ihnen werth. — Aber, — um's Himmels Willen, unterbrach ſie ſich plötzlich — was iſt denn das ſchon wieder — da nähern ſich ja Soldaten . . ."

„Nun", ſprach Veltheim befremdet, „was iſt denn dabei Gefährliches? Es wird die Ablöſung der Schildwachen ſein."

„Hier ſtehen gar keine Schildwachen. Es brauchen hier gar keine zu ſtehen — was haben wir hier mit Soldaten zu thun!" eiferte Liſette aus Aengſtlichkeit immer heftiger werdend.

„Meinethalben!" antwortete Veltheim verwundert, — „aber . . ."

Auf dem Gange ließen ſich Kolbenſtöße hören. Liſette erblaßte. Die Thür wurde angeklinkt, öffnete ſich, ein Unteroffizier trat ein. Als er den Offizier erblickte, zog er das

Gewehr an, näherte ſich in dienſtlicher Haltung und ſagte: „Herr Lieutenant, ich melde, daß wir Recherche nach einem Deſerteur halten.“

„Hier? Ein Deſerteur?“ rief Liſette lebhaft dazwiſchen; „hier wohnt die Hofdame Ihrer Majeſtät der Königin, Fräulein v. Saldern, es iſt ſehr ſeltſam, hier Deſerteure zu ſuchen!“

„Wir haben Ordres, Jungfer!“ antwortete der Unteroffizier barſch. „Wo führt die Thür dort hin?“

„Zu meiner Schlafkammer“, antwortete Liſette, „das werde ich mir aber doch ausbitten, daß mir da keine Soldaten hineinkommen!“

Statt aller Antwort rief der Unteroffizier laut nach den Leuten draußen: „Spießer, hier herein!“ Ein Soldat, der eine Laterne trug, denn auf dem Corridor war es ſchon ganz dunkel und man mochte vielleicht noch dunklere Schlupfwinkel durchſuchen wollen, trat ein.

„Mit Vergunſt, Herr Lieutenant“, wandte ſich der Unteroffizier jetzt zu Veltheim, „aber ich muß ſehen, wo das dort hinführt. Es iſt Rapport von der Kommandantur gekommen, daß ein Rekrut aus der neuen Marktwache entſprungen iſt, und eine der Schildwachen will, der Beſchreibung nach, den Kerl hier im Schloß auf dieſer Seite geſehen haben.“

Liſette war mehr todt wie lebendig.

Veltheim, der ſich auch in großer Verlegenheit befand, in einer Uniform, die nicht die ſeinige war, Meldungen anzunehmen, erwiederte nur: „Thu Er ſeine Pflicht!“ Der Unteroffizier nahm die Laterne, muthmaßlich um in jeden finſtern Winkel zu leuchten, ging in's Nebenzimmer, und kam nach einigen Minuten zurück, mit den Worten: „Es iſt gut; da drinnen iſt Niemand, und es geht auch von dort aus keine Thür weiter!“

„Nein“, rief Liſette faſt zu lebhaft.

Der Unteroffizier ſah ſich noch einmal in dem Zimmer um. „Hier iſt doch wohl kein Schlupfwinkel?“

„Was? Hier! In des Fräuleins Zimmer“ — ereiferte ſich Liſette von Neuem.

Allein der Bär von Unteroffizier achtete gar nicht auf ſie, ſondern ſagte ruhig: „Ei ja doch!“ — Liſette war dem Umſinken nahe.

„Dort iſt ja ein Kamin“, fuhr der Unteroffizier fort, trat auf denſelben zu, hob den Kaminſchirm weg und leuchtete hinein. „Nein! Es iſt nichts“, ſprach er. „Mit Vergunſt, Herr Lieutenant“ wandte der Unteroffizier ſich nochmals zu dieſem, man läßt ſich doch nicht gern krumm ſchließen, ſondern ſieht lieber überall nach!“

„Das fehlte aber auch noch, daß in den Zimmern der Hofdamen nach Deſerteuren geſucht wird“, ſchalt Liſette, die wieder aufathmete, den Gehenden nach, und drückte die Thür hinter ihnen zu.

„Herr Baron“, wandte ſie ſich, wie außer ſich, zu Veltheim, als die Patrouille abmarſchirt war. „Sie ſollen mein Fräulein hier erwarten, — ich will es auf mich nehmen, — wenn es mir auch den Dienſt koſtet — aber nur unter einer einzigen Bedingung!“

„Was es auch ſei, mit Freuden will ich ſie erfüllen“, entgegnete Veltheim, „wenn ich nur irgend vermag!“

„Ganz leicht!“ antwortete Liſette, „Sie müſſen mir nur dieſe Ihre Uniform geben!“

„Dieſe, das iſt ja nicht die meinige, es iſt ja eine preuſſiſche, auch der Mantel“, erwiederte Veltheim.

„Eben darum, grade weil es eine preußiſche iſt“, verſetzte Liſette.

„Allein ich kann nicht, ich habe ſie mir ſelbſt geliehen.“ —

„Sie müſſen! Unter dieſer einzigen Bedingung!“ —

„Aber höre doch, Liſette! Ich wollte die Weitläufigkeiten

der Meldung am Thor als fremder Offizier hier vermeiden. Daher habe ich mir in Königs-Wusterhausen diese Uniform und ein Pferd von einem dortigen Offizier, einem Freunde von mir, geliehen, weil mein Pferd nicht mehr fort konnte, und ich noch heut Nacht zurück muß. Also siehst Du wohl . . . — —"

„Es sei wie es wolle", entgegnete Lisette, „aber Sie müssen mir die Uniform und den Säbel leihen. Ihnen soll der Mantel bleiben, Sie können auch vielleicht Beides noch heut wiedererhalten . . ."

Hier unterbrach sie sich einen Augenblick, und horchte auf, nach Stimmen, die draußen auf dem Corridor vernehmlich wurden. Auch Veltheim lauschte aufmerksam.

„Ein Offizier sagst Du?" ließ die schnarrende Stimme einer alten Dame sich vernehmen. „Ein Offizier? Jetzt, wo die Nacht anbricht? Hier auf unserm Flügel? C'est impossible! Ce serait un scandal — —, o davon muß ich mich selbst überzeugen!" Und zugleich näherten sich Schritte der Thür.

„Nein! Es ist zum Verzweifeln!" rief Lisette und brach fast in Weinen aus. „Das ist das Fräulein von Bredow! Wenn die mit ihrer bösen Zunge über uns kommt, so ist es um uns geschehen!" — Sie hatte inzwischen wiederum den Schlüssel in der Thür umgedreht, um vor einem plötzlichen Ueberfall sicher zu sein. — Es pochte! „Da ist sie — so wahr ich lebe!" Die Thür wurde angeklinkt. „Verschlossen?" sprach draußen die Stimme des Fräuleins mit seltsam gedehntem Ton.

Lisette winkte stumm dem lauschenden Veltheim. Sie deutete mit dem Finger auf das Gardinenbett, und flüsterte: „Da hinein! Aber lassen Sie keinen Laut hören, was Sie auch sehen!"

Es klopfte stärker. —

Veltheim folgte dem Winke Lisettens.

Diese schlug die Gardinen zurück.

Er wäre faſt drei Schritte zurückgetaumelt, als er in dem Bett einen mit einer Nachthaube bedeckten Kopf erblickte, doch Liſette legte den Finger auf den Mund, und der Lieutenant ſtreckte ſich in Uniform, wie er war, hinein.

Es klopfte abermals. „Man iſt ja doch zu Haus, ich weiß es!“ ſprach die Stimme draußen. Liſette warf dem Lieutenant Hut und Mantel nach, zog die Gardinen zu, ſprang dann leiſe nach der Kammerthür, klappte ſie abſichtlich ſtark zu, als ob ſie dort heraustrete und fragte dann mit lauter Stimme: „Iſt Jemand da?“

„Nun, Jungfer? Hört Sie denn gar nicht? Ich klopfe ja ſchon eine halbe Stunde!“ ſchalt Fräulein v. Bredow.

Liſette öffnete: „Ach, mein gnädigſtes Fräulein! Ach, verzeihen Euer Gnaden! Ich war noch mit Packen beſchäftigt im Nebenzimmer! Was ſteht Euer Gnaden zu Befehl?“

Fräulein v. Bredow erwiederte nichts, ſondern trat ein und ſah ſich ſpähend wie ein Habicht rings um, indem ſie ihren magern Hals nach allen Seiten drehte! — Es war ein Glück, daß es ſchon tief dämmerte; ſonſt würde es Liſetten unmöglich geweſen ſein, ihre Aufregung zu verbergen. Sie bebte aber wie ein Espenlaub.

Drittes Kapitel.

„Wo iſt denn das Fräulein von Minkwitz, Jungfer“, fragte Fräulein von Bredow mit gedehntem Ton, und noch gedehnterem Halſe, indem ſie ihre ſpürenden Blicke in alle Winkel ſchickte.

„Ich erwarte das Fräulein jeden Augenblick“, antwortete Liſette.

„Sie erwartet? — Alſo nicht zu Haus?“ ſprach Fräu-

lein von Bredow argwöhniſch; „Hm! — Ich habe doch — man hat mir doch erzählt, daß ein Beſuch hier geweſen iſt, ein junger Offizier.“ —

„Ach ſo“, fiel Liſette mit ſcheinbar gleichgültigem Ton ein. „Ja, ja, der Herr Baron von Beltheim.“

„Von Beltheim? Jetzt in der Dämmerſtunde — faſt Schlafenszeit — es iſt ja beinahe finſter hier im Zimmer, gewiſſermaßen unſchicklich dunkel. — Dieſer Herr von Beltheim, — ich kenne keinen Herrn von Beltheim!“

„Es iſt ein Couſin des Fräuleins“, bemerkte Liſette.

„Couſin, Hm! Hm!“ ſprach die alte Dame ſpöttiſch, „daß doch unſere heutigen Damen alle, ſo viele, und immer junge Couſins haben!“

„Die Ihrigen, mein gnädigſtes Fräulein, müſſen freilich etwas älter ſein.“ —

„Was will Sie damit ſagen, Jungfer Naſeweis“, fuhr das Fräulein auf, und die Röthe des Zorns ſtieg ihr in's Geſicht. „Sie ſcheint wohl auch die jungen Couſins ganz beſonders gern zu haben!“

„Ei bewahre“, fiel Liſette ein, die ihre Uebereilung bereute; „ich habe ja auch gleich dem Herrn von Beltheim geſagt, daß er das gnädige Fräulein heut nicht mehr ſprechen könne. Und morgen früh wird es zu ſpät ſein! Um fünf Uhr fährt der Reiſewagen ſchon vor, und es iſt noch ſo viel zu packen!“

„Ja, es ſieht ſchön aus hier in dem Zimmer! Sie thäte beſſer, etwas auf Ordnung zu halten!“

„Ich war ſo eben mit Packen fertig geworden, und wollte nun aufräumen.“

„Im Halbdunkel?“

„Ich wollte eben Licht anzünden.“ —

„Der Herr von Beltheim hat Sie wohl an Allem gehindert, was Sie thun wollte und nicht gethan hat!“ ſprach das Fräulein mit ſteigendem Aerger, daß ſie keinen zureichenden

Gegenſtand der Ereiferung vorfand. „Sage Sie indeſſen nur Ihrem Fräulein, ich werde Anzeige davon machen, daß hier zur unſchicklichſten Zeit die unſchicklichſten Beſuche empfangen werden!“

„Aber Sie ſind ja nicht empfangen worden!“ —

„Schweige Sie! Wer nicht glaubt zu ſolcher Zeit angenommen zu werden, kommt nicht zu ſolcher Zeit. Kommen etwa zu mir junge Offiziere herauf?“ (Allerdings nicht, dachte Liſette, und fand die Sache ſehr natürlich.) „Allein ich werde mit der Frau Oberhofmeiſterin davon reden! — Dieſer Corridor iſt bis jetzt in ſtrengen Züchten und Ehren gehalten worden, und man hat gar keine Urſach, ſeinen Ruf durch junge leichtfertige Perſonen auf's Spiel ſetzen zu laſſen!“

„Gewiß nicht, gewiß nicht, gnädigſtes Fräulein“, bekräftigte Liſette, die im Innern faſt vor Angſt und Ungeduld verging, daß die alte Dame nicht das Feld räumen wollte. Hatte dieſe Argwohn, oder nicht? Wer will es entſcheiden. Allein ſie zögerte und zögerte, und heftete das Auge immer auf die Thür des Cabinets, als ob ſie dort Jemand vermuthe, fand indeſſen keinen haltbaren Vorwand hineinzugehen. Da kam Liſetten, die ſie um jeden Preis los ſein wollte, ein Zufall zu Hülfe. Auf dem Corridor hörte man plötzlich ein Hündchen wimmern. „Grand Dieu“, rief das Fräulein von Bredow, „c'est mon Azor! Er iſt gewiß getreten worden! Das arme Thierchen!“ und mit dieſen Worten war ſie zum Zimmer hinaus.

Liſette athmete auf. „Jetzt, gnädiger Himmel, nur fünf Minuten ohne Störung“, ſeufzte ſie, verſchloß die Thür, und eilte zu dem Bett, um die Vorhänge zu öffnen.

„Nun heraus, Ihr Herren“, rief ſie, „eilig heraus!“

Beltheim war mit einem Satz auf den Füßen, der arme Student in Angſtſchweiß gebadet, kroch etwas ſchwerfälliger hervor.

Es würde ſchwer geweſen ſein, ſeltſamere Geſichter zu

malen, als die der Beiden aus dem Verſteck Entlaſſenen, gewiß aber unmöglich ein verwundeteres als das des Lieutenants.

„Sage mir Liſette, was ſoll das bedeuten", rief er aus, und wußte nicht, ſollte er lachen oder zürnen, hegte er Argwohn oder war er von Dankbarkeit erfüllt. „Wer iſt mein Bettkamerad! — Wer ſind Sie, Herr!"

„Um's Himmels Willen leiſe", bat Liſette. Und zugleich erhob der Student ſeine Hände bittend gegen den Offizier und ſprach: „Machen Sie mich nicht unglücklich, verrathen Sie mich nicht!"

„Der Teufel mag verrathen, was er nicht weiß!" erwiederte Veltheim, „aber ſeltſam . . ."

„Sie ſollen Alles erfahren, Herr Baron", fiel Liſette ein, „nur halten Sie mir jetzt Ihr Verſprechen und geben Sie mir Ihre Uniform, oder vielmehr überlaſſen Sie ſie dem jungen Mann. Er iſt ja ein Landsmann von Ihnen, ein Sachſe! Dem wird ein ſächſiſcher Offizier doch hülfreich ſein?"

„Ein Sachſe?" fragte Veltheim. — „Ja, Herr Lieutenant", ſprach der Flüchtling, „von preußiſchen Werbern gepreßt!"

„Nur geſchwind in das Cabinet", drängte Liſette, „dort tauſchen Sie die Kleider, dabei wird Ihnen der junge Mann Alles erzählen, Herr Baron. Es iſt keinen Augenblick Zeit zu verlieren, damit er aus dem Schloſſe iſt, bevor es neun Uhr ſchlägt. Sonſt muß er ſich auf der Schloßwache melden, und dann wäre Alles verloren!"

Unter dieſen Worten drängte ſie Beide in das Nebenzimmer und flüſterte dem Baron noch die Worte zu: „Ich will Alles für Sie thun bei dem Fräulein, nur helfen Sie mir hier."

Es vergingen etwa zehn Minuten, die Liſette in der ängſtlichſten Spannung zubrachte. Sie hörte, daß die beiden jungen Männer lebhaft aber leiſe miteinander ſprachen. Endlich traten

Beide heraus. Der Student war in der That in einen ganz hübſchen Offizier verwandelt. „Nur den Zopf müſſen wir ihm noch einflechten", bemerkte Liſette und war auch raſch mit einem Band zur Hand.

„Du biſt ein wackres Mädchen", ſprach Veltheim Liſe zu ihr, während ſie das Zopfband umwickelte, „Du retteſt hier einen braven jungen Landsmann. Weißt Du, daß ich ſeinen Vater gekannt habe? Er war Prediger auf einem Dorfe in der Nachbarſchaft meiner Eltern."

„Wenn er nur erſt glücklich aus dem Schloſſe wäre!" antwortete ſie.

„Und über die Grenze!" ſeufzte der Student.

„Wir haben Alles gut verabredet; ich habe ihn ganz militäriſch inſtruirt!" entgegnete Veltheim. „Aber wir wollen die Lection noch einmal wiederholen! So wie Sie aus dem Schloſſe treten, nehmen Sie?"

„Eine Portechaiſe", fiel der Student ein.

„Und laſſen ſich wohin tragen?"

„Nach der Dresdener Straße Nr. 10", antwortete der Flüchtling.

„Damit er nicht nöthig hat, auf der Straße nach dem Wege zu fragen", bemerkte der Lieutenant, denn das würde ihn, da er preußiſche Uniform trägt, verdächtig machen. — Bei Nr. 10 angelangt, haben Sie welches Thor dicht vor ſich?"

„Das Cottbuſſer", lautete die Antwort des Studioſi. „Und dort gebe ich mich bei dem Unteroffizier für den Lieutenant v. Wedell aus Königs-Wuſterhauſen aus."

„Und wie heißt das Gaſthaus vor dem Thore, wo wir uns treffen wollen?" fragte Veltheim.

„Zum weißen Schwan", entgegnete der Theologus.

„Richtig! — Dort ſteht mein Pferd", fügte Veltheim

erklärend für Liſette hinzu; „ich kenne den Wirth, und dort hoffe ich, Deinem Schützling die Mittel zu verſchaffen, ſo ſicher wie ich ſelbſt über die Grenze zu kommen.

Inzwiſchen war der Zopf fertig. Für ein ſo eiliges Machwerk ein wahrhaftes Kunſtwerk, d. h. gut genug für die Dämmerung des Maiabends.

„Nun fort", drängte Liſette. „Leiſe über den Corridor. Ich werde Sie begleiten bis an die Treppe, die gerade hinunter in den Schloßhof führt. Wenn nur jetzt der Himmel das alte Fräulein von Bredow entfernt hält! Nun, ich hoffe, ſie iſt noch beim Pflegen und Tröſten ihres Mopſes!"

Unter dieſen Worten wurde der Student leiſe von ihr zur Thür hinausgelaſſen, und ſie begleitete ihn den Corridor hinunter, bis zur Treppe.

„Halt! Werda!" rief ihnen hier eine rauhe Stimme entgegen. Es ſtand eine Schildwacht dort! Liſette war wie vom Blitz getroffen, Dörfer mehr todt als lebendig. Niemals hatte hier ein Poſten geſtanden. Indeß gewann das kecke Mädchen raſch die Beſonnenheit wieder. „Nun? Was iſt denn das? Sind wir denn hier Gefangene im Schloß?" rief ſie die Schildwacht ſcheinbar höchſt erzürnt an.

„Ein Offizier wird doch wohl paſſiren können", ſagte der Candidat mit ſo barſcher Stimme als möglich.

„Jetzt nicht", erwiederte der Soldat. „Die Ueberlieferung lautet: „Niemand paſſirt, bis der Unteroffizier mit der Patrouille zurück iſt. — Aber da kommt er eben!"

Aus der Fortſetzung des Corridors hörte man ſchwere Schritte, und ſah den Schimmer einer Laterne. Die Minute wurde Beiden zu einer Ewigkeit voll unbeſchreiblicher Folterqual. Da ſtieß Liſette den Flüchtling verſtohlen an, und ſagte dann laut: „Es iſt ja derſelbe Unteroffizier, der Sie vorher im Zimmer geſehen hat, Herr Lieutenant. Den wollte ich in

ihrer Stelle doch einmal derb abführen, wenn er Ihnen die Paſſage verweigerte, wie hier dieſe Schildwacht! Das ſollte er mir mit ſtrengem Arreſt büßen!"

Während dieſer Worte, die ſie abſichtlich ſo laut ſprach, daß der Unteroffizier ſie hören ſollte, trat dieſer heran, und da er den Offizier in der nämlichen Uniform erblickte, den er vor einer Viertelſtunde geſehen, ſagte er unaufgefordert: „Verſteht ſich, der Herr Lieutenant kann paſſiren; ſonſt Jeder hinein, Niemand hinaus."

Der Flüchtling zögerte noch unſchlüſſig, doch Liſette drückte ihm antreibend die Hand in die Seite, und ſo ging er fort, ohne weiter ein Wort zu ſagen. Man hörte, je weiter er die Treppe hinunter ging, daß er mit jedem Schritt ſchneller wurde.

„Und wir?" fragte Liſette, die jetzo Athem ſchöpfte, um den Unteroffizier aufzuhalten, „und wir?" Dürfen wir nicht paſſiren? Sind wir hier eingeſperrt? Werdet Ihr uns Frauen hier auch für Deſerteure halten?"

„Dieſe Nacht, bis alle Winkel und Löcher durchſucht ſind, bleibt das Schloß beſetzt, denn hinein geſchmuggelt iſt der Kerl, aber heraus noch nicht, das iſt gewiß. Paſſiren könnt Ihr Frauenzimmervolk aber doch, allein Ihr bleibt ſo lange bei dem Poſten, bis ich mit der Patrouille komme, und ich mache alle halbe Stunden die Runde!"

„Wie? Halbe Stunden lang ſollen wir auf Euch warten?" rief die kleine kecke Zofe, die nun ſchon wieder Muth genug hatte, um ſich zu erzürnen.

„So lange bis anderer Befehl kommt", antwortete der Unteroffizier, „Ja!"

Liſette wußte genug; die Schritte des Flüchtigen waren verhallt, ſie eilte zurück. Auf ein verabredetes Zeichen öffnete ihr Veltheim die Thür.

„Iſt er glücklich fort?" fragte er raſch.

„Ich hoffe, ja!" erwiederte ſie, „aber hier am Ende des

Corridors, an der Treppe, ſtand eine Schildwacht. — Wenn nur nicht unten auch noch welche ſtehen, die ihn anhalten!"

„Einen Offizier müſſen ſie ja doch paſſiren laſſen", verſetzte Veltheim.

„Wir können ihn von hier über den Schloßhof gehen ſehen", antwortete Liſette, und eilte an's Fenſter.

Die Laternen auf dem Schloßhofe waren ſchon angezündet; ihr Licht miſchte ſich unſicher mit dem Halbdunkel des Abends. Es war ſo hell, daß man einzelne Geſtalten noch wahrnehmen, und eine Uniform von anderer Tracht unterſcheiden konnte.

„Da wird eine Sänfte über den Hof getragen", bemerkte Veltheim.

„Das wird das Fräulein ſein", rief Liſette überraſcht. „Aber was wird ſie ſagen!"

„O, ſie wird nicht böſe auf Dich ſein!" verſicherte Veltheim.

„Meinen Sie, Herr Baron?" fragte Liſette und ſah ihn bedeutſam an.

Die Sänfte wurde richtig vor dem Eingang, der zu der Wohnung des Fräulein führte, niedergeſetzt.

„Sie iſt es", jubelte Veltheim, als eine Dame ausſtieg.

In demſelben Augenblick rief auch Liſette: „Da iſt er!"

Man ſah den in einen Dragoner-Lieutenant verwandelten Studiosus Theologiae aus dem Gebäude treten. Er grüßte das an ihm vorbeiſtreifende Fräulein mit einem ſo höflichen und doch ſo ſichern Anſtand, als man einem ſo jungen Offizier kaum hätte zutrauen ſollen. Dann wandte er ſich zu den Sänftenträgern und ſprach mit ihnen.

„Das iſt geſcheut", ſagte Veltheim, „er nimmt gleich hier die Portechaiſe!" Er ſtieg wirklich ein.

„Gott ſei Dank", rief Liſette, „nun wird die Gefahr wohl vorüber ſein!"

„Wenigſtens für's erſte, hoffe ich", bekräftigte Veltheim.

Viertes Kapitel.

„Mein Gott, wie ſpät kommen Sie, gnädigſtes Fräulein", empfing Liſette die Eintretende. „Ich war ſchon ganz in Angſt!"

„Die Tante hat mich ſo lange aufgehalten", erwiederte das Fräulein mit einer Stimme, die Erſchöpfung und Trauer zugleich andeutete. „Und dabei iſt es mit der Abreiſe morgen noch nicht einmal ſicher. Der König ſoll ſo ſchwer krank ſein. — Aber wie ſchwül iſt es hier, Liſette! Oeffne doch ein Fenſter!" — Sie nahm den Hut ab, legte Shawl und Handſchuhe auf den Tiſch unter dem Spiegel und ſetzte ſich in den nächſten Seſſel.

„Der König ſo krank", nahm Liſette das Wort wieder auf, „nun, er iſt freilich ſeit dem Winter krank geweſen, allein es hieß ja in der letzten Zeit, es beſſere ſich mit ihm."

„Du weißt, daß man das Genaue ſelten erfährt. Aber die Tante will beſtimmt wiſſen, es ſei eine Staffette an den Kronprinzen nach Rheinsberg abgeſandt, um ihn nach Potsdam zu rufen, weil der König ſein Ende nahe fühle, und ihn noch zuvor zu ſprechen wünſche."

Liſette hörte nur halb auf die Rede des Fräuleins, denn ſie dachte darüber nach, wie ſie es ihrer Herrſchaft am ſchicklichſten vortragen ſollte, daß der Couſin Veltheim im Nebenzimmer auf die Erlaubniß warte, ſeiner ſchönen Couſine guten Abend ſagen zu dürfen. Daß er ſie, was das natürlichſte und ſchicklichſte geweſen wäre, in dem Wohnzimmer ſelbſt erwartet hätte, oder ihr entgegengegangen wäre, hatte Liſette mit gutem Vorbedacht nicht zugelaſſen. Denn ein einziger, durch Ueberraſchung entlockter Ausruf des Fräuleins würde bei dem ſteten, vielleicht auf Horchen abgeſehenen Verkehr auf

dem Corridor, ſeine Anweſenheit vielleicht verrathen haben, und dann wehe dem Ruf ihres armen Fräuleins! Sie hub alſo an: „Wir haben auch Beſuch gehabt, Fräulein Mathilde, während Sie fort waren. Rathen Sie, wen?“

„Fräulein von Rochow? — Oder Frau von Racknitz? denn die iſt hier in Berlin.“ — Da Liſette bei beiden Namen mit dem Kopfe ſchüttelte, ſetzte ſie matt hinzu: „So ſag' es nur, ich bin nicht aufgelegt zum Rathen!“

„Ein Herr“ — fing Liſette, abſichtlich zögernd, an, ein junger, — ein Lieutenant — kurz und gut — Ihr Herr Couſin, der Baron von Beltheim war hier.“

„Beltheim! Iſt's möglich?“ rief Mathilde überraſcht und ſtand vom Stuhle auf. „Und was führte ihn her? Bleibt er hier?“

„Er ſagte, er müſſe Sie durchaus vor Ihrer Abreiſe noch ſprechen“, betonte Liſette ſehr deutlich und lächelte dabei.

„Ach dieſe unglückliche Reiſe“, ſeufzte Mathilde, und war nahe daran in Thränen auszubrechen. „Ich werde das Opfer der Pläne meiner Verwandten ſein! — — Und nun wird er mich verfehlen — wenn wir morgen abreiſen! — Haſt Du ihm denn nicht geſagt — wollte er mich denn nicht erwarten?“

„Die ſpäte Stunde ſchien mir nicht ſchicklich“, antwortete Liſette.

„Aber in einem ſo außerordentlichen Fall“, — entgegnete Mathilde lebhaft, „und ein Verwandter! Und überdies, bin ich erſt abgereiſt — wer weiß ob ich ihn je wiederſehe! Wenigſtens“ — —

„Wenigſtens?“ wiederholte Liſette ein wenig boshaft ... „Alſo hätten Sie mich nicht geſcholten, Fräulein“, fuhr ſie, da Mathilde ſchwieg, nach einigen Augenblicken fort, „wenn ich ihn erſucht hätte, hier auf Sie zu warten?“

„Nein, wahrlich nicht! Ich ſchelte Dich, daß Du es nicht

gethan haſt!“ antwortete das Fräulein mit liebenswürdigem Unmuth.

„Nun“, verſetzte Liſette lächelnd, „wenn Sie es geſtatten, — der Fehler wäre noch wieder gut zu machen! — Er hält ſich bei einem Bekannten hier im Schloß, ganz in der Nähe auf — würden Sie ihn noch ſprechen?“

„Wenn es nur kein Aufſehen erregte“, ſprach Mathilde ängſtlich — allein das Fräulein von Bredow hier gegenüber, die Alles ausſpäht, Alles belauſcht, und Alles verläumdet.“

„Nun, Fräulein“, unterbrach ſie Liſette, „wenn Sie mir verſprechen wollen, ſich auch nicht durch den leiſeſten Laut zu verrathen, ſo will ich Herrn von Veltheim hierher führen, ohne daß eine Seele im ganzen Schloß es bemerken ſoll. — Er iſt ganz in der Nähe!“ Dabei deutete ſie mit dem Zeigefinger auf die Kammerthür.

„Liſette — um Gottes Willen“, rief das Fräulein ſtaunend und zitternd zugleich.

„Nun? Darf er eintreten?“ — — — — —

Es würde ſchwer zu ſagen ſein, ob das liebenswürdige, anmuthige, neunzehnjährige Fräulein v. Minkwitz mehr durch Schreck oder durch Freude überraſcht war, als die Thür ſich öffnete und ihr Vetter eintrat. So viel aber iſt gewiß, daß ihr Verſuch, erzürnt auf ihn oder auf Liſette zu ſein, oder auch nur zu ſcheinen, wegen des Spiels, das man mit ihr getrieben, ein durchaus vergeblicher war, obgleich ſie gegen beide Parteien dazu anſetzte. Vollends ging aber jede Empfindung unter in dem Wechſel von Erſtaunen und Beſorgniß, als ſie hörte, welche ſeltſame Umſtände den Beſuch des Vetters begleitet hatten, was ihr dieſer und Liſette abwechſelnd auseinanderſetzten.

„Ich fürchte, ich fürchte“, ſprach ſie endlich mit beſorgter Stimme, „wir haben uns da in einen böſen Handel verwickelt, und er iſt noch nicht zu Ende! — Ich fand ja die Schildwacht

noch hier am Corridor, und das ganze obere Stockwerk des Schloſſes iſt beſetzt. — Es werden noch Nachſuchungen auf den Böden nach dem Deſerteur gehalten. — Den werden ſie nun freilich nicht finden — allein wie kommen Sie wieder hier fort, und aus dem Schloß, und aus der Stadt?"

„Noch laſſen Sie mich nicht daran denken, theuerſte Couſine", erwiederte Beltheim galant; „noch gönnen Sie mir einige Augenblicke das Glück in ihrer Nähe zu ſein. Uebrigens, wenn ich nur hier bei der Schildwacht vorüber bin, die der außerordentlichen Umſtände wegen aufgeſtellt iſt, dann hoffe ich ſchon weiter zu kommen. Ich habe mein Offizierpatent bei mir, und wenn ich mich an den Offizier der Schloßwache wende, wird er einem Kameraden den Ausgang gewiß nicht verſagen. Doch, wie geſagt, noch laſſen Sie uns daran nicht denken — ich habe Ihnen noch ſo Vieles zu ſagen, theuerſte Couſine!"

„Was ich nicht zu hören brauche", fiel Liſette ein, welcher ein Blick des Lieutenants auf ſie nicht unbemerkt geblieben war. „Ich habe auch noch im andern Zimmer mit Einpacken zu thun, und nachher werde ich auf dem Corridor ein wenig recognosciren, wie der Rückzug anzutreten iſt." Mit dieſen Worten verſchwand ſie im Nebenzimmer, während Mathilde empfand, daß eine glühende Röthe ihr in's Geſicht ſtieg.

„Und können Sie nicht errathen, ſchöne Couſine", begann Beltheim, als beide allein waren, „weshalb ich ſo in aller Eile hierher gekommen bin; und, ich darf es ſagen, bei Gott, viel dabei gewagt habe?"

„Gewagt?" fragte Mathilde, halb ableitend, halb geſpannt.

„Gewagt, weil ich ohne Urlaub gekommen bin; ich hätte ihn von Dresden aus haben müſſen, nach Preußen, obwohl wir nur eilf Meilen bis Berlin haben. Da aber wäre ich zu ſpät gekommen. So ritt ich heut in aller Frühe weg, über Königs-Wuſterhauſen, wo ich mir von meinem Vetter

Wedell ein Pferd und seine Uniform lieh, weil das meinige noch Kräfte für den Rückritt behalten mußte, und ich als fremder Offizier hier viele Weitläufigkeiten gehabt hätte, ohne Urlaub vielleicht gar nicht hereingekommen wäre!"

„Mein Gott, wie leichtsinnig sind Sie, Veltheim", rief Mathilde aus.

„Nur für Sie habe ich das Wagstück unternommen! — Ich hatte Ihren Onkel Gersdorf in Falkenberg besucht. Er hatte mir von Ihrer Reise erzählt, mich mit gewissen Plänen bekannt gemacht, die Ihre Tante damit verbindet."

„O schweigen Sie mir davon", rief Mathilde aus, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Wenn Sie nun abgereist wären", fuhr Veltheim fort — „wenn Sie uns nicht wiedergekehrt wären — oder, wenn sie uns als . . ."

„Reden Sie nicht aus, Veltheim — ich mag, ich will davon nichts wissen!" unterbrach Mathilde ihren Vetter mit hervorbrechenden Thränen. „Nur meine Verwandten betreiben diese Verbindung!" — —

„Sie würden sie nicht gern eingehn", fragte Veltheim feurig, und ergriff ihre Hand.

„Mein Himmel! Seien Sie doch nicht so unvorsichtig laut, Herr Baron", unterbrach Lisette, die eben wieder aus dem Cabinet trat, „ich fürchte, Fräulein von Bredow hört das Gespräch bis in ihr großes Himmelbett hinein! Ich muß nur geschwind ein wenig auf den Corridor hinaus, und sehen was dort vorgeht. Aber um Alles in der Welt, seien Sie ganz leise bis ich zurückkehre. Oeffnen Sie nur, wenn jemand zweimal leise klopft, so (sie that es auf dem Kaminsimms), dann bin ich es!"

Veltheim war wieder mit seiner Cousine allein. Das Gebot zu flüstern ist einem jungen Paar selten unangenehm. Und Beide flüsterten so eifrig, so lange, daß sie gar nicht

berechneten, wie die Minuten verſchwanden, und das letzte Flüſterwort war ein lieblich liſpelndes „Ja“ von Mathildens roſigen Lippen.

Da pochte es — aber nicht zweimal und leiſe, ſondern nur einmal, aber ziemlich laut. Die Liebenden erſchreckten.

Es pochte nochmals. —

„Das kann nicht Liſette ſein“, flüſterte Mathilde in Todesangſt, und Veltheim drückte — offenbar nur im Schrecken, daß ihre Worte ſie verrathen möchten, einen feſt verſiegelnden Kuß auf ihre Lippen. Es war ein ſchönes Mittel, denn ſie ſchwieg wie eine Marmorbildſäule. —

„Fräulein von Minkwitz!“ ließ ſich ein Stimmregiſter hören, das eine ſcharfe Mixtur aus einem Aechz- und Schnarrwerk zu ſein ſchien.

„Das iſt die Bredow — ich bin verloren!“ — hauchte Mathilde.

Veltheim wäre am liebſten mit einem „Kreuz-Donnerwetter“ gegen die Störerin losgebrochen, allein er beſann ſich und wandte lieber ſein probat erfundenes Mittel gegen den unwillkührlichen Selbſtverrath an, das diesmal Zweien zugleich zu Gute kam.

Die Bredow'ſche vox humana intonirte nochmals: „Fräulein v. Minkwitz?!“

Allein Veltheims Mittel wirkte ſo vorzüglich, daß ihr ſo wenig Antwort wurde, wie aus einem Grabe.

„Das iſt doch ſeltſam!“ — hörte man draußen betheuern. „Ich weiß doch gewiß, daß das Fräulein nach Haus gekommen iſt!“ Ein Verſuch die Thür zu öffnen, ſchloß ſich dieſem Vorgang an. Dann folgte ein Räuſpern, das zu einem anſehnlichen Crescendo ſtieg, endlich ein vernehmbares Huſten, zum Schluß ein: „c'est incroyable! En verité.“ Das Nachſpiel zweier ſchlotternder Pantoffel vollendete dieſes unmelodiſche Intermezzo.

„Wenn nur Liſette wieder zurück wäre", liſpelte nach einigen Minuten Fräulein von Minkwitz im hingehauchteſten Pianiſſimo!

„O, es eilt ja nicht ſo, Mathilde", flüſterte die Gegenſtimme des Vetters.

Doch da klopfte es zweimal leiſe, genau im Takt, Tempo und Rhythmus, wie Liſette zuvor auf den Kamin geklopft hatte. — Und, ſie war es! —

Aber ſie brachte nicht die günſtigſten Nachrichten; die ganze oberſte Etage des Schloſſes war an allen Treppen mit Schildwachen beſetzt. Alle Viertelſtunde wurden dieſe durch eine Patrouille viſitirt. Wer hinaus wollte, mußte warten bis die Patrouille kam, und hatte ſich zuerſt bei dieſer über ſeine Perſon, ſein Verweilen im Schloß zu legitimiren. Wenn das nicht ausreichte, mußte er mit hinunter in die Schloßwache, und wenn der Offizier noch Verdacht fand, mußte eine Meldung an die Kommandantur gehn. Denn zwei Schildwachen und ein Ofenheizer hatten übereinſtimmend ausgeſagt, daß ſie einen Menſchen, deſſen Beſchreibung ganz auf den deſertirten Rekruten paßte, hatten in's Schloß gehn ſehn, der Ofenheizer hatte ihn zum Unglück an der Treppe auf dem oberſten Corridor ſelbſt bemerkt, und war ſicher, daß er nicht wieder herunter gekommen ſei; allein einen andern Ausgang als dieſe Treppe gab es nicht. Darum mußte er noch im Schloß ſtecken, und morgen mit Tagesanbruch ſollten nochmals alle Winkel, Böden, Verſchläge durchſucht, bis dahin aber die ſtrengſte Blockade erhalten werden. Denn der Deſerteur mußte gefaßt werden, weil der Werbe-Offizier ſein Wort gegeben hatte, einen großen Grenadier für das Potsdamer Regiment einzuliefern.

„Nun denn, ſo laſſe ich mich von der Patrouille in die Schloßwache führen", rief Beltheim heftig; aufhängen wird man mich doch nicht!"

„Aber das Fräulein?“ fiel Liſette ein. „Wenn Sie von hier oben herunter gebracht werden, erfährt alle Welt, daß Sie hier waren! Und dann iſt es um den Ruf meines Fräuleins geſchehen. Die Zunge da drüben braucht nicht halb ſo viel Stoff, um mit der Ehre eines Mädchens völlig auf's Reine zu kommen!“

Mathilde brach in Thränen aus.

„Lieber ſpringe ich hier oben aus dem Fenſter, als daß ich Deine Ehre auf's Spiel ſetze, Mathilde“, rief der Lieutenant, und machte eine raſche Bewegung, und ſeine Couſine faßte ihn beim Arme, als ſei er ſchon im Sprunge.

„Er wird ja nicht ſo überhaſtig ſein“, ſprach Liſette lächelnd, „wenn auch die Zunge etwas übereilt iſt.“ Sie hatte das „Deine“ gehört und dabei gedacht: Alſo ſo weit ſind wir ſchon! Allein ſie hatte es nur gedacht, und ſagte es nicht.

„Was ſollen wir nun anfangen!“ rief Veltheim. „Wenn ich nicht morgen vor der Parole zurück bin — bei der Strenge des Commandeurs habe ich das Schlimmſte zu erwarten.“

„O Liſette, hilf uns“, bat Mathilde.

„Ich denke ſchon nach“, entgegnete dieſe, „doch es iſt wahrhaftig ſchwer!“

„Mädchen“, betheuerte Veltheim, „wenn Du ein Mittel findeſt — in Gold laſſe ich Dich faſſen!“

„Gold brauche ich auch!“ erwiederte ſie munter, „denn ich will auch heirathen! Das Fräulein weiß es! Ich will eine Berlinerin werden! — — Ja — das wäre, — (ſie rieb ſich die Stirn.) Wahrhaftig — es giebt ein Mittel! Doch Muth müſſen wir haben! Muth!“ „Muth!“ wiederholten alle drei wie einen Schwur. —

Fünftes Kapitel.

Die Grenadiere der dritten Compagnie des Regiments Derfchau hatten die Schloßwache gegeben. Ein dichter Tabaksdampf erfüllte die Wachtſtube und ließ die ſpärliche Flamme zweier Talglichte, die zur Erhellung des ganzen Raumes dienten, nur matt röthlich wie eine Winterſonne durch dichtes Nebelgrau ſchimmern. An dem langen, hölzernen Tiſch herrſchte ein lebhaftes Geſpräch. Nur an der obern Ecke ſaßen einige eifrige Kartenſpieler, die über Schellen und Schippen zwar nicht Eſſen und Trinken vergaßen, aber doch das Reden.

„Macht doch noch ein Paar Fenſterflügel auf", rief ein alter Unteroffizier. „Es iſt eine Hitze hier, nicht zum Aushalten. Valentin, Du Milchbart", wandte er ſich zu einem jungen Soldaten, „rühr' Dich! geſchwind, Du haſt junge Knochen, hopp, hopp, über den Tiſch und die Fenſter aufgemacht." —

Der junge Soldat war flink dabei und öffnete die obern Flügel eines Fenſters.

„So", ſprach der Alte, „nun kommt doch etwas Mailuft hier herein, und man kann Athem ſchöpfen." —

„Erzählt aber auch nun weiter, Vater Cruſius", baten mehrere der Grenadiere.

„Ja, wo war ich ſtehen geblieben?" begann er wieder, indem er ſich die kurze Thonpfeife ſtopfte.

„Bei der Geſchichte von Eurem Großvater", fiel Valentin raſch ein.

„Freilich, Gelbſchnabel", brummte der Alte; „glaubſt Du ich hätte mich ſelbſt nicht darauf beſonnen? — Alſo — was hatte ich geſagt? — ja, mein Großvater, ich habe es

ihn ſelbſt oft erzählen hören, — es ſind ja jetzt erſt dreißig Jahre, daß er todt iſt, und das paſſirte Anno — Sapperment, wann war's doch, als des Churfürſten Friedrich Wilhelm hochſelige Gnaden ſtarb ..."

„Anno 1688", bemerkte Valentin.

„Gimpel!" Denkſt Du, daß ich's nicht weiß? Anno 1688, richtig, und zwar am 29. April! Mein Vater hatte den Tag im Kalender angeſtrichen — wie alt war ich damals? ein Junge von 12 Jahren, und alſo — was meinen Großvater anlangt —

„Ihr wolltet vom Schloß zu Köpnick erzählen, wo er juſt an dem Tage auf Wache war", erinnerte ein anderer Grenadier.

„Wenn Ihr mich bei jedem Wort unterbrecht, wie kann ich da im Zuſammenhang bleiben?" fuhr ihn Cruſius an, der als Erzähler einen ungemeinen Reſpekt verlangte. „Ich war ja eben dabei es zu ſagen! Alſo mein Großvater ſtand zu der Zeit in Köpnick, wo das Leibbataillon hinkommandirt war. Er war auf Schloßwacht und hatte den Poſten vor'm Schloß, nach der Spree hinaus. — Horch, was ſchlägt es da?" unterbrach er ſich, und horchte auf die Schläge der Glocke, die von der Domkirche herüberklangen. „Eins, zwei, drei, es iſt drei Viertel auf eilf!"

„O dann erzählt raſch weiter, ſonſt müſſen wir fort zur Ablöſung", rief Valentin eifrig, deſſen Augen lebhaft an dem Erzähler hingen.

„Nun, damals ſchlug es", fuhr dieſer fort, „nicht drei Viertel auf eilf, ſondern genau zwölf Uhr, und mit dem letzten Schlag der Glocke ſah mein Vater — — weiß der Henker, daß meine Pfeife gar nicht brennen will! Valentin, Grünſchnabel, geb Er mir doch ein bischen Feuer!"

Dieſer reichte ihm den Schwamm eifrig hinüber, fragte aber noch eifriger: „Und was ſah Euer Großvater?"

„Ueber das ewige kreuz und quer Dreinräſonniren in meine Erzählung! Euch ſoll ja ein Wetter regieren!“ fuhr Cruſius heraus und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Immer ſtört Er junger Maulaffe mich, wenn ich grade im beſten Zuge bin. Alſo wie ich geſagt habe! Im obern Stockwerk, wo dermalen kein Menſch wohnte, denn es war im ſpäten Frühjahr, und noch gar kein Sommerlogis bezogen, wenn auch ſonſt die höchſten Herrſchaften immer zum Sommer herübergingen, wurde das Eckfenſter plötzlich hell. Aber es war ein Licht, — meinem Großvater rieſelte es noch immer kalt über den Rücken, wenn er es erzählte, — wie eine blaue Schwefelflamme, als ob der leibhaftige ... (der Redner ſah ſich mit rollenden Augen im Kreiſe der lautloſen Zuhörer um) — — ich ſage weiter Nichts. Aber der Lichtſchein — —“

„Es wird der Schein des aufgehenden Mondes geweſen ſein“, rief eine rauhe Stimme, „der auf das Eckfenſter geblitzt hat.“

„Was, Mond!“ fuhr Cruſius wild auf. „Der Mond iſt gar nicht aufgegangen damalen! Ich ſage Euch es war — — ſo ein Grützkopf wie Er will das beſſer wiſſen, vielleicht, weil Er ſchon allen Potentaten gedient hat und allen davon gelaufen iſt?“

„Darnach ſie's gemacht haben!“ warf der Schwarzkopf, der freilich ein Geſicht hatte, wie Einer, der das Hängen dreimal verdient hat, trotzig hin.

„Er iſt ein ruchloſer Kerl! Aber es wird Ihm ſchon noch einmal ſchlecht bekommen, — bei uns verſteht man keinen Spaß“ Dabei machte der Alte eine taktiſche Bewegung mit der rechten Hand, die ſelbſt der ungeübteſte Feldherr für einen Scheinangriff mit dem Fuchtelſtock hätte halten müſſen.

„Aber erzählt doch weiter“, riefen mehrere Stimmen.

„Meinethalben! Aber kreuzt noch ein einziges Mal einer meine Marſchroute ...“ er vollendete die Drohung nicht,

ſondern fuhr fort: „Es war nicht Mondſchein, nicht Sonnenſchein, das Licht Nachts um zwölf. Aber es lief ſchwefelblau durch das halbe Stockwerk, dann verſchwand es, dann wurde es ein Stockwerk tiefer ſichtbar, und plötzlich quoll es wie durch die Mauer, und flimmerte durch den Garten, der noch faſt ganz kahl war, und dann verſchwand es, wie in die Erde geſunken, und mein Großvater ſah deutlich eine weiße Geſtalt, die an der Mauer hinunterſchwebte."

„Und hat er ihr nicht auf den Pelz geſchoſſen?" rief der Schwarzbart höhniſch lächelnd.

„Halt doch Dein Maul, Brandloff", rief Valentin, „und laß ihn erzählen."

„Auf den Pelz geſchoſſen!" wiederholte Cruſius in einem Tone, als wollte er ſagen: „ſo ein ruchloſer Läſterer", und dann ſetzte er plötzlich mit dem Stolz eines völlig ſiegreichen Arguments verächtlich hinzu: „Er hätte wohl geſchoſſen, aus ungeladenem Gewehr! Oder glaubt Er, daß man vor dem Sommerſchloß in Köpenick mitten im Frieden mit ſcharfer Ladung Poſten geſtanden hat?"

Brandloff ſchwieg. Man ſah, daß er ſich nicht in der beſten Laune befand, und innerlich den alten, abergläubiſchen Graubart verächtlich auslachte, aber er wußte was ein Unteroffizierſtock für Macht und Recht hat, und verbiß ſich daher den Ingrimm.

„Und wie war es nun mit der Erſcheinung, und was wurde daraus?" fragte Valentin, der mit glühendem Geſicht lauſchte.

„Naſewitziger Burſch! kann Er mich nicht in Ordnung forterzählen laſſen?" — fuhr ihn Cruſius an. „Was es war? Natürlich die weiße Frau! — denn gleich drei Tage nachher verſtarb der hochſelige Herr, der Churfürſt."

„Der auf der langen Brücke?" fragte Brandloff obenhin.

„Ja wohl! Verſteht ſich!" antworteten verſchiedene Stimmen.

„Ich bin aber noch nicht fertig", hub Cruſius wieder an. „Horcht auf!" ſprach er feierlich. „Genau um die nämliche Stunde hat ſie ſich hier auf dem Schloß gezeigt."

„Ja ja! ich habe davon gehört", bekräftigte ein Grenadier.

„Es geſchieht allemal, wenn ein ſolcher Todesfall bevorſteht", belehrte Cruſius.

„Von meinem Vater ſeliger weiß ich noch, daß er, als Seine Majeſtät der hochſelige König das Zeitliche geſegneten — und das haben ja Viele von Euch Gelbſchnäbeln auch noch erlebt — es war anno 13 am 21. Februar, ich war damals gerade aus Rathenow hierher verſetzt, — das war Euch eine ſchlimme Garniſon damals! Denn ſeit die Schweden — Ihr wißt ja doch von der berühmten Affaire." —

„Iſt Sein Vater dabei geweſen?" ſagte Brandloff ſpöttiſch, da er ſah, wie weit ſich Cruſius wieder vom Thema verirrte.

„Kreuz Peſtilenz!" fuhr dieſer auf. Aber diesmal hatte der boshafte Frager mehrere Alliirte, lauter Neugierige, auch Valentin, und Alle erinnerten Cruſius daran, daß er von ſeinem Vater und der weißen Frau erzählen wollte. Valentin ſagte, grade auf's Ziel losgehend: „Hat Sein Vater die weiße Frau auch geſehen, Herr Unteroffizier?"

„Mit Reſpekt zu melden, nein;" erwiederte dieſer. „Aber als zu demmal Seine Majeſtät ſchwer krank lagen, da wollen die Schildwachen hier im ganzen Schloß wahrgenommen haben, daß es nicht geheuer war. Drunten, bei der eiſernen Jungfrau, hat es um Mitternacht wie mit Ketten und Schwertern geraſſelt!"

„Bei der eiſernen Jungfrau?" fragte Valentin mit offenem Munde.

„Wißt Ihr das nicht einmal, Ihr Kiek in die Welt? — Hier auf dem kleinen Schloßhof, die große Steintreppe hinunter — wo es nach der Spree hinausgeht, — da liegen ja

die ſchwarzen Gewölbe, wo vor Zeiten die Majeſtätsverbrecher die eiſerne Jungfrau küſſen mußten, und dann ſchlug ſie die eiſernen Arme zuſammen mit ſcharfen Schwertern inwendig, und herunter war der Kopf, und der Leib verſank in die Spree."

„Das war wenigſtens ſchnell expedirt, abgethan und begraben zu gleicher Zeit!" rief Brandloff dazwiſchen. „Da hatten's die Majeſtätsverbrecher beſſer als heut unſereins, wenn er mit dem falſchen Fuß antritt. Da wird man halb todt gefuchtelt!" —

Cruſius war ſo voller Ingrimm, daß er gar nicht antworten mochte. Doch dieſe Verſpottung der Subordination war ihm zu arg, die konnte er nicht verwinden.

„Halb todt gefuchtelt!" rief er, roth vor Eifer. „Und was verdient denn ein Soldat, der nicht einmal richtig antreten kann? Aber ich will Ihm zeigen..."

„Laßt's gut ſein, Vater Cruſius", begütigten Valentin und die Andern, „erzählt lieber weiter, was Ihr von der weißen Frau wißt."

„Und es iſt abgemacht", fuhr der Alte heftig fort, „ſie ſpukt immer noch! Damals hat es in den Kellern und Gewölben mit Ketten geraſſelt. Im Schweizerſaal hat ſich ein tiefes Aechzen vernehmen laſſen, und durch die Gänge des ganzen Schloſſes iſt um Mitternacht — den Schildwachen hat das Haar zu Berge geſtanden, — ein weißes Geſpenſt..."

„Bumm!" ſchallte die große Domglocke durch die ſtille Nacht, und „Heraus!" ſchrie gleichzeitig die Schildwacht draußen, daß das ganze, in athemloſer Aufmerkſamkeit lauſchende Auditorium auseinanderfuhr und nach den Grenadiermützen ſprang, um eilig in's Gewehr zu treten. Es war die eilfte Stunde, die der Ablöſung.

Sechſtes Kapitel.

Die Poſten waren natürlich bereits abgetheilt, wurden jedoch nach dem Commando: „Ablöſung vor!“ nochmals überzählt: Vor'm Gewehr — vor'm Portal Nr. eins — zwei — drei — vier — fünf; — vor der Bildergallerie — vor'm Ritterſaal, — vor den Kammern Seiner Majeſtät des Königs — vor den Kammern Ihrer Königl. Hoheiten der Prinzeſſinnen Ulrike und Amalie, — vor den Kammern Ihrer Königlichen Hoheiten der Prinzen Auguſt Wilhelm, Heinrich Ludwig und Auguſt Ferdinand — auf dem Corridor des obern Stockwerks — nach dem Luſtgarten, und ſo weiter. Auf das Commando: „Ablöſung marſch!“ marſchirten ſie in drei Abtheilungen ab. Cruſius führte die, in welcher Valentin und Brandloff ſich befanden. Sie durchwanderten viele Gänge, ſtiegen Treppen aufwärts und wieder abwärts; die Treppenhallen und Corridors waren ſpärlich erleuchtet. Von den Erzählungen über die weiße Frau aufgeregt, ſpähte Valentin mit ſcharfen Augen und klopfendem Herzen in jeden dunklen Winkel, um zu ſehen, ob dort vielleicht etwas Geſpenſtiſches laure. Er war ein kecker Burſch, wo es einem Gegner mit Fleiſch und Bein galt, und obgleich noch ganz junger Soldat, würde er ſich doch unbezweifelt brav geſchlagen haben. Allein vor Weſen, gegen die mit Stich und Hieb nichts zu machen war, die er mit ſeinen feſten Händen nicht packen konnte, hatte er eine ſehr große Ehrfurcht, und wünſchte durchaus nicht in nähere Beziehung zu ihnen zu gelangen. Er hatte einen Vetter, den Todtengräber an der Sophienkirche, der pflegte oft von ihm zu ſagen: Es iſt ein ſeltſamer Burſche; ich glaube er holte einen Honigkuchen von der Wetterfahne über dem Kirchthurmknopf leichter herunter, als einen Beutel mit Gold Nachts aus

dem Gruftgewölbe. Er war ſchon als Bube ſo. Mit ſechs großen Jungen zugleich fing er Händel an, und prügelte ſich durch die ganze Mannſchaft hindurch, aber wenn er im Dunkeln über den Kirchhof nach Haus gehen ſollte, da klapperten ihm die Zähne und er bat mich himmelhoch, mit ihm bis an's Gitter zu gehen. Und dann riß er aus, huy! —

Der Himmel weiß, wie es kam, daß Valentin gerade jetzt ſo viel an ſeinen Vetter, den Todtengräber, dachte, und bei ſich ſelber ſagte: Lieber wollte ich doch auf dem äußerſten Vorpoſten ſtehen, gegen den Franzoſen, oder den Schweden, oder meinethalben auch den Moskowiter, als etwa drunten in den Kellergewölben bei der eiſernen Jungfrau. —

Brandloff dagegen fürchtete ſich weder vor Hölle noch Teufel, aber — man wollte wiſſen, er ſei ein paarmal immer gerade dann deſertirt, wenn eine Schlacht zu vermuthen war. Und obgleich ein paſſabel alter Soldat, der, nach ſeiner Erzählung, ſchon Gott weiß wo Alles gefochten haben wollte, waren doch ſo gewiſſe Gerüchte über ihn im Umlauf, daß Pulvergeruch ihm ſehr zuwider ſei, und Narben waren auch an ſeinem ganzen Körper nicht zu entdecken, — ausgenommen auf dem Buckel.

Valentin hätte daher gern mit ihm getauſcht, als er, nachdem ſie wer weiß wie viele Treppen und Corridors im Schloß durchmeſſen hatten, hoch oben an dem Ausgang eines dunklen Corridors ſeinen Poſten erhielt, während Brandloff wieder mit hinunter mußte zum Portal Nr. 5.

Als die Schritte der Ablöſung verhallt waren, herrſchte die tiefſte Stille und völliges Dunkel rings um Valentin her. Die Ueberlieferung auf ſeinem Poſten hatte gelautet: „Es darf Niemand abwärts paſſiren, er muß ſo lange bei dem Poſten verbleiben, bis die Viſitationspatrouille mit dem Unteroffizier kommt; mit dieſer wird er auf die Schloßwache geführt, wo er ſich auszuweiſen hat!“

„Es darf Niemand paſſiren", dachte Valentin bei ſich. „Wer ſoll auch jetzt noch paſſiren mitten in der Nacht? — Ich wollte es wäre eine Paſſage, ſo lebhaft wie auf der langen Brücke! — —"

Er ging einige Schritte auf und nieder, und ſummte ein wenig zwiſchen den Zähnen, um ſich Muth zu machen. Doch plötzlich verſtummte er wieder; nicht blos weil der Dienſt Schweigen von den Schildwachen verlangt, ſondern auch, weil ihm einfiel, daß er gehört hatte, nichts nähmen die dunklen Mächte der Mitternacht ſo übel auf, als Singen oder Pfeifen in der tiefen Stille ihres Reichs.

Die Domglocke, die er hier ganz in der Nähe hatte, ſchlug halb. Er fuhr heftig zuſammen beim erſten Schlage. „Wie ſchauerlich das hier tönt und dröhnt", murmelte er vor ſich hin. „Und daß ich gerade in der Mitternachtſtunde hier ſtehen muß!" — — „Ich weiß auch nicht, warum ſie ſo geizig ſind mit dem Oel auf dem großen Schloß! Hier an der Treppe hätte doch wohl noch eine Lampe brennen können! Ich glaube der Corridor iſt ſo lang wie die neu angelegte Friedrichsſtraße, und es brennt nichts darauf als das eine, jämmerliche Flämmchen da ganz unten! — Und jeder Windſtoß kann es ebenfalls auslöſchen! — Horch! — das ſind Schritte! — Das klirrt ja ſo, — wie Ketten — das klappert ja — wie Todtengebeine!" —

Wirklich klapperte etwas von Knochen gegeneinander, aber ganz in der Nähe, nämlich Valentins Zähne. — Er packte ſein Gewehr kräftiger an, und ſagte bei ſich: „Das ſchallt ja ſo hohl und dumpf, als ob das wilde Heer anrückte. Will mir etwas Lebendiges zu Leibe, — dem renne ich das Bajonnet friſch durch die Rippen!" — — Der muthige Entſchluß, zu dem er ſich aufraffte, war ſchon nicht mehr nöthig; er erkannte die Patrouille, die Cruſius zur erſten Viſitation führte. Das Herz ſchlug ihm leichter.

„Nichts Neues auf dem Posten?“ fragte der Unteroffizier, dem seine zwei Mann folgten.

„Nichts, Herr Unteroffizier!“ antwortete Valentin dienstlich. „Aber“, setzte er undienstlich, leise hinzu, „geheuer ist es wohl hier nicht!“

„Hier? Wie so?“ fragte Crusius. — „Es ist bald Mitternacht“, meinte Valentin.

Crusius war auch nicht der Eisenfesteste. — „Ei was! Bet' Er sein Vaterunser, Amen;“ und damit machte er, daß er fortkam, die Treppe hinunter.

Valentin befolgte die Weisung; und mehr als einmal! — Der Schlag drei Viertel vom Dom her erschreckte ihn wieder. — Er wünschte Mitternacht vorüber, so lange, als das Pfefferland weit ist! Es dünkte ihn, als würden die Minuten zu Jahren, bevor es voll schlug. Plötzlich verlöschte das Flämmchen am Ende des Corridors; ein leises, hohles Sausen zog hindurch. Valentin fuhr zusammen. „Sagt ich's nicht“, dachte er, „ein Windstoß löscht die Lampe aus, wenn sie ja noch Oel genug gehabt hat; — und wenn das ein Windstoß ist! Es klingt wie ein Rufen aus dem Grabe.“ — Da erdröhnte der Glockenschlag vom Dome her, der Wind trug ihn gerade herüber, doppelt so laut als zuvor. Valentin fuhr so zusammen, daß er fast das Gewehr fallen ließ. Es war völlig finster um ihn her; nur seitwärts, durch das Treppenfenster, drang ein kaum wahrnehmbarer Dämmerungsschein der Sommernacht von draußen herein. Valentin starrte in die schwarze Tiefe des Corridors, durch den das unheimliche Windsgetön zog. Da war es ihm als dringe ein bleicher Schimmer aus der Nacht hervor. Beim Himmel, — er täuschte sich nicht, — eine weiße, riesige Gestalt schwebte in den Finsternissen, — sie bewegte sich näher und näher, — wie weit sie noch entfernt sei, konnte er nicht schätzen, denn bald dünkte es ihn, sie stehe schon dicht vor ihm, und umfließe ihn mit

der weißen Geiſterhülle, bald ſchien es, ſie ſei noch weit zurück. Die Erſcheinung war unbeſtimmt, formlos, wie eine Nebelwolke. Es rieſelte eiskalt über Valentins Nacken, — er zitterte wie im Fieber, ſeine Knieen ſchlotterten. Dennoch verſuchte er ſich zu ermannen; er packte ſein Gewehr krampfhaft an, fällte das Bayonnet und rief ein „Werda", das ihm halb in der Kehle erſtickte. Doch die Erſcheinung ſchwebte näher! Jetzt war ſie in dem kleinen, durch die hineinſchimmernde Dämmerung vom Treppengeländer etwas erleuchteten Raum. Mit Grauſen ſah Valentin eine weibliche Geſtalt, doch von übermenſchlicher Größe, in langen weißen Gewändern vor ſich. Sie erhob eine drohende Hand gegen ihn, unwillkührlich zog er das Gewehr zurück, der Kolben ſank ihm auf die Erde, er ſchlug die Arme kreuzweis über die Bruſt zuſammen, faltete die Hände über das Bajonnet, und ſtammelte:

„Alle guten Geiſter
Loben ihren Meiſter." —

Da war die Geſtalt dicht an ihm, ein kalter Grabeshauch wehte ihn an, es war als ob Leichengewänder ihm über das Geſicht ſtreiften. Der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn, die Sinne vergingen ihm halb. — Als er ſchlotternd, wie im Fieber, die Augen wieder öffnete, das Bewußtſein ihm zurückkehrte, ſah er nichts um ſich her als die öde Finſterniß; er war halb gegen die Wand geſunken, das Gewehr ihm entglitten, doch mit der Bajonnetſpitze in ſeinem Riemenzeug hängen geblieben. — Er athmete tief auf. Da hörte er in der Ferne Schritte — es war die Patrouille. Obgleich noch am ganzen Leibe zitternd, raffte er ſich doch zuſammen und nahm das Gewehr wieder auf.

„Nichts Neues auf dem Poſten, Schildwacht?" fragte Cruſius Stimme.

„Nichts!" ſtammelte er: er hatte noch nicht den Muth zu erzählen, was ihm begegnet ſei.

„Patrouille Marſch!“

Sie ging die Treppe hinunter. —

Valentin zählte die Secunden. Bald ſchüttelte ihn kalter Fieberfroſt, bald zuckte es ihm wie Gluth durch's Gehirn. Immer wieder glaubte er die weiße Geſtalt zu ſehen. Es faßte ihn ein Schwindel, in dumpfer Betäubung hörte er nur noch den Glockenſchlag der Ablöſungsſtunde vom Dome her, das dröhnende Eins.

Siebentes Kapitel.

Der alte Lazareth-Inſpektor Eberhard ſaß Morgens früh um ſieben Uhr bei ſeinem Rapport, der ihm, wie Alles, wobei es galt die Feder zu führen, mehr Mühe machte, als ein halber Feldzug. Und er hatte es verſucht. Denn er war Soldat geweſen, hatte gegen Schweden und Franzoſen gefochten, ein lahmes Bein mit nach Hauſe gebracht, und ein Ohr auf der Wahlſtatt gelaſſen, das ihm ein franzöſiſcher Küraſſier abgehauen. Aber das Glück war ihm günſtiger als Andern, denn da ein Lieblingslakei des großen Kurfürſten ſein Pathe geweſen, hatte er anſehnliche Connectionen und Fürſprache bei hohen Herrſchaften, und war ſchon ſeit länger als dreißig Jahre Lazareth-Inſpektor. Aber in die vermaledeiten Rapporte hatte er ſich noch immer nicht recht einarbeiten können. Sehr unwillkommen war es ihm daher, daß während er ſeine aufgenommenen und entlaſſenen Kranken von der letzten Woche zuſammenſtellte, ein Pochen an die Thür ihn in dem ſchweren Geſchäft ſtörte.

„Herein!“ rief er verdrießlich. Allein ſein Geſicht heiterte ſich raſch auf, als ein helles Stimmchen durch die Thür rief: „Guten Morgen Papa!“ und zugleich ein allerliebſtes Geſichtchen in's Zimmer guckte.

„Ei Liſettchen!“ rief er ihr freundlich entgegen, „Du biſt noch in Berlin? ich denke, Du biſt ſchon ſeit drei Tagen fort, und was führt Dich denn ſo früh her?

„Ja Papa“, rief das muntre Mädchen, „mit uns hat ſich Manches geändert. Vielleicht wird gar nichts aus unſerer Reiſe. Vorläufig iſt ſie aber aufgeſchoben, durch die Frau Gräfin, die noch nicht fort kann, weil ſie noch auf Nachrichten aus Potsdam warten muß!“

„Ja ja“, nickte Papa Eberhard, „ſie ſagen, der König ſoll ſo krank ſein.“

„Es iſt noch etwas Anderes bei uns vorgegangen“, ſprach Liſette geheimnißvoll und lächelnd, „wovon ich noch nicht ſo ſprechen kann wie ich möchte. Aber ich denke, Papachen, Ihr werdet nicht unzufrieden darüber ſein. — Mein Fräulein hat geſtern Abend durch einen expreſſen Boten einen Brief von ihrem Vetter, dem Lieutnant von Veltheim, bekommen. Darüber war ſie ſehr vergnügt und — —“

„Und?“ fragte der Alte, die Zögernde geſpannt anſehend.

„Und ſie willigt ſchon jetzt in meine Hochzeit, und wird mir die ganze Ausſtattung ausrichten, und ich kann aus ihrem Dienſt treten, wann ich will!“

„Liſettchen!“ rief der Alte. „Da wird der Fritz ja deckenhoch ſpringen!“

„Ich hoffe, er freut ſich ſo wie ich“, erwiederte Liſette, indem ſie vorläufig ſtatt des Sohnes den Vater herzlich küßte. Denn der genannte Fritz war der Sohn des Alten, war Untergärtner in Charlottenburg und Liſettens Bräutigam. Nur hatte es bisher noch am Beſten gefehlt zum Anfang der Wirthſchaft.

„Und noch ein hübſches Sümmchen bekomme ich von anderer Seite her“, fuhr Liſette fröhlich fort; „das bleibt aber Alles Geheimniß, Papa! Nur für Euch und Fritz!“

„Nun, und wer in der Welt braucht es ſonſt noch zu

wiſſen?“ rief der Alte. „Und wenn's mein Lebtag kein Anderer erführe, als wir Drei, ich machte mir nichts daraus! — Aber Sonntag muß ich nach Charlottenburg hinaus zu ihm, und Du mit, Liſettchen! Nicht wahr?“ —

„Wenn ich kann, gewiß, Papachen“, erwiederte ſie. „Jetzt habe ich aber noch ein Geſchäft mit Euch, fuhr ſie nach einigem Zögern fort. „Ich ſoll mich nach dem kranken Grenadier Valentin vom Regiment Derſchau erkundigen, der vorgeſtern in's Lazareth gebracht iſt!“

„Der halbverdrehte Menſch? Was geht Dich denn der an?“ fragte Eberhard verwundert.

„Mein Fräulein hat nur davon gehört. Sie kennt ihn, glaube ich“, ſagte Liſette etwas verlegen.

„Nun, da kann ſie ſich beruhigen. Ich glaube, der Menſch hatte nur etwas zu tief in's Glas geguckt. Seit geſtern Nachmittag ſchläft er, und vor einer Viertelſtunde war der Doktor da, faßte ihn an den Puls, während er ſchnarchte wie ein Bär, und ſagte: „Der Puls geht ganz ruhig, er wird nun ſein Fieber oder ſeinen Rauſch wohl ausgeſchlafen haben.“ — Ich habe ihn auf des Doktors Befehl hier ſchon als entlaſſen in den Rapport geſetzt, er ſoll heut wieder in Dienſt!“

„Hm!“ meinte Liſette, „ich möchte wohl wiſſen, ob er wirklich geſund iſt.“

„Wir wollen einmal hinauf. Er liegt gleich hier in Stube Nr. 1 ganz allein“, antwortete Eberhard.

Sie wollten Beide hinaus, als ſich die Stubenthür öffnete und Valentin angekleidet, kerzengrade, friſch und geſund eintrat.

„Da iſt er!“ rief Eberhard. „Aber ſage Er einmal, wie kommt Er hierher?“ —

„Das wollte ich fragen, Herr Inſpektor, bin ich denn krank geweſen? — Ich wachte auf, in einer fremden Stube. Ich konnte mich gar nicht beſinnen, was mit mir geſchehen

ſei. Auf Etwas beſinne ich mich zwar ganz gut", ſetzte er berichtigend hinzu. „Aber, wie bin ich hierher gekommen? Ich ſtand auf, zog mich an, ging aus der Stube, da erkannte ich erſt, daß ich im Militair-Lazareth ſei. Nun frage ich nochmals, wie komme ich hierher?"

Der Inſpektor ſetzte ihm kurz auseinander, was er wußte. Liſette ſah ſich indeſſen den jungen Grenadier lächelnd von oben bis unten an, ging ganz um ihn herum, und zupfte ihm ſogar den Zopf und die Montirungsſchöße leiſe zurecht. — „Jedenfalls könnt Ihr nun wieder gehen, und Euch geſund melden", ſchloß der Inſpektor. — —

Valentin ging mit vergnügter Miene.

„Ich weiß nicht, was mir ſo ſchwer in der Montirungstaſche iſt", dachte er auf der Straße im Gehen, und fühlte verloren hin. — „Ich glaube, es hat mir einer einen Kieſelſtein oder einen Bleiklumpen hineingeſteckt." — Er fühlte in das enge knappe Täſchchen, und fühlte wirklich einen harten Gegenſtand. Es war ein Päckchen, in Papier gewickelt, recht ordentlich ſchwer. „Was der Geyer!" rief er, als er es herauszog, „das fühlt ſich an wie Geld." — Es war aber etwas auf dem Papier geſchrieben. Leſen war nicht Valentins Stärke, allein er buchſtabirte doch ſo ziemlich: „Zum — An—den—ken" „richtig", wiederholte er, „zum Andenken!" — Aber von wem denn? „an — die — wei — wei —" das Wort ſtarb ihm auf der Lippe, und er zitterte am hellen Tag; aber da ſtand's: „Zum Andenken an die weiße Frau." Es fuhr ihm wie ein Schlag durch die Glieder. „Das iſt Hexengeld, das kommt vom Satan!" dachte er, und hätte beinahe in der Haſt das Papier weit weggeworfen. „Aber" — er beſann ſich. Er wollte doch ſehen, was darin war. Es ſtanden noch ein paar Worte auf dem Papier. Er buchſtabirte: „A — ber — ſchweig!" — Seltſam, dachte er! Jetzt mußte er unterſuchen, was darin war. Er riß das Päckchen, das verſiegelt,

aber ohne aufgedrücktes Petschaft war, auf. Blankes Gold leuchtete ihm entgegen; zwanzig schwere Dukaten! Es wurde ihm zu Muth, als ob ihn ein Wirbel umdrehte. So viel Geld hatte er in seinem Leben nicht beisammen gehabt! In dem Rausch der Freude übersah er fast, daß noch ein besonders eingewickelter Gegenstand in dem Päckchen war. Es war ein goldner Ring, wie ein Trauring, nur mit einer kleinen goldenen Platte in Form eines Herzens, und darauf war ein Kreuz abgebildet. „Ein Kreuz", rief Valentin aus und fühlte sich sehr beruhigt; „das ist ja doch ein frommes Zeichen. Das kann nicht vom bösen Feind kommen! Dann könnte ich Geld und Ring wohl behalten!" — Ein eingekniffes Zettelchen lag bei dem Ringe. Valentin faltete es auseinander. Da war wieder etwas geschrieben, aber sehr klein gekritzelt. „Verwünscht!" brummte er, „wenn nur nicht die vielen Schreibereien dabei wären, und das hier mag der Henker lesen!" Allein eingedenk des Wortes: „Schweig!" vor dem er, da es von der weißen Frau kam, einen heiligen Respekt hatte, wollte er sich doch keinen Beistand suchen, sondern machte sich selbst an die schwierige Arbeit. Nach großer Mühe hatte er's heraus:

Ich werde Dich schützen
Der Ring wird Dir nützen.
Die weiße Frau!

Es war Valentin wiederum, als ob er ein Gespenst sähe, da er die Unterschrift heraus hatte. Er sah sich ordentlich bedenklich um, als ob ihm die weiße Frau am hellen Morgen an der Grün- und Commandantenstraßen-Ecke erscheinen würde, denn dort stand er gerade. Indeß that er das Klügste unter den Umständen, er wickelte, da er bemerkte, daß die Vorübergehenden aufmerksam auf ihn wurden, das ganze Packetchen wieder zusammen, steckte es sorgfältig in die Tasche und dachte: Schweigen ist auf jeden Fall das Beste. Denn wissen deine

Kameraden, daß Du Geld haſt, ſo iſt's beim Teufel, und weiß es der Capitain, ſo denkt er Gott weiß was davon, und überdies — der Befehl der weißen Frau!

„Valentin!“ rief eine tiefe Stimme im Ton des Erſtaunens ihn laut an, daß er erſchreckt zuſammenfuhr. „Valentin! Iſt Er bei Troſte, daß Er ſolche kreuzverfluchte Capriolen ſchneidet! Wo kommt Er denn her? Iſt er geſund? Iſt er ausgeſchrieben?“ Es war der Unteroffizier Cruſius, der ihm dieſe Anrede hielt.

Valentin erzählte; das heißt bis auf das, was er verſchweigen wollte. —

„Aber ſag Er nur in's drei Teufels Namen, was iſt Ihm denn zugeſtoßen auf dem Poſten vorvorgeſtern.“

„Ach, Herr Unteroffizier“, fiel Valentin ein, und wollte reden; allein er dachte an das „Schweig!“ und ſchnappte wieder ab.

„Der Tollwurm muß Ihn gebiſſen haben! Als wir Ihn um 1 Uhr ablöſten, ging Er als hätte Er den Schwindel in Seinen Knieen und Beinen, und hätten wir Ihn nicht geführt, Er wäre die Treppe im Schloß kopfüber heruntergefallen. Und wie wir Ihn endlich auf der Wache hatten, ſah Er aus wie Schaafmilch im Geſicht, und dann wieder roth wie ein Kollerhahn! Und hat Er durcheinander raiſonirt vom Pontius zu Pilatus, vom ſchwarzen Teufel und der weißen Frau.“ —

„Von der weißen Frau?“ fiel Valentin erſchreckt ein.

„Im Fieber natürlich; Ihm muß das durch's Hirn gegangen ſein, was ich von meinem Großvater erzählt habe“, antwortete der Unteroffizier.

„Ja, ich habe gewiß ein Fieber gehabt“, ſtotterte Valentin, froh, daß er damit einer näheren Erzählung ſeines Abentheuers ausweichen konnte. „Aber jetzt bin ich ganz wohl und friſch!“

„Die weiße Frau — allen Reſpekt vor ihr —“ fuhr Cruſius fort, „hat uns beiläufig einen curioſen Streich geſpielt. Weiß Er denn, daß der Hallunke, der Brandloff fort iſt?“

„Fort?“ fragte Valentin. „Wie ſo?“

„Fort, deſertirt!“ — rief Cruſius. „Und was hat der Gaudieb dabei noch aufgeſtellt? — Er war vorgeſtern auf Ordonnanz commandirt, beim Obriſten; bekam dort 7 Uhr früh einen Brief auszutragen. Bis Abends 7 Uhr iſt er aber nicht zurück, und der Brief nicht beſtellt. Statt deſſen kommt geſtern Abend ein Brief mit der Poſt aus Zoſſen an den Feldwebel, da ſteht drin:

Die weiße Frau hat mir befohlen
Geh', mach Dich auf die Sohlen.
Sie gab mir Paß und Reiſegeld,
Nun geh ich in die weite Welt.

Valentin ſtand mit offenem Munde! Alſo der auch Geld, und auch von der weißen Frau, dachte er, aber — er ſchwieg.

„Iſt das nicht ein verwetterter Kerl mit ſolchen Faxen und Flauſen? Geſchickt deſertirt iſt er aber! Kein Menſch hat's gedacht, bis Abends, wo es zu ſpät war, und er den Vorſprung hatte, vielleicht ſchon bis über die Grenze! — Wenn ſie ihn aber einmal erwiſchen, da werden ſie ihm ſechsunddreißig Mal aufſpielen! — Aber, Valentin, Er ſteht ja da, als ſei Er noch nicht wieder recht bei Troſt! — Geh' Er, melde Er ſich geſund beim Feldwebel.“ —

Das that Valentin, und mußte gleich den Vormittag mit exerciren.

Nachmittags, es ging ſchon gegen Abend, putzte er eben ſeine Sachen, als Unteroffizier Cruſius in die Stube trat: „Valentin! Er ſoll auf der Stelle mit mir zum Capitän.“ — Sie gingen.

Als ſie in das Zimmer des Hauptmanns von Pannewitz traten, ging dieſer heftig auf und nieder und ſchien ſehr verdrießlich zu ſein.

„Nun? Iſt Er wieder geſund?“ — fragte der Capitän. „Was iſt Ihm denn auf dem Poſten begegnet, daß Er ſo krank geworden iſt!“

„Es muß mich ein Fieber gepackt haben“, erwiederte Valentin verlegen.

„Und ſonſt nichts? Hat Ihm etwa auch die weiße Frau den Rath gegeben zu deſertiren?“ fuhr der Hauptmann im zornigen Tone fort.

Valentin war froh, daß er „Nein“ darauf antworten konnte, ohne etwas Weiteres von der weißen Frau zu erwähnen, denn er dachte, plauderſt Du, ſie wird Dich gewiß zu faſſen wiſſen!

Der Hauptmann überhob ihn aber ſelbſt der Verlegenheit, denn er fuhr ihm gleich auf ſein „Nein“ mit den Worten dazwiſchen: „Ich wollt' es Ihm auch gerathen haben! Wer mir wieder ein Wort von der weißen Frau über die Lippen kommen läßt, dem ſind fünfzig Fuchtel ſo gewiß, wie Amen in der Kirche! — Und Er altes Plappermaul hat auch gewiß überall herumgeſchnattert von dem unverſchämten Zettel des Deſerteur Brandloff“, wandte er ſich zu Cruſius. „Die Sache iſt in aller Leute Mäulern, und Alles faſelt von der weißen Frau, und man fragt mich noch am Ende, ob ſie mir nicht erſchienen iſt!“

Cruſius ſchwieg anfangs, denn den Vorwurf hatte er verdient. Doch begann er nach einigen Augenblicken ſchüchtern: „Mit Vergunſt, Herr Hauptmann! Was der Brandloff von der weißen Frau gefaſelt hat, das ſind gewiß Faxen. Das werden wir aber bald wiſſen; denn wenn ſie wirklich erſchienen iſt, ereignet ſich immer in längſtens drei Tagen ein Todesfall oder etwas Großes.“...

„Halt Er's Maul", fuhr ihn der Capitän an. „Wird Er mir auch mit ſolchen Narrheiten kommen!"

In dieſem Augenblick wurde die Thür geöffnet und eine Ordonnanz vom Obriſten trat ein mit einem verſiegelten Schreiben in der Hand. Der Hauptmann nahm es, las, erſtaunte, verfärbte ſich ſogar etwas, und las dann laut:

„So eben trifft durch Courier aus Potsdam die Nachricht von dem Ableben Seiner Majeſtät des Königs ein. Die Truppen ſollen ſogleich zuſammentreten."

Cruſius und Valentin ſtanden mit vor Erſtaunen offenem Munde da. Valentin bekam faſt ſeinen Schwindel wieder, es ſchien ihm als ob ein ganzer Chor von weißen Frauen ihn umtanze.

„Nun! Marſch fort in die Kaſerne", rief der Hauptmann, „ich werde gleich dort ſein."

Es war der 31. Mai 1740. — In einer Stunde hatten die Truppen dem jungen Könige Friedrich II. Treue geſchworen.

Zweite Abtheilung.

Achtes Kapitel.

Eine Reihe von Jahren war vergangen. Der siebenjährige Krieg loderte in hellen, furchtbaren Flammen, und verheerte nun schon im dritten Jahre abwechselnd Böhmen, Sachsen, Schlesien, die Marken, Preußen und die westlichen und nördlichen Theile Deutschlands bis zum Rheine. — Die Gattin des sächsischen Majors von Veltheim befand sich auf dem Gute Falkenberg, ihres erst vor vierzehn Tagen plötzlich verstorbenen Oheims, des Herrn von Gersdorf, das zwei kleine Tagereisen von Dresden nach der schlesischen Seite zu lag. Der Kriegsschauplatz, obwohl nicht fern von dort, hatte sich doch den ganzen Sommer hindurch, und jetzt war man schon im Oktober, nicht bis in die stillen Thäler dieses Dorfes erstreckt, und das alterthümliche Schloß war noch nicht von dem Unheil der Besetzung durch feindliche Truppen heimgesucht worden. Dennoch würde Frau von Veltheim, deren Mann bei der sächsischen Armee stand, das zwar von Preußen besetzte, aber sicherere Dresden nicht verlassen haben, wenn das Ordnen der nicht unansehnlichen Erbschaft ihre Gegenwart zu Falkenberg nicht unerläßlich gemacht hätte. Es kam vorzüglich darauf an, gewisse Dokumente aus dem Familien-Archiv aufzusuchen, die unerläßlich waren, um verschiedene wichtige Rechtsansprüche zu behaupten. Das Archiv

befand ſich in dem oberen Geſchoß eines alten, runden Thurms, in einem völlig feuerſichern Raum, der jedoch mit dem Wohnzimmer des verſtorbenen Baron von Gersdorf durch einen ſchmalen Gang, der die dicken Mauern des Thurms durchbrach, zuſammenhing. In den letzten unruhigen Zeiten hatte der Beſitzer auch in dieſen verſteckten ſchwer zugänglichen Raum die Gegenſtände von beſonderem Werth verborgen, die er beſaß, und zu dem Ende hatte er die Thür, welche aus ſeinem Zimmer in den Thurm leitete, durch ein altes Familienbild blenden laſſen, welches ſich mittelſt des Drucks einer verborgenen Feder bewegte. Dieſes Geheimniß mußte man zuvörderſt kennen, um in den Gang nach dem Archiv zu gelangen, und die beiden eiſernen Thüren, mit denen es außerdem verſchloſſen war, öffnen zu können.

Während Frau von Beltheim in den alten Pergamenten und Schriften ſtöberte, ahnte ſie nicht, daß der Aufbewahrungsort derſelben ihr bald noch in ganz anderer Beziehung von großer Wichtigkeit werden könnte. Sie hatte eben, da ſie nicht gern mit Licht dort beſchäftigt war, wegen der hereinbrechenden Dämmerung ihre Thätigkeit beſchloſſen, und war durch den Gang und die geheime Thür in das Zimmer ihres verſtorbenen Oheims getreten, als es am Vorzimmer ſtark pochte. Sie hielt nämlich, wie auch ihr Oheim gepflegt hatte, daſſelbe ſtets ſorgſam verſchloſſen, damit nicht irgend ein zufällig Eintretender das Geheimniß der Verbindung mit dem Archiv, welches nur noch der alte Haus- und Wirthſchaftsinſpektor kannte, entdecken möchte. Dieſer war es diesmal ſelbſt, welcher ſo ſtark anpochte. Er ſtand, als ihm Frau von Beltheim öffnete, bleich und zitternd vor ihr.

„Mein Gott, Vater Häberlin, wie ſeht Ihr aus", rief ſie ihn an, „was iſt denn vorgefallen?" —

„Haben die gnädige Frau Baronin nicht das Schießen gehört?" fragte Häberlin.

„Nein! In den alten Thurm dringt faſt kein Laut von außen“, erwiederte ſie, nicht ohne einige Unruhe. „Iſt es denn in der Nähe?“

„Es mag nicht ſo ganz nahe ſein“, antwortete Häberlin; „allein eben ſind flüchtige Bauern von Alt-Germersdorf und Fichtenthal eingetroffen, die berichten, daß ein preußiſches Streifcorps anrückt. Es ſind an verſchiedenen Orten Gefechte vorgefallen; unſere Leute, die ſich hier gar keines Angriffs vermutheten, ſind viel zu ſchwach geweſen. So rückten die Preußen immer weiter vor, und es ſcheint, daß ſie auch hierher kommen werden. Unſer armes Falkenberg!“

„Verliert nur Muth und Beſonnenheit nicht“, antwortete Frau von Veltheim. „Wer weiß, zieht ſich das Gefecht nicht noch wieder abwärts!“

In dem nämlichen Augenblicke ließen ſich Flintenſchüſſe in ſehr geringer Entfernung hören.

„Gott ſteh uns bei“, rief der Inſpektor und legte ſeine Hände an das mit ſchneeweißen Haaren bedeckte Haupt, „das war ganz in der Nähe. Es kam von der Mühle her, ſollte ich glauben!“

Die Bewohner des Schloſſes waren ſämmtlich in Unruhe gerathen und man ſah durch's Fenſter, wie ſie im Hof zuſammenliefen. Frau von Veltheim ſelbſt eilte mit dem Inſpektor hinab, um den Leuten Muth einzuſprechen. In der erſten Beſtürzung wollten ſie Alle in den nahen Wald, in's Gebirg flüchten. Doch Frau von Veltheim redete ihnen zu, zu bleiben. „Mit leeren Dörfern pflegt der Feind ſchonungslos zu verfahren. Ihr fändet vielleicht morgen Eure Häuſer in Aſche, Euer Vieh weggetrieben oder todt. Bleibt lieber und wir wollen ſehen, durch Bereitwilligkeit in den Dingen, denen wir uns doch nicht entziehen können, und durch gute Worte an die Befehlshaber das Schlimmſte abzuwenden. — Ich werde für Euch eintreten ſo viel ich kann. — Vielleicht ſind es

gar nur Leute von unſren eigenen Truppen, die ſich hierher werfen!“

Dieſe Worte beruhigten die Leute ein wenig.

Aber ſchon bereiteten ſich neue Schrecken.

„Gott im Himmel, das iſt Feuer!“ rief Häberlin plötzlich dazwiſchen und deutete nach der Seite der Mühle hin. Ein rother, flammenartig flackernder Schein färbte den Himmel.

„Die Mühle brennt“, ſprach Frau von Beltheim beſorgt. „Gott ſei den armen Bewohnern gnädig!“

„Wenn ſie nur wenigſtens zur rechten Zeit geflüchtet ſind!“ ſeufzte der alte Inſpektor, und dem Greiſe traten die Thränen in die Augen, denn ſeine Enkeltochter war an den Müller verheirathet. „Aber ſie müßten ſchon hier ſein!“

„Da ſind ſie“, rief Joachim, einer der Diener im Hauſe, und deutete auf das Hofthor, in das ſo eben eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme und einem zweiten an der Hand haſtig eintrat. Der Mann folgte ihr auf dem Fuße, mit einem großen Bündel auf dem Rücken.

Alles eilte ihnen entgegen, umringte ſie und drang mit Fragen in ſie. Die junge Frau konnte vor Bewegung und Schluchzen nicht ſprechen, ſondern hing ihrem Vater weinend am Halſe. Die Kinder weinten, auch der Müller ſprach finſter: „Das nackte Leben haben wir gerettet, dafür wollen wir Gott danken. Aber Haus und Hof, Hab und Gut ſind dahin — hinter uns geht Alles in Flammen auf.“

„Sind die Feinde ſtark?“ fragte Frau von Beltheim, jetzt ſelbſt zitternd, indem ſie dem unglücklichen jungen Mann die Hand liebreich tröſtend reichte.

„Wie ſtark ſie ſind, gnädige Frau, das weiß ich nicht. Etwa fünfzig Mann von den Unſrigen, unter einem ganz jungen Offizier, kamen zuerſt in die Mühle. Sie ſagten uns: „Rettet Euch, Leute; wir müſſen hier die Mühle halten ſo lange es geht. Hier wird Blut fließen · Und damit drangen

ſie überall ein, beſetzten die Fenſter mit Schützen, warfen die Brücke über das Fließ ab und vertheilten ſich auch im Garten hinter Zaun und Hecken. Sie halfen uns ſelbſt noch unſer Nöthigſtes und Beſtes in das Bündel hier zuſammen raffen, ein Bischen Wäſche und Kleider für uns. Aber dann trieben ſie uns vorwärts. Kaum waren wir fünf Minuten fort, als es hinter uns knallte und die Kugeln dicht an uns vorbei pfiffen. Wir ſtürzten vorwärts ſo raſch es möglich war. Als wir den Birkenberg überſtiegen und rückwärts ſahen, ſchlugen ſchon die Flammen aus der Mühle!" — —

Inzwiſchen war es faſt ganz dunkel geworden; die Flamme von der Mühle her beleuchtete den Himmel mit düſterer Gluth, und der Widerſchein röthete die Waldkuppen der nächſten Berge. Das Feuer hörte nicht auf, ſondern ſchien immer lebhafter zu werden.

Viele der Dorfbewohner flüchteten ſich jetzt auch aus ihren Häuſern in den Schloßhof. Aehnliche Trupps Soldaten, beſonders ſchwärmende Kavallerie, hatten ſich nach ihren Berichten ſchon zu beiden Seiten der nach dem Dorfe führenden Landſtraße gezeigt. Das Gefecht rückte augenſcheinlich näher. — Während man ſo noch ſprach und ſich berieth, ertönte ganz nahe der Hufſchlag eines galoppirenden Pferdes, und zwei Sekunden darauf ſprengte ein Reiter g'rad in den Schloßhof. Er ſchien ſchwer verwundet, da er vorn über den Sattel hing, und mit beiden Händen die Mähnen des Pferdes gefaßt hatte, das er nicht mehr lenken konnte; denn er jagte ſo in die Verſammelten hinein, daß die jungen Burſchen es auffangen mußten.

Der Reiter ſank ihnen auch ſogleich vom Sattel in die Arme, und ſprach mit ſterbender Stimme: „Verbergt mich — ich bin —

„Herr Jeſus", rief Joachim, der das Pferd mit angehalten hatte, „das iſt ja der Herr Major!"

„Gott im Himmel, mein Mann", rief hinzuſpringend Frau von Beltheim, und ihr Gatte lag bleich, blutend in ihren Armen.

Neuntes Kapitel.

Der ſtarke Ritt, der Blutverluſt, die Erſchütterung und Ueberraſchung hatte dem Major von Beltheim für einige Augenblicke das Bewußtſein geraubt. Doch als er in's Schloß gebracht war, man ihm die Stirn und Schläfe mit kaltem Waſſer benetzt hatte, und ſeine Gattin zitternd und weinend, aber doch in klarer Beſonnenheit ihm ſelbſt die Wunden zu verbinden begann, kam er wieder zu ſich, und ſprach matt: „Mathilde, Du hier, o, welch eine Ueberraſchung, welch ein Glück!"

Die Freude dem geliebten Mann das Bewußtſein zurückkehren zu ſehen, das Glück des Wiederſehens mit heißen Thränen, ließen die ſchreckenvollen Umſtände, unter denen es ſtattfand, für einen Augenblick vergeſſen. Doch eben nur einen Augenblick.

„Du mußt mich hier verbergen, Mathilde", begann Beltheim, „und um Alles in der Welt möchte ich nicht in Gefangenſchaft gerathen, denn man würde mir, wie den Gefangenen von Pirna, das Ehrenwort abnehmen, jedem Dienſt für das Vaterland in dieſem Kriege zu entſagen. Das Schloß wird aber in wenigen Augenblicken von den Preußen beſetzt ſein. — Schaffe mir alſo andere Kleidung, verbirg meine Uniformſtücke, und mich ſelbſt, wenn es irgend möglich iſt!"

„Das Archiv" war der erſte Gedanke, der die Baronin durchblitzte. Sie ſandte daher auf der Stelle die eben anweſenden Dienſtleute unter verſchiedenen Vorwänden fort,

und beauftragte einen, den Inſpektor Häberlin ſofort heraufzurufen.

„Aber ſage mir, wie kommſt Du hierher, Mathilde,“ fragte Veltheim, als ſie allein waren; denn er hatte ſeit Wochen keine Nachricht von ſeiner Gattin erhalten. „Iſt der Oheim nicht hier? Zu ihm dachte ich zu flüchten!“

„So haſt Du meinen letzten Brief nicht empfangen?“ entgegnete die Baronin beſtürzt. „Er meldete Dir“, ſetzte ſie nach einigen Augenblicken des Zögerns hinzu, „den Tod des lieben Greiſes.“

„Er iſt alſo todt?“ ſprach Veltheim wehmüthig; „freilich in den letzten Monaten war das täglich zu befürchten!“

„Ich bin hier“, fuhr Frau von Veltheim fort, „auf den dringenden Rath des Notar Bergheim, weil die Papiere des Oheims und die Dokumente in den Archiven eine genaue Durchſuchung nöthig machten! Allein woher kommſt Du, liebſter Freund, ſeit wann ſteht das Regiment hier in der Nähe?“

„Wir hatten in Verbindung mit öſterreichiſchen Truppen einen Flankenmarſch gemacht, um eine ſtarke Proviantkolonne, die die Preußen nach Schleſien dirigiren wollten, wegzunehmen. Doch wir ſtießen ſchon geſtern auf überlegene preußiſche Truppen, wurden hier herüber gedrängt, und zogen uns in kleinen Gefechten ganz hier herauf. Bei Alt-Germersdorf wurde ich mit einer Abtheilung unſerer Dragoner abgeſchnitten. Es blieb uns nichts übrig als uns durchzuſchlagen, oder zu kapituliren. Wir verſuchten das erſtere, doch das Gefecht war hart, die Mehrzahl meiner braven Leute wird den Tod gefunden haben; Vitzthum fiel an meiner Seite, der Cornet Rackwitz wurde vom Pferde geriſſen, mir ſelbſt glückte es die Reihen zu durchbrechen, der einbrechenden Dämmerung, dem Walddunkel, der Schnelligkeit meines Pferdes und meiner Kenntniß der Gegend verdanke ich es, daß ich mich bis hierher rettete!“ —

„Gott ſei Dank", rief Mathilde, und umarmte ihren Gatten auf's Neue. —

Häberlin trat ein.

Die Baronin ſchloß ſogleich die Thür hinter ihm, und machte ihn zum Vertrauten ihres Planes. Man durfte nicht mehr zögern; von Beiden geleitet, wurde daher Veltheim auf der Stelle in die Thurm-Wohnung geführt und die nöthigſten Gegenſtände zu ſeiner Pflege dorthin geſchafft. Es war aber Zeit geweſen, denn kaum war der Verſteck wieder geſchloſſen, als es laut an die Thüre pochte. Joachim war es, der mit neuer Beſtürzung meldete, das Dorf werde ſchon von Feinden beſetzt, die überall in die Häuſer drängen. Mit ſchwerem Herzen mußte ſich die Baronin entſchließen, ihren Gatten für den Augenblick zu verlaſſen, um den Schloßbewohnern, Dienſtleuten und Flüchtlingen zum Anhalt zu dienen, und ſie für die bevorſtehenden Bedrohungen nicht ohne Rath zu laſſen.

Kaum waren dieſe Anordnungen in Eil getroffen, als man Trommelſchlag vernahm; die Feinde rückten, aus Vorſicht geordnet, an.

„Halt!" erſcholl das Commandowort dicht vor dem Eingang des Schloßhofes. Es war eine Rekognoſcirungspatrouille, von einem Offizier geführt, der, von einigen Leuten gefolgt, in den Schloßhof trat.

Frau von Veltheim ging ihm ſogleich entgegen und redete ihn an: „Wir ſind friedliche Bewohner dieſes Schloſſes; Sie werden gewiß Unbewaffnete, Vertheidigungsloſe nicht feindſelig behandeln."

Der Offizier grüßte mit Höflichkeit, da er eine Dame vor ſich ſah, und fragte: „Iſt das Schloß oder Dorf von feindlichen Truppen beſetzt?"

„Das Schloß iſt nur von ſeinen Bewohnern und einigen geflüchteten Dorfbewohnern erfüllt, auch das Dorf ganz unbeſetzt von Truppen", antwortete die Baronin.

„Ich werde meine Meldung an den Kommandeur senden", entgegnete der Offizier. „Halten Sie sich ruhig und schaffen sie herbei, was unsre Leute bedürfen, so hoffe ich Ihnen völlige Sicherheit versprechen zu können."

„Es soll Alles geschehen, was in unsern Kräften steht", antwortete die Baronin und setzte mit der gewandten Sicherheit einer Frau von Welt hinzu: „Ich vertraue fest darauf, daß Sie gute Mannszucht halten werden, denn ich weiß, die Ehre der preußischen Krieger besteht darin, eben so großmüthig gegen Wehrlose, wie tapfer im Kampf zu sein."

Der Offizier, auf den die Würde der entschlossenen Frau nicht ohne Eindruck blieb, grüßte mit einer stummen Verbeugung und ging nebst seinen Leuten zurück. Nach wenigen Minuten sprengte der Commandeur und Major mit seinem Adjutanten in den Hof.

„Wo ist die Besitzerin des Schlosses", war seine erste Frage. Frau von Veltheim trat ihm entgegen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige, würdige Frau", sprach der Major, dem der Lieutenant schon eine Schilderung der Baronin gemacht hatte, im verbindlichsten Tone; „der Krieg bringt es nicht anders mit sich. Ich werde auf einige Augenblicke mein Quartier bei Ihnen nehmen. Mein Bataillon wird Dorf und Schloß besetzen. Allein meine Leute sind erschöpft, bedürfen sofort der Erquickung."

„Wir haben schon Vorbereitungen dazu getroffen", erwiederte die Baronin, „und werden thun, was uns irgend möglich ist."

„Ich danke Ihnen", sprach der Commandeur. „Zweihundert Mann werden Schloß und Schloßhof in Beschlag nehmen!" Er gab hierauf seinem Adjutanten einige Befehle und ritt wieder fort, mit dem Worte: „In einer Viertelstunde treffen wir uns hier wieder."

Trommeln und Pfeifen ließen sich bald darauf ganz nahe

hören. Eine Abtheilung Infanterie rückte vor den Schloßhof und marſchirte in Sektionen ein. Die Leute ſtellten die Gewehre zuſammen und lagerten ſich auf dem Raſen des Vorhofes; es wurde Feuer angemacht und der Inſpektor ließ an Getränken und Speiſen, was irgend vorhanden war, heranſchaffen. Bald war der Schloßhof ein fröhliches Feſtlager. — Die Offiziere lud die Baronin ein, im Schloß ein Abendeſſen einzunehmen.

Der Commandeur kehrte jetzt zurück.

„Ich werde Ihnen länger und härter beſchwerlich fallen müſſen als ich dachte, gnädige Frau", wandte er ſich zu der Baronin; „ich habe leider eine bedeutende Anzahl von Verwundeten, die ich bei Ihnen unterbringen muß, bis für ihren weiteren Transport geſorgt werden kann.

„Wir werden ihnen alle Pflege gewähren, die in unſern Kräften ſteht", antwortete Frau von Beltheim.

Und ſchon fuhren zwei Wagen mit Verwundeten in den Hof; Andere folgten ſpäter, theils auf Tragbahren, theils geführt, theils, wo die Wunden leichter waren, allein gehend. — Der Feldſcheerer machte den Rapport, daß es ſechs und vierzig ſeien.

„Das Defilee iſt theuer erkauft!" ſprach der Commandeur ernſt. „Ein und zwanzig todt und ſechs und vierzig verwundet! Sorgen Sie nach Kräften für ſie; das Schloß muß vorläufig in ein Hoſpital verwandelt werden, bis ich Ihnen andere Befehle ſchicke."

Frau von Beltheim leitete die nöthigen Anordnungen ein. Sie entſchuldigte ſich mit denſelben gegen den Commandeur, daß ſie an der Tafel der Offiziere nicht ſelbſt die Wirthin machen könne. Dieſer bedauerte es mit höflichen Worten, entſchuldigte ſich aber zugleich ſelbſt, weil er in einigen Minuten weiter müſſe.

Während die Offiziere ſich zu Tiſch ſetzten, ſtahl ſich die

Baronin zu ihrem Manne, um ihm Nachrichten zu bringen und ſeiner Pflege obzuliegen.

Die Verwundeten wurden in die untern Zimmer gebracht.

Häberlin hatte das Amt, herbeizuſchaffen, was nur an Matratzen, Betten, Decken im Schloß und Dorf aufzubieten war. Wo dieſe nicht reichten, wurden Strohlager ausgebreitet.

„Was doch der Krieg für ein Unheil iſt!“ ſeufzte der Greis, als er die ſchönen Zimmer im Schloß ſo zum Lazareth einrichten ſah. „Wem kommt es wohl zu Gute! Den armen Bewohnern der Länder gewiß nicht, und den großen Herren auch nicht ſonderlich! denn eine Partei muß doch dabei verlieren, wenigſtens hätten ſie es alle beſſer, wenn ſie in Ruh und Frieden mit einander lebten!“ —

Es kamen immer neue Verwundete, und noch waren lange nicht alle untergebracht. Es gab alle Hände voll zu thun. — Ein Unteroffizier, der die Stirn mit einem Tuch verbunden hatte, trat zu dem Chirurgus und meldete ſich mit den Worten: „Herr Feldſcheerer, ich bin mit ſechs Mann kommandirt, um Hülfe im Lazareth zu leiſten!“ „Wie heißt Er?“ fragte der Chirurg. „Unteroffizier Valentin von der dritten Compagnie!“ lautete die Antwort.

„Das untere Stockwerk iſt voll“, ſprach der Arzt; laſſe Er mir drei Mann hier zur Hülfe, und gehe Er mit den Andern hinauf und ſchaff Er Lagerſtroh und was ſonſt nöthig in die oberen Zimmer.

Valentin ging hinauf. Einige Zimmer waren offen, in die er ſogleich Stroh bringen und Lager errichten ließ. Dann kam er vor eine verſchloſſene Thür des Corridor. „Heda, Alter“, rief er den Inſpektor an, „ſchließt dieſe Thür auf. Wir haben noch nicht Platz genug!“

Häberlin erſchrak. Es war die Thür, die zu den Zimmern führte, welche an's Archiv ſtießen. Sie leitete zunächſt zu einem Durchgangszimmer, von dem man links in ein ſehr

geräumiges, das einem Saal glich, trat, rechts in das Arbeitszimmer des verstorbenen Besitzers, wo sich das Bett der Baronin befand.

„Das Zimmer kann ich nicht öffnen", meldete der Inspektor ausweichend, „das sind ja die Zimmer der gnädigen Frau!"

„Was Zimmer der gnädigen Frau", rief Valentin unwillig. „Allen Respekt vor der gnädigen Frau, aber mehr Respekt vor meinen Kameraden. Wir brauchen noch Platz. Also nur her mit dem Schlüssel, wir haben keine Zeit zu verlieren. Eine Wunde schmerzt, da will Jeder bald zur Ruhe!"

Häberlin war in äußerster Verlegenheit. „Ich habe den Schlüssel nicht", antwortete er zitternd, und sagte die Wahrheit, denn die Baronin hatte ihn hinter sich abgezogen.

„Nun, so wollen wir uns selbst öffnen", rief Valentin; „wir haben schon andere Schanzen gestürmt. „Gotthold, Schweder, Schulz, faßt einmal mit an! Wir wollen den Meister Schlosser spielen. Ist nicht irgendwo hier eine Stange oder ein Hebebaum zu erwischen, daß wir das Ding aufsprengen können?"

„Ach was Hebebaum, Herr Unteroffizier", antwortete Gotthold, eine Gestalt, knorrig wie ein Eichbaum. „Ich habe immer ein Paar Hebebäume bei mir! Holz her!" Und mit diesem Ruf rannte er mit den Mammuthknochen seiner Schultern gegen die Thür. Sie knickte und knackte, sprang aber noch nicht auf. „Herr Jesus", dachte Häberlin. „Komm, Schulz", rief Schweder, wir wollen Pelotonfeuer geben! Holz her!" Alle drei Grenadiere liefen Sturm in einem Ruck; krach, flog die Thür auf, wie von einer Petarde gesprengt.

„Da liegt Eure Festung!" rief Valentin! Die Soldaten lachten. Häberlin blickte angstvoll gen Himmel; er wußte nicht, ob Frau von Beltheim in den Zimmern war oder nicht. Doch der brave Major war nun in der äußersten Gefahr.

Zehntes Kapitel.

Valentin drang mit ſeinen Leuten ein, und ſie trafen ſogleich die erſten vorläufigen Einrichtungen. „Nun in der großen Stube links Strohlager", befahl Valentin, „für die leichter Verwundeten; der Eingang hier kann frei bleiben, wenn wir mit dem Platz auskommen." Dann trat er in das Zimmer rechts. „Seht doch, hier ſteht ja ein Pracht-Himmelbett!" rief er beim Anblick des Betts der Baronin aus, damit könnte ein verwundeter General zufrieden ſein! Macht eilig, daß Ihr hinunterkommt. Meldet dem Doktor, wir hätten hier noch den ſchönſten Platz für einen ſchwer Verwundeten."

Der Chirurgus kam ſelbſt herauf.

„Das iſt gut", ſprach er beim Anblick der Zimmer, „hier haben wir hinlänglich Platz. Und das Bett kommt mir wie gerufen. Das ſoll der Hauptmann von Pirch haben, der bedarf der beſten Pflege."

„Der Hauptmann von Pirch? Mein Hauptmann?" rief Valentin beſtürzt, „der iſt ſchwer verwundet?"

„Sehr ſchwer", erwiederte der Doktor, „ein tiefer Hieb in den Kopf und ein Schuß durch die Schulter. Und das wißt Ihr nicht einmal?"

„Wir waren ja getheilt! Ich marſchirte mit dem Zuge des Premierlieutenants von Borſtell", entgegnete Valentin. „Alſo ſchwer verwundet, mein lieber braver Kapitän!"

„Für die Armee wenigſtens wird er nicht zu retten ſein", ſprach der Doktor bedenklich!

„Herr Feldſcheer", bat Valentin, „den Kapitän laſſen Sie mich pflegen, ich will nicht von ſeinem Bett weichen! Er kann gleich hier herauf gebracht werden!" „Ja ja, das ſoll geſchehn", antwortete der Arzt, „dies Zimmer eignet ſich am beſten dazu; es iſt das letzte, gar kein Durchgang und

das Bett kann nicht besser sein. Das wird die gnädige Frau schon hergeben!"

„O sie muß", rief Valentin eifrig.

„So bring Er nur das Lager hier etwas in Ordnung", bestimmte der Arzt, „das Kopfkissen dorthin, nach dem alten Bilde zu, sonst scheint dem Kranken das Licht des Morgens zu sehr in die Augen. Ich will indessen sogleich den Herrn Hauptmann selbst heraufbringen helfen."

Valentin that, was ihm geboten war, während der Arzt wieder hinabging. — —

Frau von Veltheim hatte, von dem verstohlenen Besuch bei ihrem Manne zurückkehrend, eben die letzte eiserne Thür im Gange hinter sich geschlossen und war im Begriff das Wandbild zu öffnen, als sie den furchtbaren Lärm hörte, den das Einbrechen der Thür vom Corridor her veranlaßte. Erschreckt blieb sie stehen und lauschte mit verhaltenem Athem. Durch die dünne Fläche des Bildes konnte sie jede Sylbe, die gesprochen wurde, vernehmen. Sie erhielt daher Kunde von allen Anordnungen. Natürlich gerieth sie dadurch in die äußerste Besorgniß; denn sie sah jetzt gar keine Möglichkeit, ihren Versteck zu verlassen, ohne ihn und dadurch ihren Mann zu verrathen; nicht zu gedenken, daß es sie äußerst beunruhigte, gerade jetzt im Hause zu fehlen, wo so Vieles angeordnet und beaufsichtigt werden mußte. Sie konnte für jetzt aber nichts Anderes thun, als alle Zugänge so viel als möglich zu beobachten, um auf diese Art zu erspähen, ob sich ihr ein Ausweg öffne.

Der Chirurgus kehrte mit dem verwundeten Hauptmann zurück, den zwei Mann trugen und auf das Lager betteten, worauf sogleich ein neuer Verband seiner Wunde begann, um den ersten flüchtigen durch einen sorgfältigeren zu ersetzen.

Der Kranke gab nur Schmerzenslaute von sich und hatte ganz das Bewußtsein verloren.

„Hm, Hm!“ murmelte der Doktor, „die Sache ſteht ſchlimmer als ich glaubte!“

„Was denken Sie, Herr Feldſcheer“, fragte Valentin bekümmert, „iſt der Hauptmann gefährlich verwundet?“

„Gefährlich gewiß, mein lieber Valentin!“ antwortete der Chirurgus, „es fragt ſich nur wie gefährlich! Der Hieb iſt tiefer in den Kopf gegangen als ich vermuthete.“

„Warum iſt denn nicht lieber meine Schramme um ein paar Zoll tiefer ausgefallen!“ rief Valentin.

„Sei Er doch froh darüber, Valentin; es iſt eine gefährliche Stelle“, fuhr der Doktor fort, während er ſich mit dem Hauptmann beſchäftigte. „Wer hat ſie Ihm denn beigebracht? Hat Er dem Kerl nicht wieder ſein Decem gegeben?“ fuhr er, um während des Verbindens etwas zu plaudern, fort.

„Ich hoffe!“ antwortete Valentin. „Ich ſchoß Ihm nach! Es iſt mir eigentlich ein großes Glück dabei entgangen, denn es war ein ſächſiſcher Stabsoffizier von den Dragonern, den ich zum Gefangenen zu machen dachte. Der hätte ſich gut ranzioniren müſſen! Aber er hieb ſich durch wie der Teufel! — Was frag' ich aber auch jetzt darnach! Wenn nur mein lieber, braver Hauptmann geſund wäre!“

Die Baronin athmete tief auf, nachdem ſie dieſe Worte gehört hatte.

„Ja, geſund!“ murmelte der Arzt; „es hat ſich was geſund! Er hat ſo viel Blut verloren, und doch ein ſo heftiges Wundfieber! Hätten wir nur den Arm gleich abnehmen können!“

„Alſo doch!“ fuhr Valentin erſchreckt fort. „Mein lieber, lieber Hauptmann!“ — Die Thränen erſtickten dem rauhen, narbenbedeckten Krieger die Stimme.

„Halt Er mir hier die Bandage, Valentin — und laß Er jetzt das Jammern! — Damit helfen wir nicht! — So;

reich Er mir die Charpie-Schachtel! — Aber Er ſieht ja ganz käſeblaß aus! — Sapprement, ſeine Schramme, wie Er ſie nennt, darf er auch nicht vernachläſſigen. Ich werde ſie Ihm auch noch beſſer verbinden!"

„Iſt nicht der Mühe werth, Herr Feldſcheerer!" erwiederte Valentin, und trocknete ſich mit der Linken die Augen, während er mit der Rechten die Charpie-Schachtel hinreichte.

Als der Chirurg mit dem Hauptmann fertig war, wendete er ſich zu Valentin.

„Nun komm' Er nur her! Eine kleine Wunde kann ſchlimm werden, wenn ſie vernachläſſigt wird, und er muß bei Kräften bleiben, wenn Er hier abſolut Nachtwache halten will!"

„Ja, das will ich, das laſſe ich mir nicht nehmen!" antwortete Valentin.

„Der Hieb iſt leicht, ſcheint halb flach gefallen!" bemerkte der Arzt, indem er die Wunde wuſch; „läßt ſich mit Heftpflaſter zuſammenziehen. Aber was iſt denn das! — Seine Montirung iſt ja zerriſſen, und an dem Loch ſitzt Alles voll geronnenen Bluts?"

„Ach, das iſt gar nichts! Ein Bajonettſtich, der nicht mehr ſagen will wie ein Nadelſtich. Das iſt ſchon von heut Vormittag!" ſprach Valentin und wollte abwehren.

„Deſto ſchlimmer! Stichwunden ſind immer tückiſch!" antwortete der Doktor und öffnete ihm Montirung und Hemd. — „Iſt wieder aufgebrochen. — Heiliger Aesculap, wie ſieht Seine Bruſt aus! Das iſt ja eine ganze Landkarte von Stich- und Kugelmalen und ein wahrer Kreuzweg von Säbelhieben! Valentin, Er muß ſtich- und ſchußfeſt ſein, daß Er mit allen den Denkzetteln noch ſo geſund umherläuft."

„Nun ſtich- und ſchußfeſt wohl nicht, Herr Feldſcheer", entgegnete Valentin lächelnd, „aber ich glaube, ich bin in gutem Schutz geweſen. — Der Fleck da dicht am Herzen", er faßte dabei mit der rechten Hand hin und legte den Zeige-

ſinger darauf, „wäre wohl mein Letztes geworden. Aber da hat mich ein beſonderer Umſtand gerettet; mein Ring hier.“

„Welcher?“ fragte der Doktor. „Er trägt ja zwei, die wie Verlobungsringe ausſehen, iſt Er doppelt verheirathet?“

„Nein, dem Himmel ſei Dank, nur einmal. Der andere Ring hat ja ein Herzchen, das iſt kein Verlobungsring. Nun, den ließ ich ſonſt nie vom Finger. Aber ich hatte einen Hieb über die Hand bekommen, — dabei hat der Ring mir die Hand auch geſchützt, ſonſt wären die Finger weg, — und deshalb konnte ich ihn nicht aufbehalten. Ich wickelte ihn daher feſt ein, that ihn in meinen ledernen Geldbeutel, denn er war meiſt immer leer, und ſtopfte ihn mit Wolle aus, daß ich ihn auf der Bruſt tragen könnte, ohne daß er mich drückte. Und dieſes Beutelchen mit dem Ring hat die Kugel ſo geſchwächt und abgelenkt, daß der Schuß gerade auf's Herz nicht tödtlich wurde, ſondern nach den Rippen herum glitt. Der Ring war aber ganz krumm gebogen.“

„Nun, ſo halt Er ihn in Ehren“, ſprach der Doktor. „Jetzt muß ich wieder hinunter!“ — Sei Er ſorgſam bei dem Hauptmann. In einer Stunde komme ich wieder herauf.“

Valentin ſetzte ſich an's Bett ſeines Kapitäns, ſo daß er das Geſicht deſſelben im Auge hatte. — Er wollte die Nacht ſo zubringen.

Es gingen ihm viele und ſchwere Gedanken im Kopfe herum. Er dachte: „Ob der Krieg nicht bald enden wird! Er dauert nun ſchon im dritten Jahr! — Die beiden erſten Kriege in Schleſien und Böhmen waren doch mit zwei Jahren zu Ende! — Damals wurde mir's leichter! — Ich war noch ledig. — Jetzt denkt man doch an Frau und Kind, wenn die Kanonen anfangen das Maul aufzuthun. — In's Feuer geht man freilich immer munter, wenn Vater Fritz winkt. — Aber ..... Der Doktor läßt auch lange auf ſich warten! Es iſt ſo ſtill hier, wie im Sarge. — Ich glaube,

ich höre den Holzwurm in der Wand. — Aha, da kommt der Feldscheer! —"

Der Arzt trat ein. „Nichts vorgefallen?" „Gar nichts! Der Herr Hauptmann liegt ganz still. Nur zuweilen stöhnt er und zuckt leise, dann reiche ich ihm zu trinken und er nimmt einige Schluck Wasser." —

„Gut." — Der Arzt fühlte den Puls des Kranken. Er schüttelte den Kopf, sagte aber nur: „Um drei Uhr früh will ich wieder zusehen!"

„Was ist jetzt die Uhr? Herr Feldscheer", fragte Valentin.

„Eilf Uhr vorüber."

Valentin schüttelte sich ein wenig. — Die Mitternachtsstunde liebte er nicht.

Er war wieder allein. Die Verwundeten in dem anstoßenden großen Saale, der durch das kleine Eingangszimmer von dem, wo er Wache hielt, getrennt war, schienen sämmtlich zu schlafen. Es rührte sich nichts, es ließ sich kein Laut hören, als das tiefe Schnarchen, was auch gerade keine heitre Musik war.

Valentin nickte. Die Anstrengungen des Tages waren zu groß gewesen. Doch suchte er sich mit Gewalt wach zu erhalten, um seinen Hauptmann achtsam zu pflegen. Er sah ihn traurig an.

„Blaß sieht er aus! Die Lippe bewegt sich kaum! — Wenn er ... das wolle Gott verhüten. — Er hat ja auch Frau und Kinder!" —

Bei aller Liebe für seinen Hauptmann und dem Wunsch ihn erhalten zu sehen, mischte sich doch auch das Gefühl lebhaft in Valentins Empfindungen, daß er jetzt, in der Mitternachtsstunde, ungern einem Todten gegenüber Wache halten mochte. Geblieben wäre er dennoch — aber mit Grausen! Er hatte den Tod tausendfach um sich gesehen, bei Mollwitz, bei Hohenfriedberg, bei Kollin, bei Leuthen, noch jüngst bei

Zorndorf — ſein eiſernes Soldatenherz war nicht erzittert. Er hatte auf den Leichenfeldern geſchlafen, jedoch nicht allein! — Aber jetzt ſchlich es ihm etwas kalt unter dem Zopf hin. — „Wenn nur das alte Bild mich nicht ſo anſtarrte", ſprach er halb vor ſich hin. „Ei was — ich drücke die Augen zu!" — Er that's. — „Immer iſt es mir, als müßte es aus dem Rahmen treten", dachte er, als nun Alles finſter um ihn war — „manchmal dünkt es mich, als raſſele es in der Wand und ſeufze und flüſtere, — ich wollte lieber eine Batterie ſtürmen! —"

Die Augen, die er freiwillig zugedrückt hatte, fielen ihm endlich unfreiwillig zu. Die Erſchöpfung ſenkte ihn in Schlaf, wenigſtens Halbſchlaf, trotz ſeines Eifers, bei ſeinem Hauptmann zu wachen. Von Zeit zu Zeit fuhr er auf, ſank aber immer wieder zurück. Da dröhnte ihm ein dumpfer Klang in's Ohr. Die Dorfuhr ſchlug Mitternacht. Er rüttelte ſich gewaltſam auf, rieb ſich die Augen — da erblickte er — ſein Haar ſträubte ſich empor und er ſtarrte unbeweglich hin — eine weiße Rieſengeſtalt war mitten aus dem Bilde herausgetreten — ſie ſchritt näher; „Alle guten Geiſter", ſtammelte ſeine Zunge, — er wollte aufſpringen, Werda rufen, doch es war, als ſei er mit Bleigewichten an den Stuhl gefeſſelt, und als ſei ihm die Zunge im Munde eingefroren.

„Ich werde Dich ſchützen, Dein Ring wird Dir nützen, doch ſchweig!" ſprach eine hohle Stimme, wie aus dem Grabe. Und das Geſpenſt ſchwebte dicht an ihm vorüber; ein kalter Gruftthauch wehte über ſeine Stirn, der Angſtſchweiß brach ihm aus, ihm, der vor keiner Batterie gezittert; es faßte ihn wie ein Schwindel an, die Sinne vergingen ihm. —

Siebentes Kapitel.

Als Valentin die Augen aufſchlug, war es heller Tag. Er lag zu Bett; der Doktor ſtand vor ihm und ſchickte ſich eben an, ihm die Stirnwunde zu verbinden. Valentin ſah ihn ſtarr, ſtaunend an. „Sieht er wohl, guter Freund, daß ſeine Schramme nicht ſo ganz unbedeutend war?“ redete ihn der Doktor an. „Ich traf Ihn im ſchönſten Wundfieber, als ich in der Nacht heraufkam. Es war ein Glück für Ihn, daß die Frau Baronin mich ſchon zeitiger benachrichtigte, wie es mit Ihm ſtehe, ſonſt hätte Er in ſeiner Fieberphantaſie von der Teufel weiß was Allem hier die ganze Nacht auf dem Fußboden liegen können, und der Hauptmann wäre ohne alle Wache und Pflege geweſen! — Geholfen hat es ihm nicht! Aber man hat ſich doch jetzt nichts vorzuwerfen!“

Valentin hörte, während der Doktor ihm Charpie auflegte und Heftpflaſter aufklebte, dieſe Rede mit offnen, ſtarren Augen an, wie einer, der nicht weiß, ob er wacht oder träumt, ja, ob er todt iſt oder lebt. Doch die letzten Worte trafen ihn mit einem ahnenden Schreck: „Nichts geholfen? — Nichts vorzuwerfen?“ wiederholte er — „wie das?“

„Nun, der Hauptmann von Pirch, lieber Valentin“, ſprach der Doktor nicht ohne Bewegung, „iſt in der Nacht geſtorben! Die Leiche iſt ſchon hinuntergeſchafft in die Leichenkammer. Wir haben drei Todte über Nacht gehabt.“

„Todt!“ war das einzige Wort, was Valentin zu ſprechen vermochte. Aber die Thränen rollten ihm über die gebräunte Wange in den Bart hinunter, während der Doktor an der Stirnwunde beſchäftigt war. — „Allein, wie iſt das Alles geſchehen, wie komme ich hierher?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ich ſagte Euch ja ſchon, die Frau Baronin hat ſich

ſelbſt um Euch bekümmert. Das iſt überhaupt eine Frau! Bis Mitternacht war ſie im Dorfe umher geweſen, und hatte den Leuten dort mit Rath und That beigeſtanden. Dann kam ſie wieder ins Schloß, lobte es, daß man den Hauptmann in ihr eigenes Bett gelegt hatte, und ging hinauf, ſich ſelbſt um ſeine Pflege zu bekümmern. Dabei fand ſie Ihn denn auch im Fieber, daß er, Gott Lob, jetzt verſchlafen zu haben ſcheint, und ließ für Ihn auch noch ein Bett hierher bringen. — Um zwei Uhr ſtarb der Hauptmann; er ſchlief ganz ſtill ein, ohne einen Laut."

„Mein guter, braver Hauptmann!" fing jetzt Valentin an, indem nun der Schmerz überhand gewann gegen die Verwundung, „alſo todt! — Und ich ſchlechter Menſch — ich habe ihm nicht einmal die Augen zugedrückt! — Ich —"

„Er lag im zu heftigen Fieber, wir konnten es Ihm gar nicht ſagen; Er hatte ja keinen Funken Beſinnung. Aber die gnädige Frau und ich, wir waren Beide bei dem Kapitain in der Sterbeſtunde."

„Ich muß aufſtehen", ſprach Valentin, ich muß ihn ſehen, ich bin ja wohl und friſch!"

„Er mag den Henker wohl und friſch ſein", erwiederte der Doktor, „wenn Er auch nach ſeinem ſechsſtündigen Schnarchen etwas beſſer iſt. Fieber hat Er doch noch; bleib Er lieber liegen!"

„Ach, mein Fieber, das kommt" ..... fing Valentin an, allein er brach plötzlich ab, denn das Wort „Schweig" klang ihm in's Ohr.

„Vollends jetzt rühre Er ſich nicht", ſprach der Doktor, „da iſt die Frau Baronin."

Sie trat ein; freundlich und lächelnd ging ſie auf Valentin zu und fragte ihn: „Nun, wie geht es Euch, mein Freund! Ich hoffe doch, es fehlt Euch nichts? — Ihr ſeht viel wohler aus, als dieſe Nacht!"

Valentin ſah die ſchöne, freundliche Frau mit einem ſeltſamen Gefühl an. Er wußte keine Worte zu finden. „Ja, mir iſt ſchon wohl“ ſagte er endlich, „und ich kann gewiß aufſtehen, Herr Feldſcheerer!“ ſetzte er lebhaft hinzu.

„Ich dächte auch!“ ſprach die Baronin.

„Nun meinethalben!“ antwortete der Doktor. „Er wird ja ſehen, wie viel Kraft Er hat.“

„Dort auf dem Stuhl liegen alle Eure Montirungsſtücke“, ſagte die Baronin; „ich hoffe, es wird nichts fehlen!“ Mit dieſen Worten nickte ſie freundlich und ging hinaus; der Doktor folgte.

Valentin ſtand auf. Er fühlte ſich ganz wohl. Indem er ſich ankleidete, dachte er: „Ich habe doch am Ende geſtern nur geträumt!“ Er ſtarrte das Bild an. „Das alte verwünſchte Bild ſieht freilich auch jetzt nicht recht geheuer aus! — Die alten Erinnerungen kommen einem bei ſolcher Gelegenheit auch immer wieder vor die Seele. — Sollte ich wohl nur im Fieber geträumt haben! Man träumt da gräuliches Zeug genug!“ — „Aber“, fuhr er im unwillkührlich lauten Selbſtgeſpräch fort, „biſt du nicht ein Eſel, Valentin, und eine Memme und ein Hundsfott dazu, daß dich das vertrackte Geſpenſterbild ſo anfällt, wie einen Rekruten das Kanonenfieber? Ja, du biſt ein Haſenfuß, denn du biſt ja ein guter Chriſt! Was haſt du dich alſo zu fürchten! Und was hätte die weiße Frau hier zu thun! Das iſt ja doch kein Berliner Schloß! Es müßte ja auch was bedeuten, wenn ſie dageweſen wäre! Und wäre ſie dir erſchienen, was ſollte ſie dir anhaben! Haſt du nicht Urſach, ihr zu danken?“ „Nein wahrhaftig!“ rief er, indem er mit jedem Wort muthiger wurde, und jetzt raſch in die Montirung fuhr, wo er ſich gleich noch eins ſo männlich fühlte, „wahrhaftig, ſie iſt gar nicht dageweſen, es war Alles ein Traumſpuk! Und mir ſollte jetzt ein Geſpenſt wieder kommen, ſo wollt' ich“ — — — Aber das Wort

ſchnappte ihm im Munde ab, nicht nur, weil er eben mit dem Geſicht gegen das alte Urgroßmutterbild gewendet ſtand, ſondern auch, weil es ihm gerade wieder ſo ſchwer in ſeiner Montirungstaſche vorkam, wie damals, vor achtzehn Jahren. Er griff nach der Taſche, er wurde blaß, er wurde roth, allein es war richtig, er fühlte genau wieder ein ſolches Paket! Wie Einer, der ſich ſelbſt beſtehlen will, langte er in die Taſche, mit verhaltenem Athem, zwiſchen Schreck und Freude — richtig, — er zog's heraus — genau das Nämliche! — Er riß es auf. — „Wahrhaftig — Gold! — Blankes Gold, — zwanzig Dukaten — genau wie damals!" Und jetzt flimmerte es Valentin vor den Augen, es ſchien ſich Alles mit ihm rund um zu drehen — denn es war wiederum ein Zettel dabei, und darauf ſtand, von derſelben feinen, kleinkritzelnden Hand geſchrieben:

Ich werde Dich ſchützen,
Der Ring wird Dir nützen.
Die weiße Frau!

Es war genau der alte Zettel! Valentin hätte geſchworen, er ſei es, wenn er dieſen nicht in Berlin ſorgſam verwahrt gewußt hätte! — Nun aber half ihm kein Wegräſonniren mehr — er wußte, wen er geſehen hatte!

Die Aufregung, das bohrende Grübeln, hätten ihm den Verſtand rauben können, wenn nicht ſo viel zu thun geweſen wäre. Allein im Schloßhof wurde es lebendig. Requirirte Vorſpannwagen waren angekommen, um die transportabeln Verwundeten fortzuſchaffen. — Der großſtämmige Grenadier Gotthold kam herauf, vom Feldſcheer geſchickt, und rief Valentin hinunter.

Unten war großer Wirrwarr. Ein Theil der Verwundeten ſollte auf die Wagen gebracht werden. Valentin und ſeine Mannſchaft mußten ſie ankleiden und heraufheben helfen. Das Stroh auf den Beiwagen mußte gepackt und umgepackt

werden; hier war Das an einem Wagen zu ändern, dort Jenes. Andere Kranke bedurften anderer Hülfe. Der Feldscheer brauchte Beistand beim Verbinden. Einigen mußte Speise, Anderen Trank gereicht werden. Man rannte, rief, fragte durcheinander. Jeder wollte zuerst befriedigt sein. So blieb denn für Valentin nicht viel Zeit zum Nachdenken. Er hatte mit seinem kleinen Commando alle Hände voll zu thun. Drei Wagen waren endlich mit Verwundeten besetzt, und konnten abgehen. Gotthold wurde diesem ersten Transport mitgegeben.

Um Mittag ging noch ein zweiter ab. Die übrigen Verwundeten mußten zurückbleiben, da sie zu schwer krank waren.

Es gab aber auch hier wieder neue Arbeit. Der Doktor befahl die oberen Zimmer zu räumen. „Wir haben jetzt Alle hier unten Platz", sagte er zu Valentin, „ich will Alles beisammen haben, und es ist auch schicklich, daß wir der Frau Baronin ihre eigenen Zimmer räumen!"

„Freilich", rief Valentin, und that fast einen Satz vor Freuden; „ich Holzkopf hätte von selbst drauf kommen sollen." Es fiel ihm nämlich mit dieser Wendung ein schwerer Stein vom Herzen, da er nur mit höchstem Widerstreben wieder in dem unheimlichen Zimmer übernachtet hätte. Er hätte nur keinen Vorwand finden können, um sich umzubetten. Jetzt hatte er ihn. — Die Umräumung war rasch geschehen, und Valentin schlief drüben die Nacht so ruhig, wie er selten eine zugebracht hatte. — Doch wachte er traurig auf, denn am andern Morgen fand eine ernste Feier statt; die Todten, es waren ihrer vier, mußten begraben werden, unter ihnen der Hauptmann. Die vier Mann, die Valentin von seinen Kameraden noch bei sich hatte, trugen den nur in Tücher eingeschlagenen Leichnam des Hauptmanns; Valentin marschirte voran. Die Dorfleute trugen die anderen Todten. Die Baronin folgte selbst im Zuge, und am Grabe sprach der Dorfprediger, obgleich feindliche Krieger bestattet wurden, doch

nur Worte der Verſöhnung und des Friedens. — Valentin und ſeine vier Mann waren die einzigen, die den Verſtorbenen den Kriegsgruß der Ehrenſalven geben konnten, ſie thaten es, und Valentin kommandirte Feuer! Er hatte noch nie ſo ſchlecht kommandirt, und in keiner Schlacht war ihm das Feuern ſo ſchwer von der Hand gegangen.

So ging der zweite Tag vorüber. Dann verſtrich die ganze Woche, ohne irgend etwas Erhebliches, als daß Kranke und Geſunde die beſte Pflege im Hauſe hatten. Valentin konnte ſich gar nicht denken, daß ihm irgend etwas Wunderbares begegnet ſei, ſo gewöhnlich ging Alles zu. Nur ſeine Dukaten überzeugten ihn immer wieder, daß er doch nicht blos geträumt habe. Aber was ſoll die Erſcheinung bedeutet haben, fragte er ſich dann immer wieder? Doch hütete er ſich wohl, irgend Jemandem ein Wort zu ſagen, ſchon ſeiner Dukaten wegen. Denn über Geld, vollends über einen ſolchen Schatz, dieſe Erfahrung hatte er gemacht, muß man im Felde ſelbſt gegen die beſten Kameraden ſchweigen, und lieber, wo es Noth thut, in der Stille helfen. Da kam plötzlich mitten in der Nacht Befehl zum Aufbruch. Alle irgend transportfähigen Kranken ſollten auf der Stelle fortgeſchafft werden, dem Regiment nach, auf der Straße nach Dresden. Der plötzliche Befehl hatte etwas Seltſames! Es mußte etwas von Wichtigkeit vorgefallen ſein. Auch die Baronin war in der Nacht auf; ſie hatte einen Boten mit Briefen bekommen, die ſie ſichtlich in große Aufregung verſetzten. „Haben Sie gar keine Nachrichten von der Armee", fragte ſie zweimal den Doktor. Sie ſchien welche zu haben. Genug, es wurden die Wagen requirirt, und man marſchirte ab noch vor Tagesanbruch, in der Oktobernacht. Mit Sonnenaufgang hatte man ein großes Dorf an der Hauptſtraße von Schleſien her erreicht. Da ſah es bunt aus. Truppen aller Waffengattungen waren

durcheinander gelagert, Verwundete, Wagen und Gepäck, einzelne Munitionskarren.

„Das ſieht ja aus wie bei der großen Retirade", rief Valentin, als er den Wirrwarr ſah. „Was ſind denn das hier für Truppen? Artillerie, Kavallerie, Infanterie, Alles durcheinander?" fragte er einen Artilleriſten, der mit einem Bund Stroh beladen an dem Wagen vorüberging. „Alles Verſprengte von Hochkirch", antwortete der Kanonier.

„Von Hochkirch?" fragten der Feldſcheer und Valentin gleichzeitig. Aber der Artilleriſt ging mürriſch ſeines Weges.

Im Dorf erfuhren ſie nur zu genau, was es mit Hochkirch zu bedeuten hatte. Valentin machte ein langes ernſtes Geſicht. „Und was ſagt Vater Friedrich", fragte er einen Zietenſchen Huſaren, „was wird er nun thun?"

„Was er ſagt, weiß ich nicht, aber was er thun wird? Doppelte Satisfaktion nehmen, wie immer, wenn er auch doppelt traurig iſt!"

„Doppelt traurig?" fragte Valentin.

„Nun ja! Wißt Ihr denn vom hellen Tag nichts? Weil die Frau Markgräfin von Bayreuth, ſeine liebſte Schweſter, geſtorben iſt, g'rad am Tage, wo uns der glupſche Streich paſſirte, am 14ten hujus. Das kommt Alles zuſammen!"

„Am vierzehnten!" rief Valentin aus, und es durchzuckte ihn ſchauerlich. „Am 14. war es — und heute ſchreiben wir den 18.!" murmelte er.

„Was brummt Er da?" fragte der Huſar.

Valentin antwortete nicht. — „Grade drei Tage zuvor, wie damals!" ſprach er dumpf vor ſich hin. „Nun weiß ich auch was es zu bedeuten hatte!"

Dritte Abtheilung.

Zwölftes Kapitel.

Wiederum waren zwei Jahre vergangen, und die Flamme des Krieges loderte furchtbarer als je, und ihre Verwüſtungen griffen immer weiter um ſich in Deutſchland. Die Oktobertage des Jahres 1760 trugen ſie in das Herz der Staaten Friedrichs, Tage des Schreckens, des Entſetzens auch für Berlin und deſſen nächſte Umgegend, nicht ſowohl durch das großartige Ereigniß einer Schlacht, die trotz aller Furchtbarkeit immer einen erhebenden Aufſchwung erzeugt, als durch das viel größere Unheil des Krieges, das er in ſeinem wüſten Gefolge ſchleppt: Plünderung, Brand, Mord, ſchauderhafte Gewaltthat an den Einzelnen, Kraftloſen, gänzliche Hinopferung des Friedlichen, des Glücks vieler Tauſende! —

Valentin hatte verwundet in Berlin gelegen, aber nach Abmarſch ſeines Regiments die Vergünſtigung erhalten, ſeine völlige Herſtellung im Schooß ſeiner Familie zu erwarten. Das waren Tage des Glücks, der Ruhe nach den langen Anſtrengungen! Er hatte ſich anderthalb Jahre vor dem Ausbruch des Krieges verheirathet, ſein Sohn, der Erſtgeborne, Friedrich hieß er natürlich, war noch ein Säugling, als der Vater ausmarſchirte, und ſein Töchterchen, Luiſe hieß ſie nach der Mutter, wurde geboren, während er in Böhmen focht. Erſt jetzt, nach faſt fünftehalb Jahren der Trennung,

hatte er zum erſten Mal Frau und Kinder wiedergeſehen! Allein dieſe kurze Zeit der Erholung und des ſchönſten natürlichſten Menſchenglücks, worauf Jeder ein Anrecht hat, ſollte ihm nicht ungeſtört bleiben. Eines Vormittags, es war am 31. Oktober, kam er athemlos nach Haus geſtürzt, und rief ſeiner Frau zu: „Louiſe, es giebt Arbeit! Die Ruſſen ſind vor den Thoren! Jetzt muß ich unter's Gewehr!"

„Valentin", rief die erſchreckte Frau, indem ſie aufſpringend den Spinnrocken umwarf, „um Gottes Willen!"

„Ja! Sie rücken vor", entgegnete Valentin. „Der Commandant General Rochow hat es auch erſt nicht glauben wollen. Aber ſie ſind die Nacht von Köpenick aufgebrochen, und ſtehen ſchon vor dem Schleſiſchen und Cottbuſſer Thor, und haben die Stadt zur Capitulation aufgefordert. Der Commandant wollte auch capituliren. Aber nichts da! Der alte Feldmarſchall Lehwald, der ſie vor drei Jahren bei Groß-Jägerndorf zuſammengewettert hat, und der General Seidlitz, die hier ſo gut wie ich ihre Bleſſuren curiren, ſetzten ſich dagegen. Auch der General Knobloch! Es iſt beſchloſſen, wir halten die Stadt bis Succurs kommt. Das wäre auch meine Art, gleich Ja zu ſagen, wenn der Parlamentär nur das Maul aufthut! — Gieb mir meinen Torniſter!" —

Die arme, beſorgte Frau hatte vor Schreck kein Wort ſprechen können. Jetzt fiel ſie ihrem Mann weinend um den Hals, und rief: „Du wirſt uns doch nicht allein laſſen in der Angſt und Noth!"

„Muß, muß, Louiſchen! Wer noch Hand und Fuß rühren kann, tritt an! — Das würde klingen, wenn es hieße: Unteroffizier Valentin war auch da, aber er iſt hinter die Front gekrochen! — Mein Gewehr!"

„Du biſt ja noch ganz ſchwach", erwiederte die Frau, während ſie dem haſtigen Mann doch gehorſam das Gewehr reichte, „wie willſt Du Dich auf den Füßen halten!"

„Pah! Es geht ſchon ſo ziemlich. Wir haben ja keine großen Märſche zu machen! — Hörſt Du?“ unterbrach er ſich. „Sie ſchlagen ſchon Generalmarſch.“

Die Trommel ließ ſich hören. „O Jeſus“, rief die Frau aus, „was ſoll daraus werden!“

„Es wird nicht ſchlimmer werden, wie vor drei Jahren“, tröſtete ſie Valentin, „da haben Euch die Oeſterreicher einen Beſuch gemacht und mußten ſchnell genug wieder abziehen. Diesmal laſſen wir ſie gar nicht in's Thor. — Wo ſind die Kinder?“ Sie ſpielten vor der Thür. Valentin eilte hinab, die Frau mit ihm; unten auf der Straße ſprangen die Kleinen im warmen Oktoberſonnenſtrahl umher. „Fritz“, rief der Vater, „Lieschen!“ — und ſie hingen in ſeinen Armen. Jetzt ging's ihm doch an's Herz! Das Waſſer kam ihm faſt in die Augen. Doch er bezwang ſich und ſprach freundlich: „Adjes! Ich komme bald wieder, denke ich, und bringe etwas mit!“ — Dann wendete er ſich zur Frau und ſagte weich: „Louiſe, diesmal geht's für Euch, für Dich und die kleinen Blondköpfe da! Wenn Allen ſo zu Muth iſt, wie mir, kommt kein Ruſſe hinein, als über unſere Leichen! Adjes.“ Und er eilte raſchen Schrittes fort.

Die Schreckenskunde war ſchon überall verbreitet. Die Trommeln raſſelten, die Soldaten eilten zu den Sammelplätzen, die Bürger liefen unruhig zuſammen, die Weiber weinten und wehklagten. An den Straßenecken bildeten ſich Trupps. Jeder wollte von Andern wiſſen, wie es ſtehe.

Es war ein großes Glück, daß die kampfgewohnten Helden, der greiſe Lehwald, Seidlitz, Knobloch in der Stadt waren, denn der Commandant hatte den Kopf verloren. Feldmarſchall Lehwald ordnete an, das Cottbuſſer, das Schleſiſche und Halliſche Thor, durch eine Palliſadenlinie verbunden, ſtark zu beſetzen und Verſchanzungen aufzuwerfen. Man hatte nur fünfzehnhundert Mann, allein viele der Bürger waren voll

Muth und bereit mitzufechten, und es waren schon Courire geschickt zum Prinzen von Württemberg, der mit 8000 Mann an der pommerschen Grenze stand und in wenigen Tagen zur Hülfe da sein konnte. Die Kräfte Aller regten sich, um das Unglück Aller abzuwenden. Vor Allem aber war es der edle, berühmte Kaufmann Johann Gotzkowski, der Gründer großer Seiden- und Sammtmanufakturen, die viele Tausende beschäftigten, und der Stifter der Porzellan-Manufaktur, der, wie er im Frieden seinem Vaterlande Glück und Ehre gebracht, jetzt auch im Kriege die heldenmüthigste Gesinnung mit der opferbereitesten und mit der besonnensten Ansicht verband. Auf seinen Rath und Betrieb wurden Lebensmittel, Bier und Branntwein in Menge herbeigeschafft, um das in Eilmärschen heraneilende Hülfscorps gleich bei seiner Ankunft kräftig erquicken und verpflegen zu können. Diese Vorräthe wurden in dem prachtvollen neuen Opernhause untergebracht. —

Alle Feuerlöschanstalten setzte man in Bereitschaft; denn der Graf Tottleben, der das Streifcorps der Russen befehligte, hatte, erbittert, daß eine unbesetzte, unbefestigte Stadt nicht sofort capituliren wollte, mit einem Bombardement gedroht.

Und er hielt Wort. Schon um zwei Uhr Nachmittags begann das Feuer mit Kanonenkugeln und Granaten auf die Stadt. Es schlug manche Kugel ein; die neu angelegte Friedrichsstadt, die Lindenstraße, die Dresdnerstraße und überhaupt die Gegend nach dem Cottbusser und Halleschen Thore litten am meisten. Allein: die Bürger waren frisch mit Löschen zur Hand, wo eine Granate gezündet hatte, und die Löcher in den Mauern ließen sich, noch ehe der Winter kam, mit Kalk und Steinen wieder flicken. Dennoch war das Feuer nicht ohne schlimme Wirkung gewesen, obgleich es mit dem einbrechenden Dunkel eingestellt wurde. Denn man sah schon von verschiedenen Seiten der Stadt her die rothen Flammen aufsteigen, und breite Feuersäulen, wie von dem Schlotte eines

Eisenhammers, erhoben sich in die Lüfte. Doch wurden diese ersten Brandschäden bald wieder gelöscht und die Stadt blieb, da mehrere Stunden lang das Feuer schwieg, in erwartungsvoller Spannung. Ja, Manche gaben sich der Hoffnung hin, das russische Heer ziehe sich, da es so unerwarteten Widerstand gefunden, ganz zurück. — Doch das war eine bittere Täuschung!

Valentin war mit in die Verschanzung am Cottbusser Thor commandirt, die mit drei Geschützen besetzt war, welche, da es fast ganz an Artilleristen und völlig an Artillerieoffizieren fehlte, von einem Stückgießer, Fuchs, befehligt, und von etlichen invaliden Artilleristen und im Uebrigen von Infanteristen bedient wurden. Der Nachmittag ging ohne Gefecht hin, nur ein paar vereinzelte Gewehrschüsse geschahen auf allzunah heranstreifende Kosacken. Als es zu dunkeln anfing, wurde eine Bewegung in den russischen Truppen bemerkbar, die auf der Höhe von der Hasenhaide bis zum Tempelhofer Berge standen. „Aha!" meinte Valentin, der auf dem Bankett stand, „jetzt werden sie wohl einen Tanz versuchen!" — Allein es blieb immer noch ruhig. — Abends gegen neun Uhr ließen sich Pferde von der Stadt her hören. Der General Seidlitz war es mit noch einem Offizier, die an die Schanze heranritten. Sie saßen ab. — „Kinder!" rief der General den Soldaten zu, „Ihr werdet wohl hier den Anfang machen. Haltet Euch brav!" Er trat mitten in die Schanze auf's Bankett und sah scharf vor dieselbe hinaus.

„Da krabbelt es ja im Dunkel heran wie Gewürm", sprach Valentin leise zu seinem Nachbar, indem er mit seinen Falkenaugen über's Bankett hinausspähte.

„Laß Er Feuer geben, Fuchs!" rief der General im nämlichen Augenblicke dem Stückgießer zu.

Die Geschütze krachten. Da erscholl ein wildes Geschrei

von den anrückenden Russen, und nach wenigen Minuten, während welcher die preußischen Geschütze das Feuer rasch fortsetzten, donnerten auch von drüben her die Feuerschlünde.

„Sie wollen den Mond herunterschießen!“ rief Valentin lustig, denn die Kugeln gingen ihnen weit über die Köpfe fort.

„Ich glaub's auch“, sagte der General Seidlitz, beifällig lachend.

Das Feuer wurde stärker, die Kugeln sausten, doch alle zu hoch. Jetzt hörte man Trommeln.

„Die Infanterie rückt im Sturmschritt an!“ sprach Valentin mit leuchtenden Augen. — Noch ehe er das Wort heraus hatte, knatterte ein Pelotonfeuer und die Gewehrkugeln pfiffen von allen Seiten.

„Nun antwortet!“ rief der General. „Compagnie Feuer!“ commandirte der Lieutenant des Infanteriecommandos, und die Salve krachte. —

Das gegenseitige Feuern dauerte eine halbe Stunde fort. Es gab manchen Todten und Verwundeten in den Schanzen. — Da hörte man wieder Trommelschlag. Die Russen zogen sich zurück!

Ein lauter Jubel der tapfern Vertheidiger der Hauptstadt begrüßte dieses Resultat. — Nun wurde ein Feuer angezündet, geschmaust, getrunken, gelacht. —

Aber Valentin war still; er blickte nach der Stadt zurück. Da sah man, daß das zu hoch Schießen doch nicht ohne Schaden geblieben war. Denn es schlugen Flammen aus vielen Dächern, und Valentin dünkte es, nach der Lindenstraße zu, wo er wohnte, seien die Feuersbrünste am zahlreichsten und stärksten. Er dachte an Frau und Kind! Und der Feind ließ nicht nach mit dem Bombardement, sondern Granaten, die mit ihren flammenden Zündern die helle Bahn durch die Lüfte zogen, Feuerkugeln und Pechkränze wurden

in Maſſen geſchleudert, und furchten unaufhörlich den dunkeln, mit ſchwarzem Gewölk bedeckten Oktoberhimmel. Hätten alle getroffen, ganz Berlin wäre in Flammen aufgegangen.

So kam Mitternacht heran, und das Feuer ſchwieg. Doch nicht lange; denn plötzlich krachte es gegen die Schanze, wie aus zwanzig Feuerſchlünden zugleich, und drei Sekunden ſpäter ſchmetterte ein Hagel von Kugeln und Granaten hinein.

Diesmal ſchoſſen die Ruſſen beſſer. Die Kugeln wühlten ſich in die Bruſtwehr, eine Laffette wurde zertrümmert, eine Granate fuhr mitten in das ſeitwärts flammende Kochfeuer unter die Feldkeſſel, daß Brände und Kohlen nach allen Seiten ſtiebten und die Keſſel klirrend durcheinanderflogen. „Zum Teufel iſt unſere Bierſuppe", rief Valentin. „An's Bankett", commandirte der Offizier. Alles ſprang auf, griff zum Gewehr, und war im Hui am Bankett. Indem Valentin antrat, wurde ſeinem Nebenmann der Kopf von einer Stückkugel weggenommen!

„Jetzt wird's ernſthafter", dachte er. „Nun iſt doch Ehre dabei." Und ihm wurde, wie es den Preußen gebührt, wieder freier und wohler um's Herz. Die preußiſchen Geſchütze antworteten. Man hörte Kanonendonner von allen Seiten. Die Ruſſen machten den zweiten Angriff, ſo ſchien es von allen drei Thoren zugleich, wenigſtens vom Halliſchen Thor krachte es furchtbar herüber. — Ein Strohdach, etwa fünfhundert Schritt von der Schanze, ging in hellen Flammen auf. Da ſah man in einem Augenblick das ganze Feld beleuchtet und die Colonnen zum Sturm vorrücken. — Das Musketenfeuer begann; die Schanze erwiederte es tapfer. Trommeln erſchallten, Hörner ertönten, wildes Feldgeſchrei theilte die Lüfte und im Rücken ſtiegen hohe Flammen aus den Stadtdächern auf.

„„Vorn werden wir wohl fertig mit ihnen", ſprach ein höherer Offizier, der eben aus der Stadt gekommen war, zu

einem andern, der vor kurzem beobachtend in die Schanze getreten war, „wenn nur der Brand in der Stadt nicht überhand nimmt. Sie müssen verteufelt schweres Geschütz haben; eine Kugel ist bis an's Schloß geflogen, mehrere sind auf dem Spittelmarkt niedergefallen, in der Markgrafenstraße splittern Dächer und Schornsteine. In der Friedrichsstraße, nahe am Thor, brennen fünf Dächer, in der Wilhelmsstraße auch ein halbes Dutzend und in der Lindenstraße noch mehr. Das Haus an der Husarenstraßen-Ecke ist in vollem Brande."

Valentin hörte diese Worte. Dort wohnten sein Weib und seine Kinder! So war ihm noch in keiner Schlacht zu Muth gewesen. Aber er blieb fest wie Eisen. Mit starker Stimme commandirte er seiner Section: „Feuer!" und der Kampf tobte weiter.

Dreizehntes Kapitel.

Der Sturm war dreimal in dieser Nacht glücklich geschlagen. Die Russen hatten sich in ein verschanztes Lager bei Tempelhof zurückgezogen. Botschaft langte an, daß die Hülfe nahe. Berlin faßte neue Hoffnungen. Auch Valentin war es glücklich ergangen. Er hatte Frau und Kind wohl getroffen, obwohl sie große Angst ausgestanden, da das Nachbarhaus brannte, und auch das Dach dessen, in dem sie wohnten, Feuer gefaßt hatte. Was fragte er, da die Seinigen gesund und frisch waren, darnach, daß er den linken Arm wieder in der Binde trug, weil eine russische Flintenkugel Fleisch gefaßt hatte? Konnte er sich doch von der Frau jetzt desto besser pflegen lassen!

Am Abend war großer Jubel! Denn das wackere Corps des Herzogs von Würtemberg, das Tag und Nacht im Marsch, einen Weg von neun alten, langen Meilen ohne Unterbrechung zurückgelegt hatte, war eingetroffen. Freilich fielen die Leute fast nieder vor Müdigkeit, aber Gotzkowski hatte gesorgt, und es fehlte an nichts, was Speise und Trank anlangte, und der Schlaf kam von selbst.

Als die Russen Wind davon bekamen, fürchteten sie, das Blatt könne sich wenden, und man könne sie bei Tempelhof angreifen; sie zogen sich daher am 5. Oktober still des Weges zurück, den sie gekommen waren, nach Köpenick! Die Preußen setzten ihnen sogar nach, und hoben eine Menge schwärmender Pikets auf, und faßten mehrere Marodeurs. Die Freude war groß — aber kurz!

Denn das Tottleben'sche Corps war nur die Avantgarde gewesen. General Czernitschef rückte mit der Hauptmacht der Russen, General Lascy mit einem österreichischen und sächsischen Corps von 20,000 Mann an; so zogen sich gegen 45,000 Mann um Berlin zusammen. Es hatte zwar noch ansehnliche Verstärkungen bekommen, 8000 Mann, das Corps des General von Hülsen; mehrere glückliche Gefechte waren zwischen Berlin, Friedrichsfelde und Lichtenberg geliefert worden. Doch die feindliche Uebermacht wurde so groß, und die Vertheidigungstruppen waren durch den unablässigen Dienst auf's Aeußerste erschöpft. Furchtbares Sturm- und Regenwetter erschwerte diesen; so glaubte man sich denn nicht mehr halten zu können, und in der Nacht vom 7. zum 8. Oktober zog die Besatzung unter dem Befehl des Prinzen von Württemberg, begünstigt durch finstres Regen- und Sturmwetter, ganz still ab, nach Spandau zu, ohne daß die Bewohner Berlins das Schicksal ahnten, welches sich dadurch über ihrem Haupte zusammenzog. Schon zuvor war freilich Jeder geflüchtet, der flüchten konnte; ebenfalls meist nach Spandau, und von dort

nach Magdeburg. Kaſſen, Silber und Gold, was an Waffen möglich war, wurde dorthin gebracht; auch die Königin, die Prinzeſſin Amalie, was ſonſt noch von den prinzlichen Herrſchaften vordem in Berlin geweſen, befanden ſich ebenfalls daſelbſt.

Und faſt wäre dennoch der bittere Kelch an der Stadt vorübergegangen, denn am nämlichen Tage hielten auch die Feinde Kriegsrath. Ihnen war Nachricht geworden, daß der König aus Schleſien aufgebrochen ſei, ſeine Hauptſtadt zu retten. Der Name Friedrich's war ſchon ein Gott des Schreckens! Die feindlichen Generale beſchloſſen abzuziehen! Doch eine giftig beredſame Zunge änderte den Beſchluß; es war der im feindlichen Lager befindliche franzöſiſche Marquis Montalembert, der den Heerführern die Luſt nach der Brandſchatzung der Stadt, nach Beute für die Soldaten, nach dem Ruhm, die Hauptſtadt in ihrer Gewalt zu haben, ſo entzündete, daß ſie anderen Sinnes wurden, und den Streich dennoch zu wagen beſchloſſen.

Am 8ten Morgens früh hatte der unſelige Beſchluß zur Capitulation von dem Magiſtrat gefaßt werden müſſen, ohne daß die Bürger es ahnten! Auf Gotzkowski's Rath hatte man die Capitulation mit dem ruſſiſchen Heerführer abgeſchloſſen. Um 4 Uhr früh wurde dieſelbe unterzeichnet. Am Morgen zogen die Ruſſen, von einer Deputation des Magiſtrats am Cottbuſſer Thore empfangen, in Berlin ein, um 7 Uhr früh wurden die Thore der Hauptwachen beſetzt, und die Hauptſtadt empfand nun, durch unmittelbare Erfahrung, wie ſchwer die Geißel des Kriegs ſei!*) — —

*) Es liegt nicht im Beruf dieſer Erzählung, die ſich nur mit Einzelſchickſalen zu beſchäftigen hat, eine ausgeführte Schilderung der geſchichtlichen Thatſachen jenes unheilvollen Ereigniſſes zu geben. Wir verflechten nur dasjenige darin, was ſich als natürlicher Grund und Boden für unſere nächſten Zwecke ergiebt.

Valentin hatte die Tage seit dem abgeschlagenen Sturm zu Haus zubringen müssen, da seine Wunde nicht ganz unbedeutend war. — Er saß am Fenster und stopfte sich eine Morgenpfeife, als er ein seltsames Laufen und Köpfezusammenstecken der Leute auf der Straße gewahrte. „Sieh doch zu, Louise, was es dort giebt?" sprach er zur Frau. Sie sprang, willig wie sie stets war, hinab. Nach einigen Minuten kam sie zurück, blaß wie eine Leiche. „Valentin, wir sind verloren!" rief sie. „Die Russen haben die Stadt besetzt!"

„Du träumst wohl am hellen Tage!" antwortete er fast böse.

„Nein! Nein! Es ist nur zu wahr!" entgegnete sie, die Hände ringend. „Unsere Truppen sind über Nacht abgezogen; die Russen sind durch's Cottbusser Thor einmarschirt. Das Schloß und Zeughaus und Rathhaus sind besetzt; viele Tausende lagern auf dem Lustgarten und Schloßplatz; jetzt eben haben sie auch das Hallische Thor besetzt, von dort strömen alle die Leute her."

Valentin starrte seine Frau an und ließ die Pfeife fallen. „Wer träumt, Du oder ich?" fragte er. — „Gott im Himmel — Du hast Recht!" — rief er plötzlich.

Ein Trupp Kosacken jagte die Lindenstraße hinunter, an seinen Fenstern vorüber.

Die Frau weinte und jammerte; der alte Soldat saß leichenblaß und zitterte — ja, er zitterte vor tiefem Kummer, — es wollte ihm das Herz abstoßen! — Die beiden Kinder drängten sich ängstlich zu den Eltern.

„Was wird nun werden?" fragte die Frau.

Valentin schwieg und deutete mit der Hand nach oben. — Die Todtenstille im Zimmer wurde nur durch Louisens leises Weinen unterbrochen.

„Man muß auf Gott vertrauen und den Kopf nicht verlieren!" sprach Valentin nach einigen Augenblicken. „Ab-

marſchirt ſind ſie, ohne mich! Ich hätte auch nicht fort gekonnt. So wäre ich denn Kriegsgefangener! Das muß man verhüten. Frau! mein Gewehr, Patrontaſche, alle Montirungsſtücke, — hinunter in den Keller damit, hinter das Holz! — Mein Raſirmeſſer her! der Schnurrbart muß herunter, ſonſt kennen ſie mich gleich als Soldaten!" „Weine nicht", zwang er ſich gegen Louiſen zu ſcherzen, „dann ſehe ich wieder ſo jung aus wie vor zwanzig Jahren. Gieb mir den Rock von Deinem Bruder, dann hält man mich für einen ehrlichen Bürger! — Beſorge das raſch, Kind, man weiß nicht, wie viel Zeit man hat." Louiſe ergriff Gewehr und Uniformſtücke, um ſie in den Keller zu tragen. „He!" rief er ihr nach, „rede ein Wort mit den Leuten im Hauſe, daß ſie mich nicht aus Unvorſichtigkeit verrathen; mit Abſicht thut's Keiner." —

In fünf Minuten hatte Valentin den Soldaten abgeſtreift, daß kaum noch eine Spur davon zu ſehen war. Er guckte in den Spiegel und ſeufzte: „Verflucht miſerabel ſieht man doch aus mit ſo einem Spießbürgergeſicht ohne Bart! — Aber es muß ſein!"

General Tottleben hatte anfangs der Stadt die furchtbare, ganz unerſchwingliche Brandſchatzung von vier Millionen Thalern aufgelegt; den eindringlichen Bitten und Vorſtellungen des edlen, unerſchrockenen Gotzkowski war es gelungen, ſie unter die Hälfte zu ermäßigen. Doch auch dieſe Summe blieb eine für den Augenblick gar nicht herbeizuſchaffende und konnte nur durch die Wechſel der reichſten Kaufleute gedeckt werden. Indeß hatte Graf Tottleben in der Capitulation dafür verſprochen, gute Mannszucht zu halten. Es ſollte nicht geplündert werden, keine Gewaltthat geſchehen. Die wilden Horden ließen ſich aber nicht ſo leicht zügeln! Bald genug kamen die Wehklagen über Raub und Gewalt! Auch waren die Ruſſen nicht allein in der Stadt. Die Oeſter-

reicher hatten das Brandenburger Thor und die Neuſtadt beſetzt. Sie hatten mit der Stadt nicht kapitulirt, dieſe nichts verſprochen, nur der ruſſiſche General hatte ihnen gegen die Summe von 100,000 Thalern Douceur-Geldern die Bedingung geſtellt, unter ihren Leuten gute und kapitulationsmäßige Mannszucht zu halten. Wenn daher auch ihre Führer die Gewaltthätigkeiten nicht anordneten oder begünſtigten, überſahen ſie ſie doch.

Drei Tage hatte ſich Valentin mit den Seinigen ganz ſtill zu Hauſe gehalten und es war ihnen nichts begegnet; am dritten jedoch, als es dunkel geworden war, machte Louiſe einen Gang in die Nachbarſchaft, um einiges Nothwendige einzukaufen. Valentin hatte eben die Lampe angezündet und ſich auf den alten Lederarmſtuhl am Ofen niedergeſetzt, wo er die Kinder auf den Schooß nahm und Fritz luſtig reiten ließ. Da hörte er auf der Straße eine weibliche Stimme, die angſtvoll um Hülfe rief. Es war Louiſe! Männerſtimmen, Geräuſch Herbeieilender kam hinzu, die Hausthür wurde aufgeriſſen, man hörte Leute hereinſtürzen. Valentin hatte mit ſeinem einen Arm noch kaum die Kinder vom Schooß geſetzt und war gegen die Thür geeilt, als dieſe aufflog und Louiſe außer ſich hereinſtürzte. „Rette mich", rief ſie, „ſie verfolgen mich!" „Mir nach", rief draußen eine Stimme, „ſie ſoll uns nicht entgehen!" Faſt mit den Worten zugleich drangen zwei öſterreichiſche Soldaten ein.

„Daß ich jetzt keine Waffen habe!" rief Valentin ſchmerzvoll aus. Doch er faßte, während Frau und Kinder ſchreiend hinter ihn ſprangen, einen Schemel, ſchwang ihn gegen die Eindringenden und rief: „Holla! Was ſoll's! Was unterſteht Ihr Euch!"

„Du Spießbürger", höhnte ihn der erſte Soldat, „willſt Du uns wehren, was Kriegsrecht iſt? und damit zog er den Pallaſch und drang auf Valentin ein. Der aber ſchlug ihn

mit dem Schemel, den er mit ſeiner einen geſunden Hand bei einem Bein gefaßt hatte, ſo gewaltig gegen Kopf und Bruſt, daß der Angreifer hinten über auf den Boden taumelte. Doch jetzt packte der Zweite den Schemel an und rang ihn dem halb wehrloſen Valentin leicht aus der Hand. Dabei brüllte er mit furchtbarer Stimme: „Zu Hülfe Kameraden! Hierher!“ und man hörte ſchon das Poltern Anderer, die in's Haus gedrungen, auf der Treppe. — Doch Valentin verzagte nicht, er faßte mit raſchem Griff das noch eingeſteckte Seitengewehr des Soldaten, riß es heraus und führte einen Hieb nach ihm mit den Worten: „Du ſollſt Deine eigene Klinge koſten! Du“ ... Da ſtockte ihm das Wort im Munde. Der Bedrohte war, um ſich zu decken, ſeitwärts hinter den Tiſch geſprungen und ſtand jetzt grade im hellen Lichtſchein der Lampe. — „Brandloff, Deſerteur“, rief Valentin, ihn anſtarrend, denn er erkannte ſeinen ehemaligen Kameraden im Regiment Derſchau, der freilich ein Gaunergeſicht hatte, das Jemand, der es nur einmal geſehen, in fünfzig Jahren nicht hätte vergeſſen können.

Etwas beſtürzt war auch Brandloff, und auch er erkannte Valentin, was ſchwerlich der Fall geweſen wäre, hätte dieſer ſich nicht den Bart glatt abgeſchoren, wodurch er ſeinem damaligen, jugendlichen Ausſehen viel ähnlicher war.

Allein Brandloff gab nicht viel auf dies unerwartete Wiederſehen, ſondern rief nach einem Augenblick des Zauderns: „Was Deſerteur! Wir ſind jetzt die Herren hier! Fort mit dem Säbel oder Ihr ſollt . . .“

Valentin ließ aber nicht mit ſich parlamentiren, ſondern hieb zu. Brandloff duckte den Kopf und deckte ſich mit dem Arm, doch der Hieb faßte Fleiſch, daß der Schuft laut aufſchrie und Hülfe brüllte. Valentin wäre mit ſeinem einen Arm doch mit den Beiden fertig geworden, aber plötzlich fühlte er ſich von hinten gepackt und niedergeriſſen. Es waren

noch zwei andere Soldaten eingedrungen, die ihn zu Boden warfen. Seine Frau that einen Schrei und ſtürzte ſich zwiſchen die Kämpfer. Dieſe ergriffen das junge Weib — ſie rang mit ihnen. Valentin wollte ſich aufraffen, doch Brandloff hatte ſich über ihn geſtürzt und faßte ihn an der Kehle. Vergeblich hieb er wie ein Raſender mit ſeinem einen Arm und dem Säbel um ſich — er ſah, wie ſeine Frau fortgeſchleppt wurde, der Thür zu, — die Kinder wollten ſich ſchreiend an ſie klammern, — ein Fußſtoß ſchleuderte den Knaben drei Schritt weit auf den Boden. — Der Tiſch mit der Lampe ſtürzte um, dieſe verlöſchte. — Valentin ſah nichts mehr, allein er hörte Louiſens Stimme, die mit herzzerreißendem Tone rief: „Rette mich, rette mich! Valentin!“ — Er gedachte wahnſinnig zu werden vor Verzweiflung, — die Sinne vergingen ihm, — da krachte ein Piſtolenſchuß, — einen Augenblick leuchtete der Pulverblitz, dann war es wieder finſter und dichter Dampf verhüllte das Zimmer.

Vierzehntes Kapitel.

„Schurken! Marodeure!“ rief eine ſtarke Stimme. „Licht, Licht!“ riefen andere. Es war ein Poltern, Toben, Schreien Durcheinanderrennen, Waffenklirren, welches das Ohr betäubte. Doch Valentin fühlte, daß er losgelaſſen war, — er raffte ſich empor, wollte nach der Thür tappen, da fiel ein heller Lichtſchein in's Gemach, und er ſah einen ſtattlichen Mann, mit übergeworfenem Mantel, aber doch als höherer Offizier kenntlich, vor ſich ſtehen. Leute aus dem Hauſe, Soldaten, Frauen mit Lichtern in der Hand, drängten ſich hinter ihm in die Thür. —

„Ruhig, mein Freund, Ihr ſeid gerettet;“ redete der

fremde Offizier Valentin an. Dieſer, erſchöpft von Kampf und Schrecken, vermochte ſich nicht auf den Füßen zu halten; wankte, ſank in einen Seſſel. „Wo iſt meine Frau", waren die einzigen Worte, die er hervorzubringen vermochte. Er hatte ſie kaum ausgeſprochen, als Louiſe, von Leuten aus dem Hauſe geführt, hereingebracht wurde; beim Anblick Valentins that ſie einen lauten Schrei und warf ſich an ſeinen Hals. Er drückte ſie feſt an ſein Herz; ſie zitterte und ſchluchzte, beide vermochten kein Wort herauszubringen. Die Kinder, die außer dem Schreck ohne Schaden davon gekommen waren, ſchmiegten ſich an ſie.

Der Hülferuf Louiſens war ſchon auf der Straße gehört worden. Viele Leute liefen hinzu, drangen in's Haus, unter ihnen auch der Offizier, der ſogleich ahnte, was hier vorging, da ſchon ähnliche Exceſſe vorgekommen waren. Er eilte daher die Treppe hinauf, riß die vordringenden Soldaten zurück, wollte ſich Bahn durch ſie machen, nach der Wohnung Valentins, aus der der Angſtruf und das Getöſe erſcholl; ſie widerſetzten ſich aber in ihrer Wuth, die Subordination hatte aufgehört, da riß der Offizier raſch entſchloſſen ein Piſtol aus dem Gurt, ſchoß unter ſie, ſie flogen auseinander, und ſo drang er in's Zimmer. Die Hausleute und andere Bürger, die herbei geeilt waren, leiſteten ihm Beiſtand. Die Plünderer, die ſich jetzt in der Minderzahl ſahen, entſprangen, nur der eine, den Valentin mit dem Schemel niedergeſchlagen hatte, lag noch blutend und betäubt da, und ein anderer war in der Stube gewiſſermaßen zum Gefangenen gemacht. Brandloff war verſchwunden. — „Macht jetzt, daß Ihr fortkommt. Ich werde den Vorfall Eurem Commandeur melden", rief der Offizier dem ſcheu daſtehenden Soldaten zu. Dieſer ſchlich davon und führte ſeinen Kameraden, dem man emporgeholfen hatte, und der nun auch ſeine Sinne wiederfand, mit ſich fort. —

„Beruhigt Euch nur, brave Leute, das Unglück iſt abgewandt", ſprach der Offizier; „und ich werde Euch auch gegen fernere Mißhandlungen ſicher ſtellen!"

„O, wie ſollen wir Ihnen danken", verſetzte Valentin, und drückte dem Retter die dargereichte Hand. Dieſer warf einen Blick auf Valentins Hand, dann auf ſeine Züge, murmelte ein Hm! und fragte: „Woher habt Ihr den Ring mit dem Herzen? — Wer ſeid Ihr?"

Valentin ſtockte auf beide Fragen, da er über den Ring nicht Auskunft geben mochte, und ſich als Soldat verſteckt hielt. Doch er ſchämte ſich der letzteren Bedenklichkeit: „Dem kann ich's wohl ſagen", dachte er, und that's.

„Unteroffizier Valentin!" ſprach der Fremde überraſcht: „Ich glaube, wir ſind ſchon einmal zuſammengetroffen", fuhr er lächelnd fort, „wenn auch nicht ganz freundſchaftlich! — Wo habt Ihr denn den Hieb über die Stirn her?"

Valentin ſtutzte.

„Ich glaube, ich kann's Euch ſagen, — es iſt ſeltſamerweiſe heut der Jahrestag, der zweite heißt das, wo Ihr ihn empfinget, es war am 10. Oktober, heut vor zwei Jahren!"

„Sie wären!" rief Valentin ſtaunend aus, und ſah ſich den Offizier groß an.

„Ja, ich bin Obriſt in ſächſiſchen Dienſten", erwiederte der Offizier, „und habe Euch ſchon als braven Soldaten kennen gelernt. Uebrigens trage ich auch ein Andenken von Euch am Leibe", fügte er lächelnd hinzu. „Euer Schuß traf mich nicht ganz ſchlecht. Wofür ich Euch ſonſt Dank ſchuldig bin, wißt Ihr nicht einmal. Aber heut mache ich's quitt. Ich war Euer Kriegsgefangener und Ihr habt mich ohne Ranzion freigelaſſen; jetzt wäret Ihr eigentlich der meinige, da Ihr Soldat ſeid, aber ich laſſe Euch auch ohne Ranzion frei!" —

„Allein um Gotteswillen, Herr Obriſt", fragte Valentin ſtaunend, „woher haben Sie mich erkannt, in dem Augenblick, halb im Dunkeln, im dämmernden Walde..."

„Laßt das gut ſein! Ich habe ſo meine Kennzeichen", antwortete der Obriſt. „Doch ich muß fort. Ihr ſollt eine ruſſiſche Sauvegarde bekommen, damit das Geſindel nicht Rache an Euch nimmt. Nun lebt wohl!" Er wandte ſich zum Gehen.

„Ach, Herr Obriſt, laſſen Sie uns nicht ohne den Namen unſeres Retters", bat Valentin, und Louiſe ſchloß ſich ihm innig an.

„Ich habe keinen Grund ihn Euch zu verſchweigen. Obriſt Beltheim, wenn wir uns wiederſehen ſollten."

„Und Ihr Quartier, Herr Obriſt?"

„Nicht in Berlin. Ich ſtehe in Charlottenburg, muß auch ſogleich hinausreiten. — Hier ſehen wir uns ſchwerlich wieder." — Damit hatte er die Thür in der Hand, und hinderte Valentin und Louiſen ihn zu begleiten. Doch er öffnete ſie noch einmal und ſprach zurück: „Noch einen guten Rath möcht ich Euch geben, Unteroffizier Valentin. Trennt Euch ja nicht von Eurem Ringe.

Er wird Euch nützen,
Er wird Euch ſchützen!"

Valentin war wie vom Blitz gerührt! Er wollte auf, dem Obriſten nach. Doch dieſer hatte ſchon die Thür geſchloſſen und war raſch die Treppe hinabgeeilt. — Woher kann er wiſſen, — dachte Valentin ſtaunend, oder iſt es Zufall? — Man möchte wahrlich verrückt werden über ſo etwas!" — Plötzlich aber ergriff ihn eine ganz andere Empfindung. Sein ganzes Herz wurde weich und voll Dank. „Er wird mir nicht nur nützen, er hat mir genützt, er hat mich geſchützt", rief er laut aus. „Frau, Kinder, laßt uns Gott danken für ſeine wunderbare Hülfe!"

Und ſie thaten es mit frommen Herzen. — Nach einer halben Stunde wurde eine ruſſiſche Schildwache als Sauvegarde vor das Haus poſtirt. Nun waren Alle in Sicherheit. — —

Nicht Alle hatten es ſo gut in Berlin in dieſen Tagen. — Es wurden gegen dreihundert Häuſer geplündert! — Doch noch ſchlimmer erging es der Stadt, wo der Obriſt ſein Standquartier hatte, Charlottenburg!

Die Bürger dieſes Orts hatten ſich, für ihre Kräfte eine ungeheure Summe, mit funfzehntauſend Thalern zwar von der Plünderung losgekauft; aber dennoch wurde faſt Haus bei Haus geplündert und die Bewohner noch grauenvoll gemißhandelt. — Sächſiſche Truppen, die meiſten von jenen Sachſen, die im erſten Jahre des Krieges zu Pirna gefangen und dem preußiſchen Heere einverleibt wurden, nachher aber in Maſſen wieder zu den Ihrigen übergingen, waren es, welche jetzt in erbittertem Haß alle Schmach, alles Leid und Unglück rächen wollten, das der König über ſie und ihr Land gebracht hatte. Daher hauſten ſie mit vandaliſcher Zerſtörungswuth in dem Schloß des Königs, vernichteten die ſchönſten Kunſtwerke, zerſchlugen alle Möbel, zerriſſen die Tapeten und Teppiche, — und, das war das Furchtbarſte, ließen ihren Ingrimm auch die friedlichen Bewohner entgelten. Konnten die Führer dies nicht hindern, oder wollten ſie es nicht? Vielleicht Beides! —

Da das Schloß und die Königlichen Diener der heftigſten Wuth ausgeſetzt waren, flüchteten dieſe ſich in das Städtchen. Der Gärtner Eberhard hatte mit ſeiner ganzen Familie einen Zufluchtsort bei ſeinem Gevatter, dem Küſter an der Charlottenburger Kirche, gefunden. Das ärmliche Häuschen von einem Stockwerk bot der Plünderung keine ſonderliche Anlockung, doch waren eine Menge Leute eingedrungen, von den Brühl'ſchen Dragonern, die zu den wildeſten Schaaren

gehörten. Sie plünderten hier zwar nicht, aber hausten arg und verlangten Essen und Trinken den ganzen Tag; auch Wäsche und baares Geld. Es wurde ihnen gegeben, was nur zu schaffen war, damit sie nur zufrieden sein und durch ihre Gegenwart die anderen Kameraden vom Plündern abhalten möchten. Eben saßen sie wieder ihrer zehn Mann beisammen und schmausten und zechten bereits seit Mittag und es ging schon zum Abend; sie jubelten unablässig und forderten immer mehr und mehr! Der Küster und der Gärtner und ihre Frauen und die ältesten Söhne mußten, während sie selbst darbten, die ungestümen Gäste bedienen und Alles herbeischaffen, was sie forderten. Bier und Branntwein immer neu verlangt! Das stieg den wilden Gesellen zu Kopf, sie tobten und lärmten, daß das Haus bebte. — Vor Allem aber waren es zwei junge Mädchen, eine Tochter des Küsters und die einzige des Gärtners, welche bei diesem Lärmen weinten und zitterten. Die Eltern hatten sie in einer Dachkammer versteckt; aber das Getöse dröhnte laut zu ihnen hinein. Geschah es durch eine Unvorsichtigkeit oder durch sonst einen Zufall, genug, einer der Soldaten hatte den Versteck ausgespürt, und entdeckt, was er enthielt. Er wollte eindringen, doch die Thür war fest verriegelt, und widerstand seiner Gewalt. Da lief er hinunter zu seinen halb im Rausch taumelnden Kameraden, erzählte ihnen, was er entdeckt, und forderte sie auf, mit ihm zu kommen, um den Boden zu erstürmen. Mit Jauchzen und Lärmen waren Alle sogleich bereit. Das hörten die Eltern. Entsetzen ergriff sie. Die Väter und die älteren Söhne griffen zu Allem, was ihnen als Waffe dienen konnte, um die Töchter und Schwestern zu vertheidigen, die Mütter rangen die Hände, und riefen um Hülfe. Doch der Widerstand, überdies viel zu schwach gegen die wilde Schaar, reizte diese nur noch mehr. Die Dragoner sprangen nach ihren Säbeln, viele drangen mit diesen auf die Männer, die

den Treppenaufgang beſetzt hatten, ein, und riſſen ſie einzeln heraus. Ueber dem Haupte des Gärtners ſchwebte ſchon eine Klinge, da ſprang ſeine Frau mit einem Angſtſchrei hinzu, fiel dem Soldaten in den Arm, und riß ihn zurück! Dieſer packte ſie mit überlegener Gewalt, und ſchleuderte ſie fort, daß ſie rücklings überſtürzte. „Um Gotteswillen, Liſette!“ rief ihr Mann, und wollte ihr zu Hülfe. Doch die wüthenden Soldaten riſſen ihn nieder. Liſette hatte ſich empor gerafft. Sie ſtürzte aus der Hausthür, und rief laut um Hülfe. Die Nachbarn aber wagten nicht zur Rettung herbeizueilen. Mußte doch Jeder in ſeinem eignen Hauſe ein ähnliches Schickſal fürchten! —

Indeſſen leiſteten die Männer verzweifelnden Widerſtand, wobei ihnen die Enge des Eingangs zu Statten kam. Da gerieth Einer der Dragoner auf einen teufliſchen Gedanken. „Was wollen wir uns die Knochen zerſchlagen laſſen“, rief er aus, „werft Feuer in das Neſt! Dann müſſen die Alten und Jungen ausfliegen oder braten! Dann werden die flüggen Täubchen ſchon herunter kommen!“ Der infernaliſche Einfall fand ſogleich Genoſſen. Zwei wilde, branntweinerhitzte Kerle ſtürzten nach dem Feuerheerd, riſſen ein paar Brände heraus und eilten damit in den Hof, um das Haus von den kleinen hölzernen Hintergebäuden aus, die ſich daſelbſt befanden, in Brand zu ſtecken. Einiges dürre Reiſig, das daſelbſt aufgeſchichtet lag, gab ſich wie Zunder her; es flackerte ſogleich in heller Flamme wie Strohfeuer auf. Das Fenſterchen der Dachkammer, in der die Mädchen verborgen waren, ging nach dem Hofe hinaus. Plötzlich ſahen ſie dichten Rauch emporſteigen und eine röthliche Flamme aufſchlagen. Erſchreckt eilten ſie an das Fenſter und lauſchten hinter dem Vorhange, was es gebe. Sie hörten das wilde Geſchrei der Brandſtifter, die die Flamme ſchürten. Sie ahnten, was der Zweck des Feuers ſei. Entſetzen ergriff die unglücklichen Kinder;

der Wind trieb Flamme und Rauch grade auf das Dach zu, unter dem sie sich befanden. Der Rauch drang schon ein! Voller Angst liefen sie nach der Thür und öffneten diese! Da schallte ihnen das Getöse der an der Treppe Kämpfenden, der wilde Mordruf der Soldaten entgegen! Schnell warfen sie sie wieder zu und schoben die Riegel vor!

„Anna, was fangen wir an, wir werden elend verbrennen!“ rief die Tochter des Gärtners, und fiel ihrer Base um den Hals. Beide weinten laut auf und sanken, fast unwillkührlich, betend auf die Knie nieder!“

Fünfzehntes Kapitel.

Lisette irrte in ihrer Angst und Verweiflung auf der Straße umher, ohne ein besonderes Ziel. Ihr Hülferuf war ein vergeblicher; Niemand zeigte sich. Da fiel ihr Blick auf die Kirche ihr gegenüber. Es ergriff sie wie eine dunkle Ahnung, daß von dem Gotteshause aus die Hülfe Gottes zu erwarten sei; es schien ihr unmöglich, daß im Angesichte des seiner Verehrung geweihten heiligen Baues so schreckliche Frevel vollendet werden könnten! Sie starrte mit von Thränen verdunkelten Augen hinüber. Da schritt ein großer, in einen schwarzen Mantel gehüllter Mann an der Kirche vorbei, der einen ernst verweilenden Blick auf das Gotteshaus richtete und ihr dadurch halb den Rücken zuwandte. Es schien ein Geistlicher zu sein. Ein Trieb, von dem sie sich nicht Rechenschaft zu geben wußte, drängte sie, seine Hülfe anzurufen. — Sie eilte zu ihm hinüber; als sie näher kam, und er sich umwandte, sah sie, daß sie sich nicht geirrt hatte; es war ein Feldprediger, seine Kleidung verrieth es, seine ernsten frommen Züge bestätigten es.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, ehrwürdiger Herr", rief Liſette flehend, „helft uns gegen die wilden Soldaten! Sie wollen" . . . . ihre Stimme erſtickte in krampfhaftem Schluchzen, ſie deutete nur nach dem Hauſe hinüber, von wo das Geſchrei und Lärmen bis hierher erſcholl. Der Prediger, ohne zu ſäumen, eilte mit ihr hinüber. — In dem Augenblick, wo er in die offene Hausthür trat, lag der Gärtner am Boden, und einer der Soldaten wollte ihm die Klinge in den Leib rennen. „Haltet ein, um Gottes Barmherzigkeit willen!" rief der Geiſtliche und erhob beide Arme wie erſchreckend und abwehrend zugleich. Aller Augen richteten ſich auf ihn, es trat ein Augenblick der Beſtürzung unter den Soldaten ein; der Anblick ihres Geiſtlichen, der Gedanke an Vorſehung und Verantwortung, die ſich damit verknüpften, wirkte in ſo plötzlicher Erſcheinung mächtig auch auf die verwilderten Gemüther. Alle ſtanden regungslos, halb aus Scheu, halb beſchämt. Der Unglückliche, der am Boden lag und ſchon den Tod zu empfangen glaubte, raffte ſich auf, warf ſich zu den Füßen des Geiſtlichen nieder und ſchlang in krampfhafter Angſt ſeine Hände um ihn.

„Meine Kinder", erhob der Pfarrer das Wort, und legte, gleichſam ſegnend und beſchützend, die Hände auf das Haupt des Flehenden. „Meine Kinder! Was thut Ihr! Was haben dieſe friedlichen Bewohner verbrochen, daß Ihr ſie morden wollt? Fließt nicht genug des Blutes auf den Schlachtfeldern? Habt Gott vor Augen, deſſen Auge auf Euch ſieht! Denkt an die Rechenſchaft, die Ihr von dieſem Blute geben müßt!"

Es war, als ſei mit einem Zauberſchlag der Ort des wüſten Tobens und Kämpfens in eine kirchliche Stätte umgewandelt, ſo ſtill war es ringsum, ſo athemlos lauſchten die Umſtehenden auf das Wort des göttlichen Dieners. — „Werner", fuhr der Prediger fort, und wandte ſich an den, wel-

cher den blanken Säbel, der auf den Gärtner gezückt gewesen, noch in der Hand hielt, „Werner, gedenkst Du der Stunde, da ich vor Jahresfrist an Deinem Lager saß, als Du an Deinen schweren Wunden zu sterben glaubtest? Gedenkst Du, wie Dir damals zu Sinne war? Wie Du auf Gottes ewige Milde und Barmherzigkeit allein Deine Hoffnung setztest? Wie würde Dir sein, wenn die ernste Stunde Dir wiederkehrte? Es kann morgen, es kann noch heute geschehen; der Krieg würfelt rasch um das Leben der Menschen! Wie würdest Du Deinen letzten Weg antreten, wenn solche Schuld Dich belastete, als Du jetzt auf Dich laden wolltest! Mein Sohn!"

Das letzte Wort sprach der Geistliche mit so innig liebevoller Stimme, wie es nur ein Vater zu seinem Sohne zu sprechen vermag. — Zorn, Begierde, Rausch, Alles war in den wilden Gemüthern verflogen, vor der Liebe, Kraft und Wahrheit dieses ermahnenden Wortes.

„Herr Pastor" . . . . sprach der Soldat stotternd, und das Mordgewehr entsank seiner Hand.

Da wurde die feierliche Stille, die seit zwei Minuten herrschte, durch einen neuen Schreckensruf, den Alle zugleich ausstießen, unterbrochen. Einer der Brandstifter auf dem Hofe, die nichts von dem ahnten, was soeben im Vorderhause vorging, öffnete die Hofthür, um in den Hausflur zu treten. Die Flamme wurde sichtbar, und der entstehende Luftzug bewirkte, daß sie, vom Winde herabgedrückt und getrieben, mit furchtbarer Zunge in das Haus hinein leckte; gleichzeitig drang ein Stoß von Rauch und Qualm nach.

„Herr Gott, das Haus brennt!" rief die Frau des Küsters, die der Hausthür zunächst stand; und der Ruf: „Feuer! Feuer!" erschallte von Allen zugleich. Einige stürzten nach dem Hof, um zu löschen, Andere nach der Straße, um zu flüchten. Soldaten und Bewohner des Hauses waren in

gleicher Verwirrung! Der Küſter war in den Hof geeilt. Er riß einen Feuereimer, der dort über der Thür aufgehangen war, herab und wollte ihn am Brunnen füllen, doch das brennende Reiſig ſchlug ſchon in ſo verbreiteter Flamme auf, daß dieſelbe den Brunnen ringsum umzüngelte. Von hier Hülfe zu bringen, war unmöglich. Noch hatte Niemand an die Töchter gedacht. Da warf der Vater, im Zurückſpringen vom Brunnen, einen zufälligen Blick nach dem Bodenfenſter hinauf und ſahe, daß die volle Gewalt der Flamme dorthin ſchlug, und Rauch und Funken das ganze Dach umwirbelten.

„Die Kinder verbrennen!“ rief er außer ſich, und ſtürzte in's Haus zurück, alle Andern ihm nach, denn ſchon war der Hof nicht mehr zu halten. „Rettet die Mädchen!“ rief der angſtvolle Vater ſeinen Söhnen zu, die noch in dem Hausflur weilten. Sie flogen die Treppe des Vorderhauſes hinan. Der ganze Boden war ſchon mit eingedrungenem Rauch erfüllt. Der Vater drang dennoch hindurch, die muthigen jungen Leute ihm nach. Sie erreichten die Thür — doch ſie war verriegelt! Sie donnerten dagegen! Vergeblich, die unglücklichen Mädchen hatten, ſei es durch Angſt oder den erſtickenden Rauch, ſchon die Beſinnung verloren. Die Verzweiflung verdoppelte die Kräfte der Rettenden. — Sie ſtürmten mit voller Gewalt gleichzeitig gegen die Thür — da brach ſie ein. — Wenige Minuten ſpäter eilten die Brüder, mit den bewußtloſen Schweſtern im Arm, ſelbſt halb betäubt, aus der Thür des Vorderhauſes auf die Straße, und legten erſchöpft, athemlos, die theure Bürde in die Arme der Mütter nieder, die mit heißen Thränen die todesbleichen Töchter umſchloſſen, und ſie wieder zum Leben zu erwecken ſuchten.

Während deſſen aber hatte die Flamme überhand genommen; es wurde Feuer durch die Gaſſen gerufen; jetzt eilten auch die Bürger herbei. Es war zu ſpät! Schon

brannte auch das Dach des Vorderhauſes; Rauch und Qualm erfüllte das untere Geſchoß. Mit Mühe wurde noch einiges Hausgeräth gerettet! Bald mußte man auch davon ablaſſen, und die ganze Sorge der Hülfeleiſtenden ging dahin, die Nachbarhäuſer zu wahren, was dadurch erleichtert wurde, daß ſie durch Gärtchen von dem brennenden Gebäude getrennt waren.

Der Abend dunkelte. Doch die flackernde Gluth erhellte den Platz. Die Unglücklichen ſaßen auf den Stufen vor der Kirchthür, beide Mütter nur um ihre Töchter beſchäftigt. Der Geiſtliche hatte ſich entfernt. Nach kurzer Zeit jedoch kehrte er unerwarteter Weiſe zurück und ſprach: „In der mir angewieſenen Wohnung iſt viel Raum. Wollt Ihr mir dahin folgen, Ihr unglücklichen Leute, ſo ſollt Ihr wenigſtens für die nächſte Zeit ein Obdach haben, bis Ihr vielleicht bei Freunden und Nachbarn ein beſſeres Unterkommen findet.“ — Das wohlwollende Anerbieten wurde dankbar angenommen; die Abgebrannten belaſteten ſich mit dem, was von Betten, Kleidern, Hausrath gerettet war; mitleidige Nachbarn halfen ihnen tragen, und ſo zogen ſie auf der Stelle in die Wohnung des Geiſtlichen ein, welche, da die Beſitzer des Hauſes geflüchtet waren, Raum genug hatte, die Obdachloſen aufzunehmen.

Mit thränenfeuchten Blicken ſchieden ſie von der Wohnſtätte, die ſchon ſo herabgebrannt war, daß die Gluth zwiſchen den Mauern zuſammengeſunken lag, und nur noch niedrige Flammen hervordrangen. Doch war mehr Glück und Troſt in ihrem Herzen, als Kummer, denn die Rettung ſchon verloren geglaubter, theurerer Güter erfüllte ihre Seele mit tiefem Dankgefühl.

In der Wohnung des freundlichen Geiſtlichen war reichlich für Erquickung ſeiner Gäſte geſorgt. Er forderte ſie auf, an dem gedeckten Tiſch Platz zu nehmen, während er

ſelbſt noch in den anderen Zimmern Anordnungen für die Uebernachtung traf. Der Diener zündete inzwiſchen mehrere Kerzen an, und als der Feldprediger wieder eintrat, fand er Tiſch und Zimmer freundlich hell erleuchtet, und konnte nun erſt ſeine Gäſte, die er bisher in der Aufregung und bei dem unſicheren mit dem tiefen Dunkel wechſelnden Flammenſchein kaum betrachtet hatte, wirklich kennen lernen. Das eine der jungen, geretteten Mädchen ſchien ſeine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch zu nehmen. Er ſah ſie mehrmals forſchend an, und warf dann ſeinen Blick zu ihrer Mutter hinüber. „Ich glaube, Liſette", bemerkte der Gärtner, „der Herr Pfarrer findet auch die große Aehnlichkeit zwiſchen Dir und unſerer Mathilde!"

„Das iſt Ihre Tochter, liebe Frau?" fragte der Prediger mit ungewöhnlicher Aufregung; „und ſie heißen Liſette mit Namen?"

„Ja, Herr Pfarrer", erwiederte dieſe, und ſah ihn, ſtaunend über ſeine auffallende Bewegung, an. Es war ihr, als habe ſie ihn ſchon ſonſt wo geſehen.

„Ja Sie ſind es, ich kann mich nicht täuſchen!" rief der Geiſtliche jetzo aus, und Freude und Begeiſterung drückten ſich gleichzeitig in ſeinen Zügen aus, „obgleich zwanzig Jahre dazwiſchen liegen! Kennen Sie mich nicht mehr?"

Eine Ahnung blitzte in Liſetten auf. „Mein Gott —' Sie wären —"

„Der junge Student Dörfer, dem Sie das Leben, mehr als das Leben, das ganze Glück des Lebens gerettet!"

Er eilte hinüber zu der von Freude und Wehmuth gleich ergriffenen Frau, ſchloß ſie herzlichſt in die Arme, und rief mehrmals: „O gütiger Gott, wie danke ich Dir für dieſen Fingerzeig! Wie wunderbar leiteſt Du die Schickungen!"

Und wie war Freude und Glück groß! Es wurde erklärt, erzählt, ja ſogar die Heiterkeit wachte auf, und das

fröhliche Lächeln fand ſeine Stätte wieder in dieſem Kreiſe der ſo eben noch ſo tief Betrübten und Erſchütterten. —

Da unterbrach der Pfarrer den Strom der Ergießungen mit dem Wort: „Aber wiſſen Sie denn, daß auch der Herr Obriſt von Veltheim hier iſt! Der Mitgenoſſe meines Schickſals, durch den ich glücklich über die Grenze geſchafft wurde!“ Ein freudiger Ausruf Liſettens begrüßte dieſe Nachricht.

Wie es zu gehen pflegt, hatte ſie zwar in den erſten Jahren ihrer Verheirathung noch dann und wann Nachrichten von dem ſo glücklich verheiratheten Fräulein von Minkwitz gehabt; war doch ſogar ihre Tochter, Mathilde, nach derſelben benannt. Allein allmählig hatten Zeit und Ferne dieſe Mittheilungen einſchlummern laſſen, und ſeit vollends der Krieg die glücklichen Verhältniſſe zwiſchen Sachſen und Preußen gänzlich zerſtörte, war ihr auch nicht einmal mehr durch die dritte Hand Kunde geworden. — Der Pfarrer aber konnte ſich die Freude nicht verſagen, auch den Obriſten, deſſen Quartier gerade gegenüber lag, durch zwei Zeilen zu benachrichtigen. — In wenigen Minnten ſtand er in dem Kreiſe der Glücklichen und begrüßte die frühere Beſchützerin ſeiner Liebe und Stifterin ſeiner glücklichen Ehe mit einer um ſo herzlicheren Theilnahme, als er von dem Geſchick hörte, das ſie ſo eben theils bedroht, theils betroffen. Er war vor wenigen Augenblicken aus Valentins Wohnung zurückgekehrt, und konnte durch das, was er dort erlebt, die Freude der hier Verſammelten nur erhöhen. „Der alte brave Soldat“, ſprach er lächelnd, „ſchwört darauf, die weiße Frau ſei ihm erſchienen, und — mehr als einmal! Nun, jetzt könnten wir ihm den Glauben wohl nehmen, und gelegentlich mag es wohl auch geſchehen, bisher aber war es ſo beſſer.“ —

Die Gegenwart des Obriſten hatte, obgleich er ohne Regiment und in andern Militäraufträgen dort war, noch die glückliche Folge, daß durch ſeine Vermittelung Eberhard ſeine

Wohnung im Schloßgarten wieder beziehen konnte, und ihm vollſtändiger Schutz gewährt wurde. Nun konnte auch der Gärtner ſeinerſeits den obdachloſen Gevatter mit ſeiner Familie aufnehmen; und der Pfarrer und der Obriſt ſorgten großmüthig für den Erſatz der Verluſte, die, wie groß für die Betroffenen, doch nicht allzuſchwer zu decken waren.

So blühte die Blume des Glücks und der Freude für Einzelne mitten in dem mit Gluth, Aſche und Verheerung erfüllten Krater des Krieges auf. Tauſende freilich ſeufzten nur unter Sorge, Angſt und Qual, und flehten um Erlöſung. Für Berlin und die nächſte Umgegend trat dieſe ſchon nach drei Tagen ein. Am 12. Oktober verließen die Feinde die Hauptſtadt, geſchreckt durch die Kunde von dem Heranziehen des Königs. Doch das Flehen der deutſchen Völker und Länder, die ſich nun ſchon im fünften Jahre unter der eiſernen Geißel des Krieges krümmten, blieb noch über zwei lange Jahre unerhört!

Vierte Abtheilung.

Sechszehntes Kapitel.

Es war ein düsterer Novembertag. Der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, die der rauhe Wind dahin jagte; bald schüttelten sie eisige Schlagregen, bald dichtes Schneegestöber auf die Erde hinunter. Der alte Knebelbart Ziethen ritt, in den blauen Mantel gewickelt, ernst, schweigend an der Spitze der Truppen. Er sprach kein Wort; sein scharfes blaublitzendes Auge blickte nach allen Seiten spähend umher, und oft hielt er die Hand gegen das Ohr, um zu lauschen, weil ihm dünkte, er höre Kanonendonner. Allein er schüttelte immer wieder den Kopf. Es war nichts: Der Wind sauste so hohl durch den Kiefernwald. „Wenn er nur herüberwärts wehte," meinte der Alte zu seinem Adjutanten, der neben ihm ritt, „aber der verfluchte Westwind ist vom Teufel! Ich kann hier nicht hören, wenn der König die Bataille anfängt!" Mit diesen Worten ritt er eine sandige, mit Fichtengebüsch bedeckte Anhöhe zur Seite hinan, und suchte eine Uebersicht des Terrains zu gewinnen. Aber es war wenig zu sehen; der Wald hemmte die Aussicht, und neblige Dünste, Regen, Schneegestöber kamen auch dazu.

Valentin, der mit seiner Section dicht am Pferde des Generals marschirte, hatte die mürrischen Worte gehört und dachte bei sich: „Nun, von unsren kleinen Schnurrpfeifereien

mit dem Kroatengeſindel wird der König wohl das Knallen gehört haben, wenn's auch kaum das Pulver werth geweſen iſt. — Hätten wir nur nicht den Umweg machen müſſen, wir wären dem Feinde wohl ſchon näher am Bart. — Wenn es aber noch ein paar Stunden dauert, ſo iſt die Nacht da, bevor wir einen öſterreichiſchen Pferdeſchwanz geſehen haben. — Es wäre verdammt, wenn wir nicht zur Bataille kämen!"

Solche Gedanken waren die des ganzen Corps; denn man hatte doch bereits drei Uhr Nachmittags und wußte auch, daß der König den Angriff befohlen und geſagt hatte: „Daun hat eine gute Stellung, aber er iſt in einen Sack geſperrt. Schlagen wir ihn, ſo iſt ſeine Armee gefangen, oder muß in der Elbe erſaufen. Schlägt er uns, ſo gehn wir Alle zu Grunde, und ich zuerſt. Der Krieg dauert mir zu lange; er muß auch Euch langweilig ſein. Morgen wollen wir ihm ein Ende machen!"

Ja, zu lange dauerte er freilich ſchon, ſelbſt den Soldaten, und ſelbſt ſo einem wie Valentin. Drum freute er ſich doppelt darauf, daß heute der Kehraus getanzt werden ſollte, und, es konnte nicht anders ſein, mit Glanz und Ehren. Schon aber fing Jeder an zu fürchten, daß es nicht mehr zur Schlacht kommen, und der Feind ſich nach ſeiner Gewohnheit zurückziehen werde, um ſich in neuen, feſten Stellungen zu erhalten.

Da — Alle wurden wie von einem elektriſchen Schlage durchzuckt, donnerte der mächtige Kanonengruß zur Linken und mit ſolcher Gewalt, daß keine Täuſchung möglich war.

„Der König hat die Bataille engagirt," rief der alte Ziethen den ihn umgebenden Offizieren zu, „wir müſſen Alles daran ſetzen, raſch heranzukommen, und unſern verdammten Aufenthalt einzubringen!"

Zugleich ſprengte der General mit mehreren Offizieren eine gute Strecke vor, einer Höhe zu, die endlich eine Ueber-

ſicht zu gewähren ſchien. Gleich darauf flogen von dort die Adjutanten nach verſchiedenen Seiten, die verſchiedenen Colonnen hinunter. Auch der Alte kam bald zurück: „Vorwärts, vorwärts, Kinder, ſonſt laufen uns die Feinde davon, ehe wir ſie zu ſehen bekommen haben.“

Dieſe Worte zündeten. Es wurde ordentlich ein Ruck in der Bewegung der Maſſen fühlbar. Aber das Terrain war ſchwierig; tiefer Sand, Sturzacker, halb gefroren, halb aufgeweicht, zuweilen Moraſt, Fichtengebüſch und dichtes Geſträuch, Hügel und Hohlwege. Der Sporn war aber immer dahinter, die Kanonade von der Seite des Königs her, die mit jeder Minute ſtärker wurde.

„Ich denke, man wird auf uns warten,“ ſprach Valentin zu ſeinem Nachbar im Gliede. „Die da drüben haben kein ſchlechtes Stück Arbeit. Mein Lebtag habe ich ſolch ein Feuern nicht gehört!“ — Es fing ſchon an zu dämmern. — Da endlich debouchirte die Colonne aus dem Walde und ſah das Schlachtfeld von Torgau vor ſich. Aber es mußte noch ein gutes Stück marſchirt werden, bevor man zum Kampf kommen konnte, denn geradezu ließ ſich nicht vorrücken. Weit hinüber zur Linken der Anrückenden wogte es über das ganze Feld, ſo weit man es im immer tiefer werdenden Dunkel überſehen konnte. Der rechte Flügel der Oeſterreicher war im furchtbarſten Gefecht. Eben griff die preußiſche Kavallerie an. „Blitz, wie die über's Feld jagen,“ rief Valentin mit muthfunkelnden Augen. „Das müſſen die Dragoner und Cüraſſiere unter dem Herzog von Holſtein ſein.“ Zu unterſcheiden waren die einzelnen Truppentheile nicht, wegen der zu großen Ferne; man ſah nur die Maſſenbewegung. Gleich einer ſchwarzen Gewitterwolke, vom Sturme gejagt, brauſte die Kavallerie des linken Flügels der Preußen durch das Feld; die Batterien auf den Höhen blitzten. Der Donner

erſchütterte die Erde, der Pulverdampf wölkte ſich zu einem ſchwarzblauen Gewitter über Wald und Höhen.

„Wenn wir nur erſt heran wären, um auch dabei zu ſein," dachte Valentin, während der Marſch immer beſchleunigter vorwärts ging. Aber noch mußte man durch eine waldige Senkung, die den Anblick des Schlachtfeldes wieder entzog. Man hörte nur noch den Donner der furchtbaren Artillerie, der jedoch allmählich ſchwächer wurde. Es war völlig dunkel, bevor die Marſchcolonne das Freie wieder erreichte. Da lag vor ihr ein brennendes Dorf und beleuchtete das Feld mit dem rothen Glanz ſeiner Flamme.

„Bei der Fackel ſehen wir, was wir zu thun haben," rief der Alte, der, von mehreren Commandeuren umgeben, vor die Front ritt. — „Das Dorf müſſen wir haben; es iſt Süptitz. Von der Höhe drüben müſſen wir ſie herunterſchmeißen."

Der Oberſt Möllendorf zeigte mit dem Degen auf eine Stelle in der Nähe des Dorfes. „Dort können wir zuverläſſig hinüber. Der Damm zwiſchen den Teichen iſt unbeſetzt!"

„Die Brigade Saldern ſoll dort vorrücken!" rief der General. Mit dieſem Befehl jagte ein Adjutant ventre à terre in's Feld.

Nicht fünf Minuten dauerte es, und die Brigade, bei der auch Valentin ſtand, war im Marſch. Im Sturmſchritt ging es gerade gegen das Dorf an, dann auf dem Damm vorwärts. Hier galt kein Feiern. Den Oeſterreichern leuchtete die Fackel des brennenden Dorfes auch, und ſie begegneten dem Angriff mit einem Kartätſchenfeuer, das dicht wie Hagelſchlag niederſchmetterte. Vorwärts, war hier die Loſung. Was fiel, fiel. — „Das iſt Euer Ziel, Soldaten," rief der General, als ſie über den Damm waren und deployirten, und zeigte mit dem Degen auf eine Redoute, die im röth-

lichen Wiederſchein der Flammen auf der Anhöhe lag. Die Redoute zeigte ſich aber beſſer ſelbſt, denn ihre Blitze flammten auf wie aus einer berſtenden Wetterwolke und gleich Donnerkeilen ſchlugen die Vollkugeln vor der Front auf den harten Boden und ſetzten ſauſend im Bogen ihren Lauf über die Reihen fort. „Wenn ſie nicht beſſer treffen können," rief Valentin ſeinen Leuten zu, „ſollen ſie uns nicht viel anhaben! Wir wollen ſie anders faſſen!" Die Trommeln wirbelten zum Sturm. — Drauf! — Der ſchwarze Strom ſchwoll reißend bergan. Die ſchweren Geſchütze konnten in dem tiefen Sand nicht folgen. Die Soldaten zogen ihre Regimentskanonen ſelbſt die Höhen hinan. Her- und hinüber krachte das Geſchütz, und reihenweiſe ſchmetterte es die Stürmenden nieder. Ueber der Redoute ſtand eine Pulverwolke, wie ein ſchwarzes Gebirge, und aus dem finſtern Krater brachen Donner und Blitze hervor. — Alles war in Rauch und Getöſe begraben; Trommeln, Kanonen, Schlachtgeſchrei dröhnten durcheinander. Der Strom des Schlachtgetümmels ſchwoll unaufhaltſam vorwärts; da ſtand er plötzlich; die Redoute war genommen, und „Victoria" ſchallte es laut von den Höhen durch die Nacht.

Siebzehntes Kapitel.

Und durch tiefe Nacht. Denn die leuchtende Fackel des in Flammen ſtehenden Dorfes war indeſſen tief heruntergebrannt, und glimmte nur noch in düſterrother Gluth durch die Herbſtnacht und ihren nebligen Schein. Genommen war die Redoute, erſtürmt die Höhen, aber theuer bezahlt! —

Die ganze Linie hinunter hatte der Kampf ſich beim Flammenſcheine entzündet, und hin- und herwogend mehrere

Stunden fortgedauert; doch war die Macht des Feindes gebrochen, und die tapferen Schaaren der Preußen behaupteten das Schlachtfeld.

Die Nacht verhüllte ihnen ſelbſt den Sieg. Niemand wußte, wie die Sachen auf der Seite, wo der König gefochten hatte, ſtanden. Die Finſterniß machte unſicher ſelbſt über die Hauptrichtungen; ſtäubende eiſige Regenſchauer verdichteten das Dunkel. In einzelnen Trupps verſprengt, durchirrten die Krieger das weite Schlachtfeld; oft ſtießen ſie unvermuthet auf Feinde, und der Kampf erneuerte ſich; oft kehrten gar befreundete Schaaren die Waffen gegeneinander. Endlich waren Alle todesmüde, und ſatt des Mordens. Kälte und Regen erſtarten die Glieder; und wie bei furchtbaren Schneeſtürmen in der Steppe ſelbſt der wilde Wolf ſich dem Hunde friedlich geſellt, wenn das Grauen vor den entfeſſelten Schrecken der Natur beide in die nämliche Felshöhle treibt: ſo geſellten ſich endlich auch hier die erbittertſten Feinde und ſchloſſen das vorübergehende Bündniß gegen die grauſameren Schrecken der eiſigen Regennacht, des Sturmes, des Hungers und der tödtlichen Erſchöpfung. Jetzt loderten hie und dort einzelne Lagerfeuer auf, dann bedeckte ſich die ganze Gegend damit; ſie ſammelten in den Schluchten und im Walde die zerſtreut auf dem Blutfeld Umherirrenden. — Zu dieſen gehörte auch Valentin, der, im Kampfgetümmel abgedrängt, in der Dunkelheit die Seinigen nicht wieder auffinden konnte. Drei Kameraden hatten ſich zu ihm geſellt, zwei davon verwundet, die ſich kaum noch ſchleppen konnten. Sie waren zuerſt auf ein Feuer geſtoßen, an welchem öſterreichiſche Rothmäntel lagerten; zum Glück erkannten ſie die Feinde noch zu rechter Zeit beim Auflodern der Flammen. — In der Beſorgniß, ganz unter Oeſterreicher zu gerathen, rieth Valentin eine weit abweichende Richtung an; ſie tappten in der Nacht durch einen Sturzacker, kamen an einen Hohlweg, in den die erſten hinab-

ſtürzten; mühſam kletterten ſie hindurch, und gelangten endlich, während ein mit Schnee gemiſchter Regenſchauer niederſtrömte, in ein Fichtengebüſch. Vor Kälte erſtarrt, von Hunger und Müdigkeit erſchöpft, vermochten ſie nicht weiter zu gehen.

„Es iſt vergeblich," ſprach einer der Verwundeten, „wir finden die Unſrigen nicht; ich kann nicht weiter; laßt uns hier ein Feuer anzünden und den Tag abwarten." Das thaten ſie; aber nur mit großer Mühe war das feuchte Holz in Brand zu bringen. Endlich loderte die erwärmende Flamme. „Ich glaube es bivouakirt Alles durch einander, Feind und Freund, und keiner weiß wer die Schlacht gewonnen hat!" hub einer an, als ſie ſich gelagert hatten.

„Oho!" rief Valentin, „wir haben doch die Höhen geſtürmt und behauptet! Das müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn wir die Schlacht nicht gewonnen hätten."

„Uns hat die ungariſche Kavallerie teufelmäßig zuſammengewettert," antwortete der Andere. „Ich weiß nicht, wo wir hingerathen wären, wenn nicht die Ziethen Huſaren uns aus der Patſche gehauen hätten. — Aber zwei Dritttheile von uns blieben liegen, und die Andern werden wohl nicht viel anders zu treffen ſein, als ich hier und mein Kamerad!" Er zeigte auf den anderen Verwundeten, der vom Blutverluſt bleich, vor Kälte ſchlotternd, ſich ächzend am Feuer krümmte. „Ich weiß nicht, ob wir die Schlacht gewonnen haben," fügte er nochmals hinzu.

„So jage ich mir eine Kugel durch den Kopf!" fuhr Valentin heraus. „Aber was iſt das?" unterbrach er die übereilte Rede. „Horch doch! — Was kommt dort durch den Wald?" Wie der Blitz hatte er trotz ſeiner tödtlichen Ermattung das Gewehr zur Hand, und die andern folgten ſeinem Beiſpiel. Es kamen Soldaten durch das Gebüſch auf das Feuer zu. „Wer da!" rief Valentin, „ſteht, oder ich gebe Feuer! Freund oder Feind!"

„Gut Freund!“ rief eine rauhe Stimme. „Wer ſeid Ihr?“

„Preußen!“ antwortete Valentin und ſah ſcharf hin.

Die Ankömmlinge ſtutzten; es entſtand ein Murmeln unter ihnen. Beim Scheine der Flamme konnte Valentin jetzt ſehen, daß es ihrer drei waren, doch er erkannte ſie als Oeſterreicher. Wir ſind unſerer vier, dachte er, aber zwei Verwundete. Was könnte herauskommen, wenn wir gegen einander gingen? Ein gräuliches Abſchlachten, was zu nichts hülfe. — —

Genug, er rief ihnen zu: „Ihr ſeid Oeſterreicher, ich ſehe es. Aber die Bataille iſt aus. Wir haben Zeit genug, ſie morgen wieder anzufangen, jeder bei ſeinem Corps. Ich biete Euch Waffenſtillſtand an. Kommt an unſer Feuer, die Nacht iſt grimmig für Freund und Feind!“

„Angenommen! Waffenſtillſtand!“ antwortete der Vorderſte.

„Halt! Noch eins!“ begann Valentin nochmals. „Wir wollen Capitulation ſchließen. Keiner weiß wer die Schlacht gewonnen hat. Wer zur geſchlagenen Armee gehört, ergibt ſich, wenn der Tag es ausweiſt, dem Anderen zum Kriegsgefangenen!“

Er hoffte zu gewiß, daß die Preußen geſiegt hätten; darum glaubte er den Vorſchlag getroſt machen zu können.

Der Oeſterreicher antwortete: „Meinethalben.“

„Nun, ſo lagert Euch zu uns. Wir theilen was wir haben,“ verſetzte Valentin.

Die Oeſterreicher traten nun dicht heran. Der Vorderſte kam auf Valentin zu, der ihm die Hand entgegenſtreckte. Da, als Beiden die Flamme hell in's Geſicht leuchtete, fuhren ſie beide zurück. Der Oeſterreicher rief: „Teufel!“ Valentin: „Herr Gott!“ — Es war Brandloff!

Bei dem Anblick des ruchloſen Kerls war es ihm, als ob er auf eine Klapperſchlange getreten hätte. Brandloff ſchien auch nicht ganz wohl zu Muthe ſein, doch er raffte

ſeine ganze Frechheit zuſammen. „Wir haben Waffenſtillſtand und Capitulation geſchloſſen," ſprach er, „ein Hundsfott, der ſie nicht hält!"

Valentin knirſchte mit den Zähnen, doch er bezwang ſich. „Gut," ſagte er, „die Capitulation iſt feſt, und bleibt es, der Kameraden wegen. Doch das ſage ich Dir, treffe ich Dich ſonſt wo wieder, ſo heißt's: Du oder ich!"

„Meinethalben," murmelte Brandloff, halb ergrimmt, halb ſcheu, und ſtreckte ſich am Feuer nieder. —

Valentin that desgleichen, aber auf der andern Seite der Flamme.

So klammerte das eiſerne Band der Noth auch ſolche Feinde aneinander! — Die Nacht ſchlug ihren ſchwarzen, eiſigen Mantel um Haß und Liebe! — — Eine harte Brodrinde, ein letzter Schluck Branntwein war Alles, was die Erſchöpften zu theilen hatten. Die Todesmüdigkeit und Kälte, gegen die das ſchlecht brennende, ſtark rauchende Feuer von jungem, durchnäßten Holz nur ein ohnmächtiges Mittel war, überwältigte bald den Hunger. Anfangs bebten und ſchlotterten ſie vor Froſt; allmählig erſtarrten die Glieder; Alle ſanken in Schlaf oder vielmehr in Betäubung. — Nur Valentin nicht. Seine innere Aufregung, dem Menſchen gegenüber, der ſich eines ſo furchtbaren Verbrechens gegen ſein Theuerſtes ſchuldig gemacht hatte, ließ ihm nicht Raſt. Und er traute ihm nicht, denn er hatte gemerkt, daß er mit ſeinem Nachbar am Feuer, einem Kerl von gleich ruchloſem Anſehen, mehrmals geflüſtert und Blicke gewechſelt hatte. Er beobachtete ihn daher, während er ſich ſelbſt ſchlafend ſtellte, und hatte ſich das Gewehr zur Hand gelegt.

Wirklich; nach einigen Minuten richtete ſich Brandloff auf, ſtieß ſeinen Nachbar an, der eben ſo wenig ſchlief, und murmelte ihm leiſe, aber doch ſo, daß Valentin es verſtand, die Worte zu: „Nun iſt's Zeit." Im gleichen Augenblick ſah

er Beide ihre Meſſer ziehen. Das war genug. Im Nu hatte Valentin ſein geladenes Gewehr in der Hand, und bevor Brandloff nur ahnte, daß ihm Gefahr drohe, krachte der Schuß, und er lag am Boden.

„Mörder! Hund!" ſchrie Valentin mit furchtbarer Stimme, und ſein Spießgeſell, im Bewußtſein ſeiner Schuld, ſprang auf, wie vom Böſen gejagt, und flüchtete in den Wald. — Allein zu Valentins grauſender Verwunderung regte ſich von den Uebrigen kein einziger. War ein einzelner Gewehrſchuß nach dem betäubenden Geſchützdonner des Tages ſo etwas Gewöhnliches, daß Keiner den Knall beachtete? Oder war die Erſchöpfung ſo groß, daß auch keine Gefahr mehr auf die Todesmüden gewirkt hätte? — Valentin verſuchte ſeine Kameraden wach zu rütteln — vergeblich. Sie taumelten einen Augenblick auf, und fielen dann, gleich Trunkenen, wieder zurück.

„Hm! ſteht es ſo?" dachte er, „ſo werden ihrer nicht Viele morgen wieder hier aufſtehen! — Die Kälte iſt auch zu ſchaurig! — Mich fröſtelt ſelbſt bis in's Gebein! — So muß ich denn allein die Feuerwache machen, daß wir nicht Alle umkommen. „Wenn nur der . . . . er ſtarrte Brandloff an, „nicht dort läge! Sein Geſicht iſt verzerrt, daß er ausſieht, wie ein grinſender Satan!" — Sein Schauder vor Leichen erwachte; er war ſo gut wie ganz allein hier, unter fünf Leichen, doch nur die Brandloffs erregte ihm ein Grauſen. „Er hat verrucht über Alles geſpottet", dachte er, „in ſeiner Nähe iſt nicht gut ſein! Aber ich kann ihn nicht mehr fortſchleppen, — ich bin zu matt — ich mag ihn auch nicht anrühren!" Unter dieſen Gedanken rieſelte ihm auch noch ein anderer Froſt über den Rücken, als der des Eis-Nachtwindes.

Er raffte ſich zuſammen, rüttete ſich aus der kalten Erſtarrung auf, die ihn ſchon gefaßt hatte, und warf neues Holz in die Flamme. — Er that es noch ein paar Mal; immer ſchwerer wurde es ihm, ſich wach zu halten. — Und wie er

nun ſtumm, in der Todtenſtille des Waldes, vor der Flamme ſaß und hineinſtarrte, da wurden auch ihm endlich die Augenlider zu ſchwer, und ſanken herab. — Der Tod des Erſtarrens, der in dieſer ſchauervollen Nacht, ſchrecklicher als die Schlacht ſelbſt, viele Hunderte dahin raffte, ſchwebte unabwendbar auch über ſeinem Haupte! —

Achtzehntes Kapitel.

Wie gelähmt und erſtarrt ſich Valentin fühlte, ganz war die Lebensflamme doch noch nicht in ihm erſtorben. Ein paar dicke knorrige Aeſte, die er noch zuletzt in die Flammen geworfen, nährten die Gluth und ſo den Funken ſeines Lebens durch die dürftige Gabe der Wärme, die ſie dem Schlafenden ſpendeten. Und ſeine ſchweren Gedanken, die innern Wogen ſeiner Bruſt hielten das Leben noch wach in ihm. Er träumte ſchreckenvoll, wie im Fieber. Mit verzerrtem Geſicht ſtand Brandloff vor ihm, und ſtarrte ihn an: „Du glaubſt an Geſpenſter und Kobolde, und an die weiße Frau!“ rief er mit höhnendem Grinſen. „Du Memme!“ Aber hinter Brandloff ſtand die weiße Frau, tief verhüllt, und drohte mit erhobener Hand. — Dann ſah er ſeine eigene Frau, ſeine Louiſe, wie Brandloff ſie bei den Haaren fortſchleifte. Er ſtöhnte ſchwer im grauenvollen Traum. Da ſtand die weiße Frau wieder dicht vor ihm und ſprach: „Ich werde Dich ſchützen.“ Und er reichte ihr die Hand mit dem Ringe, er fühlte, daß ſie ſie erfaßte, allein plötzlich verwandelte ſie ſich in ein graus Scheuſal und riß ihm an dem Finger, als wollte ſie ihn ausreißen. — Jetzt erwachte er wirklich, aber er war noch in halber Schlafbetäubung und wußte nicht, ob er wache oder träume. — Eine

dunkle Geſtalt ſtand vor ihm und hatte ſeine Hand wie mit Krallen gepackt. — Eine zweite Geſtalt ſchwebte wie ein Schatten dahinter — er hörte murmelnde Stimmen, — zugleich Aechzen und Wimmern, da unterſchied er die Worte: „Der lebt noch!“ — „Was kümmert das uns, den Ring müſſen wir doch haben!“ Zugleich empfand er einen ſcharfen, brennenden Schmerz in dem Finger, das durchfuhr ihn wie ein elektriſcher Funke, er ſchrie auf, — mit Eins war er völlig wach, fuhr empor. — Da ſah er wirklich zwei graue, vermummte Geſtalten, wie Geſpenſter, in dem matten Schimmer der Gluth ſich bewegen, die ſich, als er emporſprang, über ihn werfen wollten. Es waren zwei jener ſcheußlichen Weiber, welche die Habſucht bis auf die Schlachtfelder führt, um die Todten und die Verwundeten mitleidslos auszuplündern. Doch als Valentin ſah und fühlte, als er empfand, daß er es mit Weſen von Fleiſch und Bein zu thun hatte, da war er wieder der Alte. Er packte die nächſte mit Löwengrimm und ſchleuderte ſie zu Boden. Die Andere, die weder Luſt hatte, für ihre Habſucht noch für ihre Geſellin etwas zu wagen, ſprang mit Geheul in's Dickicht. —

Valentin trat das entmenſchte Weib, das vor ihm auf dem Boden lag, mit Füßen. Sie wand und krümmte ſich, raffte ſich endlich auf, und flüchtete gleichfalls. „Fort mit Dir in die Hölle!“ rief er ihr nach.

Und jetzt ſahe er, was ihm geſchehen war. Seine Hand war ganz blutig. Die Megäre hatte ihm, als der Ring nicht ſogleich herunter wollte, den Finger abſchneiden wollen. „Du hölliſcher Satan!“ dachte Valentin, „aber ſie hat Dich gerettet. Du wäreſt hier erfroren!“ —

„Nein, der Ring hat mich gerettet!“ rief er plötzlich mit bewegter Stimme. „Er hat Wort gehalten! Er hat mich beſchützt.“

Aber iſt denn das Alles bloßer Traum geweſen? —

Habe ich denn nicht die weiße Frau — oder wäre das Alles — ſeltſam, ſeltſam!“ — Seine Gedanken verwirrten ſich faſt, allein Gefahr und Noth des Augenblicks geſtatteten kein langes Grübeln. Er rüttelte ſeine Kameraden, — es war vergeblich, Alle erſtarrt! — Er warf neues Holz in die Gluth, daß das Feuer hell auflohderte, und verſuchte es dann abermals, ſie zu wecken. Umſonſt! Es war zu ſpät! „Der Ring, der Ring“, dachte er nun wieder, „und die ihn dir gegeben — das war deine Rettung! Hätte man ihn dir nicht rauben wollen, war dein Leben dahin!“ — Und wiederum gingen Wirklichkeit und Traumgeſicht in verwirrender Miſchung an ihm vorüber. Er ſuchte zu ſondern, was er erlebt und was er geträumt. — Sein Blick fiel immer wieder auf's Brandloff's Leiche! Das war doch eine Wirklichkeit.

„Warum habe ich dich niederſchießen müſſen“, dachte er, und es überlief ihn ſchauernd, „dieſe Eis-Nacht hätte Dich auch kalt gemacht!“ — Die Flamme beleuchtete das Geſicht des Todten. Valentin ſtarrte unbeweglich darauf hin. Eben ſo verzerrt war es ihm im Traum erſchienen, als die weiße Frau hinter ihm ſtand. Er ſchreckte unwillkührlich zuſammen, und blickte ſcheu um ſich, ob ſie nicht noch irgendwo ſichtbar ſei.

„Nein, ich kann hier nicht länger bleiben!“ rief er endlich aus. „Es geſchehe, was da wolle, — hier werde ich toll.“ — Und er raffte ſeine ganze Kraft, durch die kurze Raſt doch etwas erfriſcht, zuſammen, wickelte ſich dicht in den Mantel und ſchritt allein durch den finſtern Wald. Er fand, nachdem er ſich einige Minuten durch das Dickicht gekämpft hatte, unvermuthet einen Weg. Dieſen verfolgte er. Ueber zwei Stunden ging oder ſchlich er, abwechſelnd ruhend, im Walde hin, dann gelangte er in's Freie. Die erſten Schimmer der Dämmerung zeigten ſich bleich im Oſten. Doch war von der Gegend ſchon ſo viel zu erkennen, daß er unfern vor ſich ein Dorf ſah. Er entdeckte mehrere Feuer; lagerte aber

Freund oder Feind daran? Es blieb ihm keine Wahl, er mußte vor Erschöpfung und Kälte umkommen, oder es wagen darauf zuzugehen. Vorsichtig näherte er sich dem, welches zuerst zu erreichen war. Niederes Gebüsch deckte ihn, bis er fast heran war. Einige Mann waren gelagert. Er schlich leise heran. Welche Freude! Es waren Preußen! Einer richtete sich auf, als er Valentins Schritte hörte. — „Wer da?" — „Gut Freund! Ein Landsmann!" — Sie reichten einander die Hände.

„Wie steht's, Kamerad, haben wir gesiegt?" war Valentins erste Frage.

„Ich glaube nicht", antwortete der Soldat düster. „Der König ist verwundet. Er liegt drunten im Dorf, in der Kirche."

„Der König verwundet? — gefährlich?" rief Valentin und bebte.

„Es scheint wohl! Man hat ihn vom Pferde stürzen sehen."

„Wie heißt das Dorf?"

„Elsnich."

„Ich muß hinunter!" rief Valentin, und schritt vorwärts.

Mit der ersten Dämmerung war er am Eingang. Die Vorposten ließen ihn ungehindert durch, denn im Dorfe sammelten sich alle Versprengte.

Auch hier war Alles todtenstill, wie auf einem Kirchhof. Gesunde und Verwundete, die nicht mehr in den Häusern hatten unterkommen können, lagerten an Feuern, die halb verglimmten; die Uebermüdung hatte Alles besiegt.

Nur Einzelne hörte Valentin leise stöhnen, wo er dicht vorüberschritt; er eilte der Kirche zu, wo der König liegen sollte. Sie war noch einige hundert Schritte entfernt. Doch die Thür stand offen und Licht schimmerte daraus hervor. Hier war einige Bewegung. Leute gingen hin und wieder;

Offiziere ſtreiften vorüber. Einige kamen gerade auf Valentin zu; einer, tief in den Mantel gehüllt, einen Stock in der Hand, ſchritt voran. Er ſtand mehrmals ſtill, ſah nach den an dem Feuer Gelagerten und ſchien Anordnungen zu treffen. Bei einem Feuer blieb er ſtehen, daß er Valentin den Rücken zuwandte. Dieſer ging dicht heran, in der Abſicht, ſich bei den Offizieren nach dem Könige zu erkundigen. Indem traten mehrere andere Offiziere, in Mäntel gehüllt, aus einem Seitenweg zwiſchen zwei Gartenzäunen hervor. „Herr Gott — Vater Ziethen!“ rief Valentin freudig aus, als er den Voranſchreitenden erkannte. In dem nämlichen Augenblicke hatte ſich aber auch der erſte Offizier umgewendet — es war der König! „Ziethen!“ Mit dieſem Ruf empfing er den Kommenden und breitete die Arme aus; und die Helden lagen einander an der Bruſt. „Ziethen, Er hat die Schlacht gewonnen“, ſprach der König mit unbeſchreiblichem Ton des wärmſten Dankes. Er wollte noch mehr ſagen, doch er vermochte es nicht, er weinte laut in der Umarmung des ergrauten Helden.

Alle, welchen dieſer Anblick zu Theil wurde, waren im tiefſten Herzen erſchüttert. Valentin vermochte ſein treues, vaterländiſches Herz nicht zu bezwingen. Auch ſeine Thränen brachen hervor, heilige Dank- und Freudenthränen; im Innern jauchzte es in ſeiner Bruſt und laut rief er aus: „Victoria! Wir haben geſiegt! Unſer König lebt! Nun will ich mit Freuden ſterben!“

Neunzehntes Kapitel.

Zwar, die Schlacht von Torgau, obwohl die letzte, die der große heldenmüthige König ſelbſt lieferte, hatte den Krieg

nicht, wie er hoffte, beendigt; doch das nächste Jahr führte dieſem Ziele zu, und fünfzehn Monden ſpäter ertönte endlich der Welt das heißerſehnte Wort: Friede!

Wohl hatten die, welche in ſieben ſchweren Jahren um dieſen Preis gekämpft, es verdient, daß der fernere Strom ihres Lebens in ruhigen Wellen dahin ziehe; ſo auch Valentin, der die drei Kriege durchgekämpft, und ein volles Vierteljahrhundert die Waffen mit Ehren getragen hatte.

Und die Friedensſonne ſchien ihm mild. — Das überall beobachtende Auge des Königs hatte ihn geſehen, in jenem Augenblick nach der Torgauer Schlacht, wo ſein volles Herz in vaterländiſcher Freude überfloß! Der König vergaß den Namen des Unteroffiziers nicht, der ſo empfand; und da die eingeſandten Berichte über ihn auch nur meldeten, daß er ſein Lebelang ſolcher Geſinnung entſprechend gehandelt habe, wurde ihm ein warmer Sonnenſtrahl der Königlichen Gunſt zu Theil. — Als Offizier ſchied er aus dem Heere; er zählte mehr Wunden als Kriegsjahre; es wurde ihm vergönnt, ihrer in behaglicher Weiſe zu pflegen und ſeine Kinder um ſich blühen und wachſen und ſeine liebſten Hoffnungen erfüllen zu ſehen.

Er war, nach ſo langem kriegeriſchen Treiben und Verkehren dennoch der glücklichſte und ſanfteſte Mann im Frieden. Nur über Eins war nicht mit ihm zu ſprechen.

Die weiße Frau! Für ihn wandelte ſie um, obgleich ihm Liſette, — denn er verkehrte viel mit der Gärtnerfamilie in Charlottenburg, — immer wieder erzählt hatte, wie ſie damals den Lieutenant Veltheim unter dieſer Verkappung aus dem Schloß geſchafft hatte; wie demſelben ſogar unten am Portal von dem Wachtpoſten, dem den Glauben an die weiße Frau verſpottenden Brandloff, mit dem Bajonnet der Weg verſperrt worden war, den ihm jedoch ein voller Beutel bahnte, welchen Brandloff als Löſegeld und Brandſchatzung gern annahm, und ihn gleich darauf als Mittel zur eigenen

Deſertion benutzte. Alles das, ſo wie die Erklärung der Erſcheinung im Schloß zu Falkenberg, nahm Valentin nur kopfſchüttelnd hin und dachte: „Mag wahr ſein! Aber — iſt nicht immer drei Tage darauf etwas Wichtiges im Königlichen Hauſe geſchehen, wie dies ſtets von der weißen Frau verkündet wird? Wer weiß, ob ſie nicht unſichtbar mit vorübergeſchwebt iſt; denn ſie geht ja auch unſichtbar um. Und hat der Ring mich nicht ſichtlich beſchützt? — Ob ihn mir die Gärtnerfrau in die Taſche geſteckt hat oder nicht — die weiße Frau kann doch ihren Segen dazu gegeben haben. — Und wer hat mich denn geweckt in der grauſigen Nacht nach der Torgauer Schlacht? — Und endlich, wer weiß, ob ſie mir nicht noch einmal erſcheint!“ — Das waren Valentins Gegengründe, die er aber nur anfangs halb ausſprach, nachher verſchwieg, aber deſto entſchiedener dachte. Zank und Streit gab es darum doch nicht; jeder blieb innerlich bei ſeiner Meinung in der Sache, und bald war gar nicht mehr davon die Rede. —

Die Jahre verſtrichen. Das Haar auf Valentins Haupt wurde grau, und ſtarb ab. Aber ſein heiterer herzlicher Sinn behielt grüne Frühlingsblätter, und ſtarb nicht ab. Daß der Körper etwas vorzeitig alterte, der ſo harte Lebensarbeit gethan, war kein Wunder. Als ein Zweiundvierziger war er aus dem Kriegsſtande geſchieden, und zog die Invaliden-Uniform an. Nun hatte er auch dieſe etliche und zwanzig Jahre getragen, — und da war es kein Wunder, daß er und ſie zugleich abgetragen wurden.

Er blieb aber freundlich und mild, wenn er ſich auch nicht viel mehr aus dem ledernen Lehnſtuhl erhob in ſeinem fünfundſechzigſten Jahre. Er ließ ſich gern von ſeiner immer noch berührigen, immer dienſtwilligen Louiſe pflegen, und beſonders gern hatte er es, wenn ihm die Kinder den Lederſtuhl in's Gärtchen trugen und er ſich von der milden Sommerſonne beſcheinen laſſen konnte.

Univ. Bibl.

Da hatte er eines Tages eine große, sehr große Freude. — Der alte General Beltheim war mit seiner Gemahlin zum Besuch in Berlin bei ihren Verwandten, der gräflich Wartensleben'schen Familie; und sie besuchten den alten Valentin und sein Gärtchen auch. — Herzlich schüttelten die Kriegsleute einander die Hände und sprachen von der Kriegszeit und ihren wunderbaren Ereignissen und Fügungen; und die Generalin, die mit Lisetten gekommen war, gedachte ihrer Verlobung im Schloß, wo das alte Fräulein von Bredow ihr solche Angst gemacht hatte. Und sie sprachen davon, daß sie in wenigen Jahren ihre goldene Hochzeit feiern könnten, ja eine doppelgoldene Hochzeit, denn auch Lisettens fiel in das nämliche Jahr 1790.

„Nun, meine goldene Hochzeit werde ich nicht erleben", meinte Valentin, „denn damit hat es noch beinahe zwanzig Jahre Zeit; aber der Frau Generalin denke ich noch dazu zu gratuliren. Dazu brauche ich nur noch — wartet einmal — wir haben jetzt August."

„Nicht einmal volle vier Jahre", fiel die Generalin ein, „denn wir haben uns am 25. Julius verheirathet; aber Ihr müßt bei der Feier zugegen sein.

„Und der Herr Feldprediger Dörfer muß die goldene Trauung verrichten", rief Lisette — —

So glaubten sie. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Es kam anders. —

Hatte ihn das lange Gespräch, die lebhaften Erinnerungen aufgeregt, — aber schon am Abend war Valentin nicht ganz wohl. In der Nacht hatte er Fieber, und sprach viel seltsames Zeug. — Der Doktor Mursinna wurde geholt. — Seine Verordnungen aber schlugen nicht an; am andern Tage war Valentin kränker und am dritten schüttelte der Doktor ernsthaft den Kopf. — Zu Abend wurde es recht schlimm. Ganz zufällig kam Lisette noch Abends heran, und

da ſie hörte wie es ſtand, benachrichtigte ſie auch die Frau Generalin.

Wenn uns ein Menſch genommen werden ſoll, fühlen wir erſt recht, was er uns werth geweſen. Das fühlten der General und ſeine Frau, und ſie kamen noch ganz ſpät ſelbſt, um der armen Louiſe und den weinenden Kindern mit Troſt und wie irgend ſonſt beizuſtehen. Auch Liſette blieb dort.

Der Kranke ſprach viel. Die Schlachtnamen gingen ihm durch den Kopf! — Collin, — Leuthen, — Torgau! — Auch Brandloffs Name kam über ſeine Lippen. Dabei nahmen ſeine Züge einen wilden Ausdruck an. Plötzlich wurden ſie wieder ſanft, er lächelte, und ſchien ſehr glücklich. Seine Lippen bewegten ſich, — aber man hörte nicht was er ſprach. — Louiſe drückte ſich die Schürze vor die Augen und weinte bitterlich; Liſette trat abſeit vom Sterbelager und ſchluchzte. Die Generalin trat liebreich auf den Kranken zu und reichte ihm die Hand. Da öffnete er die Augen und ſtarrte ſie groß an, wie ſie in dem weißen Sommerkleide, mit dem leicht übergeworfenen weißen Shawl vor ihm ſtand. Er hielt ihre Hand feſt, — es ging, man ſah es an ſeinen Zügen, etwas ganz Eigenes in ſeiner Seele vor. — Haſtig fühlte er mit der Linken nach ſeiner Rechten, und faßte nach dem Ringe, den er noch immer trug. Ganz vernehmlich, daß es Alle hörten, ſprach er:

Ich werde Dich ſchützen,
Der Ring wird Dir nützen! —

dann ließ er die Hand ſinken und ganz leiſe hörte man noch die Worte ... „weiße... Frau“... damit war ſein letzter Athemzug dahin. — —

Seltſam genug war es! Drei Tage ſpäter, am 17. Auguſt, früh Morgens, ging die Botſchaft ein, die Aller Herzen mit tiefſter Erſchütterung und Trauer traf: Der große König war dahin geſchieden.

Eine Fügung Gottes.

Novelle.

Erſtes Kapitel. *)

„Siehſt Du? Siehſt Du, Jakob? Jetzt kommt die Alte!“ rief ein junger Burſch, der lang auf den Bauch hingeſtreckt am Rande einer jähen Felſenwand lag, deren Fuß das Meer mit ſchäumender Brandung ſchlug. Er wandte dabei den Kopf mit dem langen blonden Haar und den blauen blitzenden Augen halb zurück und aufwärts, zu ſeinem Kameraden, der hinter ihm auf der Felshöhe ſtand.

„Ich ſage Dir, dort in das Neſt!“ fuhr er fort, da dieſer nicht antwortete, und deutete mit dem Finger auf die Felswand unter ihm.

„Kann ſein, Erik! — aber was hilft es uns?“ antwortete der Andere verdrießlich. „Wer nicht ſelbſt fliegen kann, wie eine Eidergans, kommt doch nicht dahin!“

„Das wäre!“ rief Erik. Von der Wand gerad darüber läßt ſich hinkommen!“

„Wenn in der Mitte der Fels nicht ſo ausbauchte!“ antwortete Jakob mürriſch. „Wie wollen wir aber mit den Seilen hinüber? Und ginge es, ſo riſſen ſie am Ende an den ſcharfen Steinkanten, dann lägen wir tauſend Ellen tief unten, von der See zugedeckt!“

---

*) Um mich nicht mit fremden Federn zu ſchmücken, ſei hier die Erklärung vorangeſchickt, daß ich den Wendepunkt der gegenwärtigen Erzählung im vorletzten Kapitel einer Schilderung entnommen habe, welche in einem Döringſchen Roman, den ich vor vielen Jahren geleſen, und der, irre ich nicht, „das Kunſthaus“ betitelt iſt, epiſodiſch vorkommt. Der Bau der Novelle, die Ver- und Entwickelungen der Ereigniſſe, die Charaktere, ſind mein Eigenthum. L. Rellſtab.

„Du haſt nur nicht Luſt," antwortete Erik unmuthig, „aber auf dem Vorbug der Felſen ſind genug Stellen, wo man Fuß faſſen und gewiß auch neue Seile befeſtigen kann!" Er ſchob ſich dabei mit dem Oberkörper noch weiter vor, um den Fels, der ſich ſenkrecht unter ihm abklüftete; ja noch über die See hinaushing, weiter hinab zu überblicken.

„Ich ſehe drei, vier Stellen, wo es gewiß möglich iſt, lieber Jakob, — und da unten ſind zahlloſe Neſter! Wahrhaftig! Eben ſchlüpft wieder eine Muttergans aus dem Felſen! Sieh doch nur einmal!" rief er ungeduldig und eifrig, und wandte den Kopf abermals zurück und aufwärts zu dem Gefährten, daß ſein blondes Haar lang im Winde herabflatterte.

„Du wirſt noch von hier hinab ſtürzen," ſagte dieſer trocken. „Noch eine Hand breit vorwärts und Du ſchießeſt kopfüber. Wirklich war der kühne, eifrige Erik nahe daran, das Uebergewicht nach vorn zu bekommen, und dann lag er zerſchmettert in den Klippen der Brandung. Jakob ſchien die Gefahr ſeines Genoſſen mit ganz gleichgültigen Augen zu betrachten, denn er rührte nicht Hand nicht Fuß, um ihn etwa feſtzuhalten.

„Allein kann ich's freilich nicht ausführen," murrte Erik vor ſich hin, und ſchob ſich ein wenig zurück. „Und es wäre doch ſo ein ſchöner Fang! Das ganze Thal würde davon erzählen!"

Da Jakob ſich nicht rührte, ſondern unbeweglich in die See hinaus ſtarrte, raffte ſich Erik auf, ſchüttelte und klopfte ſich die feuchte Erde, auf der er gelegen hatte, von den Kleidern, ſtreifte ſich das Haar wieder in Ordnung, und ſagte halb traurig, halb mürriſch:

„So wollen wir nach Haus!" dann ſetzte er ſich die rothwollene mit Bärenfell verbrämte Mütze auf, nahm ſeinen ſtarken Dornenſtock, der auf der Erde gelegen, auf, und drehte ſich nach der Richtung des Heimwegs um.

Jakob hatte gar nicht auf ihn geachtet, ſondern unverwandt in die See geblickt. Erik maß ihn mit ſeinen ſcharfen, blauen Augen, folgte dann ſelbſt der Richtung, in die Jakob ausſchaute, und fragte: „Guckſt Du nach dem Lübecker? — Was kümmert Dich denn der ſo viel?“

„Lübecker!“ warf Jakob hin, und fügte einen Ton hinzu, der halb wie Gelächter, halb wie bittrer Hohn klang. „Du glaubſt auch, der ſchwarzbraune Hallunke liege für die Lübecker Rheder hier im Fiord?“

„Nun die Flagge . . .“

„Die Flagge führt er freilich! Als ob nicht ein Jeder jegliche Flagge aufſtecken könnte, ſo gut wie einen grünen Zweig, den er vom nächſten Baum bricht! Kannſt Du Dir nicht eine Lübecker Flagge an die Mütze ſtecken?“

„Was ſollte er aber darunter haben, wenn er nicht mit rechter Flagge führe?“ fragte Erik verwundert und unſchuldig.

Jakob verzog ſein mürriſches Geſicht mit den tiefen, ſchmalgeſchlitzten Augen zu einem ſpöttiſchen Lächeln. „Da ſieht man, daß Du noch keine drei Stunden weit von Deines Vaters Haus den Wind gerochen haſt!“

„Ich?“ rief Erik auffallend. „In Bergen und Chriſtiania bin ich freilich noch nicht geweſen, worauf Du ſo ſtolz biſt, aber in See hinaus wohl weiter wie Du, und in mancher ſchweren Sturmnacht. Und auf den Felſen bis in die Schneekuppen, in den Rennthierſteppen, ſo weit nur ein Stück aus dem Thal weiden geht, denke ich, weiß ich Beſcheid, beſſer als Du!“

„Da lernt man auch Leute kennen,“ ſpöttelte Jakob, „wo einem in drei Tagen nicht zwei Menſchen begegnen.“

„Auch wohl in ſieben Tagen kein einziger!“ ſetzte Erik ſtolz hinzu, dem es für einen männlichen Ruhm galt, in den öden Wildniſſen ſich ſelbſt zu helfen und zurecht zu finden.

„Darum eben! Deßhalb verſtehſt Du Dich auch ſo auf die Menſchen!“

„Was iſt denn darauf zu verſtehen?“ fragte Erik unſchuldig. „Ich werde doch Einen vom Andern unterſcheiden können, ſo gut wie Du!“

Jakob pfiff; der pfeifende Wind trug den Ton gellend durch die Lüfte über die See.

„Ich denke, der Herr Lübecker hat gute Zeit an Bord ſeines Luggers zu gehen mit ſeiner Nußſchale von Boot,“ hub er an, als habe er mit ſeinem Pfiff das ganze Geſpräch in den Wind geblaſen und vergeſſen. „Da unten braut es in Wolken und Nebeln ſo grau, und braun, und gelb!“

„Es kommt ein Wetter, ja,“ beſtätigte Erik. — „Alſo willſt Du's nicht mit mir verſuchen?“ fragte er nochmals und warf einen faſt ſehnſüchtigen Blick in die furchtbare Tiefe nach der halben Höhe der Felſenwand, wo die Eidergänſe niſteten und im Sonnenglanz hin und her flatterten, daß das weiße Gefieder wie Silber heraufblitzte.

„Daß ich ein Narr wäre! meinen Hals an eine Hand voll Daunen zu ſetzen. — Wir wollen lieber eilen, daß wir nach Haus kommen, ſonſt werden wir noch naß. — Es wird auch heut wieder getanzt auf der Schenktenne!“

„Ich tanze nicht!“ murmelte Erik, „komm denn!“ Er wandte ſich um, heim zu gehen.

„Du biſt den flinken Mädeln noch zu klein,“ ſpöttelte Jakob. „Aber Deine Schweſter tanzt doch! Und am liebſten mit dem Lübecker.“

Erik antwortete nicht; die Rede verdroß ihn. Er dachte nur: „daß er zwei Jahr älter und einen Zoll größer iſt, als ich, das macht ihn ſo hochmüthig? Was iſt's denn? Ueber zwei Jahre bin ich ſo alt wie er, und über's Jahr wohl ſchon größer! — Und wenn ich auch noch nicht mit den Großen tanzen darf, die kleine Carlen tanzte doch gewiß mit mir!“ —

Es war Jakobs zwölfjährige Schweſter, die noch goldblonderes Haar und himmelblauere Augen hatte, als Erik, an die er dachte.

Jakob dachte an Eriks Schweſter, die ſchlanke, hochgewachſene Halgar, der die nußbraunen Zöpfe bis ans Knie reichten, und die der Biſchof von Drontheim, der einmal im Sommer ins Thal gekommen war, das Königskind Aslauga genannt hatte. —

Die Norweger kannten die alte Sage wohl, von dem ſchönen Haar derſelben, das ſie, obwohl ſie ganz unbekleidet war, doch züchtig einhüllte, wie mit einem ſeidenen Mantel, der bis an die Knöchel wallte.

„Deine Schweſter Halgar wird gewiß wieder mit dem Lübecker tanzen," hub er abermals an.

„Meinethalben," warf Erik hin.

„Weißt Du, daß ſie recht blaß ausſieht, ſeit einiger Zeit," fuhr Jakob fort.

„Ich kümmere mich nicht darum!" ſchmollte Erik, dem Jakob immer widerwärtiger wurde. Denn er hatte ein ſo eigenes tückiſches Lächeln auf den gekniffenen Lippen, während er ſprach, daß es ausſah, als wolle er Erik damit reizen, oder als denke er an irgend etwas ganz Anderes, Böſes, als das, wovon er redete.

Im Grunde aber kümmerte Erik ſich auch nicht darum, wie ſeine Schweſter ausſah. Er hatte kein Auge dafür. Im Haus war er wenig; draußen auf der See aber, als Fiſcher zwiſchen den Klippen, oder auf der Rennthierweide! Was Halgar that, ſah er oft wohl in acht Tagen nicht, denn er war fort ehe ſie aufſtand, und kehrte wieder, wenn ſie ſchon ſchlief.

„Ich weiß nicht, was Du mir vom Tanzen und von meiner Schweſter ſchwatzeſt," ſagte er endlich, da Jakob aufs Neue davon anfing. „Laß die Mädchen tanzen.

Es wäre beſſer, Du entſchlöſſeſt Dich, die reichen Neſter mit mir auszuheben. Aber ich glaube, Du biſt zu furchtſam!"

„Ich bin klüger wie Du," antwortete Jakob, und verbiß ſichtlich ſeinen Verdruß. „Weshalb ich immer vom Tanzen ſpreche? Weil Deine Schweſter mich ſchnöde abgewieſen hat, letzthin, als der Lübecker wohl zehnmal mit ihr getanzt hat! Dieſer Lübecker! Ich glaube, er iſt ein Seeräuber!"

„Sie kann doch tanzen mit wem ſie Luſt hat? Biſt Du denn ſchon ein Mann?"

„Ich bin ſiebzehn Jahre geweſen auf Martini."

„Du mußt aber noch einen halben Kopf wachſen! Ich werde auf Michaelis ſechszehn, und biſt Du denn größer als ich?"

„Ich mag aber nicht abgewieſen ſein!"

„Darum kümmerſt Du Dich? Halgar iſt achtzehn Jahre, und wenn ein Mädchen erſt ſechszehn iſt, ſo iſt ſie ſo weit wie ein Burſch von einundzwanzigen. Sie darf heirathen und Du nicht, ſo wenig wie ich."

„Heirathen!" murmelte Jakob, und unter den unverſtändlichen Reden, die er vor ſich hin ſprach, hörte Erik nur noch, daß er wieder den Lübecker auf der Zunge hatte.

Was er ſich nur um den bekümmert, dachte der argloſe Erik. Er wird doch bald in See ſtechen. Es iſt Ende Mai, und die Landſeen im Gebirg thauen ſchon auf, da wird auch er nicht lange mehr im Fiord liegen. —

Dies waren ſeine Gedanken im Gehen. Inzwiſchen hatten Beide eine gute Stunde Weges abwärts gemacht, und befanden ſich in einem ſchmalen Felſenthal, durch welches der ſteile Weg in das Hauptthal führte, wo meiſt hart an dem wild rauſchenden Fluß die Gehöfte zerſtreut auf den ſicheren Uferhöhen oder entfernter davon in den Hügelſenkungen lagen, die Windſchutz gaben.

„Sieh, was der Schlott noch für eine Schneedecke

hat," ſprach Erik, als ſie ein Stück weiter gegangen waren und ſich in einer tiefen engen Schlucht befanden, über die der Felskegel, zu dem er mit der Hand hinaufzeigte, drohend herabhing. Er glich einem rieſenhaften Schornſtein, — daher ſein Name — der ſich oben wie ein Dach abſchrägte. Der Fels war aus mehreren gigantiſchen Blöcken über einander gethürmt und dadurch gewiſſermaßen in Stockwerke abgetheilt. Jakob ſah hinauf und antwortete: „Der Schnee wird wohl in ein paar Tagen herunter kommen; wenn nur nicht das ganze Obergeſtock mit herabſtürzt!"

„Hat der Fels ſchon ſo viele Jahre hier übergehangen," antwortete Erik, „ſo hängt er auch wohl noch geraume Zeit. Mein Großvater hat mir auch erzählt, daß ſchon, wie er ein Knabe war, immer die Rede war, wenn nur der Schlott nicht einſtürzt. — Allein der Schnee könnte wohl bald herunter kommen."

„Hm!" ſchüttelte Jakob den Kopf, „mir ſieht es aus, als ob das obere Stockwerk ſich alle Tage mehr über die Schlucht bückte. Auf ſo ſchrägem Dach hat der Schnee im vorigen Jahre nicht gelegen. Mir däucht, er müßte mit einem Mal herunter und die ganze Schlucht verſchütten."

„Er wird langſam abſchmelzen wie in jedem Frühjahr," ſagte Erik, „wir werden's kaum merken."

„Wenn das Thauwaſſer unten durchſickert, oder falls gar ein warmer Regen kommt, ſo denke ich, muß die ganze Maſſe niedergleiten. Ich bleibe dabei, das Schlottdach hängt alle Jahr ſchräger ab, und in dieſem viel ſchräger als im vorigen!" war Jakobs Gegenrede.

Erik lachte. „So mach' nur, daß wir vorüber kommen, ſonſt ſchlägt er uns noch auf den Kopf. Du haſt auch davor Furcht, glaube ich, wie vor dem Neſterausnehmen!"

Sie waren inzwiſchen gerade unter dem Felſen; das Waſſer von dem droben ſchmelzenden Schnee rann wie von

einer Dachtraufe über den Felsrand herab. Der Bach im engen Thal war ganz angeſchwollen davon; ſie mußten bis an die Knöchel durchs Waſſer gehen, und wurden auch von oben naß.

„Das war ein Bad früh im Jahr," ſagte Erik lachend, als ſie aus der Traufe heraus waren und jenſeits über einen Fels kletterten, um den das Thal eine ſcharfe Biegung machte.

Sie waren eben um die Ecke geſchritten, als ſich plötzlich die Luft verfinſterte, wie wenn die Nacht mit einem Schlage einbräche. Ein heulendes Sauſen, als brauſten alle Stürme zugleich aus ihren Höhlen, tobte durch die Schluchten, ein Donnerſchlag erſcholl, ein furchtbares Krachen, als ob alle Felſen einbrächen, umdröhnte ſie, die Erde bebte, und eine unſichtbare Gewalt ſchleuderte Beide gleichzeitig zu Boden.

Zweites Kapitel.

Auf der Schenktenne ging es luſtig her. Ein Alter mit einem hölzernen rechten Bein, — er hatte ſein natürliches bei einem Sturz vom Maſt gebrochen, — ſtrich die Fidel, daß es nur ſo pfiff; ein Dutzend junge Burſche ſchwenkten ein Dutzend friſche Mädel im Tanz; die Alten ſaßen auf der ſchön geſchnitzten Holzbank, die um die Tenne lief, und ſchauten zu. Die Männer ſchwatzten, die Weiber noch mehr; die Pfeife und der Grogh dampften. Alle waren guter Dinge.

„Es iſt ein Blitzkerl, der Lübecker — wie heißt er doch?" — fragte der alte Tromſon, Jakobs Vater, der reichſte Bauer im Thal. „Helft mir doch darauf, Nachbar Weſterås."

„Curt Strombeck," antwortete der Gefragte, Eriks Vater.

„Er hat ein Auge auf Eure Halgar," raunte Tromſon ihm ins Ohr.

„Ah bah!" antwortete dieſer abweiſend.

„Läugnet's nur nicht, Nachbar! — Und warum ſollte er nicht? Es iſt ein ſchmuckes Mädel! Und der Lübecker ...."

„Er wird bald die Anker lichten, denke ich, Nachbar, und dazu will ich ihm Glück wünſchen," erwiederte Weſteräs. Seine Ladung Kabliau muß er nun haben, dann fort mit ihm!"

„Was? Wünſcht Ihr ihn wirklich ſo eilig fort?" fragte Tromſon verwundert.

Sie ſaßen beide etwas abgeſondert von den Uebrigen, daher ließ Weſteräs ſich weiter auf das Geſpräch ein.

„Was denkt Ihr wohl von mir, Gevatter?" fragte er; „daß ich ein unvernünftiger Mann wäre, der ſeine einzige herzensliebe Tochter mit einem Manne verheirathen ſollte, der keinen feſten Boden unter den Füßen hat? Ich bin nicht reich; kann ich hier einen Schwiegerſohn aufnehmen und ihm eine Wirthſchaft einrichten? Ja, wenn mein Hof ſchuldenfrei wäre; dann ließe er ſich allenfalls theilen. So nährt er mich ſpärlich, und wird auch meinen Erik nur ſpärlich nähren!"

„Aber hat denn der, ... der Lübecker — nicht auch das Seinige?" fragte Tromſon.

„Ich weiß es nicht und will nicht darnach fragen," antwortete der Alte finſter. „Wenn er's recht meinte, könnte er ja ſelbſt den Mund aufthun! Er hat's aber nur mit dem Mädel. Ich ſehe wohl, er ſticht ihr ins Auge, — er liegt ihr auch im Herzen, glaube ich. Denn ſeit etlichen vierzehn Tagen iſt ſie mir ſo ſtill, — ich hab' ſie beim Weinen überraſcht, das Mädel, das ſonſt immer ſo froh war, wie eine Lerche in der Morgenſonne!"

„Es iſt wahr, ſie ſah ein wenig blaß aus, als ſie kam. Jetzt iſt ſie aber wieder friſch und roth beim Tanz," bemerkte Tromſon.

„Er muß aber doch Reichsthaler im Säckel haben,“ fuhr Tromſon fort. „Er hat letzthin beim Tanz ſpendirt, und heute wieder.“

„Ein paar Dutzend Flaſchen Rum zum Grogh langt Einer wohl vom Schiff! Das verſchlägt nicht viel. Und es iſt die Art der Seeleute; ſie laſſen heut was drauf gehen und darben morgen. Die ſind wie Ebbe und Fluth! Das gefällt mir aber nicht. Wer ſein feſtes Gut und Beſitz hat, der wirthſchaftet nicht ſo ins Zeug hinein!“

„Wer weiß, was er daheim in Lübeck hat!“

„Wer weiß — ja, wer? — aber ich weiß es nicht. Und es änderte nichts. Hier müßte er's haben! Glaubt Ihr, daß ich mein einzig liebes Kind übers Meer ziehen ließe, auf Hunderte von Meilen? Und erführe nicht mehr, wie es ihr ginge, und könnte ihr nicht beiſpringen in Noth, ihr keinen Troſt geben im Leid? — Nein, Gevatter! Tanzen mögen ſie zuſammen, aber damit Holla!“

„Gebt nur Acht! Er rückt vielleicht bald mit der Sprache heraus. Solche junge Männer ſind ſcheu ....“

„Der iſt nicht ſcheu! Wär's ihm ſo ums Herz wie es, ſo dünkt mich, meiner armen Halgar iſt, — er hätte ſchon den Mund aufgethan. Zwei Monat hat er hier gelegen; da iſt Zeit zum Reden. Ich traue den Schiffern nicht, die kreuz und quer über die ganze See fahren! Die haben in jedem Hafen ihr Theil und nirgend recht. Eine Heimath kann man haben, die hat man lieb, aber nicht zehn, zwanzig.“

„Ihr ſolltet nichts gegen die Seeleute haben! Sind wir's doch ſelber auch!“

„O Gevatter! Das iſt etwas Anders,“ ſagte Weſteräs warm. „Wir wohnen am Strand. Wir ſind Seeleute, ja, aber Fiſcher nicht Schiffer! Wir verſtehen auch unſere Fahrt an den Küſten, zwiſchen den Skären in der toſenden Brandung. Die See ſchreckt uns nicht; ſie iſt am Ufer gefähr-

licher als draußen. Aber wir gehen nicht in die weite Wüſte, wo man Monden lang kein Küſtenſtreifchen ſieht. Da kann man kein Vaterland haben!"

„Ei, ich dächte doch, Nachbar!" rief Tromſon aus.

„Nein, Tromſon," fuhr Weſteräs fort, „wer Monden lang keine Heimath hat, der hat gar keine. Wir bleiben wohl auch über Nacht weg, fahren hinaus, bis wir den Strand nicht mehr ſehen, aber unſer Herz und Sinn bleibt am Ufer, wir freuen uns immer auf die Heimkehr! Die freuen ſich nur, daß es ins Weite geht. Uns iſt das Land ſo lieb wie das Waſſer und lieber; ſo wie es der liebe Herrgott will, der die Erde aus Land und Waſſer geſchaffen hat. — Nein, ich habe kein Vertrauen zu den wüſten Seefahrern!"

„Schade drum! Denn es iſt doch ein ſchmucker, kecker Burſch! der ..... der Lübecker! Laßt aber den Grogh nicht zu kalt werden, Nachbar, auf den er uns zu Gaſt geladen hat. Das Gute hat er doch wenigſtens, daß er uns einen guten Trunk einſchenkt. Da bringt Peter Alf," ſo hieß der Wirth, „wieder eine neue Kanne heran! Holla! Wirth! Peter! Schenk ein, hier!" rief er dem Wirth zu, der mit einer gewaltigen, blank geputzten Kanne am Henkel, die mit friſchem Grogh gefüllt war, eben aus der Küche kam.

„Gieß unſerm Nachbar Erikſon Weſteräs einmal wieder warm auf," ſagte er ſcherzend. „Sein Grogh friert."—

Eben ſchwieg der Fiedler. Halgar kam von ihrem Tänzer, dem Lübecker, oder Curt Strombeck begleitet, auf ihren Vater zu. Das ſchöne Mädchen war zwar vom Tanz etwas belebt, ſo daß ein wärmeres Roth ihre Wangen färbte; doch wer ſie genau anſah, vollends mit Vateraugen, wie Erikſon Weſteräs, bemerkte doch, daß ſie nicht ſo fröhlich und friſch ausſah, wie ſie nach dem munteren Tanze, in der fröhlichen Umgebung hätte ausſehen ſollen, wenn Alles in Ordnung geweſen wäre. Er dachte bei ſich ſelbſt: das arme Mädel

Aber kann ich ihr helfen? Wäre nur der Lübecker erſt wieder in See! — —

Claas Tromſon ſeinerſeits ſah auch den Lübecker an und dachte bei ſich ſelbſt: Was es doch für ein ſchmucker Kerl iſt! So dunkelbraune ſchöne Locken hab' ich mein Tag nicht geſehen. Und wie er ſtolz geht, und den Kopf mit der hohen Stirn trägt! Die Augen blitzen über ſeine Adlernaſe weg, ich glaube, er könnte ein Haus damit in Brand ſtecken. Vollends ſo ein Mädelherz! Ja, ich begreife es, daß die Dirnen nach ihm ſehen, wie nach der erſten Sonne im Frühjahr — — es iſt nicht die Halgar allein. —

„Laßt mich ein wenig neben Euch ſitzen, Vater," ſprach Halgar freundlich, aber mit halb gedämpfter Stimme, „ich bin müde!" —

„Müde? von dem Bischen Tanz?" fragte der Alte, und ſuchte ſeiner Beſorgniß einen ſcherzenden Ton zu geben. „Sonſt warſt du ja niemals müde!"

„Ja — ſonſt! — ich weiß nicht, wie es kommt!" entgegnete Halgar und ſetzte ſich.

„Der Geiger hat ein wenig raſch geſtrichen, alter Vater," ſagte Curt.

„Euch zu raſch?" fragte Tromſon, und ſah den Lübecker groß an, indem er halb verwundert, halb zweifelnd den Rauch ſeiner Pfeife in dichter Wolke aufwärts blies.

„Mir nicht! Aber wir ſind auch anderer Arbeit gewohnt!" antwortete der Seefahrer. — „Vater Weſteräs, Euer Glas iſt ja leer!" fuhr er abbrechend fort. — „He, Wirth! — den Grogh geb' ich zum Beſten. Da mögt Ihr wacker zuſprechen!" —

„Ihr gebt uns den Abſchiedstrunk?" fragte Weſteräs, und ließ es ruhig geſchehen, daß Peter Alf, der es zuvor verſäumt hatte, ihm wieder einſchenkte.

„Ich denke ja! Morgen muß ich in See gehen, wenn's der Wind zuläßt! Unſere Ladung wird heut voll! Meine Jungen bringen eben die letzten Fäſſer an Bord!"

„Der Wind iſt gut! Ihr mögt glückliche Fahrt haben,“ ſagte der Alte, und hielt Curt das Glas entgegen zum Anſtoßen. Er warf aber dabei einen Seitenblick auf ſeine Tochter. Sie war bleich geworden wie der Schnee auf den Fjellen. Das arme Mädchen, dachte er, — ſie härmt ſich wohl mehr als ich dachte! — Nun, wenn er nur erſt fort iſt, dann wird ſie's verwinden lernen. Es vergißt ſich ja Alles in der Welt... freilich wenn er wiederkäme!

Das waren ſeine traurigen Gedanken, während er mit Curt anſtieß und beide das Glas leerten.

„Ihr tanzt doch noch einmal mit mir, Jungfrau Halgar?“ fragte Curt mit einer leichten, geſchickten Verbeugung freundlich zu dieſer gewandt.

Halgar ſah ihn mit einem unbeſchreiblichen Blick an. Ihre Marmorbläſſe wurde plötzlich von einem dunkeln Glutſchimmer angehaucht, der ihr bis unter die Augen ſtieg. — „Es wird wohl nicht mehr angehen,“ erwiederte ſie leiſe. „Der Vater wird heim wollen, die Sonne geht ſchon unter!“

„Aber der Mond geht bald auf!“ antwortete Curt, und hielt die brennenden Augen bohrend auf Halgars Antlitz geheftet. „Er leuchtet ja hell genug zu Weg und Steg!“ Es ſchien, als ſollten ſeine Blicke Halgar noch etwas ſagen, ſo ſchaute er ſie an und bewegte die Wimpern.

„Laßt ſie nur ein wenig ausruhen, dann mag ſie immerhin noch einmal tanzen,“ ſagte der Vater gutmüthig. „Wir haben keine Noth, auch beim Mondſchein nach dem Hof zu kommen!“ ſetzte er lächelnd hinzu. Er dachte bei ſich: Gönne ihr die letzte Freude. Ein Tanz mehr ändert nichts an der Sache!—

„Holla! Horch!“ rief Tromſon und warf den Kopf in die Höhe. Alle lauſchten gleich ihm; es war urplötzlich todesſtill in dem eben ſo heitern Saal. Denn Alle hatten ſie einen gewaltigen, dumpfen Donnerſchlag vernommen, und es krachte noch lange nach; Fußboden und Fenſter zitterten.

„Was kann denn das ſein?“ fragte Curt zuerſt. „Das war ja, als ob eine Pulvermine geſprungen wäre?“

Alle liefen gegen die Fenſter und die Thür, um hinauszuſchauen nach der Richtung, woher der Schall gekommen war.

„Das kam von der See,“ meinte Tromſon.

„Nein, aus dem Gebirg,“ ſagte Weſteräs.

„Wenn's von der See kam, kann es nur ein Schiff ſein, das in die Luft geſprengt iſt!“ rief einer der Männer aus.

Curt ſtutzte einen Augenblick. Halgar that einen unwillkürlichen Ausruf und ſah ihn zitternd an.

„Nichts da! Mein Pulver iſt gut verwahrt, meine Jungen zu achtſam,“ antwortete er entſchieden. „Und man müßte ja Rauch ſehen!“ Es lag etwas Anſehengebietendes in der kurzen, ſichern Entſchloſſenheit ſeiner Antwort und dem ſcharfen, raſchen Urtheil. „Dort hinter dem Hügel liegt mein Schiff,“ fuhr er fort. „Wäre es aufgeflogen, würden ſchon die dichten ſchwarzen Wolken am Himmel ziehen.“ — Er ſah dabei immer Halgar an, die in auffallender Bewegung war.

„Ich behaupte, es muß eine ſtarke Lawine irgendwo in den Bergen geſtürzt ſein,“ ſagte der alte Weſteräs.

„Dazu iſt's noch zu früh, auf die Schneelager wirkt die Sonne noch nicht ſo ſcharf,“ meinte Tromſon.

„Doch vielleicht! An einzelnen Stellen hier oder da,“ entgegnete Weſteräs.

Der Vorfall hatte für den Augenblick die Luſt am Tanze unterbrochen. Einige waren hinausgegangen ins Freie, um ſich umzuſchauen, man ſah auch Leute, die auf dem Felde geweſen waren, herbeikommen, die gleichfalls verwundert über den Vorfall waren. Endlich ſammelten ſich Alle vor der Thür und fuhren fort, ihre Vermuthungen über das ſeltſame Ereigniß zu äußern.

Die Sonne ging unter. Sie leuchtete mit brennenden rothen Strahlen gerade auf das Haus. In den Fenſtern

flammte der Wiederſchein, daß ſie ausſahen wie die offenen Thüren eines Hochofens. —

Der Abendwind ſtrich kalt über die Felder.

„Ich denke, Freunde, wir gehen wieder hinein, hier wird's unkommlich," meinte Tromſon.

„Freilich!" ſtimmte Curt Strombeck bei, „der Grogh wird auch kalt! Fiedler, noch einen recht raſchen Schleifer! — Ihr werdet ja Alle wohl morgen erfahren, was der Lärm zu bedeuten hatte, und ich getröſte mich, es nicht zu hören. Der Windſtrich iſt gut, ich gehe vor Mitternacht in See. Wenn ich übers Jahr wiederkomme, könnt Ihr mir's erzählen. Jetzt laßt uns wieder tanzen und trinken." Alle fanden den Rath gut und gingen hinein. Curt legte die Hand um Halgars ſchlanken Wuchs und ſagte: „Nun, Ihr müßt mir doch Wort halten, Jungfrau?"

So betraten ſie die Tanztenne wieder. Nach wenigen Minuten ſpielte der Geiger wieder auf; die Jungen tanzten, die Alten tranken und ſcherzten, und fröhliches Geſchwirr der Freude ertönte rings umher.

Zwei Stunden waren vergangen. Peter Alf, der Wirth, ſchenkte immer fleißig Grogh ein, auf Curts Geheiß. Die Leute wurden immer fröhlicher, es ſchien, als ob ſie die ganze Nacht beiſammen bleiben wollten. Draußen war es ganz finſter geworden; der Mond ſteckte noch tief hinter den Bergen.

Dem alten Tromſon war es ſchon lange im Kopf herumgegangen, daß ſein Sohn Jakob, der, wenn er vom Wald zurück war, auch zum Tanze kommen wollte, immer noch ausblieb.

„Ob er nicht endlich kommen wird!" ſagte er verdrießlich, da eben ein neuer Tanz anfing. Er leerte ſein Glas auf einen Zug und ging hinaus. Nicht funfzig Schritt vom Hauſe begann ein dichtes Fichtengebüſch; der Weg, der hindurch

führte, theilte ſich gleich darauf in zwei, von denen der eine links dem Strand zulief, der andere rechts in die Berge. Tromſon ging bis an die Scheidungsſtelle. Er ſchaute den Weg rechts hinab und rief: „Jakob!“ — Keine Antwort.

Nur der Wind zog hohl durch die Baumwipfel, und von der Tenne her tönte das gedämpfte Geräuſch der Fröhlichen, untermiſcht mit einzelnen Lauten der Geige. — Noch eine kleine Strecke ging Tromſon weiter vor auf den Bergweg. Da war's ihm unter den Abſätzen des Windrauſchens, als höre er Schritte; er lauſchte. Sie kamen aber nicht von der Bergſeite, — es mußte auf dem andern Wege ſein. Er hörte ſprechen.

Der Weg ging kaum einen halben Steinwurf weit an ihm vorüber, nur durch leichtes Tannengebüſch getrennt. Tromſon ſah zwei dicht in Mäntel gehüllte Geſtalten zwiſchen den Gebüſchen hineilen.

Der Wind ſchwieg einen Augenblick. Eine tiefe männliche Stimme ſagte die Worte: „Was ſorgſt Du! Wir ſind ja bald wieder hier, und dann ſchlichtet ſich Alles!“ Der Wind erhob ſich wieder und er hörte nur noch den verhallenden Ton einer weiblichen Stimme, aber ohne Worte zu verſtehen.

Da ſchallte es auf dem Bergweg wie Tritte eines haſtig Herankommenden. — Das muß Jakob ſein, dachte Tromſon und rief laut deſſen Namen. „Ahoi, ahoi!“ hörte er wieder. Das iſt er, dachte er, und eilte, die Andern vergeſſend, ihm entgegen.

Drittes Kapitel.

Als ſie ſo recht mitten im Schleifer waren auf der Tenne, und der Geiger über die Seiten ſtrich, daß es nur ſo pfiff,

wurde haſtig die Thür aufgeriſſen, und Tromſon und Erik ſtürzten herein.

„Helft, Nachbarn, helft!“ rief Tromſon, „mein Sohn Jakob iſt verunglückt!“

„Erik! Wie ſiehſt du aus? Ganz voll Blut!“ rief faſt zu gleicher Zeit der alte Weſteräs, und hob erſchreckt die Hände über den Kopf.

„Wir wären auf ein Haar von dem Schneeſturz begraben worden,“ antwortete Erik, ganz außer Athem; der ſchwarze Schlott hat die Schneehaube abgeſchüttelt. Sie iſt in die Schlucht niedergegangen gerad' als wir vorbeigingen. Jakob hat den Fuß gebrochen!“

„Wir wollen mit einer Bahre hinaus! — Wir müſſen zu ihm! Wir wollen ihn holen!“ tönte der Ruf Vieler aus dem dichten Kreis, der ſich um Erik und Tromſon verſammelt hatte. Etliche junge Burſche beeilten ſich, eine Tragbahre in Stand zu ſetzen. Alte und junge Männer, Weiber und Mädchen umſtanden Erik, und verlangten, er ſolle erzählen. Auch der Fiedler war auf ſeinem Stelzfuß herbei gehinkt und wollte zuhören.

Erik erzählte. Es ſchauerte Allen kalt über den Leib, als ſie vernahmen, wie dicht am Rande des Verderbens beide junge Leute dahingegangen waren.

„Gottes Gnade war's, daß wir eben die Felsecke hinter uns hatten,“ ſagte Erik mit gen Himmel erhobenem Blick und Händen. „Fünf Schritte weniger, und wir wären zermalmt, daß Ihr kein Glied von uns wiedergefunden hättet! So faßte uns nur der Druck der Luft — aber er ſchleuderte uns zu Boden — Ihr ſeht, wie ich ausſehe — ich weiß nicht, wie lange wir ganz betäubt gelegen haben.“

Peter Alf war eben mit einer neuen Kanne Grogh und Anna, die Magd, mit einer Schüſſel Waſſer herbeige-

kommen und ſagte: waſch' Dir das Blut von der Stirn, Erik, und trink einen warmen Schluck auf den Schreck!"

Erik that beides haſtig. Dann fuhr er fort, da Alle ihn noch immer neugierig umdrängten: „Ich wachte erſt auf als ich Jakob ſo wimmern hörte. Er ächzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen!"

„Mein armer Junge!" rief Tromſon. „Eilt, eilt, daß die Bahre fertig wird!"

„Ich laſſe nur noch ein Paar Mooskiſſen und Bärendecken herunterbringen, daß er warm und weich liegt," antwortete Peter.

„Erzähle weiter, Erik," verlangten Mehrere.

„Ich raffte mich auf, ſo zerſchlagen wie ich war, — ich wollte ihn aufrichten, allein es ging nicht. Das linke Bein war entzwei; über dem Knöchel gebrochen. Er mußte liegen; da raffte ich denn Moos zuſammen, ſo viel ich konnte, machte ihm ein Lager, an der Stelle ſelbſt, und dort müſſen wir ihn holen. — Können wir bald fort?"

„Du darfſt nicht wieder hinaus, Erik," fiel ſein Vater ein. „Du biſt zu matt, wir wollen ihn ſchon holen!"

„Ja, ich bin freilich ganz zerſchlagen, Vater!"

Die Umſtehenden bedauerten ihn.

„Du kannſt hier bleiben," fing Weſteräs wieder an, „Dich ausruhen, bis wir wieder zurück ſind. Halgar iſt zwar ſchon daheim, ſie iſt eben fortgegangen, weil ihr unwohl geworden. Sie könnte Dich wohl auch pflegen, aber beſſer iſt's, Du bleibſt hier, bis ich wieder da bin, dann geleite ich Dich ſelbſt nach Hauſe!"

„Ihr braucht ja nicht ſelbſt mit hinaus zu gehen, Vater Weſteräs, wir ſind ja genug," ſagte einer der Burſche.

„Laßt das gut ſein! Iſt der Fuß gebrochen, ſo weiß ich damit beſſer Beſcheid, als Ihr, und kann gleich dort das Nöthigſte thun, damit es nicht zu ſchlimm wird."

„Ja, ja, Vater Weſteräs verſteht ſich darauf," meinten Andere, „es iſt gut, daß er mitgeht."

„Die Bahre iſt fertig!" rief ein junger Burſch durch die Thür.

Tromſon, Weſteräs, Alle, Jung und Alt, wollten mit hinaus aus Theilnahme für den Verunglückten, und aus Neugier, den Schneeſturz zu ſehen. Der Mond war nun auch herauf gekommen. Ein halbes Dutzend junger Burſche erbot ſich zum Tragen. Die Männer warfen die Mäntel über, die Frauen und Mädchen zogen die Pelzröcke an, denn die Nacht war, wenn auch eine Mainacht, norwegiſch rauh.

Bald verlor ſich der Zug im Walde.

Erik war zurückgeblieben; Peter Alf rückte ihm eine breite Bank an der Wand zurecht und ſagte: „Ich will Dir ein Mooskiſſen darauf legen; ſtreck' Dich aus, Jung; Du mußt Deine zerſchlagenen Glieder ruhen. Willſt Du auch noch ein Glas Grogh trinken?"

„Nein, Peter Alf, laßt es gut ſein; mir würde zu heiß werden, aber das weiche Lager ſoll mir lieb ſein!"

„Trink noch einmal, Jung," redete Peter zu. „Es koſtet nichts. Wir haben noch mehr als eine Kanne; der Lübecker hat Vorrath bereiten laſſen, ehe er fortging, und Alles iſt bezahlt!"

„Der Lübecker?" fragt Erik.

„Freilich! Er hat heut wieder den Trunk zum Beſten gegeben. Er geht die Nacht unter Segel. Vor einer halben Stunde iſt er von hier aufgebrochen. Er ſchlich ganz ſtill fort und ſagte nur noch: Schwatz' nicht davon auf der Tenne. Es ſoll ſich Niemand darum kümmern, daß ich gehe, es ſoll's keiner merken. Ich kann das Abſchiednehmen nicht leiden. So ging er, ganz in der Stille, und über dem Unfall hat vielleicht gar keiner wahrgenommen, daß er fort iſt. Sonſt hätten ſie ihm wohl ein Hoch gebracht und das Geleit in den

Wald gegeben; denn das ſchickt ſich doch ſo, wenn Einer etwas zum Beſten gegeben hat und in See ſticht!"

Erik hörte Peters Rede gleichgültig mit an; zuletzt hörte er gar nichts davon. Denn ſeine Gedanken waren ganz wo anders. Sie waren mit ſeinen Augen fortgeflogen, der Küchenthür zu, durch welche die kleine Carlen eingetreten war, und ſich erſt ein wenig furchtſam, neugierig auf der Tanztenne umſchaute, dann allmählig näher kam auf Erik zu.

„Du bluteſt ja wieder, Erik," ſagte ſie mit kindlich bedauerndem Ton, und nahm unbefangen ihr Tuch und trocknete ihm die Stirn ab.

„Ich wußte gar nicht, daß Du hier biſt," ſagte Erik mit freudigem Erſtaunen.

„Du haſt mich vorher nicht geſehen, als ſie ſich Alle um Dich drängten. Ich wollte dann mit hinaus zu Jakob, aber der Vater ſchickte mich zurück. Ich ſollte nicht fort in der Nacht." —

„Das iſt ja auch viel beſſer, liebe Carlen," antwortete Erik hoch erfreut, „der Weg iſt rauh und weit, die Nacht ſtürmiſch, Du hätteſt noch ein Unglück haben können!"

„Meinen Bruder hätte ich doch gern geſehen," erwiederte ſie.

„Sie werden Alle für ihn ſorgen, Dein und mein Vater ſind ja dabei und ſo viele Männer," beruhigte ſie Erik.

„Und nur die Schweſter fehlt!" ſagte die Kleine kopfſchüttelnd. „Haſt Du viel Schmerzen, Erik?" fragte ſie nach einigen Augenblicken.

„Nur ein wenig! Morgen wird Alles gut ſein!" antwortete er.

„So kann ich Dich doch heute pflegen. Soll ich Dir das Tuch um den Kopf binden?"

„Wenn Du willſt?" ſagte Erik und die blauen Augen leuchteten ihm doppelt hell vor Freuden. — Die kleine blonde Carlen war ſogleich emſig dabei, das Tuch ſorgfältig zu falten.

„Nun, Du haſt da einen guten kleinen Doktor um Dich, Erik," ſagte Peter lachend, „da kann ich meinen Geſchäften nachgehen. Aber Du mußt erſt ein Stück Leinwand zuſammengefaltet in kaltes Waſſer tauchen und das auf die wunde Stelle legen. Dann das Tuch darüber!"

„Ich habe ſchon die Leinwand mitgebracht," erwiederte Carlen. „Anna (es war der Name der Magd) hat ſie mir gegeben!"

„Wahrhaftig, Du biſt ein tapferer kleiner Feldſcheer!" rief Peter lachend aus; „drum mach' Deine Sache nur!"

Carlen hatte Alles mit ſorgfältiger Geſchicklichkeit vorbereitet, legte jetzt die kühlende Leinwand auf Eriks Stirnwunde und band ſie mit dem Tuch behutſam feſt.

„Wo ſeid Ihr denn eigentlich geweſen heut Nachmittag?" fragte ſie, während ſie den Knoten knüpfte.

„Auf der Sturmmauer droben; ich wollte Jakob bereden, mit mir die Neſter der Eidergänſe auszuheben, die an dem Strand bauen!" entgegnete Erik.

„Das habt Ihr doch nicht gethan!" rief Carlen erſchreckt. „Da iſt ja der alte Oloff verunglückt und er ſoll heut noch umgehen in ſtürmiſchen Nächten!"

Erik lächelte. „Du meinſt, das ſei gefährlich? Er könne uns ein Leid anthun?"

„Das nicht, denn er warnt ja nur, daß die Verwegenen nicht ſein eigenes Unglück haben. Aber Ihr könntet, wie er, hinabſtürzen!"

Erik ſchüttelte den Kopf. „Wenn wir vorſichtig ſind, nicht. Aber Jakob hatte keine Luſt!"

„Das war recht von ihm. Ich ſchaudere immer, wenn ich nur die Mauer ſehe, ob ich oben ſtehe oder unten, zur Ebbezeit. Es graut mir ſtets, wenn ich die ſchwindelnde Höhe hinab oder hinauf blicke!"

„Ja, hoch iſt die Wand," erwiederte Erik. „Weit über

zwei tauſend Schuh, und ſteil auch! Aber Eidervögel niſten da! Man könnte reich werden in einer Woche, wenn nur allen beizukommen wäre!" —

„Um die wenigen Eier und ein Paar Hände voll Dunen mußt Du nicht gottlos Dein Leben wagen, Erik," ſagte Carlen bittend und warnend.

„Ein Paar Hände? Viele, viele Säcke!" antwortete der muthige Knabe. „Wer das allein hätte, was dort zu holen iſt, wäre ein reicher Mann! Und doch iſt's mir nicht um die Beute! Aber das ganze Kirchſpiel würde davon reden, weil ſich ſeit dem verunglückten Oloff keiner mehr dorthin gewagt hat!"

„Weil die Sturmmauer im Bann iſt! — Nein Erik! Verſuche Gott nicht! Es iſt ein zu verwegenes Wagſtück!"

„Ich weiß gewiß, daß es gut ablaufen würde, wenn mir einer helfen wollte, der mit bis auf den Vorſprung hinabſtiege. Man darf nur keine Furcht und keinen Schwindel haben. Bis zum Vorſprung reichen die Seile. Dort muß man neue befeſtigen, dann kommt man gerade bis an die Spalten mit den Neſtern! — Wenn die Sonne warm ſcheint, fliegen Hunderte von Neſtmüttern hin und wieder, daß die Flügel ordentlich blitzen im Sonnenſtrahl."

„Von unten ſehen ſie aus wie ein Zug wilder Tauben, ſo klein!"

„Von oben auch! Die Tiefe abwärts zu ihnen iſt ſo groß als die Höhe aufwärts!"

„Hätte Jakob gewollt ..." ſagte er nach einigen Augenblicken, den Kopf wiegend, „ich hätte Dir eine Laſt Dunen mitgebracht, um Dir drei Betten zu füllen. Und die ſchönſten Eier dazu; jetzt iſt ja gerade die Zeit!"

„Du wärſt vielleicht hinabgeſtürzt und lägeſt zerſchmettert in der See!" rief Carlen und ſchauderte.

„Nein, nein!" entgegnete Erik zuverſichtlich, — „und

wären wir nicht beinahe Beide unterm ſchwarzen Schlott begraben worden?"

„Gottes Auge hat Euch überwacht", ſagte Carlen fromm dankbar, und erhob den Blick nach oben.

„Es iſt überall; auch am Abgrund der Sturmmauer wacht es über uns!" antwortete Erik.

So ſchwatzten die Beiden in kindlicher Unbefangenheit und Herzensliebe, und die Stunden vergingen ihnen wie Minuten.

Viertes Kapitel.

Mitternacht war vorüber. Peter Alf war in einem großen ledernen Lehnſtuhl, den er ſich hinter den Ofen gerückt hatte, eingenickt. Auch Erik ſchlief. Die kleine Carlen ſaß auf einer niedrigen gepolſterten Bank vor ſeinem Lager, und hatte ihre beiden Arme gekreuzt auf ſein Mooskiſſen und darauf ihr blondes Köpfchen gelegt. Auch ſie war feſt eingeſchlafen.

Da pochte es hart an die Thür. Die Schläfer fuhren empor.

„Macht auf, Peter, ſie kommen mit der Bahre! Macht auf, raſch!"

„Was giebts denn?" fragte Peter Alf ſchlaftrunken, rieb ſich die Augen, dehnte ſich, erhob ſich von ſeinem Lederſitz und ging ſchwerfällig der Thür zu. Während er die Riegel zurückzog und aufſchloß, ſagte eine Stimme draußen: „Jakob Tromſon ſoll erſt hier abgeſetzt werden; Vater Weſterås wird ihn beſſer verbinden, bevor er zu Tromſons Hauſe hinaufgetragen wird."

„Nur herein denn", lud Peter ein, indem er die Thür öffnete. Einige junge Burſche, die dem Zuge der Zurück-

kehrenden vorausgeeilt waren, traten ein. Die Mehrzahl derer, die mit hinausgegangen waren, hatten ſich ſchon auf verſchiedenen Wegen nach ihren Gehöften zerſtreut. Nur die, welche die Bahre trugen, und Tromſon und Weſteräs wollten noch nach der Schenke. Der Zug kam ſchon aus den Waldgebüſchen hervor.

Die kleine Carlen weinte, als ſie den Bruder leichenblaß, einem Todten ähnlich, hereintragen ſah. Der Schmerz des Beinbruchs und die lange Folter in der einſamen Lage unter dem kalten Nachthimmel hatten ihn ganz erſchöpft. Der alte Weſteräs, der Arzt und Chirurgus des halben Kirchſpiels war, verlangte, daß hier der Verband des Fußes ſorgfältiger hergeſtellt werde, als es draußen im Freien hätte geſchehen können. Die Schenke war das erſte Haus, das man von der Stätte des Unfalls her erreichen konnte. Bis zum Gehöft Tromſons war noch faſt eine Stunde mühſeligen Weges. Peter mußte Alles, was nöthig war, herbeiſchaffen. Linnen, warmes Waſſer, und was Weſteräs ſonſt bedurfte. Jakob ſtöhnte unter dem Verbande, und ſah Alles mit Ingrimm und Erbitterung an; auch Erik.

Niemandem ſagte er ein Wort des Danks, auch dem eifrig um ihn beſchäftigten Weſteräs nicht.

Endlich war Alles ſo weit fertig, daß der Kranke weitergeſchafft werden konnte. „Nun tragt ihn nur langſam und vorſichtig hinauf", wies Weſteräs die jungen Leute an. Morgen in der Frühe werde ich nach ihm ſehen!"

„Dank Euch, herzlichen Dank, Nachbar Weſteräs", ſagte der alte Tromſon und ſchüttelte ihm die Hand. „Ihr habt ſo gut an mir gehandelt!"

„Ei was! Ihr hättet mir's auch gethan, Tromſon. Und ich hatte wohl Urſach, Alles für Euren Sohn zu thun, was ich vermochte, denn mein eigener war der Gefahr eben ſo nahe geweſen, und Gott hat ihn gnädig behütet!"

Sie ſchieden von einander. Erik, der ſich wohl ausgeruht hatte, ging mit ſeinem Vater.

„Gute Nacht, Carlen", flüſterte er noch halb verſtohlen dem lieben Kinde zu. „Danke Dir tauſendmal!"

Sie nickte nur und folgte der Bahre des Bruders.

„Das iſt kein gutes Gemüth", ſagte Weſteräs kopfſchüttelnd im Gehen, indem er ſich nach denen, welche Jakob hinaustrugen, umſchaute. „Ich fürchte, der Vater erlebt nicht viel Freude an ihm! Nicht Einem von allen denen, die ihm Hülfe leiſteten, hat er Dank geſagt. Nur unzufrieden war er und hat geſtöhnt, wie eine alte kranke Frau!"

„Er hat keinen Muth, Vater", ſagte Erik, „er wollte nicht dabei ſein, mit mir die Neſter an der Sturmmauer auszunehmen!"

„Haſt Du das gewollt, Jung?" ſprach Weſteräs ſtreng und verwundert.

„Ja, Vater!"

„So hat Jakob Tromſon Recht gehabt; denn das wäre ein Tollkopfsſtreich geweſen! Die Vögel, die dort niſten, hat ſeit hundert Jahren keiner geſtört!"

„Seit der alte Oloff verunglückt iſt?" fragte Erik. „Muß denn, weil einmal Einer ungeſchickt oder unvorſichtig geweſen iſt..."

„Nichts da!" unterbrach ihn der Vater ernſt. „Der iſt nicht zufällig verunglückt! Er war auch nicht ungeſchickt und nicht unvorſichtig! Mein alter Großvater hat mir das oft erzählt! Das hing anders zuſammen!"

„Aber wie denn, Vater?" fragte Erik begierig zu hören.

„Du biſt noch zu jung für ſolche Geſchichten!" antwortete der Vater ausweichend.

„Das ſagſt Du immer, wenn ich Dich darnach frage, wann werde ich denn alt genug dafür ſein! Deshalb habe ich immer ein ſolches Verlangen, gerade dort hinunter zu klim-

men, weil ſich Alle ſo davor grauen! Ich denke, es würde mir Ruhm bringen und das ganze Kirchſpiel ſich davon erzählen, wenn ich's möglich machte!"

Hm, dachte Weſteräs bei ſich ſelbſt, es iſt doch wohl beſſer, ich erzähle ihm die Geſchichte, dann läßt er's aus frommer Scheu; ſonſt treibt ihn die Neugier doch am Ende zu dem tollkühnen Streich! — Er iſt ja nun auch faſt erwachſen und kann hören, was Kindern nicht geziemt! Erik merkte, daß der Vater überlege, und hing mit geſpanntem Blick an ſeinem Munde. Dieſer begann:

„Der alte Oloff, wie er im Volk heißt, war ein junger, verwegener Burſch. Auf der See und im Land that es ihm Keiner zuvor. Er ging mit ſeinem Boot im Sturm hinaus, wenn die älteſten Fiſcher es nicht mehr wagten; und Felſen, wohin keiner zu ſteigen vermochte, erklimmte er."

„Das gefällt mir!" rief Erik.

„Er war aber auch ein wilder, trotziger Burſch. Er ehrte Vater und Mutter nicht gebührend."

„Pfui! Das iſt gottlos", ſagte Erik warm und drückte des Vaters Hand.

„Die Eltern wollten, er ſollte freien, ſich einen eigenen Hof gründen. Dann, dachte der Vater, wird er vom Trotz und von der Wildheit ablaſſen, wird ſein Haus lieb haben. Er hatte ihm ein wackeres Mädchen ausgeſucht, von guten Eltern, ſittſam, fromm, fleißig. Allein er mochte ſie nicht. Es wohnte dazumal tiefer im Lande, über den wilden, donnernden Waſſerfall hinaus, ein Fremder, Aſtar nannte er ſich, der ſich im tiefen Walde ein Haus gebaut hatte, wo er mit ſeiner Tochter lebte, aber, ſo weit es nur möglich war, mit Niemand verkehrte. Er verſtand auch nur wenig von unſerer Sprache. Sie glaubten von ihm, er treibe Zauberkünſte und die Tochter, ſchön, aber düſter anzuſchauen, helfe ihm dabei. Die hatte es dem Oloff angethan mit ihren rabenſchwarzen

Augen und Haaren. Oloffs Vater wollte in die Heirath natürlich nicht willigen, denn es war nicht einmal ſicher, ob das Mädchen wirklich eine Chriſtin ſei, da ſie und ihr Vater nie die Kirche beſuchten und kein heiliges Abendmahl nahmen!"

„Das iſt ja gottlos!" rief Erik fromm ſchauernd aus. „Und wie hieß die Tochter? Oder war ſie gar nicht getauft?"

„Ob ſie getauft war, wußte Niemand, doch der Vater nannte ſie Melaina, gar kein chriſtlicher Name!"

„Melaina!" murmelte Erik.

„Darüber geriethen Vater und Sohn in Unfrieden. Es wurde unter den Nachbarn laut, der Sohn habe ſogar einmal die Fauſt gegen den Vater erhoben!"

„Gott im Himmel!" rief Erik und erhob die Hände wie abwehrend.

„Es kam noch ſchlimmer. — Der Sohn verließ des Vaters Haus und wohnte aufwärts im Thal, mitten im Walde, in einer Hütte von Baumſtämmen, die er ſich zuſammengeſchlagen hatte. Sie ſahen ſich einen ganzen Winter gar nicht. Im Frühjahr ging eines Tages der Vater auf die Rennthierweide — und kam nicht wieder!" —

„Nicht wieder? Und was war geſchehen?"

„Niemand wußte es! Es gingen allerlei Gerüchte. — Ein alter Rennthier-Senne, der oben über die Steppen hinter der Sturmmauer weggegangen war, hatte Sohn und Vater dicht am Rand der Mauer geſehen. Es ſchien ihm von Weitem, ſie ſeien in heftigem Wortwechſel geweſen. Eine wandernde Lappenfamilie, die im dichten Wald gelagert war, will aus dem Dickicht den Sohn geſehen haben, wie er mit einer blutigen Axt über der Schulter vorübergegangen iſt. So ging allerlei ſchauriges Gerede um.

Der Oloff aber zog, als der Vater todt war, in's Gehöft ein und kaufte ſeine jüngeren Geſchwiſter aus. Nun wollte er Hochzeit machen mit der Fremden. Doch die ſoll

ſich geweigert haben, bis er ihr ein Hochzeitbett ſtellen könne aus den Eiderdunen von den Neſtern an der Sturmmauer! — Andere erzählten, ſie hätte von dem Blute der jungen Thiere haben wollen zu einem Zauber. Der Oloff, obgleich der tollſte Wagehals im ganzen Thal, widerſtrebte lang. Endlich entſchloß er ſich, aber es wollte ihn keiner begleiten und ihm Hülfe leiſten."

„Wie konnte er's denn aber allein möglich machen? Wenn ihm Niemand oben das Seil abhaſpelte und ihn wieder heraufzog?" fragte Erik.

„Das hatte ihm der Fremde verſprochen. Aber Oloff ſollte hinab. Genug, ſie gingen eines Abends kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Vögel heim fliegen in's Neſt, an's Werk. Was da geſchehen iſt, weiß kein Menſch. Aber obgleich das hellſte, heiterſte Wetter war, brach plötzlich ein mörderiſches Ungewitter aus. Dichte Finſterniß legte ſich über den ganzen Wald, der Sturm heulte, als ginge es zum jüngſten Tag, Regen und Hagel ſchmetterten nieder, und die See donnerte und brüllte. Fiſcher auf der Heimfahrt wurden in der Brandung wirbelnd umgetrieben. Die wollten, als die fürchterlichen Blitze einen Augenblick Alles beleuchteten, auf halber Höhe der Sturmmauer den Oloff geſehen haben, wie er am Seil hin und her geſchleudert wurde. Ein ſchwarzer Rieſenvogel flatterte über ihm. Um Mitternacht legte ſich der Sturm ſo plötzlich, wie er gekommen war.

Am andern Morgen fanden die Schiffer unten am Strande bei der Ebbe zwiſchen den ſcharfen Klippen das Seil, aber keinen Leichnam! Als ſie von der Waldſeite die Sturmmauer erklimmten, ſtand droben die Seilwinde; ein langes Stück Seil hing noch über dem Abgrund. Es war ſo feſt und neu, daß es von ſelbſt nicht hatte zerreißen können. Sie zogen es herauf, und da war das untere Ende verkohlt, als hätte der Blitz es durchgeſengt. Einige wollten geſehen haben, daß

der ſchwarze Rieſenvogel den Oloff mit den Fängen gepackt und in's Meer hinausgeſchleppt habe. Es ward Vieles geredet, was keiner genau weiß. Aber das war ſeltſamlich, daß an dem nämlichen Tage der Fremde mit ſeiner Tochter aus dem Lande fortgezogen war, und Niemand hat je wieder etwas von ihnen gehört! — Am ſiebenten Tage warf die See zwei Leichen an den Strand. Den Oloff erkannten die Fiſcher auf den erſten Blick. Der andere Leichnam war ganz verweſet und die Knochen hingen kaum noch locker zuſammen. Aber ein Wamms ſchlotterte um das Gebein, und an den Knöpfen erkannte man, daß es die Leiche von Oloff's Vater war."

„Hu!" ſchauerte Erik zuſammen. „Seitdem iſt die Sturmmauer verrufen und im Bann; die Neſter an ihrer ſchroffen Wand taſtet Keiner an, wenn er auch ſonſt den Muth hätte zu dem todesgefährlichen Klettern. Es wäre gottlos, das zu wagen! — Und der Oloff ſoll dort umgehen, aber als Greis mit langem, grauem Bart, — darum heißen ſie ihn den alten Oloff! Er wird immer älter, und kann doch nicht Ruhe finden!" —

Der Vater ſchwieg; Erik ging ſtill neben ihm her. —

„Möchteſt Du nun noch nach den Neſtern in der Sturmmauer klettern?" fragte Weſteräs nach einigen Minuten ſeinen Sohn.

„Vater", ſagte dieſer beſcheiden halb im fragenden Ton, „wenn man ſich aber doch keiner Schuld bewußt iſt? Warum ſollten wir bei den anderen Vögeln, die nicht ſo gefährlich niſten, die Dunen und die Eier ausnehmen dürfen und dort nicht? — Was haben wir ..."

Weſteräs, der ſchon antworten wollte, unterbrach ihn mit dem Ruf: „Es iſt ja Alles finſter bei uns; ſollte Halgar ſchlafen gegangen ſein, ohne uns abzuwarten, oder ohne die Lampe in der Vorflur brennen zu laſſen?"

Sie waren eben aus dem dichten Gebüſch getreten und befanden ſich keine hundert Schritt vom Hauſe.

„Das iſt ſeltſam, antwortete Erik. Es war feſte Sitte in Weſteräs Hauſe, daß, wenn der Vater ſpät ausblieb, Halgar bei ihrer Lampe und dem Spinnrade fleißig wachte, um bereit zu ſein, wenn er noch etwas zur Stärkung begehren ſollte. Daher nahm es den alten Weſteräs ſo Wunder, die Fenſter in der Vorflur und in der Stube dunkel zu ſehen. Es durchzuckte ihn ein unerklärter Schauer, wie vor einem großen Unfall. Doch er beſchwichtigte ſich ſchnell wieder und ſagte mitleidig: „Deine Schweſter war unwohl, darum ging ſie heim. Sie muß recht krank geworden ſein, daß ſie ſich zu Bett gelegt hat und nicht einmal die Lampe hat brennen laſſen!“

Mit ängſtlichem Gefühl im Herzen ſchritt der Alte näher. Die Hausthür war offen, kein Riegel von innen vorgeſchoben.

„Hm!“ dachte er. „Nun, ſie hat uns wohl bald erwartet und nicht weiter Sorge darum gehabt. Er zog Stahl und Schwamm aus der Taſche und ſchlug Feuer an.

Vergeblich ſah er ſich nach der Lampe um. „Gieb einen Fichtenſpahn her, Erik!“ Dieſer langte ihn unter dem Heerde hervor. Es war nicht leicht, ihn anzuzünden. Endlich brannte er, und Weſteräs leuchtete damit umher, die Lampe oder ein Stümpfchen Unſchlittlicht zu ſuchen. Er fand endlich das letztere. „Nun will ich doch einmal hinaufgehen nach ihrer Kammer. Das arme Mädchen muß recht krank ſein, daß ſie Alles ſo verſäumt hat!“

Indem er durch die hintere Thür nach der Stiege, die zur Kammer hinauf führte, ſchreiten wollte, pochte es an die Hausthür, vor die er, nach dem Eintreten, den Riegel geſchoben hatte.

„Holla! Was iſt denn das? Wer kommt denn da noch mitten in der Nacht? — Mach auf, Erik!“

Der Burſch ſprang hin. Nach einigen Augenblicken kam er zurück mit einem gefalzten Blättchen in der Hand. „Das hat der Sohn von Swen Oeof, dem Strandwächter, gebracht, Vater! Der Lübecker ſchickt es!“

„Der Lübecker?“ fragte Weſteräs und wurde blaß und zitterte, er wußte nicht weshalb.

„Ja, er iſt vor drei Stunden in See geſtochen und hat die Botſchaft für Dich zurückgelaſſen; der Jan, der ſie gebracht hat, iſt ſehr vergnügt, denn er hat einen Reichsbankthaler dafür bekommen!“

„Leuchte mir“, ſprach Weſteräs dumpf, und brach das Siegel auf. — —

„Gott im Himmel, ſei mir gnädig!“ rief Weſteräs aus, als er geleſen; und drückte ſich beide Hände vor die Stirn. Er taumelte zurück, ſank am Heerde nieder und wußte von ſich ſelbſt nicht mehr.

„Vater, Vater! was iſt Euch?“ fragte Erik voller Schrecken, ſetzte das Licht haſtig weg und ſprang ihm zur Hülfe. Er rüttelte ihn vergeblich. — Nur das zuſammengedrückte Blatt entfiel der Hand des Alten. Erik ſprang damit ans Licht und las:

„Vater, ich mußte fort. — Leb' auf ewig wohl!
Fluche mir nicht! Halgar.“

Fünftes Kapitel.

„Nein, Ihr irrt! Billerbeck“, ſprach Peter Alf, der Wirth, zu einem Gaſt in Schiffertracht, mit dem er am Tiſch ſaß und ein Glas Grogh leerte, ſieben Jahre ſind es her! Grade jetzt ſieben Jahre!“

„Ich meinte acht", ſagte der Fremde.

„Ich weiß es ſo ſicher, wie meinen eigenen Geburtstag. Es waren am letzten Mai ſieben Jahre, daß das Gehöft in Brand aufging! Sechs Jahre iſt der Erik ſchon als Knecht beim alten Tromſon oder jetzt beim jungen ſeit drei Monaten, da der Alte geſtorben iſt. — Sieben Jahre dauert das Elend!"

„Nun, ſieben Jahre ſind auch genug", ſagte der Fremde.

„Und Ihr bringt uns die erſte Nachricht hierher, ſo wahr ich Peter Alf heiße! Keiner von uns hat jemals wieder etwas von der Halgar gewußt oder ſpäter gehört. Der Lübecker hat ſich niemals wieder hier ſehen laſſen!" —

„Das glaub' ich wohl!" verſetzte der Fremde.

„Aber es iſt doch unerhört geweſen von dem Mädchen!" ſagte Peter kopfſchüttelnd.

„Richtet nicht zu ſtreng", antwortete der Gaſt ruhig und ſchüttete ſeine kurze Thonpfeife aus; „Ihr denkt nicht daran, was ſo ein armes Mädchen an Angſt und Verzweiflung ausſteht, wenn es einmal einen Fehltritt gethan hat! Wäre ſie nicht mit dem Lübecker auf ſeinem Lugger in See gegangen, ſo wäre ſie vielleicht von der Sturmmauer in die See geſprungen!"

„Und ſie wieder zu verlaſſen!" rief Peter.

„Seit drei Jahren hat er kein Wort von ſich hören laſſen!" ſagte Billerbeck.

„Er wird vielleicht mit ſeinem Schiff verunglückt ſein", meinte Peter, „Gottes Vergeltung ....."

„Sie wird ihn wohl ereilen", fiel der Fremde ein, „aber ich glaube nicht, daß er verunglückt iſt, denn Nils Huden, der Heringsfänger, den Ihr gar wohl kennt (Peter nickte), hat mir zu Bergen geſagt, daß er ihn vor ſechs Monaten in Schottland getroffen habe."

„Das wäre!"

„Ja, er iſt ihm in Edinburgh auf der Straße begegnet, hart am Schloßplatz, und hat ihn angeredet. Da hat er fremd gethan und Engliſch geantwortet, als verſtehe er nicht Däniſch. Er hatte ſich auch ganz anders ausſtaffirt in Kleidung und Haarſchnitt, allein Nils Huden behauptet, ihn mit Sicherheit erkannt zu haben. „Meint Ihr mir etwas aufbinden zu können, glaubt Ihr, ich kenne Euch nicht?“ rief er ihm zu. Doch der Strombeck riß ſich kurz von ihm los, eilte vorwärts und verſchwand in einem von den hohen zehn- oder zwölfſtöckigen Häuſern, wo die Hausflure ſo finſter ſind, daß man um Mittag die Lampe anſtecken möchte; und die Ausgänge haben hinten und vorn. Da verlor Nils ſeinen Curs.“

„Pſt! Da geht der Alte!“ rief Peter und ſtieß den Gaſt an, indem er mit dem Finger nach dem Fenſter hin deutete.

Draußen ging eine lange hagere Geſtalt, in abgeriſſener Tracht, mit bleichen Zügen, der das graue Haar wild ſtruppig um die Schläfe hing, vorüber.

„Welch ein Jammerbild!“ rief der Fremde aus. „Alſo das iſt der Vater! — Und er iſt ganz geſtört!“

„Er hat ja ſein Haus mit eigener Hand angezündet, in dem Wahn, die Tochter halte ſich darin verborgen und er müſſe ſie mit Feuer aus dem Verſteck treiben!

„Gott ſei ihm gnädig!“

„Alles Vieh verbrannte, alles Getreide, Hausgeräth“, erzählte Peter. „Und es war noch ein Glück, daß der arme Schelm der Sohn mit dem Leben davon kam; und der hat den Vater mit Gewalt zurückhalten müſſen, daß er ſich nicht in die Flammen ſtürzte.“

„Großer Gott!“ ſeufzte der Fremde auf und blickte gen Himmel. „Glaubt denn der Unglückliche, daß er ſeine Tochter verbrannt habe?“

„Nein! Als ſie nicht zum Vorſchein gekommen war, ſagte er nur: „„Ich weiß ſchon, ſie liegt unterm Schnee begraben, in der Lawine vom ſchwarzen Schlott!““ — Er verwechſelte das, weil ſein Sohn Erik etliche Tage zuvor von dem Schneefall dort beinahe erſchlagen worden war, und der Jakob Tromſon ein Bein dort gebrochen hatte. Er ſelbſt hatte ihn heimſchaffen helfen. — Ich glaube, er will wieder dahin! Er läuft in ſeinem Irrſinn immer in das Gebirg und immer nach der Stelle. Beſonders jetzt, wo wieder der Schnee ſchmilzt. „„Wenn wieder ein Schneeſturz kommt, will ich ſie ſchon finden““, ſagte er letzthin zu mir. Es bleibt jetzt ſein feſter Gedanke, daß er ſie dort ausſcharren werde. Allein wir haben ſeit jenem Tage gar keinen Schneeſturz dort gehabt. Es war nur das einemal, ſonſt ſchmilzt der Schnee dort immer allmählig ab.“

„Was mag er wollen, daß er die Hand immer ſo über die Augen legt und ausſchaut?“ fragte der Fremde.

„Ja das hat er auch an ſich. Er ſchaut nach dem Strande! Denn mitunter wird's ihm etwas lichter im Kopf, dann fragt er, ob das Schiff ſchon abgeſegelt ſei, oder ob es noch nicht wieder da iſt! Darnach guckt er ſich die alten Augen beinahe blind!“ —

„Thut er das!“ rief Billerbeck lebhaft. „Und was meint Ihr, Peter Alf, wenn die Tochter zurückkehrte, — würde er ſie erkennen, — würde er ſie aufnehmen in Ehren?...“

„Wer kann das wiſſen, bei ihm? — Ich denke aber, er würde ſolche Freude haben, daß er vielleicht vor Freuden wieder vernünftig wird, wie er vor Jammer den Verſtand verloren hat!“

„So muß ſie wieder hierher! — Es muß verſucht werden“, rief Billerbeck; „und kurz und gut, ich ſage Euch, Peter Alf, ich habe Auftrag dazu, ganze Vollmacht!“

„Claus Billerbeck!“ rief Peter Alf, und die Augen

blitzten ihm vor Freude. „Ihr — Ihr hättet — darauf ſtoßt an! Das wäre ja zu Glück und Segen ... „Freilich“, ſtockte er und machte ein bedenkliches Geſicht, — „mit dem Aufnehmen, das iſt eine eigene Sache! Seht Euch doch den armen Alten an, wie er zerlumpt und elend ausſieht! Er hat ſich ja an den Bettelſtab gebracht! Der Hof war ſchon ſtark verſchuldet, nun kam der Brand, der Alles zerſtörte. Das Gehöft war wohl verſichert zu Chriſtiania in der Brandgeſellſchaft, allein ſie wollte nicht zahlen, weil es muthwillig durch den Beſitzer ſelbſt in Brand geſteckt war.“

Billerbeck ſchüttelte langſam, tief bewegt den Kopf und ſah dem alten Weſteräs nach, der dem Walde zuſchritt.

„Ihr ſeht alſo“, fuhr Peter fort, „mit dem Aufnehmen, das iſt ein eigen Ding, wenn man ſelbſt nur ſo ... ſo aufgenommen iſt! — Er wohnt bei ſeinem Sohn Erik, der theilt die Kammer mit ihm. — Ja, ſo lange der alte Tromſon lebte, und wenn es nur auf die Carlen ankäme!“

„Dorthin könnte das arme Weib alſo nicht?“ fragte Billerbeck. „Und wäre im Kirchſpiel nicht ſonſt eine Zuflucht für ſie zu finden?“ —

Peter Alf ſchob verlegen ſeine Mütze hin und her. „Ja ſeht — das iſt ſo eine Sache ... ein Mädchen, das ſo wieder heimkehrt ...“

„Peter Alf“, unterbrach Billerbeck ihn ernſt und warm; „ich ſage Euch, ſie iſt das bravſte Weib auf Erden. Daß der Schuft, der Strombeck, ſich nicht mit ihr hat trauen laſſen, da ſie nun einmal nicht mehr zurück konnte, daß er ſie ſeit drei Jahren wieder verlaſſen hat — was kann ſie dafür? Hätte er ſie zu ſeiner Frau gemacht, ſie hätte Muth gehabt, ihrem Vater Nachricht zu geben. Wenn ſie hier keiner aufnehmen wollte, das wäre wahrlich ſchlecht!“

„Ja wahrhaftig, das wäre es auch“, brach Peter eifrig

los, „und wißt Ihr was, Billerbeck, ich nehme ſie auf! Sie ſoll in mein Haus, ich will ſie als Tochter halten!“ —

„Handſchlag!“ rief Billerbeck, und ſprang freudig auf, faßte Peters Hand, zog ihn ans Herz und umarmte ihn einmal übers andere.

„Erſtickt mich doch nicht!“

„Und nun ſage ich Euch gerad' heraus: Sie iſt ſchon in Chriſtianſund. Mit einer Familie von dort iſt ſie aus Lübeck herüber gekommen. Ich gehe noch heut Abend mit meinem Schooner wieder zurück und hole ſie herüber!“

„Topp! Noch ein Glas darauf!“ rief Peter Alf. —

Sie ſtießen an und tranken. Billerbeck brach auf, um ſofort wieder in die See zu gehen.

Sechſtes Kapitel.

Die Sonne war untergegangen. Nur ein düſterrother Schimmer leuchtete noch durch die tiefen, ſchroffen Einſchnitte zwiſchen den Felſen und fichtenbewaldeten Bergkuppen im Weſten. Gegenüber, nach Morgen, färbte ſich der Himmel mit mattem, bläulichem Glanz; der Mond war ſchon herauf, ſtand aber noch hinter den mächtigen Höhen. Auf einer Bank von rauhen, großen Feldſteinen, doch weich mit Moos überwuchert, hinter der niederes Gebüſch eine Schirmwand bildete, ſaßen Erik und Carlen in der tiefen Dämmerung vertraulich nebeneinander.

„Du meinſt, daß uns Jakob Hinderniſſe in den Weg legen würde?“ fragte Carlen.

„Gewiß“, antwortete Erik, „denn ich weiß, was er geſagt hat, als der gute Vater mir verſprach, er wolle nicht

Nein ſagen, obwohl ich blutarm geworden bin, wenn ich getreulich ausharrete im Dienſt!"

„Das war in der erſten Ueberraſchung", antwortete Carlen ſanft. „Du weißt ja, wie heftig Jakob iſt. Er wollte das Gehöft nicht gemeinſam mit Dir bewirthſchaften und dachte, ich ſolle hinaus heirathen. Nun hat er ſich wohl darin gefunden."

„Gott gebe es ſo!" ſeufzte Erik.

„Und wenn er nicht wollte, was hülfe es ihm denn?" ſprach Carlen warm. „Ich habe ja meinen freien Willen, in zwei Jahren bin ich mündig und dann..."

„In zwei Jahren!" wiederholte Erik, dem dieſe Zeit eine unendliche dünkte.

„Kommt da Jemand?" fragte Carlen, gleichzeitig ſich unterbrechend, und ſah ſich rückwärts um. „Hörteſt Du es nicht im Gebüſch kniſtern?"

„Der Abendwind bewegt die Zweige", antwortete Erik.

Sie horchten. Es war Alles ſtill. So achteten ſie nicht weiter darauf.

„Zwei Jahre!" ſagte Erik ernſt, und faßte Carlens Hand. „Ach, das iſt mir, als ob es bis zum jüngſten Tage währte, als ob ich es nie erleben würde!"

Carlen lächelte und ſah ihn freundlich an. „Du mußt nicht ſo ungeduldig ſein, Erik! — Und vielleicht", ſetzte ſie nach einigem Zögern hinzu, indem ſie die Augen ſenkte und lieblich erröthete, „vielleicht wenn Jakob nicht widerſpricht und der Vormund zuſtimmt..."

„Ach, Carlen!" rief Erik, „wenn das wäre! Dann wollte ich ja Alles andere Leid ſo freudig tragen! Auch mit dem Vater!... Ja... der Vater", ſagte er ſtockend, „das habe ich Dir noch gar nicht geſagt. Da hat Jakob ſich verrathen!"

„Wie das?"

„Er ſagte mir letzthin, er könne es nicht verantworten,

daß der Vater unter ſeinem Dach wohne, — wie er ſein eigenes Haus in Brand geſteckt habe, ſo könne er auch ein fremdes anzünden."

„Du lieber Himmel!" rief Carlen aus. „Das iſt ja ſchon ſo viele Jahre her, und der alte unglückliche Mann iſt immer ſo ſanft. Du behüteſt ihn wie Deinen Augapfel!"

„Ich fürchte auch kein Unheil, obwohl ich's nicht verhüten könnte", entgegnete Erik düſter, „wenn ſein Uebel wieder einmal heftig ausbrechen ſollte. Wer will ſagen, daß das unmöglich iſt, — und kann ich ihn jeden Augenblick überwachen?"

„Er ſtreift ja nur immer durch Feld und Wald, oder geht zu den Nachbarn und bleibt auch bei ihnen über Nacht! Keiner fürchtet ihn! Alle nehmen ihn freundlich auf!"

„Aber Jakob möchte ihn los ſein, das iſt gewiß", ſprach Erik beſorgt.

„Laß es ſo ſein! Im ſchlimmſten Falle werden ja die zwei Jahre auch vorübergehen, und ich bleibe Dir treu, Erik, was auch Jakob im Sinn habe!"

„Meine Carlen! Du biſt ſo gut, ſo ſchön!" Er zog ſie ſanft zu ſich; ſie widerſtrebte ſchüchtern.

„Nicht doch, Erik", flüſterte ſie, als er den Arm um ſie legte und ſie küßte, „nicht doch!" Aber ſie duldete dennoch den Kuß und erwiederte ihn leiſe. Es war indeſſen faſt dunkel geworden.

„Laß uns ins Haus gehen. — Es iſt ſpät", bat Carlen, und ſie gingen.

Sie hatten den Platz kaum verlaſſen, als ſich ein Kopf vorſichtig durch die Gebüſche ſtreckte und nach allen Seiten umſchaute. Dann trat eine ganze Geſtalt heraus. Es war Jakob. Er ging leiſe einige Schritte, ſah den nach dem Hauſe Zugehenden nach und murmelte vor ſich hin: „Sie hätten mich beinahe entdeckt! Ihr ſeid ſchon mit Allem fertig, —

aber wartet nur — Jakob Tromſon weiß ſeine Wege auch zu finden. Er geht vorſichtig, ſtill für ſich, aber er kommt richtig an!"

Scheu wie eine Katze, auf den Zehen, ſchlich er unter dieſen Worten am Rande des Buſchwerks hin, abwärts vom Hauſe. Der Mond beſchien ſeine unheimliche Geſtalt mit bleichen geſpenſtiſchen Strahlen; wer ihm begegnet wäre, hätte böſe Gedanken in ſeinem Angeſicht leſen müſſen.

Eine Stunde ſpäter kam er mit der Holzaxt auf der Schulter und mit Stricken beladen wieder vor das Haus und pochte ſtark ans Thor.

Carlen ſtand am Heerd und richtete die Abendkoſt zu. Sie ſprang raſch zur Thür und öffnete, denn ſie ahnte, daß es der Bruder ſei.

„Du biſt ſpät ausgeblieben, Jakob," redete ſie ihn freundlich an. „Du wirſt Hunger haben. Gleich iſt Alles bereit!"

Er trat ſchweigend ein; ſie half ihm die Laſt von der Schulter nehmen.

Ohne ein Wort zu ſprechen, trat er ins Gemach, wo der Tiſch ſchon reinlich mit weißem Linnentuch gedeckt war. Die ſchweren zinnernen Geſchirre ſtanden ſpiegelblank darauf.

„Du biſt ja ſo mürriſch, Bruder," fragte Carlen ſanft. „Iſt Dir etwas begegnet? Du gehſt jetzt immer den ganzen Tag in den Wald!"

„Ich gehe hin, wo ich zu thun habe. Es iſt ſchwere Arbeit, das macht müde. Ich war auch heut weit hinauf. — Alles noch naß! voll feuchten Schnees! Es will nicht Frühjahr werden heuer, da drinnen im Wald! — Mach, daß wir eſſen, mich hungert!"

Carlen rief die Mägde und Knechte, ging dann an den Heerd, füllte die großen Schüſſeln und trug ſie auf.

Drei Mägde, Erik und zwei andere Knechte ſtellten ſich um den Tiſch. Carlen ſprach das Tiſchgebet. Sie ſetzten

ſich auf die Bank an der Wand und auf ſchwere hölzerne Schemel; einer blieb leer.

„Dein Vater kommt nicht?“ fragte Jakob, und ſein böſes Auge blickte finſter.

„Er iſt ſchon den ganzen Tag nicht zu Haus geweſen,“ antwortete Erik. — Jakob ſchwieg. — Es herrſchte eine drückende Stille. Die Mägde flüſterten nur miteinander.

„Biſt Du in dieſer Woche droben auf der Sturmmauer geweſen?“ richtete Jakob nach einiger Zeit die Frage an Erik.

„Nein,“ antwortete dieſer und ſah ihn verwundert an.

„Hm,“ brummte Jakob, indem er ſich ein feiſtes Stück Bärenſchinken herunter ſchnitt. „Ich hörte, daß ein Ausleger mit einem Seil droben liegt. — Es muß alſo einem Andern der Hals jucken, dort nach den Neſtern der Eidergänſe zu klimmen.“

Eriks Auge blitzte. — „Wie das? Warſt du droben?“—

„Das ſollte mir einkommen! Aber ich bin einem Trupp wandernder Lappen begegnet, die haben mir's erzählt.“

„So haben ſie ſelbſt Jagd gemacht?“ fragte Erik.

„Das glaube ich nimmermehr! — Gieb mir noch einen Rennthierkäs, Carlen! — Die Lappen verſtehen ſich darauf nicht. Die ſind gut im warmen Pelz in den Hütten zu ſchnarchen, oder allenfalls einen Bären in der Schlinge mit dem Klotz zu fangen. Zu ſolcher Waghalsarbeit aber gehört norwegiſch Blut. — Es werden vielleicht Strandjäger von Smölen oder Frötyen ſein, die ſich ſo weit vorgewagt haben. Wenn's glückt, reich können ſie werden! —

Carlen hatte bang athmend, den Blick bald auf Erik, bald auf ihren Bruder heftend, dem Geſpräch zugehört. „Man ſollte die Leute warnen,“ ſagte ſie, „ſie wiſſen vielleicht nicht, daß die Mauer in Bann iſt!“

„Pah!“ ſpottete Jakob. „Darum würden ſie ſich auch kümmern! Wenn ſie ſonſt waghalſig genug ſind, wird ſie die

Ammengeſchichte vom alten Oloff nicht abhalten, die reichſte Beute zu machen, die der Eiderfänger in der ganzen Welt machen kann. Ich wollte tauſend Species für den halben Antheil zahlen. Seit hundert Jahren hat Niemand dort die Brut geſtört und alljährlich niſten neue Mütter!"

Er brach ſein Wort ab. Erik ſaß mit glühendem Angeſicht und klopfendem Herzen, aber lautlos da und ſtarrte vor ſich hin.

„Dein Vater kommt, ſo ſcheint es, heut gar nicht?" wandte ſich Jakob, welcher ihn ſcharf beobachtete, zum zweitenmal an ihn.

„Ich weiß nicht," antwortete Erik jetzt haſtig, — „er übernachtet ja oft nicht daheim!"

Jakob ſchwieg. — Es wurde wieder drückend ſtill bei Tiſch.

„Ich bin müde, ich will zu Bett," ſagte Jakob und ſtand auf. Die Andern folgten. Carlen ſprach das Vaterunſer als Nachtgebet; ſie betonte mit einem Blick auf Erik beſonders die Worte: „Führe uns nicht in Verſuchung."

Siebentes Kapitel.

Es war plötzlich ein ſo ſchwüler Tag eingetreten, daß die Hitze in den Thälern ſchwer drückte; wo noch Schnee lag in tiefen Spalten und auf den Kuppen, floß das Waſſer in Strömen herab. Es ſchien, als ſolle der eine Tag alles wegſchmelzen, was der Winter übrig gelaſſen hatte. Selbſt auf der Höhe der Sturmmauer, wo um dieſe Zeit noch ein kalter Wind ſauſte und noch geſtern das Farrenkraut und moorige Grasland mit Schnee bedeckt war, war Alles weggeſchmolzen. Die Sonne glühte ordentlich auf die weite öde

Fläche herab, die ſich zwiſchen dem Waldrand und dem Felſenabſturz nach der See hinzog.

Jakob war durch die Felsſchluchten hinaufgegangen bis an den Rand des Waldes; von dort ſchaute er hinaus auf die kahle Hochebene, die ſich bis an den Abſturz der Wand zog. Es war völlig reine Luft, der Himmel ſtand wie ein blauer Dom über der Erde; der Meeresrand, bis zur äußerſten Ferne ſichtbar, bezeichnete den Horizont nur mit einem ſchwarzblau dunklen Streifen.

Jakob ſpähte ſcharf auf der ganzen Fläche umher. „Richtig! da iſt er!“ rief er plötzlich, als er einen Menſchen, der flach auf dem Boden am Felsrande gelegen hatte, ſich aufrichten ſah.

Es war Erik, den er gewahrte. „Ich wußte es wohl! er hat's nicht laſſen können! Ich ſollte ihn eigentlich prügeln, wie einen ſchlechten Hund, denn er läßt mir Haus- und Hofarbeit liegen, und kreuzt hier umher, gierig nach der Beute! Nun, es iſt gut ſo! Er geht in die Falle! — Ich dachte es gleich, als er ſchon vor Tagesanbruch fort war!“

Jakob war aus dem Buſch hervorgetreten und ging die ihm wohlbekannten, vielfach gewundenen Pfade durch das Moor nach der Felswand zu.

Nach etlichen Minuten war er Erik auf den Zuruf nahe: „Ahoi! biſt Du hier oben?“

Erik wandte ſich um; er hatte Jakob bisher nicht geſehen, denn er hatte immer den Abgrund hinunter geſpäht.

„Du ſuchſt wohl den Ausleger?“ rief dieſer ihm zu. „Er iſt weiter drüben. — Dacht ich's doch!“ ſagte er lachend, „daß Dir Dein Tollkopf nicht Ruhe ließe. — Was willſt Du hier oben?“

Erik kämpfte einen heftigen Kampf mit ſich ſelbſt. Plötzlich brach er aus. „Jakob!“ rief er und faßte deſſen beide Hände: „Sei mir nicht feindſelig! Du kannſt mein ganzes

Lebensglück zerſtören oder machen, — je nachdem Du willſt! Ja, ich habe es beſchloſſen! Ich will hinunter nach den Neſtern! Was Einer wagt, wag' ich auch. Ich ſehe jetzt wohl, es iſt gefährlicher, als ich mir's als Knabe dachte vor ſieben Jahren! Allein ich will es doch wagen. Wenn die Strandjäger von Fröyen oder Smölen es unternehmen, kann ich es auch!" —

„Du, Du!" warnte Jakob.

„Ja, ich will's! Ich bin feſt entſchloſſen!" rief Erik. „Du haſt geſagt, Du wollteſt tauſend Species für den halben Antheil geben."

„Ich denke, das iſt er werth," antwortete Jakob, und ſeine Augen bohrten in Eriks Zügen.

„Ich will hinunter!" rief Erik immer leidenſchaftlicher, „ich gebe Dir die ganze Beute; was ich auffinde, iſt Dein, aber . . . . ."

„Nun?"

„Aber Du mußt mir verſprechen, daß Du zu einer Heirath mit Deiner Schweſter Deine Zuſtimmung giebſt!"

„Oho!" rief Jakob aus, und trat, wie entrüſtet, einen Schritt zurück.

„Jakob! denke, was ich für Unglück geduldet! Sei nicht hart!"

„Seid Ihr denn ſchon ſo weit?" fragte Jakob verſtellt. „Ich denke wohl, Carlen wird vernünftiger ſein."

„Nein, ſie liebt mich; ſie hängt treu an mir, Jakob; ſie harrt aus, bis ſie ihren freien Willen hat! Weshalb willſt Du uns noch Jahre lang hinhalten?"

„So alſo ſteht ihr zuſammen?" erwiederte Jakob in gedehntem Ton. „Dann bleibt mir freilich nicht viel Wahl. Ihr treibt mich halb vom Hof! früher oder ſpäter!"

„Nein, Jakob! Du ſollſt ihr nur das Erbtheil herauszahlen und mit dem Vormund reden, daß er es gleich zugiebt. Und dafür gebe ich Dir die ganze Beute! Ich will

acht, vierzehn Tage lang hinunter, kein Felsſpalt ſoll undurchſucht bleiben. Und wenn es dreimal mehr werth iſt, was ich finde, als Dein Hof, es ſoll Dein ſein!"

„Willſt Du das beſchwören?"

„So wahr Gott im Himmel lebt. — Aber Du mußt mir helfen und nachkommen auf den erſten Abſatz, wo ſich der Felſen vorbaucht, wenn ich dort ſichere Statt gemacht habe. Das iſt das Gefährlichſte, und das will ich allein unternehmen. Von dort klimme ich weiter am Seil und Du ziehſt mich aufwärts, wenn ich rufe. Einen Andern finde ich nicht dazu im Kirchſpiel; ſie fürchten den Bann. Auch möcht' ich keinen Andern, — Du ſollſt den Vortheil allein haben."

„Wie aber kommen wir von dem Vorſprung wieder hier herauf?"

„Ich klettere ſo hoch am Seil. Bin ich hinauf, winde ich Dich von oben abwärts."

„Den Teufel auch! das leiſteſt Du nicht. Es ſind zweihundert Ellen wenigſtens."

„Ich kann's; ich hab's verſucht, am Hornbug, an der Mövenklippe, am Teufelsrachen, wo ich mich überall tiefer als hier hinunterlaſſen konnte."

„Dann müßteſt Du Glieder von Stahl und Eiſen haben."

„Die habe ich, Jakob! verlaß Dich darauf!"

„Nein, nein! Wir müſſen noch Hülfe haben. Aus dem Kirchſpiel thuts Niemand, da haſt Du Recht. Die fremden Strandjäger vielleicht, — die würden uns aber das beſte Theil der Beute wegnehmen," entgegnete Jakob verſtellt zaudernd.

Erik, dem die blauen Augen immer feuriger blitzten, drang heftiger in ihn. Endlich gab er nach und ſagte:

„Nun wohl, ich will's verſuchen. Du gehſt voran und machſt den feſten Stand auf dem Ausbug zurecht. Haſt Du ihn, ſo komme ich nach. Aber ich will nicht die ganze Beute.

Du ſollſt tauſend Species voraus haben; was drüber iſt, theilen wir. — Biſt Du's zufrieden?“

Der redliche Erik ſchüttelte ihm herzensfroh die Hand.

„So will ich Dir zeigen, wo der Ausleger liegt; die Lappen haben mir's genau beſchrieben. Wenn uns nur die fremden Jäger nicht zuvorgekommen ſind.“

„Ich habe den ganzen Morgen hier oben noch keinen Menſchen geſehen!“ ſagte Erik, indem ſie gingen.

Eine Viertelſtunde weit wanderten ſie längs der Felsmauer hin. Erik ging hinter Jakob, hielt ſich aber dichter am Rande als dieſer; es zog ihn mit dunkler, ſchauerlicher Macht, hinabzuſtarren in die grauſe Tiefe. Das Meer drunten lag blau und klar wie ein Spiegel da; nur in leichtem Wellenſchlag berührte es die Wand, wo ſonſt faſt immer die Brandung ſchäumend donnerte. Kein Lüftchen rührte ſich. Die Eidergänſe ſchwebten mit ausgebreiteten Flügeln tief unten am Fels hin; ihr heiſeres Geſchrei drang nur in vereinzelten Lauten zu dieſer Höhe hinauf. Am fernen Horizont ſtieg leichter Dunſt auf. Die Schwüle braute ein Wetter zur Nacht. Kein Fahrzeug unterbrach mit weißblinkendem Segel die weite Ebene der Fluth. Die Fiſcherboote in See und die im Hafen des Fiord waren gedeckt von der Felſenkette, die als langes Vorgebirg weſtlich ins Meer hinausragte. Schauerliche Einſamkeit und Stille herrſchte in der unabſehbaren Weite. Nur am äußerſten Horizont wurde ein dunkles Spitzchen ſichtbar, ein von Weſten heranſteuerndes Schiff.

Ein leiſes Grauen vor dieſer lebloſen Waſſer- und Felswüſte durchſchauerte Eriks Bruſt; er hatte das noch nie empfunden. — Hier ſieht Dich nur Gottes Auge, hier behütet Dich nur ſeine Hand, dachte er, als er in den Anblick von Fels und Meer vertieft, langſamer gehend, eine Strecke hinter Jakob zurückgeblieben war.

Dieſer ſtand ſtill. „Hier iſt der Ausleger!“ rief er

zurück, und deutete auf eine Felsenplatte, die hinaussprang über die See, aber um einige Schuh tiefer lag, als die Felsmauer umher, so daß man die dort getroffenen Rüstungen erst sehen konnte, wenn man dicht heran war.

Ein Fichtenbaum, eine halbe Spanne dick, ragte, auf ein Untergestell gelegt, eine Mannslänge über den Fels hinaus. An der Spitze war eine Rolle befestigt, über welche ein Seil lief, das rückwärts um eine in der Felsvertiefung aufgestellte Winde geschlungen war, die sich an der Kurbel drehte. —

„Die Anstalten sind gut!" rief Erik verwundert.

„Wenn diese verdammten Strandjäger uns nur nicht schon das Beste weggekapert haben," meinte Jakob.

„Nein, gewiß nicht," antwortete Erik. „Hier ist ja auch nicht ein Federchen zu sehen, keine Schaale eines ausgetrunkenen Ei's. Hier haben sie noch nichts heraufgebracht; so klar wäre der Platz sonst nicht. — Sie müssen, wenn sie unten gewesen sind, nichts gefunden haben; aber das Seil wird zu kurz sein!"

„Möglich," sagte Jakob. — „Wollen wir es aufwinden?"

„Nein, ich will erst einmal ausschauen," erwiederte Erik, „halt mich nur an den Füßen fest! —

Er schwang sich rittlings auf den Baum, schob sich allmählig darauf vorwärts, streckte sich, als er über die Felswand hinauskam, lang darauf hin, und gleitete vorwärts fast bis zur Spitze.

„Los könnte ich ihn jetzt schon werden!" dachte Jakob.

„Halt mir nur die Füße!" rief Erik zurück; „ich muß noch weiter vor, ich sehe noch nicht genug." Er kroch, immer mit dem Leibe auf der Fichte liegend, mit den Händen vorgreifend, jetzt so weit hinaus, daß er mit dem Kopf über die Spitze mit der Rolle hinausragte. Der Baum beugte sich unter ihm. „Noch einen Fuß muß ich vor; halte mich ja fest!" rief er zurück und kroch noch etwas weiter. Jetzt konnte er die ganze senkrecht steile Felswand hinunter sehen, bis

an die Stelle, wo ſie einen Bauch bildete, unter dem die große Kette von Neſtern ſich hinzog. Dieſer gebauchte Vorſprung war es, den er zuerſt am Seil erreichen mußte, um dort auf dem wenige Schuh breiten Geſtein einen Fleck zu ſuchen, wo er neu Fuß faſſen könne, um ein zweites Seil zu befeſtigen und daran ſich weiter hinabzulaſſen an der über den Abgrund hinaushängenden Mauer. Er wollte wiſſen, ob das Seil ſo tief lange; vorſichtig faßte er es unter der Rolle und ſchwenkte es, bis es in eine Pendelbewegung gerieth. Durch die Schwingungen wurde auch der Ausleger ins Schwanken gebracht, und wiegte ſich auf und nieder mit dem ſchweren darauf liegenden Körper. Selbſt Jakob überlief es kalt, als er Erik ſo über der grauſe Tiefe ſchweben ſah. Es fuhr ihm bleiſchwer in die Füße.

„Es langt nicht," ſagte Erik, der ſcharf beobachtete, zurück; „aber ich wette meinen Kopf, es ſind auch Neſter hier oberhalb des Bugs! Der Fels hat viele Spalten, wo dick knorrige Tannengebüſche die Wurzeln eingetrieben haben; unter denen niſten ſie am liebſten!"

„Ich dachte es wohl," antwortete Jakob. „Wenn wir nur Schnallriemen oben hätten und die Neſter nicht ausgenommen ſind, könnten wir gleich jetzt etwas anfangen."

„Ich habe mein Schnallzeug und alles Nöthige bei mir," antwortete Erik und fing an, ſich langſam zurückzuſchieben; „ausgenommen hat keiner die Neſter, wir würden ja die Spuren der Arbeit ſehn; oder es müßte vor Jahr und Tag geſchehn ſein," ſagte er im Zurückkriechen. „Ich begreife nur nicht, weshalb die Smölener und Fröyener .... oder wo ſie her ſind, dieſe ſorgſamen Anſtalten gemacht haben, wenn ſie ſie nicht benutzen? Es muß ihnen doch an irgend etwas mangeln."

Jakob half ihm ſorgfältig zurück. Bald ſtand Erik wieder auf der Felsplatte. — „Und Du haſt Dein Schnallzeug?" erinnerte er fragend.

„Ich habe Alles; ich wollte mit Gewalt heut etwas unternehmen, und hätte ich's ganz allein thun müſſen. Dort drüben am Felsblock bei der großen Moorlache ſteht mein Korb. Ich laufe raſch und hole ihn!" Er eilte fort.

„Das wußte ich wohl!" ſagte Jakob hinter ihm her, als er eine Strecke fort war. „Nun ſollſt Du mir erſt die Beute heraufholen oberm Felsbug; was darunter ſteckt, darnach gelüſtet's mich nicht, denn da müßte ich ſelbſt den Hals daran wagen!"

Er ſetzte ſich auf den Felsboden und wartete Eriks Rückkehr ab. Dieſer war hurtig mit dem Korbe wieder da. Er packte das Riemgehänge aus, in das ſich die Aufſucher der Neſter an den Felsabſtürzen mit Schultern und Schenkeln einſchnallen, um darinnen zu ſitzen, während ſie die Beute ausnehmen. Jakob half es ihm anlegen. Dann wanden ſie das Seil herauf; es hatte ſchon den nöthigen Doppelhaken unten, womit es in den ledernen Leibgurt eingehakt wurde. Der Ausleger war wie ein Krahn zum Drehen nach der Landſeite eingerichtet. Sie bogen ihn herum.

Erik ließ ſich das Seil im Rücken in den Gurt haken; hierauf nahm er zwei Säcke über den Arm, den einen für die Beute an Dunen, den andern für die Eier, und faßte dann mit beiden Händen den Ausleger. Jakob drehte ihn hinaus über die Tiefe; Erik ſchaute noch einmal nach, ob das Seil ſorgfältig in der Rolle laufe, dann ließ er die Hände vom Baum los, faßte das Seil und rief: „Jetzt!"

Jakob hob die eingeſperrte Kurbel aus dem Zahn, faßte den Griff und ließ die Winde ſich durch Eriks Schwere langſam abwärts drehen. Dieſer hing jetzt im freien Raum über der unermeßlichen Tiefe. Er faltete die Hände zum Gebet und ſchwebte allmälig abwärts.

Fünf Minuten mochten vergangen ſein; das Seil war

faſt von der Winde abgehaspelt, da erſchallte aus der fernen Tiefe der Ruf: „Halt!“

Jakob ſperrte die Kurbel. „Ahoi! Sechs!“ Das bedeutete: winde mich ſechs Drehungen wieder aufwärts.

„Halt!“ Er ſperrte wieder. —

Jetzt blieb es ſtill. Jakob ſah an den Bewegungen des Seils und den Schwankungen des jungen zähen Fichtenbaumes, daß Erik ſich drunten wacker rühre nach rechts und links. Er klammerte ſich an den Baum und beugte ſich ein paar Schuhe über den Rand des Abgrunds, bis er Erik ſehen konnte. Dieſer ſchwebte in furchtbarer Tiefe am Felſen, wie ein ſchwarzer Punkt, doch hing er noch weit oberhalb des Ausbugs. Eifrig haſpelte er ſich mit den Händen und Füßen immer am Geſtein hin und her; zuweilen verſchwand er in einer Spalte, dann wurde er wieder ſichtbar, wie er ſich hinausſchwang und gleich einem Pendel in weiter Schwingung von der Mauer über dem Abgrund hin und wieder flog, umflattert von aufgeſcheuchten Eidervögeln, die dunkle Meerestiefe unter ihm.

Es war grauenhaft zu ſehen; Jakob ſchwindelte und hielt ſich krampfhaft an dem Baum, mühſam, zitternd ſchob er ſich zurück.

„Es geht gut; er bringt etwas mit,“ dachte er, als er wieder auf der ſichern Felsplatte war.

Eine Stunde hatte Erik unten zugebracht; da rüttelte er am Seil und ſein Ruf: „Ahoi!“ ſchallte wie aus dem Bauch des Felſens herauf. Nur bei der regungsloſen Stille in der Luft und auf dem Meer war es möglich, den Schall aus dieſer Tiefe zu hören.

Jakob trat an die Kurbel und wand aufwärts. Es war ſchwerer und ging langſamer als abwärts. Ueber zehn Minuten dauerte es, bis Eriks Kopf ſichtbar wurde. Sein ganzes friſches Antlitz glühte vor Freuden. Er hielt mühſam

die beiden gefüllten Säcke in den Armen und auf dem Schooß der eingeſchnallten Schenkel. „Das war geglückt, aber hart!“ rief er tief aufathmend. „Was ich bringe, iſt über funfzig Species werth, und für hundert iſt noch drunten!“

Jakobs Augen flammten habgierig. Er zog den Ausleger einwärts, hob die Säcke ab und half Erik auf den Felſen. —

„Die Riemen ſchneiden ſchon ein, daß man ſchreien möchte!“

„Aber Du gehſt doch wieder hinunter?“ fragte Jakob haſtig.

„Gewiß! nur eine Viertelſtunde muß ich ruhen; Du mußt mir die Riemen losſchnallen, es ſchmerzt zu ſehr.“ — Jakob that, was Erik verlangte. Dieſer ſtreckte ſich lang auf den Boden hin.

„Beide Säcke ſind voll Daunen!“ rief Jakob habgierig aus, indem er ſie öffnete.

„Und feſt geſtopft, wie Stein. Für ſechs Betten genug!“ ſetzte Erik hinzu. — „Obenauf liegen auch fünf Eier, weil ich dachte, Du würdeſt Hunger haben. Aber es ſind ſo viel Dunen da, daß die alle erſt herauf müſſen. Zweimal muß ich noch hinunter!“

Jakob langte ein Ei heraus und trank es gierig aus.

„Nimm ſie alle! Ich habe drunten gegeſſen und es ſind noch genug da!“

Jakob that es. Er leerte auch die Säcke, packte die Dunen in Farrenkräuter, die er buſchweiſe abriß und umſchnürte die Bündel mit Stricken, daß der Wind die Federn nicht verſtreuen konnte.

Die Viertelſtunde war bald verſtrichen; Erik ließ ſich wieder hinabwinden. — Er kam ein zweites Mal herauf, mit noch größerer Beute. Diesmal hatte er die Säcke mit ans Seil gebunden, um ſich nicht ſo ſchwer ſelbſt zu belaſten.

„Die Riemen haben ſo eingeſchnitten, daß es faſt nicht mehr zum Aushalten iſt,“ ſagte der arme Schelm und rieb ſich

die wunden Stellen. „Doch ich will noch einmal hinunter. Dunen ſind nur noch wenig; aber viel Eier bringe ich noch herauf.“

„Unterm Ausbug,“ fuhr er mit dem Ausdruck des Staunens fort, „da müſſen unermeßlich viele Neſter zu treffen ſein! Morgen wollen wir's verſuchen, dort hinabzukommen.“

„Morgen!“ antwortete Jakob mit ſeltſamem Ton. „Jetzt aber geh bald wieder hinunter. Es wird Abend und das Wetter kommt herauf.“

„Wahrhaftig,“ ſagte Erik, „dem da unten,“ — er deutete auf das Schiff, das ſie zuvor in der äußerſten Ferne geſehen hatten, das aber jetzt wohl bis auf zwei Stunden heran war, — „dem da unten kann es noch übel ergehen! Es ſcheint, er will im Fiord, unten im Hafen anlegen!“

„So ſcheint es!“ ſagte Jakob kurz.

„Dann hat er Eile!“ verſetzte Erik.

„Die haben wir auch!“ antwortete Jakob drängend. In ſeinem finſtern Geſicht zuckte es ſeltſam. Er trieb Erik ungeduldig an, das letzte Mal hinunterzugehen. Dieſer ſchickte ſich an. Er verzog das Geſicht vor Schmerz, ſo ſchnitten ihm ſchon die Riemen ins Fleiſch.

Allein er ging unverdroſſen wieder ans Werk. Jakob wand ihn zum dritten Mal abwärts.

„Diesmal komme ich bald wieder herauf!“ rief er freundlich, indem ſein Kopf in der Tiefe verſchwand.

Jakob ſchwieg.

Das Seil war abgelaufen. Jakob ſtand einen Augenblick ſtill, mit verſchränkten Armen; er zitterte, dann griff er krampfhaft haſtig nach der Axt, die am Felſen lehnte. Er ſchob ſie unter die ſtarken Holzriegel, die den Ausleger hinten hielten, und brach ſie mit dem Eiſen wie mit einem Hebel los. Es war das Werk einer halben Minute. Mit einem ſcharfen Krachen ſchnellte der Fichtenbaum aus dem Lager und ſchoß über in die bodenloſe Tiefe hinunter.

Wie vom böſen Geiſt plötzlich gepackt, ſtürzte Jakob ſinnlos davon, ohne ſich nur nach dem Verlorenen umzuſehen. Nur ein verhallender Schrei aus der Tiefe tönte noch an ſein halbbetäubtes Ohr. Wie ein Raſender lief er über das Moor hin, dem Walde zu.

Achtes Kapitel.

„Das iſt ja doch ein Wetter, als ob Himmel und Erde untergehen ſollten!“ rief Peter, der mit allen ſeinen Leuten wieder aus dem Bett aufgeſtanden war, um bei dem furchtbaren Ungewitter Haus und Hof in Obhut zu nehmen, ſo weit es der Wuth der aufgeſtürmten Elemente gegenüber möglich war.

„Jan! Spring mit der Laterne in den Stall und ſieh nach dem Vieh! Es brüllt zwar nur vor Angſt, aber es könnte doch etwas vorgefallen ſein!“ rief er dem Knecht zu. „Ich glaube, der Sturm reißt alle Bäume im ganzen Walde mit den Wurzeln aus! — Hui! Seht den Blitz!“

Der Himmel war eine Feuerflamme; es war heller wie am Tag, ſelbſt die Flamme auf dem Heerd in der Küche erblaßte vor dem gewaltigen Licht- und Feuerſtrom, der das ganze Haus einen Augenblick erhellte. Dann war es wieder ſo tief finſter, daß nicht die Hand vor Augen zu ſehen war. — Die Mägde kreiſchten laut auf. Selbſt der handfeſte Jan rief: „Oho, das war ja, als ob die ganze Hölle den Rachen aufſperrte!“

„Habt Ihr's geſehen?“ fragte Peter zugleich. „Jede Bergſpitze konnte man erkennen, wie bei der hellſten Morgenſonne! Jeden Baum auf eine Meile weit!“

„Du, Mädchen! was haſt denn Du!“ rief er die Magd Anna an, und faßte ſie an den Schultern. Sie ſah leichenblaß aus, klapperte mit den Zähnen und ſchlotterte an Händen und Füßen.

„Der Spuk — der Geiſt!“ ſtammelte ſie, „der alte Oloff, dicht vorm Hauſe, auf dem Felsblock, mit fliegenden Haaren!“

Der Donner, welcher dem entſetzlichen Blitz folgte, übertäubte ihre letzten Worte. Es krachte durch die Lüfte rings um das Haus, als ob es in Grund und Boden zuſammenſtürze. Alle Fenſter klirrten.

„Was iſt das? — Das iſt weder der Donner noch der Sturm“, ſagte Peter aufhorchend, „es ſchlägt Jemand an die Thür!“ Er wollte dahin gehen, doch die Magd hielt ihn heftig zurück und rief: „Macht nicht auf, Herr, es iſt das Geſpenſt!“

„Närrin!“ antwortete Peter und ſtieß ſie zurück. „Wenn's nun Jemand wäre, der Obdach ſuchte in dem raſenden Unwetter!“

Er war während dieſer Worte ſchon am Thor und riegelte auf.

„Lieber Herr Chriſtus“, rief er erſchreckt aus; „Carlen! Du hier, in dem Unwetter! Komm herein!“

Das arme Mädchen ſtand mit aufgelöſtem, waſſertriefendem Haar, durchnäßt, als komme ſie aus der See, vor Kälte und Angſt ſchlotternd in der Thür und fragte nur: „Iſt mein Bruder hier — Erik — — — der Vater?“

„Ja! Hier bin ich!“ rief eine tiefe Stimme laut, dicht hinter ihr, und zugleich überflammte ein neuer Blitz den Himmel, daß Alles tageshell war.

„Mein Jeſus! das Geſpenſt!“ ſchrie die Magd; Carlen that einen Angſtſchrei und ſprang ins Haus. Selbſt der mannhafte Peter trat erſchreckt einen Schritt zurück, als er die

schauerliche Gestalt draußen unter dem aufleuchtenden Blitz erblickte. Doch erkannte er alsbald den alten Westeräs, dem Sturm und Regen Bart und Kleidung nur so zugerichtet hatten, daß er wie ein Schreckensgespenst aussah. „Alter", rief er, „was machst Du? Komm herein!"

„Nein, nein! Kommt Ihr heraus. Das jüngste Gericht ist da! Kommt, kommt! folgt mir! Ahoi! Wir müssen die Gräber aufgraben!" schrie ihnen der Alte zu.

Und mit diesen Worten drehte er sich rasch um, daß sein zerlumptes Wamms im Winde flatterte und das lange weiße Haar ihm wild um den Nacken wehte. So stürzte er fort.

Nur diesen Augenblick hatten die zuckenden Blitze beleuchtet; jetzt war wieder rabenschwarze Nacht ringsum. Der schwache Lichtschimmer aus dem Hause verlor sich im Dunkel, und Niemand sah, wo der alte Irre sich hinwendete.

Peter rief ihm nach: „Nachbar, Alter! hier findet Ihr Obdach! Kommt doch herein!" Es war vergeblich. Und jetzt überhallte auch wieder der Donner jeden Ruf menschlicher Stimmen. Peter schloß die Thür und trat wieder ein. „Umsonst! Er hört nicht", sagte er kopfschüttelnd.

„Carlen! armes Kind!" redete er das zitternde Mädchen, das neben der Thür auf einen Schemel gesunken war, mitleidig an. „Was führt Dich hieher in dem grausigen Wetter, wie wir mein Tag noch keins erlebt haben?"

„Das ist's eben — mir wurde so todesangst" — stammelte das Mädchen mühsam — „ich war ganz allein im Haus."

„Alle Wetter", fiel Peter polternd zwischen ihre Rede die Magd an, „steh doch nicht da wie ein Baumstubben! Siehst Du nicht, daß das arme Mädchen vor Nässe und Kälte umkommt? Hole Kleider herunter, Schuh und Strümpfe, sie muß sich in der Küche am warmen Heerd umkleiden!"

Die gutmüthige Anna flog in ihre Kammer hinauf.

„Komm ans Feuer, kleine Carlen!“ wandte ſich Peter wieder zu dieſer und führte ſie zur brennenden Flamme auf dem Heerde. „Wärme Dich! — Wie konnteſt Du Dich in dem Wetter hinaus wagen!“ —

„Es war noch nicht ſo furchtbar, als ich den Hof verließ“, erwiederte Carlen, da ſie ſich wieder gefaßt hatte. „Mich jagte eine Angſt, wie ich ſie noch nie empfunden. Ich war ganz allein. Mägde und Knechte ſind heute früh auf unſere Rennthierhütte gezogen, — das Wetter muß ſie zurückhalten. Auch Jakob und Erik haben vor Tag das Haus verlaſſen, jeder wo anders hin, der alte Vater ſchwärmt ſeit zwei Tagen umher. Er wird umkommen in dem Sündfluth-Wetter!“

„Möchte der gütige Gott ihn erlöſen!“ ſagte Peter leiſe mit frommem Aufblick. — „Erik und Jakob ſind nicht hier geweſen“, ſetzte er ſpäter hinzu.

Carlen ſchauerte zuſammen und rang die Hände.

„Sei doch ruhig!“ begütigte ſie Peter. „Es ſind ja zwei Männer, die werden im Regen nicht umkommen!“

„Regen! — Es ſtürzt vom Himmel wie ein Wolkenbruch! Alle Hohlwege ſind Bergſtröme — der Sturm reißt die Bäume um . . .“

„Und Du biſt doch glücklich hier herunter gekommen, — — ſo werden ſie ſich auch helfen, — giebt es doch Felshöhlen und Klüfte genug — — — Ha!“ rief er aufhorchend aus. „Das war ein Nothſchuß! — Herr Gott — — ein Schiff in Noth! — Wenn das Claus Billerbeck wäre . . . noch einer! Das kann nicht von demſelben Schiff ſein, . . . das war viel näher!“

Es war keine Täuſchung. Das Brauſen des Sturms hatte einige Augenblicke nachgelaſſen, und während dieſer ſtillen Minute waren zwei Kanonenſchüſſe erſchollen, der eine dumpf aus der Ferne, der andere viel näher.

Die Magd trat mit einem Pack trockener Kleider ein; Carlen ging mit ihr in die Küche, um ſich am warmen Heerde umzukleiden.

Die Nacht kann wahrhaftig Unheil bringen von allen Seiten, dachte Peter, unruhig in der Gaſtſtube auf- und abgehend.

„Wenn Billerbeck mit dem armen Weibe auf der See iſt ... hat er ſie von Chriſtianſund hergeholt, ſo kann's gerade ſo ſein — der Wind ſtand günſtig ... der Alte kommt vielleicht in der Nacht zu Schaden — Erik kann auch ein Unglück haben — arme Halgar, — ſollſt Du Deine Heimath ſo wieder ſehen — dann wäre Dir beinahe beſſer, Du wäreſt bei dem Wetter in See und kämeſt an kein Ufer mehr. — Gott verzeih mir die Sünde!"

Jan riß eilfertig und beſtürzt die Thür auf. — „Herr", rief er, „die Nothfeuer brennen! Thal ab, nach dem Strand zu!"

„Dacht ich's doch, — es iſt ſchon Unglück geſchehen! — Jan! Und wenn das Wetter zehnmal ſo toll wäre! Hinunter müſſen wir! Wenn die Nothfeuer brennen, muß Alles helfen! Auch der Stallbub ſoll mit. Die Weiber mögen das Haus hüten; wir wollen fort!" —

Jan ſchoß wieder hinaus. —

„Wir müſſen nach dem Strand hinunter!" rief Peter durch die Thür Carlen und der Magd zu; „die Nothfeuer brennen; es muß großes Unglück ſein. — Wahrt Ihr indeß Haus und Hof." —

Peter, Jan und der Stallbub mit Seilen, Stangen, Aexten verſehen, machten ſich hinaus in die Finſterniß des furchtbaren Wetters.

„Gott behüte Euch!" riefen die Mädchen ihnen nach. — Im nächſten Augenblick umhüllte ſie die dichte Finſterniß. Da flammte auf einmal wieder der ganze Himmel in Feuer auf. Die Mädchen kreiſchten laut, denn es war, als ob das Haus

ſelbſt in Flammen ſtehe; ſie ſahen die Männer noch einmal, wie ſie eben im Gebüſch verſchwanden, dann verſchlang ſie die ſchwarze Nacht. Zugleich erdröhnte ein dumpfer, furchtbarer Knall, als ob die Donner aus Wolken und Erde zugleich krachten; der Boden zitterte, daß das Haus in ſeinen Grundfeſten bebte, alle Fenſter klirrten und die Thüren aufſprangen. Mit dem Ruf: „Jeſus, erbarme Dich!“ ſanken die Mädchen in die Knie.

Neuntes Kapitel.

„Herr Gott!“ war Eriks einziger Schreckens- und Hülferuf, als er fühlte, daß er mit plötzlichem Ruck in die furchtbare Tiefe hinabſtürzte. Er that einen unwillkührlichen Griff nach den Fichtenbüſchen in den Felsſpalten, an denen er vorbeiſauſte, doch nur ein Zweig blieb in ſeiner Hand; die Felswand ſchien wie ein grünſchwarzer Schimmer in Blitzesſchnelle an ihm vorüberzugleiten, Himmel und Erde wurden wie ein blauer Flammenblitz vor ſeinen Augen.

Das war die Erſcheinung zweier Sekunden; der Athem verging ihm, ſeine Sinne ſchwanden, er fühlte nur noch einige dumpfe Schläge und Stöße, — dann war es finſtere Nacht um ihn. — Ob Minuten, ob Stunden, er wußte es nicht! Er erwachte nur von einem heftigen Schmerz und öffnete mühſam die ſchweren Augenlider. Da ſah er ſich, mit einer Durchzuckung von Freude und Grauſen zugleich, über dem Abgrund hängen, wie zuvor. Im erſten Augenblick wußte er nicht, ob er wache oder träume, ob er noch auf der Erde ſei, oder jenſeit. Doch ſchnell kehrte ihm jetzt die Beſinnung zurück. Er erkannte den Fels, der unabſehbar über ihm hinaufragte in das Blau des Himmels, und unter ſich das

Meer in entſetzensvoller Tiefe. Eidervögel umſchwärmten ihn mit heiſerem Geſchrei und ſauſendem Flügelgeräuſch.

„Gott, mein gnädiger Vater, Du haſt mich gerettet!“ betete er aus dankbarer Bruſt. Doch ſchon im nächſten Augenblick ſchauderte er zuſammen. „Wie komme ich von hier wieder hinauf?“ Dieſer Gedanke durchzuckte mit eiſigem, lähmendem Erſtarren ſeine Bruſt. Er warf den Blick aufwärts; ſein Auge ſpähte das Seil entlang. Er ſah das Ende deſſelben nicht, auch nicht den Gipfel des Felſen; doch erblickte er wohl funfzig Ellen über ſich deſſen Ausbauchung, und das Seil ſtreifte darüber hin. Es mußte ſich oberhalb feſtgeſchlungen haben. — Sein beſonnener Blick erkannte jetzt ſeine Lage vollſtändig. Der Felsvorbug war ungefähr ſo hoch über ihm, wie zuvor unter ihm. Daher mußte er eine Thurmhöhe, über hundert Ellen mindeſtens, gefallen ſein. Wie war der Sturz in den Abgrund gehemmt worden? Nur zweierlei erſchien ihm als möglich, daß der Baum gebrochen und im Querfallen in einem vorragenden Gebüſch hängen geblieben, oder daß das Seil zerriſſen war und ſich irgend wie im Gezweig verſchlungen habe.

Ich bin gerettet für den erſten Augenblick, dachte er, doch, wird das Seil feſt gehalten? Kann der Zweig, an dem es hängt, nicht eingeknickt ſein? Kann er nicht in jeder Minute brechen? — Und wenn ich hier feſthänge, wie wird mir Rettung? Ehe Jakob Hülfe und die Rettungsmittel heranſchafft, vergeht die Nacht! —

Bei dieſem Gedanken erſt empfand er die Qual der ſcharf einſchneidenden Riemen, die durch den Sturz aufs Aeußerſte geſtiegen war. Jetzt erſt fühlte er den Schmerz des durch den gewaltigen Ruck und durch das Hinſtreifen am Felſen verwundeten, zerſchlagenen Körpers, den er, je mehr er zur Beſinnung kam, wie völlig zermalmt empfand. Und haben ſie denn Seile, die bis ſo tief reichen? Können ſie ſie über

die Ausbauchung herablaſſen? Wähnt Jakob nicht vielleicht, ich liege zerſchmettert im Meere und es kommt gar Niemand mich zu holen? — Muß ich hier unter der Höllenpein dieſer Schmerzen verſchmachten? — Bei dieſer Ahnung erſtarrte das Blut in ſeinen Adern. Er griff haſtig, faſt unwillkührlich nach ſeinem Meſſer, — Gott! — er hatte es im Sturz verloren! — Er konnte ſich nicht einmal losſchneiden, um ſeine Qual zu enden, und die Riemen hangend allein zu löſen, war unmöglich! — —

Der kalte Todesſchweiß der Angſt trat auf ſeine Stirn. „Gott im Himmel, haſt Du mich verlaſſen!“ rief er verzweiflungsvoll aus und rang die Hände.

In dieſem Augenblick rollte der erſte ferne Donner dumpf, aus weiter Ferne her, über die See, die noch regungslos in tiefem Blau dalag. —

Erik ſtarrte hinunter. Es dünkte ihm plötzlich ein Labſal, eine Wonne, die ewige Seligkeit, augenblicks hinabzuſtürzen in die Tiefe; in der kühlen Fluth dieſe Höllenqual mit einem Schlage zu enden!

Er ſah mit den verzerrten Zügen eines Verzweifelnden nach dem Meeresrande hinüber, wo düſtergraue Gewitterwolken ſich ſammelten, vom ſinkenden Strahl der Sonne röthlich angeleuchtet.

O Gott! Wie lange kann es noch dauern, bevor das Wetter herauf zieht, und es möglich wird, daß ein Blitzſtrahl mich erſchlägt und erlöſt! rief es angſtvoll in ſeiner Seele.

Der Körperſchmerz begann die Folterqual der Seele zu überſteigen. Es war ihm, als ſchnitten ſtumpfe Meſſer in ſeine Glieder, da wo die durch den Sturz gewaltſam angezogenen Riemen ſie einſchnürten. Er wand ſich wie ein Gekreuzigter.

Da ſtreifte eine Eidergans mit breitem Flügelſchlag, halb ſcheu, doch nahe an ihm vorüber und fuhr in eine Felsſpalte

dicht neben ihm. „Ha! dort iſt Rettung!“ rief er, haſpelte und ſchwang am Seil, bis es in Bewegung gerieth und ihn vor die Spalte ſchaukelte. Er faßte ein Birkengebüſch, das die dünnen Zweige aus einer Felsritze niederhing, zog ſich glücklich an den Fels und kroch in die Spalte. — Hier ließ wenigſtens der Höllenſchmerz der einſchneidenden Riemen nach. Doch eine andere Qual begann. Nur ganz zuſammengekauert mit eingezogenen Knieen konnte er in der Spalte ſitzen, ſo niedrig war der Eingang; gleich dahinter erweiterte ſie ſich. Zwei Spannen weiter und er hatte wenigſtens ein beſcheidenes Lager, über das er aus den Dunen in dem Neſt, welches der Vogel im Hintergrunde gebaut hatte, einen weichen Teppich breiten konnte. Aber dieſe zwei Spannen der Felsverengung waren eine unüberwindliche Kluft. Keuchend, mit zuſammengepreßter Bruſt, ohne die Arme regen zu können, ſaß er in dem Felſenſpalt und blickte über das weite, weite Meer hin in den tiefen Abgrund hinab. Die See lag ſilbern wie ein lächelnder Spiegel unter ihm; der Himmel wölbte ſich darüber wie ein blauer Kryſtalldom; die Sonne warf den glühenden Schimmer des Abendroths über Aether und Wellen hin.

Es war ein zauberiſcher Anblick! Doch Erik empfand ihn, als ſähe er den Schlund der Hölle vor ſich. Dieſe ſchöne Welt — ſie lag vor ihm, wie die unerreichbare Frucht vor dem Verdurſtenden!

Nur das dunkel brauende Gewitter in Nordweſt grüßte ihn mit einer ſchauerlichen Hoffnung!

„Kein Boot in See! Kein einziger Fiſcher auf dem Fang!“ rief Erik mit dem Jammerton der Angſt. „Es wäre doch möglich, daß er dich ſähe in der furchtbaren Höhe, vielleicht in der Abendſtille deinen Nothſchrei hörte!“

„Ahoi!“ rief er, als wollte er ſeine Bruſt zerſprengen.

Der Laut verflog in der unabſehbaren Oede und Weite, wie die Flocke eines Federchens, das ein Eidervogel verlor.

Nichts Lebendiges ſah Erik vor ſich; nur das eine Segelſchiff, das er ſchon von oben geſehen, und ein zweites noch ferneres daneben. „Eben ſo leicht könnte man mich aus dem Monde ſehen und mir helfen, als von dort!“ rief er aus.

Doch wie erſchreckend über ſich ſelbſt, faltete er die Hände und dachte fromm:

Ein Auge ſieht dich doch, und ein Arm kann dir helfen, nah, von weiterer Ferne her!

Thränen rollten über ſein Angeſicht; ein milder Anhauch des Troſtes drang in ſeine Seele. — —

Das Wetter zog näher. Ein abendlicher Lufthauch erhob ſich. — Das Meer kräuſelte ſich in kleinen Wellen. Gewölk deckte die Sonne.

Erik konnte die Qual der zuſammengepreßten Bruſt nicht mehr ertragen. Er faßte das Seil, ſchwang ſich wieder hinaus und hing abermals über dem Abgrund. Jetzt lag dieſer ſchon grau unter ihm, kaum abſehbar; die Dämmerung begann. In flatternden Schaaren kehrten die Eidergänſe heim zu ihren Neſtern; ihre Zahl wuchs zu Hunderten. In jedem Felsſpalt ein Neſt! Schätze waren hier gehäuft, um drei Höfe zu kaufen! Erik ſah es mit ſtumpfem Auge. Was halfen ſie ihm jetzt! — Das ſcheue Geflügel bot die einzige lebende Geſelligkeit in der ſchauerlichen Oede und Stille! Es lag ein bitterer Hohn und doch ein Troſt darin!

Der Donner rollte näher, öfter; der helle Himmel im Weſten war nun auch grau und ſchwarz eingehüllt; Blitze leuchteten durch das Gewölk. Im Oſten nur duftete noch das reine Blau. Leiſe ſchwebte der Mond über die Wellen herauf.

Eriks Wehmuth und Sehnſucht wurden unbeſchreiblich bei dieſem Anblick. Geſtern noch hatte er an Carlens Seite im milden Mondenſchimmer geſeſſen! — Und doch überwog

die Körperpein bald wieder die der Seele, und die immer ſchärfer einſchneidenden Bande drängten den Elenden wieder in ſeine Felsſchlucht zurück.

Jetzt erhob ſich der voranſauſende Vorbote des Ungewitters, der Sturm! — — In wenigen Minuten war der ganze Himmel in Wolken gehüllt, der Mond tief bedeckt. —

Die Flügel der Finſterniß legten ſich dicht über Erde und Meer! In breiten Schaumflüſſen rollten die Wogen auf. Die Brandung tobte drunten an dem Fels. Droben umfegte ihn der Sturm mit donnerähnlichem Sauſen und heulte durch die Spalten. Die fahlen Blitze warfen immer nur ein bleich zuckendes Licht über das finſtere Schreckensgemälde. — Da borſt der Schooß der Wolken und die Regenſtröme ſchoſſen ziſchend herab. —

Erik in der Felsſpalte, athemlos zuſammengekauert, faſt erſtickend, konnte die Qual nicht länger ertragen. Wiederum ſchwang er ſich am Seil hinaus über den finſtern Abgrund, der jetzt nur mit dem bleichen Schaum bis zu ihm hinauf leuchtete.

Anfangs labten ihn die kalten Regenſtröme erfriſchend; ſeine dürſtende Zunge lechzte nach den Tropfen. Der Sturm faßte ihn und ſchleuderte ihn hin und her. In zwei Minuten war er ſo durchnäßt, als ſei er in die See geſtürzt. Die Riemen weichten auf, zogen ſich länger und ſchmaler, und ſchnitten dadurch immer ſchärfer. Der Schmerz ſchüttelte ihn wie im Fieber, er wimmerte, er kreiſchte laut auf in ſeiner Angſt! Doch der Sturm um ihn her überheulte ſeinen ohnmächtigen Jammerlaut. Nach wenigen Minuten ſchon überwand der grimmige Schmerz jede Kraft ſeines Willens und er ſuchte die Qual der Zuſammenpreſſung im Fels wieder als Linderung auf. Allein auch dieſe hatte die Kräfte des Unglücklichen ſchon zu ſehr erſchöpft. Er konnte ſie nur

Minuten lang erdulden. So jagte ihn die Folterangſt von Wechſel zu Wechſel.

„Nur mein Meſſer! mein Meſſer!“ ächzte er. — Er biß mit den Zähnen krampfhaft in das Seil, in der Hoffnung, es zu zerreißen und ſeiner entſetzensvollen Lage durch den Sturz in die ſchäumenden Wellen der Brandung ein Ende zu machen. Vergeblich! Er ſuchte ſich hinab zu beugen, um die aufweichenden Riemen um Schenkel oder Arme mit den Zähnen zu packen und ſie in Stücke zu zerren. Sein Mund erreichte ſie nicht! — Dabei trieb ihn der Sturm wie einen Ball an der Felsmauer hin und her, und nur im unwillkürlichen Lebenstrieb wehrte er mit den Händen das ſcharfe Anſchlagen an die Felsecken ab. — —

Wiederum hockte er jetzt ächzend in der Felsſpalte. Das Gewitter war nunmehr dicht über und rings um ihn. Der Donner rollte krachend an der Sturmmauer hin, die aufflammenden Blitze verwandelten Himmel und Waſſer auf Augenblicke in ein Feuermeer. Da ſah er die vom Sturm herangejagten Schiffe ganz nahe. Sie trieben, völlig auf die Seite gelegt, ſteuerlos, mit halb zertrümmertem Maſtwerk. Er konnte beim Blitzleuchten jedes Geſtänge unterſcheiden. — Seine eigene entſetzensvolle Qual ließ ihm keinen Sinn für die Gefahr derer dort unten. Die Nothſchüſſe donnerten herauf. Sie ſchlugen ſtumpf an ſein Ohr. — Ein Boot war ausgeſetzt und tanzte wie eine ſchwarze Nußſchaale auf der feuerüberſtrömten Schaumfluth. Erik konnte die Menſchen darin zählen. „Ach, ſähe Einer mich!“ jammerte er laut. — Ein grauſenvoller Neid auf die dort unten, die die See verſchlingen würde, riß ihm durch die Bruſt. — Es faßte ihn an wie wirbelnder Wahnſinn. —

Noch einmal warf er ſich an dem Seil hinaus über die Tiefe; er wollte verſuchen, ſich die Stirn am Fels zu zerſchellen. Die Pein preßte ihm ein verzweifelndes Angſtgeheul

aus. Er ſchwang ſich abwärts mit dem Kopf gegen die Felsklippe; der dumpfe Schlag betäubte ihn halb. Da riſſen ſich plötzlich die Wolken auf wie ein feuriger Höllenrachen; ein ſchwefelloher, von zackigen Blitzen durchkreuzter Feuerſtrom goß ſich über Himmel und Meer; ſie lagen da, ein wogender Flammenſpiegel bis zum äußerſten Horizont. Die Sturmmauer war mehr als tageshell angeleuchtet bis zur Brandung hinunter. Das Boot unter Eriks Füßen ſtürzte von der Spitze einer Woge tief in den Waſſerſtrudel. Ein Blitzſtrahl ſchmetterte in das Schiff. Ein Krachen erſcholl, als zerberſte die Erde; alle Donner brüllten nach, der Fels dröhnte, es war, als ſollten die Berge ins Meer ſtürzen. — Da ſchwanden Eriks Sinne völlig; ein willenloſer Leichnam blieb er das Spiel des Sturmes und aller empörten Elemente. —

Zehntes Kapitel.

Es war Johannistag und Sonntag. Die Sonne ſchien ſo warm aus dem blauen wolkenloſen Himmel, alle Berge waren mit grünen Matten und Büſchen bedeckt, der Schnee leuchtete nur noch auf den höchſten fernen Kuppen, von denen er nie wegthaute. Glockengeläut tönte von der Kirche her durch die heilige Stille herüber.

Das Gotteshaus lag eine Viertelſtunde von der Schenke auf einem grünen Hügel, der ſich mitten im Thal ſanft erhob, wie auf einen Raſenteppich hingeſtellt. Das uralte ſeltſame Gebäude mit ſeinen vielen Spitzdächern und Thürmen ruhte auf einem felſenfeſten Unterbau von den dickſten Mauern, noch durch ſchräge Strebepfeiler gegen die wilden Stürme geſchützt. Dennoch ſah es ſo friedlich, ſo fromm einladend

aus; ſein feſter Bau drückte gleichſam feſten Glauben und Vertrauen bildlich aus.

Peter Alf und ſeine Hausleute, alle in Feſtkleidern, Bibel und Geſangbuch in den Händen, traten aus der Thür.

„Kommt, kommt, Kinder! Seht, da kommen auch ſchon die Brautzüge zwiſchen den Bergen hervor!“

„Iſt das der Wagen des Biſchofs von Drontheim?“ fragte Jan und zeigte auf einen Wagen, der den Weg nach der Kirche nahm.

„Ja wohl! Er ſelbſt will die Paare einſegnen!“ —

„Das iſt eine Ehre!“ rief die Alt-Magd Frederike ſtaunend aus.

„Wohl! Wie aber hat ſich auch Gottes Gnade ſichtlich kund gethan an denen,“ ſetzte Anna hinzu, und zeigte mit der Hand hinüber.

„Ja, es war ein Gottesgericht, eine Gottesſchickung!“ ſprach Peter Alf fromm und faltete die Hände.

„Wenn ich da hinüberblicke, wo ſonſt der ſchwarze Schlott hervorragte,“ fuhr er fort und zeigte dahin, „es geht mir immer ein ordentlicher Andachtsſchauer durchs Herz.“

„Ja,“ ſagte Jan, „daß der böſe Bube, der Jakob, dort ſeinen Lohn finden mußte unter den Trümmern des einſtürzenden Felſens! Wenn ich noch an den Knall und das donnernde Krachen denke!“

„Und daß,“ ſprach Peter Alf und ſtand ſtill, „gerade der alte Wahnſinnige, — nun der Himmel hat ihn ja geheilt und giebt ihm dazu den Frieden, — wie von Gottes Geiſt ſelber dahin getrieben wurde in der ſchrecklichen Nacht und ihn aus den Trümmern hervorzog! Faſt wie damals vor ſieben Jahren, als der Schneefall ihn beinahe begraben hätte. Und er hat die Warnung Gottes doch nicht geachtet!“

„Es war nur gut, daß wir Alle ſein Geſtändniß im Sterben noch hörten!“ ſetze Jan hinzu.

„Und," fügte Peter hinzu, daß gerad' in derſelben Stunde, in derſelben Minute vielleicht, der Blitz das Schiff des Lübeckers zertrümmerte! Mein Tag werde ich's nicht vergeſſen, wie wir am andern Morgen bei der Ebbe die Leiche in den Strandklippen fanden! Ja, die Blitze hat Gottes eigene Hand geſchleudert!"

„Im ganzen Thal wird's Keiner vergeſſen!" ſagte die Alt-Magd Frederike fromm. „Heiliger Gott, wie bis hierher Haus und Boden zitterten, als der Felſen dort zuſammenbrach — wir warfen uns auf die Knie, denn wir dachten, es ſei das jüngſte Gericht!"

„Unſer Herrgott richtet zu jeder Stunde und ſein Auge wacht überall," verſetzte Peter. Es iſt, um immer wieder in die Knie zu ſinken! Das Boot, die Nußſchaale, worin der wackere Billerbeck mit der Halgar ſchwamm auf dem tobenden Meer! kein Menſch hätte einen Grashalm geboten für ihr Leben. Aber als ob die Engel Gottes ſelbſt es trügen, kam es doch ans Land!" —

„Wir dachten alle, das Feuermeer würde Erde und Himmel verſchlingen," ſagte Anna.

„Und es erleuchtete doch nur die Wege Gottes," fiel Peter wieder ein. „Nur bei dem Blitz, dreimal heller als der Tag, konnte die Halgar ſehen, daß am Felſen ein Menſch hing! — Und Gott ſelbſt mußte ſie erleuchten, daß ſie ahnte, wer es ſein könne!" —

„Nun, das konnte ſie wohl wiſſen, das kein anderer als ihr Bruder Erik ſo verwegen geweſen wäre!" fuhr Jan dazwiſchen.

„Schweig! ſchäme Dich, Jan!" antwortete Peter ernſt. „In der Stunde hat Gott Alles ſelbſt gethan! Wer hat dem alten Weſteräs das Licht wieder in ſeinem Kopf angezündet, als er die Tochter wiederſah?"

„Freilich, Alles durch unſers Herrgotts Hand," ſagte der Knecht beipflichtend, „ich meinte es auch nur ſo!"

„Wahrlich!" fuhr Peter wieder fort, „Seine Hand durfte uns nicht verlaſſen, als wir es unternahmen, den Erik hraufzuholen von einer Stelle, wo noch kein Menſch geathmet hatte! — Ich habe noch immer Schwindel und Grauſen, wenn ich an Alles das denke! Wie das drinnen in der Stube bei uns ausſah!" Er deutete zurück auf das Haus. „Der Erik halb todt heraufgezogen, — der Jakob mit zerſchmetterten Gliedern in Todeszuckungen — der alte Weſteräs, der da weinte wie ein Kind"—

„Ja, das war das Rührendſte," fiel die Magd Anna ein und die Thränen ſtanden ihr im Auge, „wie der alte Vater ſeine Tochter wiedererkannte und es ihm mit einem Male wieder hell wurde! Wir weinten ja alle mit, als ſollten wir zerſchmelzen, und fielen auf die Knieen!"

„Kinder!" rief Peter aus, „unſer Haus hat Wunderbares geſehen! Es iſt geheiligt worden! — Mir iſt unſere Wohnſtube jetzt immer wie die Kirche ſelber! — Aber es läutet ſchon wieder; geht vorwärts, daß wir nicht zu ſpät kommen." —

So ſchritten die wackern, frommen Thalbewohner an dem grünen Wieſenplatze vorwärts nach der Kirche hinüber. An dem großen Weg hielten ſie an, weil erſt die Brautzüge mit den beiden Paaren vorbei mußten. Weſteräs, der milde Greis, dem der Dank der tiefſten Seele aus den freundlichen Augen ſchaute, ging mit dem Pfarrer voran. Dann folgten die Brautpaare. Der wackere Claus Villerbeck, der Halgar als Braut heimführte, welcher er ſchon ſo lange Beſchützer und Helfer geweſen war. Hinter ihnen Erik, noch bleich, faſt ſchwankend auf den Füßen (er hatte lange krank gelegen), aber mit Seligkeit leuchtenden Augen, die lieblich verſchämte Carlen am Arm, der die blonden Locken

um die Schultern fielen. — Daran ſchloſſen ſich die Andern; der Biſchof von Drontheim harrte ſchon in der Kirche am Altar.

Jetzt miſchte ſich das Glockengeläut mit dem feierlichen Ton der Orgel. Unter frommem Choralgeſang zogen die Thalbewohner in die Kirche. Die Paare traten vor den ehrwürdigen Biſchof. Er ſprach ins tiefſte Herz; denn ſeine Rede gab nur das einfach ſchlichte Zeugniß des Geſchehenen. —

Und als er ſchloß mit den Worten: „So betet an, den allſchirmenden, allwaltenden Gott und verehrt ihn auch in ſeinen dunkelſten Wegen," ſank er ſelbſt aufs Knie und die ganze Gemeinde mit ihm, und in Aller Herzen war nur ein Gebet, das des heißen Danks für ſolche Fügung Gottes!"

Eine Fügung Gottes.

II.

Erſtes Kapitel.

Zwei junge Landleute gingen durch einen norwegiſchen Fichtenwald, auf einem wenig betretenen, aber doch fahrbaren Holzwege hin.

„Kommſt Du nicht mit auf die Schenktenne, Erik?“ fragte der Aeltere. „Es wird wieder luſtig hergehen, hat Peter Alf geſtern Abend meinem Vater geſagt. Dein Vater und Deine Schweſter Halgar haben auch zu kommen verſprochen.“

„So?“ antwortete der Angeredete, ein junger rothwangiger Blondkopf, der nicht mehr ganz Knabe, und noch nicht voll Jüngling war, und ſah mit ſeinen blitzenden blauen Augen achtlos zu dem Frager auf. — „Nein“, ſagte er nach kurzem Beſinnen; „ich gehe bald nach Haus, ich will mir mein Schnallzeug in Ordnung ſetzen!“ —

Mit dieſen Worten wandte er ſich links, wo ein Waldpfad von dem Wege abging, auf dem Beide bisher zuſammen gegangen waren.

„Ach komm doch, Erik“, ſagte der Andere, der um einen Zoll größer und etwas älter, aber gerade das Gegenbild von der lebensfriſchen Offenheit des Jüngeren war. „Komm doch! — Es wird ein guter Grogh getrunken! — Der Lübecker läßt wieder etwas draufgehen!“ —

„Ich tanze ja doch nicht! Was ſoll ich den ganzen Abend dem Lärmen zuſchauen!“

„Du denkſt an nichts als an Deine Eidervögel, und den Fang an der Sturmmauer, ſchlag Dir doch endlich die Thorheit aus dem Sinn“, ſagte der Andere verdrießlich.

„Eine Thorheit, Jakob?“ rief Erik lebhaft. „Ich ſage Dir, wir könnten reiche Leute werden . . “

„Wenn wir uns nicht die Hälſe brechen! Nein, mich verlangt nicht darnach!“ rief Jakob halb lachend, halb verdrießlich. „Glaubſt Du denn, daß wenn der Fang dort möglich wäre, nicht alle Tage die Eiderfänger dort Jagd machen würden? — Ich rede nicht von uns hier im Thal; da ſind nun einmal ſeit dem Mährchen vom alten Oloff keine rechten Jäger mehr. Aber die Strandjäger von Smölen und von Froyen, von denen in jedem Frühjahr welche hier an der Küſte ſtreifen. Die wagen ſich auch nicht hinunter.“

„Ich möchte es verſuchen!“ rief Erik muthig, und ſeine Augen blitzten. — „Aber ſag mir doch, was iſt denn das eigentlich für eine Geſchichte mit dem alten Oloff. Ich bin den Vater wohl zehnmal darum angegangen, und er hat mir immer geſagt: „Laß das gut ſein! Das iſt noch nichts für Dich!“

„Mir hat's mein Vater eben ſo gemacht! Ich weiß nur, daß er dort verunglückt iſt, und daß die drunten am Strand und am Fiord erzählen, er gehe um auf der Sturmmauer und am Strand.“ — „Aber komm mit, Erik“ brach er ab, und faßte ihn an die rechte Schulter, um ihn von dem Seitenpfade, welchem ſich der Knabe zuwandte, abzuziehen.

Erik ſtand ſtill; doch ſtatt einer Antwort ſagte er nur: „Und doch hat uns der Pfarrer immer gelehrt, es ſei nichts an allem Spuck, und ein guter Chriſt ſolle nicht an dergleichen glauben. — Ich kann auch nicht daran glauben, wenn ich auch weiß, daß ſie ſich Alle hier davor fürchten. Ich denke immer, ſie geben es nur vor, und fürchten ſich vor der Sturmmauer!“

„Kommſt Du nicht mit?“

„Sollten ſie wohl zweitauſend Ellen hoch ſein, wie letzthin Swen Oeoff der Strandwächter ſagte?“

„Meinethalben zwanzigtauſend, wenn Du Dir das von dem alten Narren weißmachen läßt! — Kommſt Du nun mit auf die Schenktenne oder nicht?“

„Ich mag wahrhaftig nicht, Jakob“ ſagte Erik halb gutmüthig, halb verdrießlich.

„Nun ſo geh Deines Weges“, antwortete Jakob voll Aerger, und verſetzte dem gutmüthigen Gefährten, der ſchon halb entſchloſſen war nachzugeben, einen Stoß an der Schulter, daß er vorwärts taumelte, und beinahe über eine große Wurzel gefallen wäre, die ſich quer über den Weg ſtreckte. Das hatte der tückiſche Jakob eigentlich in Abſicht. Da es jedoch mißglückte, lachte er, als habe er nur einen argloſen Scherz machen wollen, und hub nochmals an: „Erik! Wenn Du mitkommſt, verſpreche ich Dir nächſten Tages mit Dir auf die Sturmmaner zu gehen; da wollen wir ſehen, wie es mit dem Fang geht!“

„Verſprichſt Du das?“ rief Erik lebhaft, und wandte ſich ſchnell um, ſeinen Verdruß vergeſſend, und ſtreckte Jakob die Hand hin.

„So wahr ich Jakob Tromſon heiße!“ rief dieſer und ſchlug ein.

Sie gingen mit einander des Weges rechts, dem Gaſthauſe Peter Alfs, des Schenkwirths zu, das kaum hundert Schritte vorm Walde auf einer Anhöhe lag, wo den Abend fröhlich getanzt werden ſollte.

Jakob Tromſon war über ſiebzehn Jahre alt, und ſchätzte ſeinen Gefährten Erik, der etwas jünger war, ſehr gering; aus angebornem, eigenſüchtigem Dünkel, und weil er ihn noch als einen Knaben betrachtete, während er ſelbſt ſich für völlig erwachſen erachtete. Aber Erik war ihm in Wald und Feld äußerſt nützlich; denn einen kühneren, gewandteren Burſchen gab es nicht auf zehn Stunden in der Runde. Er unternahm, was kein Anderer wagte; er war ein eben ſo

lecker Schiffer als Jäger und Felsklletterer. Im ganzen Waldgebirg kannte er jeden Weg, jede Felshöhle, jede Klippe. So gab es keinen brauchbareren Gefährten als ihn, wenn Jakob auf Geheiß ſeines Vaters, der ein ſehr wohlhabender Mann war, und ein anſehnliches Gehöft hatte, irgend zur Arbeit in den Wald oder auf die Rennthierweiden hinaus mußte. Doch daß Jakob ſo in ihn drang, ihn zum Tanze auf die Schenktenne zu begleiten, hatte noch einen anderen Grund, den er verſchwieg. Er wußte nämlich, daß Eriks Schweſter, Halgar, mit dem Vater dort ſein würde, und daß dieſer, wenn Erik allein zu Haus war, zeitiger aufbräche. Allein Halgar Weſteräs war das ſchönſte Mädchen im Kirchſpiel, vielleicht im ganzen Sprengel des Biſchofs von Drontheim. Und Jakob, der Sohn des reichſten Bauern, hatte ſich in das ſchöne Mädchen verliebt. Doch Halgar nicht in ihn. Denn, nicht zu gedenken, daß ſie ihn noch halb als einen Knaben betrachtete, da ſie über ein Jahr älter war, ſo gab es auch im ganzen Kirchſpiel keinen widerwärtigeren Menſchen als Jakob. Er hatte einen gehäſſigen, neidiſchen, heimlich boshaften Charakter; und ſeine lauernden Züge, ſeine tief liegenden tückiſchen Augen waren das volle Spiegelbild desſelben. Schon ſchlich ſich auch, bei ſeinem böſen Herzen, neben ſeiner heftig entbrannten Leidenſchaft für Halgar, eine heimliche Erbitterung gegen ſie ein, daß ſie ihn ſo hochmüthig, wie er meinte, behandele. Sie iſt doch ein blutarmes Mädchen, ſagte er ſich, niedrig denkend. Denn der alte Weſteräs beſaß zwar einen eigenen Hof, aber er war klein, und es ſtand viel Schuld darauf, ſo daß es den Beſitzer Mühe koſtete, rechtlich durchzukommen. Aber Weſteräs war der redlichſte Mann und ſo erfahren und kundig, daß er in der höchſten Achtung ſtand.

Nicht aus Hochmuth, den kannte das weiche reine Herz der ſchönen Halgar nicht, wich ſie Jakob Tromſon aus, wo er

ſich zu ihr drängte, ſondern es warnte ſie ein innerer Schauer vor ihm, — und dieſe warnende Stimme hatte Recht! —

Schon ehe die beiden Wandernden die letzten Büſche des Fichtenwaldes erreicht hatten, ſchallte ihnen der luſtige Klang der Geige und das fröhliche Geräuſch der Tanzenden aus dem Hauſe des Gaſtwirths Peter Alf entgegen.

„Horch, wie der alte Stelzfuß ſtreicht," ſagte Jakob. „Sie drehen ſich ſchon flink im Schleifer!"

Jetzt traten die Wandernden aus den Büſchen; das Gaſthaus lag dicht vor ihnen. Alle Fenſter ſtanden offen, denn es war ein Mai-Abend, wo man die friſche Luft ſchon einlaſſen konnte, wenn es auch noch etwas kalt war, und auf den höheren Bergen noch überall Schnee lag.

Im Tanzſaal ging es fröhlich zu. Die jungen Paare ſprangen und drehten ſich luſtig; die Alten ſchwatzten bei der Pfeife und beim Glaſe Grogh.

Jakob und Erik traten ein. Jakob ſah ſich ſogleich nach Halgar um. Sie ſtand oben im Saal neben einem ſchlanken, keck blickenden jungen Mann in ſauberer Schiffstracht. Er war kein Einheimiſcher; man hieß ihn den Lübecker, weil er mit einem Schiff unter Lübecker Flagge im Fiord lag. Sein Name war Curt Strombeck. Seit das Meer offen war, hatte er ſchon Anker geworfen; er wollte eine volle Ladung Kabliau haben. Das war, was man von ihm wußte. Aber man dachte noch ſo allerlei über ihn. Sein abentheuerlich eigenes Anſehen und ſein Betragen hatten Anlaß dazu gegeben. Er trug ſich halb wie ein Soldat, halb wie ein Seemann. Ein Stutzbart auf der Oberlippe, ein kurzer Bart ums Kinn, gaben ihm das Anſehen eines Kriegsmannes. Auch hatte er faſt immer den Säbel an der Seite. Der Hut mit einem breiten Bande und Federn geziert ließ auch mehr kriegs- als ſeemänniſch. Sonſt trug er ſich, wie die meiſten Schiffskapitäne pflegen, in feinem blauen Tuch; eine

kurz geſtutzte Jacke, weite Beinkleider, eine ſtattliche Binde um den Leib. —

Sein Auge blitzte nur ſo unter der hohen Stirn hervor, die von den ſchönſten braunen Locken geziert war; und die fein gekrümmte Naſe, die perlweißen Zähne machten ihn zu einem wirklich ſchönen Mann. Am meiſten aber galt er, bei den Mädchen vorzüglich, durch ſein entſchloſſenes und doch zierliches Weſen. Sie hätten alle gern mit ihm getanzt, und beneideten Halgar, die er gewählt hatte.

Man dachte denn ſo Mancherlei über ihn, und ſehr Verſchiedenes. Der Eine meinte: „Das iſt ein verwegener Abentheurer! Wer weiß, was der ſchon in ſeinem Leben durchgemacht hat, und noch durchmachen wird!“ — Der Andere meinte: „Das iſt ein Mann! Dem ſieht der Muth aus den Augen! Der iſt gemacht für Sturm und Wetter auf See und Land!“ — Die Mädchen aber dachten: „Das wäre wohl Einer, von dem wir uns wählen ließen!“ —

Nicht ſo die Väter! Sie waren auch Männer, die die See kannten; aber mehr Fiſcher als Schiffer. Sie kreuzten kühn durch die Skären und ihre Brandung, aber ſie gingen nicht weit von der Küſte hinweg in ferne Länder. Das Land war und blieb doch ihre Heimath, wenn auch die See für Viele die Beſchäftigung gab. So dachte auch der alte Weſteräs, Halgars Vater. Leute, die, wie der Lübecker, Hunderte von Meilen über See gingen, Monate lang von der Heimath entfernt blieben, oder vielleicht gar keine hatten, galten ihnen für abentheuerliche Umherſtreicher, denen man nicht weiter trauen dürfte, als man ſie ſehe. Und, einmal die Anker gelichtet, wer konnte wiſſen, wohin ſie ihre Fahrt richteten?

Daher ſah er es nicht gern, daß der Lübecker ſich von der erſten Zeit an, wo er im Fiord Anker geworfen hatte, ſo emſig zu ſeiner Halgar hielt. Er ſah es um ſo weniger gern, je lieber das Mädchen es zu ſehen ſchien. — „Daraus

kann doch nichts werden," dachte er, und hatte es auch zuweilen wohl bezüglich in Halgars und des Lübeckers Gegenwart angedeutet. Allein was verfängt das der Jugend! — Sie tanzten darum doch faſt immer mit einander; und heut wieder kam der Lübecker gar nicht von ihrer Seite.

Mehr noch als Weſteräs darob ſorgte, verdroß ſich Jakob darüber. Eben war er quer durch die Tänzer zu Halgar hinübergegangen, und ſprach etliche Worte mit ihr. Dieſe ſah ihren Tänzer den Lübecker an; und der zog einen ſeltſam lächelnden Mund. Weſteräs konnte zwar nicht hören, was ſie ſprachen, aber er merkte, daß Jakob eine Antwort erhielt, die ihn bitter verdroß. Denn er kniff die ſcharfen Lippen zuſammen, und ſchoß halb ſeitwärts einen böſen Blick auf Halgar. — Dann wandte er ſich um, und gleich darauf ſchwenkte er ein Mädchen im Tanz, die bis dahin ſtill auf der Bank, die für die Zuſchauer um den Saal lief, geſeſſen hatte.

Erik war ſogleich beim Eintritt zu ſeinem Vatter gegangen, der ihn freundlich aber verwundert willkommen hieß mit den Worten: „Wie biſt Du darauf gerathen, mein Jung', hierher zu kommen?"

„Der Jakob hat mir ſo zugeredet!"

„Der Jakob?" fragte Weſteräs erſtaunt, und ſummte ein langes „Hm!" vor ſich hin.

Er wiederholte es noch länger, als er gleich darauf ſah, was zwiſchen Jakob, Halgar und dem Lübecker vorging.

Erik hatte indeſſen auch eine Geſellſchaft gefunden, die ihm lieb war. Es war die kleine Carlen, Jakobs Schweſter; gerade ſo offen und freundlich, wie er verſteckt und mürriſch; ſo blondlockig wie Halgar braunlockig; aber nicht ſo alt wie beide, ſondern erſt zwölf Jahre. Für Erik ein Alter, das ihm viel lieber war als achzehn! —

So verſtrich dieſen beiden der Abend auch recht froh,

obwohl ſie nicht mittanzten; das verbot ihnen als Kindern die Sitte noch.

Eriſon Weſteräs ſchwatzte mit ſeinen Nachbarn; beſonders mit Clas Tromſon, Jakobs Vater, einem ächten norwegiſchen Biedermann. Sein lang ſummendes „Hm" wiederholte er Weſteräs noch oft, wenn er dieſen Abend Jakob unter den Tänzern anſah, und dann auf den Vater blickte. „Als ob dem wackern Alten ein Kuckuksei ins Neſt gelegt worden wäre!" dachte er, wenn er ſie beide verglich.

Zweites Kapitel.

Der Lübecker wurde immer fröhlicher und munterer! Er hatte ſchon etliche große Kannen Grogh ſpendirt, und ließ immer neu füllen und einſchenken.

„Rührt Euch, Peter Alf," ſagte er zum Wirth; „Ihr ſchenkt zu ſaumſelig ein. Der Rum, den ich Euch vom Schiff geſchickt habe muß verbraucht werden. Das iſt einmal Sitte!"

Peter Alf und ſeine beiden Mägde, Anna und die Altmagd Frederike, ſammt dem Knecht Jan gingen hin und her auf der Tenne, mit dem blanken zinnernen Kruge. Wo ſie ein leeres Glas ſahen, mußte es gefüllt werden. Er redete wacker zu im Namen des Lübecker. Die Trinker waren bereitwillig, mancher Schluck wurde genommen und immer rühriger wurden die Zungen. Denn beim Zuviel, wo ſie zu lallen anfangen, war man noch nicht angekommen. Das Geſpräch ſchwirrte ſo laut, daß faſt die Geige des alten Stelzfuß Nils Dahl nicht mehr zu hören war, ſo kräftig und luſtig er auch ſtrich. Denn es hatte ihm wenig von ſeiner Kraft und ſeiner guten Laune geraubt, daß er vor

Jahren einmal vom Maſt geſtürzt war, und das linke Bein ſo arg gebrochen hatte, daß er es mit einem hölzernen vertauſchen mußte.

Weſteräs hatte es nicht bemerkt, daß Halgar und der Lübecker jetzt nicht mittanzten.

Jakob aber war es nicht entgangen. Er ſpähte mit ſeinen grauen Habichtsaugen, die ſo tief in den Höhlen lagen, in allen Winkeln umher. Er war ganz unruhig geworden, daß er ſie nicht mehr ſah, und verſäumte den Tanz und ſeine Tänzerin drüber.

Als der Schleifer zu Ende war, ſchlich er hinaus. Er wollte durchaus wiſſen, wo der Lübecker mit der ſchönen Halgar ſtecke. Im ganzen Hauſe fand er ſie nicht, ſie mußte es verlaſſen haben. —

Draußen war es dunkel geworden; doch der Mond blinkte durch die Spitzen der Fichten. Es war eine Mainacht, aber keine ſehr warme! Auch auf dem Platz vorm Hauſe war, ſo viel Jakob ſich umſchaute, Niemand zu ſehen. Der Wind ſtrich kalt von den Bergen her, wo noch der Schnee lag.

„Wenn's vierzehn Tage oder drei Wochen ſpäter wäre," dachte Jakob, „möchten ſie wohl im Gebüſch weilen und luſtwandeln. Aber ſo iſt's doch zu unfreundlich!" —

Dennoch war es ſo!

Der Lübecker hatte die ſchöne, unſchuldige, liebreiche Halgar ganz umgarnt mit ſeinem Liebesnetz. Sein kühnes, zugleich ſo gewandtes, einſchmeichelndes Weſen hatte das Herz des unerfahrenen Mädchens gewonnen.

Jedes Wort, das er zu ihr ſprach, klang ihr ſo ſüß! Wenn er ihre Hand ſanft drückte, war es ihr, als ob eine milde Flamme ihr das Herz erwärme. Mit ſüßen Worten hatte er ſie vom Tanz verlockt, ihr den Mantel übergeworfen und ſie halb hinausgezogen, zu einem Geſpräch, das er mit ihr haben müſſe, wie er ſagte.

Wohl eine halbe Stunde waren ſie im Fichtengebüſch umhergeſtreift. Was der verwegene Curt Strombeck dem jungen unerfahrenen Mädchen geſagt .... was er ihr verſprochen — wozu er ſie überredet haben mochte .... wer weiß es?

Allein eben als Jakob wieder zurück in's Haus wollte, ſah er Halgar vom Arm des Lübeckers umſchlungen, mit ihm zwiſchen dem Gebüſch hinſtreichen. Eine einzige Lücke, in die der Mond hell hineinſchien, hatte ſie erkennen laſſen.

Leiſe, wie eine Katze ſich um den Taubenſchlag ſchmiegt, — ſchlich ſich Jakob in dem Schatten des Hauſes hin. Dann war er mit zwei Sätzen über den mondbeſchienenen Raſen zwiſchen dem Hauſe und den erſten Gebüſchen hinweg, und bald deckten ihn dieſe. Er war geübt im Beobachten und Lauſchen! So ſchmiegte er ſich denn auch ganz unhörbar zwiſchen dem Tannenbuſchwerk hin; er wußte es ſo behutſam auszubreiten und hindurchzuſchlüpfen, daß er keinen Haſen im Lager aufgeſchreckt hätte. Bald war er dicht an den beiden Wandelnden, und folgte ihnen wie ihr Schatten. — Dennoch erfaßte er nur Einzelnes von ihrem flüſternden Geſpräch, was der Lübecker mit lauterer und rauherer Stimme ſprach.

„Habe keine Sorge, du Täubchen," ſagte er und ſtreichelte Halgar die Wange. „Ich werde nicht mein Lebtag den Rhedern von Lübeck dienſtbar ſein! Dann können wir auch hier wohnen. — Was haſt Du aber für Angſt über Meer zu gehen!"

Jakob horchte mit angehaltenem Athem. Halgar antwortete ſo leiſe, daß er nichts verſtand. Der Wind rauſchte auch dazwiſchen, und ſie gingen einige Schritte abwärts vor ihm.

Nur äußerſt behutſam konnte er nachfolgen. Er blieb hinter das dunkle Buſchwerk geſchmiegt, als Beide auf einem vom Monde beſchienenen, offenen Fleck ſtill ſtanden. Da ſah er, wie Halgar beide Arme um den Lübecker ſchlang, und

an ſeinen Lippen hing. „Ach Curt“ hörte er ſeufzen. Die Küſſe des Lübeckers erſtickten die andern Worte.

Jakob bebte vor Leidenſchaft und Erbitterung. — Alſo ſo weit ſeid Ihr miteinander? dachte er neidiſch; darum wirſt du ſo ſchnöde angeſehen?

Er überlegte bei ſich ſelbſt, ob er plötzlich hervortreten, oder fortfahren ſolle, ſie zu behorchen. Die Scheu vor dem entſchloſſenen Lübecker bewog ihn, ſeinen eiferſüchtigen Ingrimm zu überwinden; deſto begieriger wurde er, mehr zu vernehmen.

Doch er mußte ſich mit dem, was er bisher gehört, genügen laſſen, denn das Paar entfernte ſich von ihm, und es war ihm nicht möglich nachzuſchleichen, ohne ſich zu verrathen. So blieb er denn ſeinen Vermuthungen überlaſſen, die ihm das Aergſte eingaben. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſich aus dem Gebüſch zu entfernen und ins Haus zurückzugehen; auf dem kalten Erdboden hingekauert, lauſchte er am Rande einer Stelle, wo ſie vorüber mußten, wenn ſie wieder in's Haus wollten.

Nach fünf Minuten nahmen ſie dieſen Weg. Sie ſtreiften dicht an ihm vorbei, als ſie zurückkehrten, ohne ihn wahrzunehmen. Er hörte nur Curt ſagen: „Du haſt mir's geſchworen, Halgar!“

Dieſe ſchien zu weinen. Jakob richtete ſich empor als ſie einige Schritte von ihm waren. Er ſah, daß ſie Arm in Arm dem Hauſe zugingen; Curt küßte die Wangen Halgars unaufhörlich. Als ſie aus dem Gebüſch in's Freie traten, wand ſich dieſe von ihm los.

Sie ſchritten nun, nebeneinander hingehend, der Hausthüre zu. Auf den Stufen derſelben ſtand der Lübecker ſtill und ſah ſich um, während Halgar hineinging.

Plötzlich kehrte er um, und ging mit ſcharfen Schritten auf das Gehölz zu. Er nahm den Weg gerade dahin, wo

Jakob ſtand, den Kopf zwiſchen den Spitzen zweier jungen Tannenbüſche.

Dieſer ſtutzte, da er den Lübecker ſo ſcharf auf ſich zugehen ſah. Er dachte: „Sollte er zuvor dich bemerkt haben, oder jetzt ſehen?“ Sein böſes Gewiſſen gab ihm ein, ſich ſchen wieder auf die Erde zu ducken. Doch indem er es that, rief der Lübecker mit feſter Stimme:

„Wer da!?“

Jakob ſchmiegte ſich tief unter den Buſch und ſchwieg; er glaubte ſicher, daß ihn der Lübecker nicht ſehen könne. Der aber hatte ein Auge wie ein Bergfalk. Schon zuvor, als er mit Halgar ging, hatte er argwöhniſche Blicke auf einige Spitzchen der Tannenbüſche geworfen, weil es ihn dünkte, daß ſie ſich leiſe gegen die Windrichtung bewegten. Als er mit Halgar auf die Treppenſtufe getreten war, ſah er ſich nochmals ſcharf um, und — das war Jakobs Unſtern — nahm ein blitzendes Fünkchen wahr. Es war ein blanker Knopf ſeiner Pelzjacke, in dem der Mondſtrahl ſich ſpiegelte. Daraus ſchöpfte der Lübecker Argwohn, daß Etwas im Buſch ſtecken müſſe, denn ſilberne oder goldene Nüſſe wachſen nicht in den Tannenbüſchen, dachte er. Daher ging er gerade auf die Stelle zu, wo er das blitzende Funkeln geſehen hatte, und that den Anruf. — Da keine Antwort folgte, bohrte er mit ſeinen Adleraugen in das Dunkel des Gehölzes. Ein kleines Zweiglein bewegte ſich, während, da eben der Wind ſchwieg, alle andern regungslos waren. Das gab dem Lübecker Gewißheit, es müſſe ein Menſch oder ein Thier im Holz ſtecken. Er muthmaßte das Erſte, und rief: „Holla, Buſchklepper! Heraus! Oder ....“

Jakob, deſſen erſte Tugend der Muth nicht war, zitterte wie ein Espenlaub, gab aber keinen Laut von ſich. Der Lübecker ſchritt entſchloſſen ins Holz. Er hatte kaum fünf Schritte gethan, als ſein Fuß an den auf dem Boden Gekauerten ſtieß.

„Hier ſteckſt Du, Hallunke!“ rief er und hatte den Verſteckten mit feſtem Griff am Genick; „an das Licht, Burſch, wer biſt Du?“

Er riß den in ſeinem böſen Gewiſſen vor Schreck halb Todten empor.

Doch ſtammelte Jakob: „Was wollt Ihr von mir? — Ich thue Euch ja nichts!“

„Was ſteckſt Du hier im Buſch? — Wer biſt Du! — Ich will Dein Angeſicht ſehen!“ war die Antwort des Lübeckers, und er riß den ſich Sträubenden in das helle Mondlicht. Erſt jetzt erkannte er Jakob. Doch wußte er nur, daß er ihn beim Tanz geſehen, nicht wer er ſei.

„Sieh da? Du biſt's,“ redete er ihn an. „Wie kommſt Du aus dem Tanzſaal hierher? Wie heißt Du, Kreuzſpinne!“

Jakob ſtammelte ſeinen Namen, ohne einen Grund finden zu können, weshalb er im Gebüſch verſteckt ſei. Er ſtotterte nur wiederholt: „Was wollt Ihr von mir — ich habe ja nichts gethan!“

Der Lübecker kannte den alten Clas Tromſon; auf Jakob hatte er zuvor nie geachtet; doch jetzt ſchoſſen ihm Vermuthungen auf, die ihn auf die rechte Fährte leiteten. Er hatte im Saal mit innerem Spott Jakobs Verdruß geſehen als ihm Halgar den Tanz abſchlug .... das gab ihm ziemlich deutliches Licht.

„Höre, Burſch!“ redete er ihn an, und hielt ihn am Kragen. „Zur Kurzweil ſteckeſt Du nicht hier im Buſch und duckſt unter vor mir wie ein ertappter Strauchdieb! Ich will nicht wiſſen, was Du hier getrieben haſt! Aber das ſag' ich Dir: Nimm Dich in Acht, Du ſiehſt mir trotz Deiner Armenſünderangſt aus, wie eine bittergiftige Kröte und Blindſchleiche! Bei mir kommſt Du aber an den Rechten! Ich zertrete Dich wie einen Wurm, wenn Du Gift zu ſprützen verſuchſt! Das ſage ich Dir, haſt Du gehört, was Du nicht hören

ſollteſt, und haſt Du geſehen, was Du nicht ſehen ſollteſt: ſo behalt es für Dich! Verlautet auch nur eine Sylbe — ſo ſehe ich Dich dafür an. Dann ſollſt Du erfahren, wer Curt Strombeck iſt! Nicht tauſend Ellen unter der See ſollſt Du vor meiner Rache ſicher ſein! Haſt Du mich verſtanden?"

Jakob zitterte an allen Gliedern. Er wagte nicht Ja, nicht Nein zu ſagen.

„Du biſt mir verantwortlich!" wiederholte der Lübecker nochmals, und packte Jakob ſo am Kragen, daß dieſer glaubte, der wilde Menſch wolle ihn erdroſſeln, und ängſtlich aufſtöhnte.

„Keinen Laut, Du Buſchklepper!" drohte Curt Strombeck mit verhaltenem Ton. „Das ſage ich Dir aber, habe ich nur ein Fünkchen Verdacht auf Dich, ſo ſchaff ich Dich bei mir an Bord, und ſollte ich Dich aus dem Bauch der Erde holen! Im unterſten Schiffsraum laſſe ich Dich mit den Ohren annageln, und Du ſollſt Martern aushalten, daß .... Nun kennſt Du Curt Strombeck! Verſuch es nur, ein Wort zu plaudern!"

Damit gab er dem vor Angſt an Händen und Füßen Schlotternden noch einen Druck ins Genick, daß Jakob meinte, es ſei ſein Letztes, wandte ſich kurz um, und verſchwand im Hauſe.

Jakob wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne! — „Iſt das ein Drache und Moloch!" ſtöhnte er. „Ich will mich wohl hüten zu erzählen, was ich geſehen und gehört habe .... Ja jetzt verſteh' ich's erſt recht, — jetzt kann ich mir's denken! Nur Geduld! Es iſt nichts ſo fein geſponnen, ſo kommt's doch endlich an die Sonnen! .... Ich werde die Zeit ja abwarten können! — Wer weiß, Jungfer Halgar, ob Ihr doch nicht bald mit mir tanzt. — Es iſt noch nicht aller Tage Abend! — Vergeſſen werde ich's Euch nicht, und

ihm nicht!.... Ihr ſollt mir's zuletzt anmerken. Aber denkt nicht, daß Jakob Tromſon ſchläft, wenn er die Augen zumacht!"

Unter dieſen Betrachtungen zog er ſich ſeine Pelzjacke wieder zurecht, klopfte ſich die Fichtennadeln ab, und ging wieder ins Haus zurück.

Drittes Kapitel.

Etliche Tage ſpäter ſaß Peter Alf in der Nachmittagsſtunde gemächlich auf der Bank vor ſeinem Hauſe, und blies den Rauch ſeiner Pfeife behaglich in die Luft.

„Kommt es doch endlich! Nun aber auch mit Macht, das liebe Frühjahr," ſprach er wohlgefällig zu ſeinem Knecht Jan, der die junge, zur Umfriedigung des Hauſes angelegte Weißdornhecke, die eben die erſten Blättchen öffnete, beſchnitt. „Die Maiſonne ſcheint Einem warm bis ins Herz hinein!"

„Ja wohl, bis in den Magen," antwortete Jan, und ſteckte, ein Zeichen, daß er mehr an den Magen dachte, als an das Herz, einen großen Biſſen ſeines Haferbrotes in den Mund, das er bei der Arbeit verzehrte.

„Ja, wenn's immer Mai wäre," fuhr Peter Alf fort, „was das für ein Anblick iſt! Sieh nur die grünen Saaten, Hügel auf, Hügel ab, und den blauen Himmel über allen Bergen! Die Birke ängt auch ſchon grün, und die Fichte und Tanne treibt hellgrüne Spitzchen!"

„Da kommt ein Wagen," antwortete Jan, der in der Betrachtung der Landſchaft, zu welcher ſeines Herrn Rede ihm gewiſſermaßen den Befehl gab, nichts ſo merkwürdig fand als dieſen Umſtand. Denn das Andere war alle Tage ſo,

und blieb ſich den ganzen Tag gleich; Wagen aber kamen nur ab und zu.

„Ein Wagen!“ wiederholte Peter Alf gemächlich. „Wahrhaftig, Du haſt Recht. Den Weg vom Fiord.“

„Es ſind zwei Schimmel vorgeſpannt,“ ſagte Jan, da eben das Fuhrwerk aus dem Schatten des Waldes in eine ſonnenbeſchienene Lücke deſſelben vorrückte.

„Zwei Schimmel!“ wiederholte Peter Alf wiederum ſo gemächlich wie zuvor, „wahrhaftig, Du haſt Recht. Wer hat denn zwei Schimmel am Fiord?“

„Swen Oeoff, der Strandwächter, hat einen Steineſel,“ ſagte Jan.

„Und Niels Dahl, unſer Geiger, einen Ziegenbock und ein Holzbein; das iſt richtig,“ fiel Peter Alf lachend ein; „die ſind es alſo beide nicht! — — Sollte Olaf Rasmus ein paar Schimmel gekauft haben?“

„Auf dem vorjährigen Markt zu Drontheim hat er zwei Rappen gekauft.“

„Die ſind es alſo auch nicht!“ antwortete Peter Alf ſehr ruhig.

Der Wagen, der nur einen Augenblick in einer Waldlücke weiter unten im Thal, das man von Peter Alfs Hauſe aus weithin überſchaute, zu ſehen geweſen war, verſchwand wieder in dem Fichtengehölz.

„Nun, wir werden ja ſehen, wer es iſt, wenn ſie hier eben aus dem Buſch kommen,“ ſagte Peter Alf mit Gleichmuth. — „Es iſt heut Sonnabend,“ hub er wieder an;

„Und morgen iſt Sonntag,“ fiel Jan ein.

„So?“ ſagte Peter Alf mit gedehntem Ton, und that einen eben ſo gedehnten Zug aus der Pfeife.

„Die Heckenſcheere iſt ganz ſtumpf,“ antwortete Jan.

„Auf dem Hof ſteht der Schleifſtein,“ verſetzte Peter Alf. „Wie warm die Sonne ſcheint!“

„Hundert fünf und vierzig Species hat er für die Rappen bezahlt," berichtete Jan.

„Wenn wir morgen zur Kirche gehen, Jan, vergiß nicht, zuvor Futter für die Pferde einzuſchütten."

„Mittwoch will der Lübecker in See gehen," erwiderte Jan; „Au!" ſchrie er gleich darauf laut. Er hatte ſich mit der ſtumpfen Heckenſcheere in den Daumen geſchnitten.

„Paß beſſer auf!" tröſtete Peter Alf ihn, nicht mit allzuwarmer Theilnahme. „Ich glaube, in vierzehn Tagen kommen unſere Kartoffeln heraus."

„Gut, daß ſie nicht ſchärfer war, ich hätte mir den halben Finger weggekniffen!"

„Im vorigen Jahr hatte Jakob Tromſon Hopfen und Bohnen gelegt, die ...."

„Da knallt ſchon die Peitſche, ſie werden gleich aus den Fichten kommen."

„Ich bin doch neugierig, wem die Schimmel zugehören!" ſagte Peter Alf und klopfte ſeine Pfeife aus. Er war noch nicht ganz damit fertig, als ein zweiſitziger Karren mit einem Jungen, welcher Zügel und Peitſche führte, und einen Mann im blauen Tuchkleid und breiten Hut nach Schifferart im raſchen Trab auf das Haus zufuhr.

„Claus Billerbeck von Hamburg! So wahr ich Peter Alf heiße," rief er laut und freudig, und eilte dem Ankommenden entgegen. „Grüß Euch Gott, Claus Billerbeck!" wiederholte er beim Willkommen, als das Wägelchen hielt. „Wie trefft Ihr ſchon zu ſo früher Jahreszeit bei uns ein!"

„Ich hatte ſchon im April Geſchäfte in Gothenburg, und dann in Chriſtiania," antwortete der Fremde, ſichtlich ein Schiffskapitän, indem er dem Gaſtwirth kräftig die Hand ſchüttelte, und dann vom Wagen ſprang.

„Nun! Seid nochmals herzlich willkommen! Ihr ſeid ſeit zwei Jahren nicht hier geweſen!"

„Drittehalb! Im September war es zweijährig, daß ich zuletzt bei Euch vorſprach," antwortete Claus Billerbeck.

„Nehmt Platz, Claus Billerbeck, auf der Bank hier am Hauſe. Die Sonne ſcheint gar anmuthig!"

„Ja, das iſt Euch Norwegern immer etwas Neues und Seltſames," ſagte Claus gutmüthig lächelnd.

„Seltenes wenigſtens; haben's lange nicht gehabt, denn im Winter ſieht's etwas anders bei uns aus!"

„Uns kommt's öfter vor. Aber es bleibt immer angenehm. Man wird Vieles überdrüſſig in der Welt; den Sonnenſchein nicht leicht, — freilich, — zuletzt wohl auch!"

„Was habt Ihr denn? Ihr ſeht, nehmt's nicht übel, Claus Billerbeck, — Ihr ſeht gealtert aus; nicht mehr ſo helläugig wie vordem! — Iſt Euch etwas zugeſtoßen?"

Ueber den Worten Peter Alf's war der Gaſt ſehr ernſthaft geworden. „Ich bin auch gealtert; es ſind nicht die drittehalb Jahr, aber was ich darin erlebt habe! — Weib und Kind verloren!" ſagte er nach einem Augenblick des Stockens mit leiſer, weicher Stimme.

„Hm!" ſummte Peter Alf und faßte ſeine Hand. „Schon lang?"

„Verwichenen Sommer im Julius ſtarb meine Frau und dieſe Weihnachten mein Jung! Unſer Herr Gott hat's ſo haben wollen, daß ich allein kreuz und quer über See durch ſeine Gotteswelt fahre!" ſetzte er halbſeufzend hinzu. „Man muß ſich darin ergeben! Aber unſer Einem greift's doppelt ins Herz, wenn man nach Jahr und Tag bisweilen heimkehrt, und im Hafen kein Menſch iſt, der ſich darum kümmert, ob wir wieder mit ausſteigen aus dem Schiff, oder nicht!"

„Hm!" ſummte Peter Alf abermals. „Freilich, freilich! Aber ſetzt Euch, Claus Billerbeck, — Ihr übernachtet doch bei mir?" —

„Danke, danke — ich wollte nur einmal bei Euch vorſprechen!“

„Aber ein Glas Grogh, hier im Freien?“

„Herzlich gern!“

Sie ſetzten ſich.

„Bring uns einen Tiſch heraus, Anna! Hier iſt's behaglich. — Erzählt mir etwas Claus Villerbeck. Wir haben noch gar wenig von draußen erfahren, heuer; die Schiffahrt fängt erſt an. Es iſt erſt ein Schiff Mitte Aprils im Fiord vor Anker gegangen.“

„Der Lübecker Lugger, die Seejungfer, Curt Strombeck, — ich habe ihn geſehen, und — kenne ihn wohl!“

„Ihr kennt ihn?“ Die Magd kam mit dem Tiſch. „So, Anna, hier dicht vor uns, und raſch eine Kanne Grogh! — Ihr kennt ihn? Nun ſagt mir doch, was fährt er denn eigentlich unter ſeiner Flagge. Hier iſt allerlei Redens über ihn.“ —

„Hier und überall!“ ſagte Villerbeck kurz. „Ich habe ſeine Schiffspapiere nicht unterſucht, und hab's nicht nöthig. Ich kenne ihn nur ſo obenhin! — Geredet wird Mancherlei von ihm. — Aber laßt das! — Was kümmert das uns!“ —

„Hm!“ ſummte Peter Alf.

„Horch!“ rief Claus Villerbeck und lauſchte auf. „Drüben vom Kirchthurm wird geläutet! Wie das lieblich klingt, über das Thal her! — So fromm, ſo heilig!“

„Der Sonntag wird eingeläutet!“ Claus Villerbeck ſah ſehr ernſt, ja wehmüthig aus. Es ſchimmerte ihm naß in den Augen. „Morgen iſt Sonntag!“ ſagte er nachdenklich. „Ich bin lange nicht in der Kirche geweſen! Hört, Peter Alf, ich will doch bei Euch nächtigen. Könnt Ihr mir morgen ein Fuhrwerk geben? Ich kann das, was ich hier habe, nicht über Nacht hier behalten.“

„Gern, gern! Wem gehören denn die Schimmel?“

„Olaf Rasmus!“

„So hat er die Rappen weg gegeben?“

„Ich weiß nichts von seinen Rappen. Aber die Schimmel müssen zurück.“

„Gut, das will ich besorgen. — Ich bin gleich wieder bei Euch, Claus Villerbeck!“ — Peter Alf stand auf und ging in den Hof um das Nöthige zu besorgen, sich die Schimmel genau anzusehen, und bei dem Fuhrknaben sich nach den Rappen zu erkundigen.

Claus Villerbeck blieb allein. — Er sah nach der Kirche hinüber. Das alterthümliche Gebäude ruhte, nach norwegischer Art, auf schweren festen Grundmauern und Strebepfeilern wider die Gewalt der Stürme. Oberhalb stieg es in scharfen, spitzen Thürmchen, mit vielen Ecken und Zacken auf. Die Kirchenfenster waren gothisch gewölbt, doch mehr breit als hoch. So lag es, von grau verwittertem Granitstein, auf einem Hügel mitten im Thal, das jetzt aber im mildesten Grün prangte.

„Das schöne, fromme Geläut! — Seit mein Bäblein begraben wurde, hab' ich kein Glockengeläut gehört! — Ja, ich muß in die Kirche. Ich weiß nicht, was mich so dahin treibt und zwingt? Es ist doch sonst nicht so gewesen!“ Er saß nachdenklich, das Haupt in die Hand gestützt.

Peter Alf kam zurück. Er hatte schon eine Kanne Grogh in der Hand. In seiner ruhig behaglichen Heiterkeit setzte er sich zu dem trüben Gast.

„Nun, laßt Euch einschenken. Und gebt Bescheid, Claus Villerbeck. — Vergeßt des Kummers! Stoßt an!“

Claus Villerbeck verscheuchte die düstere Wolke von seiner Stirn und stieß mit dem alten Gastfreunde herzlich an. Bald waren sie in lebendigem Gespräch. — Der Nachmittag ging rasch vorüber; die Sonne fing an zu sinken, und beschien die Kirche und den Hügel, worauf sie lag, mit röthlichen Strahlen. Der Abendwind erhob sich.

„Es wird doch raſch kalt hier bei Euch!“ meinte Billerbeck und knöpfte ſich feſter ein.

„Im hohen Sommer nicht. Da bleibt's bei uns wärmer über Nacht, als bei Euch. Die Sonne geht ja kaum zwei Stunden unter. Jetzt freilich! So lange die Kerle da drüben die weißen Sturmhauben aufhaben,“ — er zeigte nach den Bergen, — „wird's immer zeitig wieder kalt! Dafür trinken wir auch zu jeder Jahreszeit unſern warmen Grogh. Trinkt aus, Claus Billerbeck!“

„Ihr habt doch wildes Gebirg hier: — beſonders rechts vom Fiord,“ verſetzte dieſer.

„Ihr meint die Sturmmauer! Ja, das iſt eine Felſenburg! Sie hält uns aber auch die rauhen Nord- und Nordoſtſtürme ab. Ueber drittehalb tauſend Schuh hoch, ſenkrecht von der See auf. Unten iſt nur bei der tiefſten Ebbe vorbeizukommen.“

„Der Felsrand hängt noch über. So arg freilich nicht, wie der ſchwarze Thurm dort drüben!“

„Der ſchwarze Schlott, freilich,“ pflichtete Peter Alf bei.

„Heißt der Fels der ſchwarze Schlott?“

„Ja wohl! Er hängt ſchräg über die Felſenſchlucht herein, durch die der Weg von hier nach der Sturmmauer hinabführt. Wie ein Schlott hängt er über die andern Felsdächer rings hervor; davon hat er ſeinen Namen!“

„Es ſieht aus, als müſſe er kopfüber ſtürzen!“

„Da ſolltet Ihr ihn erſt von der andern Seite ſehen! — Doch wird er noch ein Weilchen halten, denke ich.“ —

„Er hat noch viel Schnee!“

„Drüben auf der andern Seite mehr, da liegt das ganze ſchräge Dach voll — das kann man aber von hier nicht ſehen! — Er ſchmilzt jetzt ſchon langſam ab; wenn er ganz

herunter iſt, haben wir warmes Frühjahr und Sommer wie auf einen Schlag!" —

„Jetzt habt Ihr aber noch verdammt kaltes," ſagte Claus und trank ſeinen Grogh aus, „es iſt nicht einmal ein ſteifer Wind und kühlt doch bis auf die Knochen." —

„Wir wollen hineingehen! Im Ofen flackert das Feuer!"

„Ich denke ja; wir ſetzen uns drinnen noch ein Weilchen zuſammen!" antwortete Claus, und ſtand auf. — „Hört, Peter Alf — Ihr geht doch morgen in die Kirche?"

„Gewiß; mit dem ganzen Hausweſen."

„Ich gehe mit!"

„Brav von Euch, Claus Billerbeck." Sie gingen ins Haus, ſchwatzten noch ein Stündchen, dann verlangte der Gaſt nach ſeinem Schlafgemach. —

Er ging trübe zu Bette. Er erwachte auch nicht ſo hell wieder, als der Morgen, der ihm mit blauen Augen und lichtem Sonnenſtrahl gerade ins Zimmer leuchtete. — Er hatte lange geſchlafen. Im Hauſe war ſchon Alles lebendig. Raſch war er gekleidet und lehnte ſich ins Fenſter. Peter Alf ſtand draußen vor der Thür, guckte hinauf zu ihm, und grüßte ihn.

„Thee, Kaffe oder Warmbier? Was frühſtückt Ihr, Claus Billerbeck."

„Thee; bin's ſo gewohnt."

„Die Anna ſoll ihn Euch gleich heraufbringen. Wenn Ihr noch mit in die Kirche wollt, in einer Stunde müſſen wir gehen."

„Ihr ſollt auf mich nicht warten."

Anna brachte den Thee. Sie war ſchon im feſtlichen Staat, zur Kirche geputzt. Die weiße Haube mit den rothen Flügelbändern, das ſchwarze Mieder, die weiße faltige Linnenſchürze ſtanden dem Mädchen allerliebſt.

„Guten Morgen, Herr! Gott ſei gelobt am heiligen Sonntag!“ grüßte ſie ihn.

Claus Billerbeck dankte freundlich. Es war ihm ganz eigen, weich ums Herz. Er kleidete ſich an und raſirte ſich; ſauberer als jemals. Eine Viertelſtunde vor der Zeit war er fertig. Er lehnte ſich wieder zum Fenſter hinaus. Schon wurde das ganze Thal lebendig. Von allen Seiten, auf den Fußſtegen, die durch die Felder liefen, kamen die Kirchgänger aus den verſchiedenen Gehöften an. Auf den Fahrſtraßen auf Wagen, von den entfernteren Landhöfen. Die Maiſonne ſchien warm, der Himmel hatte kein einziges Wölkchen.

„Das iſt ein rechter Feiertag!“ dachte Claus. Er nahm den Hut und ging hinunter.

„Wollt Ihr ein Geſangbuch?“ fragte ihn Peter Alf.

„Gebt her! Däniſch verſteh ich ja, und norwegiſch iſt dicht dabei!“ Er nahm das Buch und blätterte darin.

Es wurde aufgebrochen. Peter Alf mit dem Gaſt voran, dann die Mägde, der Knecht und der Stallbub.

Das Haus blieb Gottes Obhut überlaſſen.

Es war ein halbes Stündchen Weges bis zur Kirche. Das Geläut, von dem leiſen Morgenwind getragen, begleitete die Wandelnden. — Rings um das Gebäude war der Kirchhof. Claus Billerbeck ging bewegt an den Gräbern hin. Hart an der Kirchthür ſtießen ſie auf Eriſſon Weſteräs mit ſeinen beiden Kindern.

„Claus Billerbeck!“ rief dieſer.

„Weſteräs! Ihr ſeid's!“

Sie ſchüttelten die Hände. Jetzt erſt ſah Claus die Tochter an, die hinter dem Vater ſtand. Er verhüllte ſich; ſein Auge rollte unruhig, blieb aber feſt auf ſie geſpannt.

„Meine Halgar! Sie war noch halb ein Kind, als Ihr das letzte Mal hier vorſprachet.“

Claus Villerbeck reichte ihm die Hand, drückte ſie ihm warm, ſagte aber kein Wort.

Sie traten in die Kirche. Unterm Gottesdienſt verwandte Claus Villerbeck keinen Blick von dem Mädchen: nur daß er oft ſein Taſchentuch zog, und ſich die Thränen trocknete. Er konnte auch nicht mitſingen, vor erſtickter Stimme. Peter Alf dachte: „Was er nur haben mag! Freilich, Weib und Kind verlieren, das greift ins Herz. Hab es ſelbſt erfahren! Aber ein ſo feſter Seemann, und ſo weich geworden! Hätt's doch kaum geglaubt!"

Die Kirche war zu Ende. Peter Alf gedachte draußen noch hie und da mit den Nachbarn zu ſchwatzen. Aber Claus Villerbeck faßte ihn am Arm, zog ihn halb vorwärts und ſagte: „Laßt uns raſch nach Haus, ich habe Eil! Laßt gleich anſpannen, ich bitt Euch!"

„Wollt Ihr nicht bis Abend bleiben? Es wird wohl noch getanzt werden auf meiner Tenne!"

„Ich tauge nicht unter die Tänzer und nicht unter die Fröhlichen. — Wenn Ihr zaudert, Peter Alf, mache ich hier am Ende noch ein Aufſehen, ſo iſt mir's ums Herz." — Er zog ihn raſch weiter.

„Aber was habt Ihr denn, ſo ſagt doch . . ."

„Weſteräs Tochter . . ."

„Die Halgar? Was iſt . . ."

„Sie ſieht meiner Liesbeth ſo ähnlich wie eine Schweſter," rief der braune Seemann heftig und brach in lautes Weinen aus. „Ich muß fort, ich halt's nicht aus!"

Nach einer Stunde war er ſchon wieder auf dem Weg nach dem Fiord hinunter. — Sein Geſchäft war beendet; es duldete ihn nicht länger am Land; er mußte auf See. —

Die untergehende Sonne vergoldete ſeine Segel ſchon auf hohem Meer.

Viertes Kapitel.

„Was ſtehſt Du denn da, und guckſt mit dem Fernrohr nach der Sturmmauer hinauf, Swen Oeoff, fragte Nils Dahl, der Stelzfuß, den Strandwächter am Fiord, der vor der Thür des Leuchthurms ſtand, und das alte, ſechs Fuß lange, von ſeinem Urgroßvater her ererbte Fernrohr über einen Baumaſt angelegt hatte, und zu der ſchroffen Höhe der mächtigen Felswand hinaufguckte. „Was willſt Du denn da oben entdecken?" fragte Nils Dahl nochmals.

„Ich wollte nur ſehen, ob nicht die beiden Burſchen von geſtern wieder oben ſind!"

„Willſt Du nicht lieber ſehen, ob die Mäuſe da oben herum trabbeln?" ſpottete der ſtelzbeinige Geiger. Ein Menſch da oben auf der Sturmmauer von hier aus geſehen, ſieht aus nicht größer wie eine Schiffsratte! Und Du willſt wiſſen wer es iſt?" —

„Du mußt noch nie durch meinen Tubus geſehen haben, Nils, Dummerjan! Damit zähle ich die Knöpfe an Deiner Jacke, wenn Du oben ſtehſt!"

„Mach Du einem alten Matroſen was weiß!" antwortete Nils. „Glaubſt Du, ich hätte nicht in den dreißig Jahren, die ich zur See geweſen bin, durch dreihundert beſſere Fernröhre geſehen, als Deine pappdeckelnde Feldſchlange hier? Denkſt Du, ich weiß nicht was ein regelrechter Schiffstubus heißt?"

„Ja, Eure neumodiſchen Meſſingpfeifen, die keine zwei Schuh lang ſind, wenn ihr ſie auszieht bis auf den letzten Ring! Aber mein Rohr hier, das iſt von anderm Schlag!"

„Ja, das wird wohl im hellen Sonnenſchein lauter Regenbogen am Himmel ſcheinen laſſen", ſpottete Nils.

„Was Regenbogen! Daß es ein bischen blaue, grüne und rothe Ränder um die Schiffe ſpielen läßt, wenn ich ſie am äußerſten Horizont aufſuche, das iſt kein Unglück. Deßhalb ſehe ich doch damit, was kein Kapitän mit ſeinem Meſſingkanon ſieht. Ich ſage Dir, geſtern Nachmittag, wo die Luft ſo recht hell war, habe ich da oben zwei Burſche umher ſtreifen ſehen, von denen der eine Tromſons Jakob war, darauf will ich meine neue Tabackspfeife verwetten!"

„Jakob Tromſon?" rief Nils Dahl voller Staunen. Nun, den ſiehſt Du heut gewiß nicht dort oben, darauf kannſt Du das Abendmahl nehmen! Weißt Du denn nicht, was dem geſtern paſſirt iſt?"

„Was denn? Kein Wort weiß ich!"

„Habt ihr nicht den Donnerſchlag gehört, als ob eine Pulvermine aufſpränge?"

„Ja wohl! — Wir dachten erſt ein Schiff in See ſei in die Luft geflogen. Aber keine Spur von Feuer oder Feuerſchein! — Kein Menſch weiß ſich's zu erklären."

„Wir wußten's erſt auch nicht — jetzt aber wiſſen wir's! Der Schnee vom ſchwarzen Schlott iſt in einer Maſſe herunter gegangen, eine Lawine, wie ſeit hundert Jahren vielleicht keine vorgekommen iſt. Und die hat den Erik Weſteräs und Tromſons Jakob ..."

„Hat die beiden erſchlagen? Barmherziger Gott", rief der Strandwärter, und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Die müſſen g'rad von der Sturmmauer herunter gekommen ſein!" Alſo der andere war der Erik! Der arme, liebe Junge! — Deßhalb hat auch wohl der Lübecker noch geſtern Nacht meinen Jungen mit einem Brief zum alten Weſteräs geſchickt, gerad als er in See ſtach!"

Nils Dahl, der wie alle Ueberbringer von Neuigkeiten ſeine Freude daran hatte, ſie ſo gewichtig als möglich zu machen, hatte mit ſelbſtzufriedenem Lächeln die Ausrufungen

Swen Oeoſſs angehört, als dieſer aber den Lübecker nannte, fuhr er ihm ins Wort, und rief: „Was iſt's mit dem Lübecker! Iſt er fort?"

„Freilich! — Um Mitternacht. — Vor einer Stunde noch habe ich ihn mit meinem Tubus ..."

„Was, Tubus" — fuhr der Stelzfuß ihm ins Wort. „Aber weißt Du nichts von der Halgar?"

„Halgar? Weſteräs Tochter?"

„Nun wer denn ſonſt! Heraus mit der Sprache Swen Oeoſſ — und iſt ſie fort mit ihm? —"

„Mit wem denn, was denn, wie denn?" fragte der Strandwärter, und ſah den Stelzfuß verdutzt an.

„Nun, die Geſchichten werden immer krauſer!" fing Nils an. „Du haſt mich vorher mit Deinem dummen Zwiſchenſchreien ganz confus gemacht. Nun laß Dir vernünftig ſagen. Der Schnee iſt von dem ſchrägen Dach des ſchwarzen Schlott heruntergeſtürzt, gerad als Erik und Jakob in der Felsſchlucht darunter weggingen! Er hat ſie aber nicht erſchlagen! Beide ſind von dem Luftdruck, — wir wiſſen ja, wie es ſchon bei den Lavinen geht — zu Boden geſchmettert worden; etwas Sprützwerk von Eis, Schnee und Geröll haben ſie auch weggekriegt. Aber der Erik iſt doch friſch auf ..."

„Der Junge iſt wohl und friſch. — Siehſt Du, Nils, da könnte ich vor Freuden ..."

„Das Maul halten, und mich ausreden laſſen!" polterte der Stelzfuß. „Der Erik kam blutig, kreuzlahm zerſchlagen als es ſchon finſter war auf die Schenktenne, und erzählte die Geſchichte. Aber der Jakob hatte ein Bein gebrochen, und lag noch am ſchwarzen Schlott!

„So! ſo!" brummte Swen Oeoſſ in einem Ton, als wollte er ſagen: Nun, an dem iſt nichts gelegen!

Nils Dahl fuhr eifrig fort: „Jetzt Alles hinaus, was auf der Tanztenne zwei Beine regen konnte, um den Jakob

heimzuholen, und den Schneesturz zu sehen. Ich war der Einzige, der zurück blieb, denn mit meinem einen Holzgaul fährt sich's im Finstern und ein so weites Stück Weges schlecht. — Wie ich nun so allein saß im Haus, und nichts mehr zu fideln hatte, da schoß mir allerlei durch den Kopf. Ich hatte schon öfters so mein Auge auf den Lübecker gehabt, den verwetterten Seeräuber, — denn das sag ich Dir, Swen Oeoff, — ich will mein anderes Bein auch verlieren, wenn der Kerl nicht so ein Stück von Raubfisch ist, — nicht einmal mit einem ehrlichen Kaperbrief."

„So komm doch zur Sache!"

„Ja, so! Ich hatte es wohl bemerkt, daß er immer hinter der Halgar drein schlich, der scharfzahnige Hecht! — Schon vor acht Tagen, als er mit dem Grogh so freigebig war, hatte er immer etwas Heimliches mit ihr. Und den Jakob, der mit ihr tanzen wollte, fertigte er schnöde ab."

„Geschah ihm Recht", brummte Swen. „Gestern waren vollends die Schiffspapiere nicht richtig! — Grogh mußte Peter Alf einschenken, daß Allen die Köpfe rauchten. Immer wieder schnupperte und schmuggelte der Lübecker Haifisch um den alten Westeräs herum. Und dem war's gar nicht so zu Sinn. Seine Stirn war eine graue See. Die Pfeife schmeckte ihm nicht, und der Grogh gar nicht. Er ..."

„Schwatz Du und kein Ende, Holzbein! Was war denn aber mit der Halgar vor", fuhr Swen Oeoff dazwischen.

„So hab doch Geduld, Du altes Sturmsegel! Willst Du geraden Strichs durch Brandung und Klippen fahren? Laß mich doch laviren! Ich werde schon ankommen ... Wenn sie abgetanzt hatten, der Lübecker und die Halgar, gleich war er mit ihr hinter dem Kreis, wo kein Mensch hinguckte als ich von meinem hohen Geigerschemel! Das war ein Handanfassen, ein Tuscheln ins Ohr, — und eine Schmeichlerei und Schleckerei —"

„Und was weiter?“

„Mit Eins waren ſie beide hinaus, und als der Erik ankam, blutig und halb zerſchlagen — die Halgar habe ich nicht geſehen, und es war doch ihr Bruder! Sie war ſo wenig da wie der Lübecker. Mit hinaus nach dem Schneeſturz war ſie auch nicht — ich hab's genau beachtet. Wie wir nun ſo allein im Haus waren, da paßte ich auf, ob ſie wieder herein kommen würde mit dem Lübecker — — — ſie kam nicht!“

„Das wäre!“ murmelte Swen Oeoſſ.

„Nun ſagſt Du mir hier, daß der Lübecker Deinen Jungen als Boten geſchickt hat, mitten in der Nacht an Eriſſon Weſteräs!“

„Wetter noch eins! Das kann was bedeutet haben! — Ich will doch gleich nachfragen. Han! Jung! Laß die Netze liegen“, — der Burſch ſaß auf der Bank vor der Thür nach der Strandſeite und flickte ein Heringsnetz, — „komm raſch her!“ —

„War denn die Halgar mit dem Lübecker?“ fragte Nils.

„Ich weiß nicht! Es war mitten in der Nacht; er pochte ans Fenſter und gab mir den Brief und eine halbe Species für den Buben, daß er gleich hinliefe. — Sein Lugger war ſeit Sonnenuntergang ſegelfertig; er hatte die Ladung voll. Von hier iſt er mit dem Boot an Bord gerudert, wer darinnen war, weiß ich nicht.“ —

Der Burſch, Han, kam gelaufen.

„Was ſoll's, Vater?“

„Als Du die Nacht zu Eriſſon Weſteräs gegangen biſt — trafſt Du ihn daheim? Haſt Du ihn geſprochen?“

„Nein! Nur den Erik. Der machte mir die Thür auf.“ —

„Haſt Du die Halgar nicht geſehen?“

„Nein! Die muß ja längſt zu Bett geweſen ſein! —

Als ich Erik den Brief gegeben hatte, kehrte ich gleich um, denn es war ja Mitternacht und es sind zwei gute Stunden . . ."

„Wenn Du nichts Anderes zu sagen hast, kannst Du in Gottes Namen wieder an Deinem Netz flicken; wie weit von hier bis auf Westeräs Hof ist, brauchst Du uns nicht zu erzählen", lachte der Stelzfuß.

„Sieh da, Nils", stieß ihn Swen Oeoff an, „ist das nicht Peter Alf, der dort an der Schlucht über den Steg geht?"

„Gut ausgelugt! Das ist er — vielleicht erzählt uns der Etwas." — —

„Darauf will ich ein Maaß Grogh verwetten. Er läuft ja wie eine Kreuzspinne!"

Peter Alf, der Schenkwirth, kam im hastigen Schritt den Fußpfad von den steilen Felshöhen herab, die den Fiord umgaben.

„Komm, wir wollen ihm entgegen gehen", sagte Swen zu Nils. „Marsch! Stelzfuß!"

Nils Dahl war ein rüstiger Fußgänger auf seinem einen Holzbein; er schritt fast noch rascher aus als Swen Oeoff, da sie den Felspfad hinauf, dem Schenkwirth entgegen kletterten. An einer alten Fichte, die ihre mächtigen Wurzeln um einen Granitblock klammerte und die schwarzen Zweige an der Felswand ausbreitete, trafen sie zusammen. „Grüß Dich Gott, Peter Alf", rief ihm Swen schon von unten zu. „Was bringst Du Neues so früh am Vormittag?" —

„Es wäre am spätesten Abend noch Zeit genug dazu", antwortete Peter Alf, indem er den breiten Südwester lüftete und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Wie denn? Was denn?" fragten Swen und Nils gleichzeitig.

„Der arme wackere Erikson Westeräs!"

„Also ist's doch wahr?" fiel Swen ihm ins Wort.

„Was wahr? Was wißt Ihr? — Daß die Halgar fort iſt mit dem Lübecker? — Es iſt ſchlimm genug, aber es gibt noch Schlimmeres!"

„Die Halgar iſt alſo wirklich fort?" fragte Nils Dahl; „ich hab's gedacht! — Was denn aber noch Schlimmeres?"

„Es iſt zum Erbarmen! Der Alte hat ſich's ſo zu Herzen genommen ... er iſt wirr im Kopf geworden!" erzählte Peter Alf, und wiſchte ſich die Augen.

„Peter Alf! — Wahr und wahrhaftig?" rief Swen Oeoff und faßte den Schenkwirth an und rüttelte ihn, als wolle er verſuchen, ob dieſer ſelbſt bei Sinnen ſei. „Heiliger Gott, wenn man das an ſeinen Kindern erleben ſoll!"

„Da iſt's beſſer, keine haben wie ich", ſprach Nils finſter vor ſich hin, „da iſt mir mein Stelzfuß lieber."

„Und ſolch eine Tochter! Ein Mädchen wie die Halgar! Ganz Norwegen hat nicht zwei dergleichen!" ſagte der gutmüthige Peter Alf halb weinend.

„Ja, ſchön war ſie", ſagte Nils Dahl und ſtieß heftig mit ſeinem Krückſtock auf den Boden, „ſchön war ſie ... und doch ſo ..."

„Halt", fiel Peter Alf ihm ins Wort und hielt ihm die Hand vor den Mund. „Verſündige Dich nicht! Es war auch ein gutes Mädchen! Das beſte von der Welt! Aber ſo ein armes Ding iſt leicht bethört!"

„So ſoll denn den Haifiſch dort", drohte Nils und zeigte mit dem Stock übers Meer hinaus, „der Blitz ..."

„Erzähle aber doch von Erikſon Weſteräs", wandte ſich Swen Oeoff zu Peter Alf, und unterbrach damit die Drohung des Stelzfußes.

„Durch Euren Han", hub Peter Alf gegen Swen Oeoff gewendet an, „bekam ja der Alte geſtern Nacht einen Brief, als er eben nach Haus gekommen war, und ſich wunderte, daß die Halgar ihn nicht, wie ſie pflegte, erwartete. Er dachte,

ſie werde krank ſein, und in ihrer Kammer im Bett liegen, weil ſie ſchon auf der Schenktenne krank geweſen war."

„Ja krank!" murmelte der Stelzfuß zwiſchen den Zähnen; „ich weiß es beſſer!"

„Sie waren eben dabei, der Erik und ſein Vater, ſich Licht anzuzünden. Derweil ging der Hau wieder. Als der Alte nun den Brief aufmacht und lieſt, fällt er ſtracks, wie von einem Büchſenſchuß getroffen, auf den Boden nieder. Der Erik will ihm aufhelfen, rüttelt ihn, redet ihm gut zu; da fällt das Blatt aus ſeiner Hand, Erik lieſt es, und iſt auch wie vom Schlag getroffen."

„Und was ſtand denn drin?" fragte Nils mit ſtarrenden Augen.

„Es war von der Halgar — aber der Lübecker hatte es geſchickt, ſie ſchrieb — da habt Ihr's! Er zog einen Brief aus der Bruſttaſche, faltete ihn auf und las vor:

„„Vater! Ich mußte fort. — Leb auf ewig wohl! Fluche mir nicht!"" — —

„Ich mußte fort", unterbrach der Stelzfuß, vor ſich hinmurmelnd, die tiefe Stille. „Man kann denken warum! — Fluche mir nicht!" wiederholte er.

„Das wird er nicht thun, der Alte!" fiel Swen ein. „Ein Kind verflucht man nicht ſo leicht!"

„Aber der Fluch fällt auf den Verbrecher!" knirſchte Nils Dahl zwiſchen den Zähnen. „Der Lübecker ..."

„Und der Alte?" fragte Swen, und ſah Peter Alf an.

„Der arme Junge, der Erik, das gute, treuherzige Blut, hat mir's heut geſchildert unter heißen Thränen, was der Alte macht! Er konnte erſt gar nicht wieder zu ſich kommen. Der Erik weckte Knecht und Magd! Sie brachten ihn zu Bett. Er lag wie im Fieber, und ſprach wie im Fieber."

„Ja, ja, wer ſo Etwas erlebt, den kann wohl ein Fieber ſchütteln darnach!" — Der Stelzfuß konnte es nicht

laſſen, ſeine zornfunkelnden Augen nach der See zu richten, es war als wolle er dem Lübecker Blitze daraus nachſchicken.

„Jetzt iſt er ruhig, aber ganz irr! Ganz kindiſch!“ fuhr Alf fort.

„Ruhig? Das iſt ſchlimm!“ ſagte der Stelzfuß und ſchüttelte den grauen Kopf. „Das Fieber hätte aufgehört. Ein Wetter tobt aus. — Wenn er aber *ſtill* irr iſt ...“

„Der arme Schelm, der Erik, hat Rath und Hülfe bei mir geſucht. Darum bin ich hier herausgekommen, ob Ihr denn nichts Genaueres wißt, Swen Oeoff, hier am Fiord.“

„Nichts, gar nichts. Wir waren alle zu Bett; der Claus beſorgte die Lampen auf dem Thurm. Da pochte es, es mochte zehn Uhr ſein, ans Fenſter. Das war der Lübecker. Er gab meinem Hau, der aufgemacht hatte, den Brief. Wir verſprachen ihm, daß er gleich beſorgt werden ſollte. Er ſtieg zu ſeinen Leuten, die nicht hundert Schritt von hier am Strandbollwerk mit dem Boot auf ihn warteten, ein; ob ſonſt Jemand mit eingeſtiegen iſt, weiß ich nicht. Sie ruderten nach dem Lugger hinüber, der dort drüben hinter dem erſten Vorſprung der Sturmmauer vor Anker lag. Um Mitternacht iſt der Lugger in See gegangen, bei gutem Wind mit der Fluth. Heut bei Sonnenaufgang ſah ich ihn weit in See ganz unten am Horizont. Er hatte den Cours auf Chriſtianſund! Ich ſah ihm noch mit dem Fernrohr oben auf dem Thurm nach, bis er um die Mövenklippe war.“

„Es iſt kein Zweifel, ſie iſt an Bord!“ ſagte Peter Alf.

„Ja! Sonſt möchte der Kaſten auch mit all ſeinen Kablians und Hay- und Schwertfiſchen an Bord an der nächſten Klippe zerſchmettern, daß kein Nagel im ganzen Schiff mehr haftete!“ rief Nils.

„Was iſt nun zu thun? Sollten wir nicht nach Chriſtianſund hinüber?“

„Das würde etwas helfen!“ ſpottete der Stelzfuß. „Der

würde Euch schon einen Cours nehmen, auf dem ihm keiner nachspürt! Wer weiß, ob er in Lübeck einläuft? Gewiß nicht da, wo man ihn vermuthen kann!"

„Was läßt sich aber thun?"

„Für das Mädchen nichts!" sagte Nils Dahl finster. Sie muß nun selber zusehen, und Gott um Gnade und um Rath bitten! Aber um den Alten müssen wir uns bekümmern!"

„Recht, Nils Dahl! Wir wollen zu ihm", fiel der Strandwächter ein.

„Ja!" pflichtete Peter Alf bei, „man muß dem armen Jungen, dem Erik, zur Hand gehen, nach Haus und Hof sehen helfen, wenn der Alte nicht wieder zu seinen Sinnen kommt. Deßhalb habe ich ihn schon zu Clas Tromson geschickt. Gestern noch hat Erikson Westeräs seinem Sohn Jakob Hülfe geleistet, besser als es irgend einer von uns gekonnt hätte, durch den Verband seines gebrochenen Fußes!"

„Clas Tromson wird nun auch das Haus und den Kopf voll Sorgen haben", meinte Swen Oeoff.

„Wenn der Sohn das Bein in den Schienen hat", sagte Nils, und schlug dabei mit seinem Fichtenstock gegen sein eigenes Eichenbein, weniger, als wenn er auf seinen beiden Knochengestellen nur so herumstelzte, wie ich auf meinem einen. — „Ich wollte, der Lübecker hätte den Jakob an Bord! Den könnte er meinetwegen heirathen oder sitzen lassen!"

„O, treibe nicht Possen, Nils", tadelte ihn Peter Alf. „Es ist eine zu traurige Geschichte!"

„Seht Ihr denn nicht, daß ich vor Ingrimm lache, damit ich nicht vor Kummer heulen muß!" schnaubte der Stelzfuß sie beide an. „Fort, fort zum Alten!"

Sie gingen selbdrei, um Westeräs auf seinem Gehöft aufzusuchen.

Fünftes Kapitel.

Zwei Tage ſpäter gegen Abend ſaßen der Stelzfuß, Swen Oeoff und Clas Tromſon in der Schenktenne bei Peter Alf beiſammen. Sie hatten ihr Glas Branntwein vor ſich, ſie rauchten ihre Pfeifen, ſie waren in eifrigem Geſpräch; allein heiter waren ſie nicht. Sie ſprachen von dem wackeren Erikſon Weſteräs, in deſſen Gehöft ſie den Nachmittag zugebracht hatten.

„Ihr könnt wahrlich von Glück ſagen, Clas Tromſon, bei all den Unglücksfällen dieſer Tage", ſprach Peter Alf, indem er ſich zu den drei Gäſten ſetzte. „Erſt meinten wir, Euch hätte das Hauptunglück getroffen bei dem Schneeſturz vom ſchwarzen Schlott! Aber ſchwerer als die Lavine Euren Jakob geſchlagen hat, hat doch unſern Gevatter Weſteräs das Unglück geſchlagen!"

„Ja wohl! ja wohl!" antwortete Tromſon. „Und mir hat er ſo redlich beigeſtanden! Wie ſorgſam er den Sohn verbunden hat! Kein Doktor in Chriſtiania hätte es beſſer gemacht! Das hat ſchon unſer Pfarrer geſagt, als er ihn vorgeſtern beſuchte, und geſtern auch der Chirurgus. „Ich hätt's ſelbſt nicht beſſer machen können", hat er geſagt.

„Ja! Er war brav und geſchickt und hatte Etwas erfahren", pflichtete der Stelzfuß bei. „Das kann ich wohl beurtheilen, denn ich habe mich auch in der Welt verſucht! — Glaubt mir, die Männer wie Erikſon Weſteräs ſind ſelten zwiſchen dem Nordpol und Aequator!"

„Zwiſchen dem Nordpol und Südpol ſind ſie rar, Nils", betheuerte Swen Oeoff. „Ich ſehe manches Schiff ankommen, im Fiord, das mehr als einmal über die Linie hinausgeweſen

iſt, aber ſolche Männer ſind ſelten am Bord! — — Und ſo kläglich zu enden!"

„Ich denke immer, 's wird wieder beſſer werden mit ihm!" meinte Peter Alf.

„Glaub's nicht" ſchüttelte der Stelzfuß den Kopf.

„Habt Ihr ihn denn heut ſchlimmer gefunden als geſtern und vorgeſtern?" fragte Peter Alf.

„Nein! Aber das iſt eben das Schlimme! Wenn er wild wäre und tobte, — aber ſo ſtill!"

„Das meinte auch der Chirurgus, als er von ihm zu meinem Jakob zurückkam," beſtätigte Clas Tromſon. „Dem iſt nicht zu helfen", ſagte er; „den hat ein gewaltſamer Schlag betäubt und ſtumpf gemacht, wenn den nicht ein anderer Schlag wieder aufweckt," dabei zuckte er mit den Achſeln, „mit unſerer Kunſt iſt's zu Ende. Gottes Hand hat ihn niedergeſchmettert, nur Gottes Hand kann ihn erwecken!" —

„Was nimmt er denn jetzt vor?" fragte Peter Alf. „Arbeitet er? Sieht er zur Ordnung im Haus?"

„Nein," antwortete Niels Dahl. „Er ſitzt ſtill und ſteht vor ſich hin. Dann geht er einmal vor die Thür und ſagt: Ich will doch zuſchauen, ob die Halgar noch nicht vom Felde heimkommt. — Oder er ſagt ganz ſchlicht und ruhig zu dem armen Jungen, dem Erik: Rufe einmal Deine Schweſter herunter aus der Kammer. Es iſt Mittagzeit! — Es ſchnitt mir durchs Herz, als er das heut Mittag ſagte, und dem armen Jungen die hellen Thränen dabei aus den Augen liefen.

Alle ſaßen ſtill und nachdenklich.

„Geſtern", fing der Geiger wieder an, „hatte der Erik auch einen argen Schreck. Der Vater war weg! Mit Eins, wie verſchwunden. Nicht im Haus, nicht im Hof, nicht vor der Thür. Weder Knecht noch Magd hatten ihn geſehen. Der Erik läuft durch den Garten, und den Hügel dahinter

hinauf, um ſich nach ihm umzuſchauen. Da entdeckt er ihn, weit vom Haus, mitten im Felde, wie er gerad auf das Gebirg in der Richtung des ſchwarzen Schlott zuwandert!"

„Alſo daran denkt er auch!" ſagte Peter Alf verwundert.

„Ja freilich! Aber wie? Hört nur weiter. — Der Erik, ſo matt und krank er noch iſt, läuft doch gleich nach, um ein Unglück zu verhüten. Der Alte geht ſo raſch, daß er ihn gar nicht einholen kann. Aber er ſchlägt richtig den Pfad in die Felsſchluchten nach dem ſchwarzen Schlott ein. Nach anderthalb Stunden erreicht ihn der Erik; er war bis an den Schneeſturz vorgegangen und grub mit einem Spaten, den er vom Haus mitgenommen, den Schnee auf. „Vater, was machſt Du hier?" ruft ihn der Erik an.

„Gut, daß Du kommſt," antwortete der Alte ganz ruhig; „wir müſſen doch die Halgar herausſchaufeln! Ich muß ſie doch begraben laſſen, auf dem Kirchhofe neben ihrer Mutter!"

Alle ſaßen tief traurig nach der Erzählung und ſchwiegen.

„Wie unbedacht iſt die Jugend doch!" ſeufzte nach einem Weilchen Clas Tromſon. „Wenn ich ſo etwas von meiner Carlen erleben ſollte!" — Er nannte die Tochter, dachte aber auch an den Sohn, an Jakob, der ihm keine Freude machte, und den er dennoch lieb hatte.

„Wenn die Halgar wüßte, wie es jetzt ihrem Vater thut — ſie müßte vergehen vor Reue!" ſagte Swen Oeoſſ. — „Gott erbarme ſich ihrer!"

„Aber nicht des Verführers. Den ſchlage er dreifach ſo ſchwer als den armen Vater!" rief Niels Dahl zornig.

„Seid nicht gottlos! Sein iſt die Rache!" ermahnte Tromſon. „Wir wollen, was uns angeht, an dem Vater und dem Sohn gut machen was möglich iſt. Der arme Junge dauert mich ſehr. Er hat meinem Jakob ſo treulich beigeſtanden. Und jetzt iſt er ein ſo braver Sohn! Noch nicht ſechszehn Jahre und erfährt ſchon ſolches Unglück!"

„Der Alte kann natürlich die Wirthſchaft nicht führen in Haus und Feld, wenn er ſo bleibt," ſagte Peter Alf; „und der Erik iſt noch zu jung!"

„Ich will ſein Vormund ſein," ſagte Tromſon. „Der Hof iſt ſchwierig zu verwalten, weil ſo viel Schuld darauf ſteht. Weſteräs hat manchen Species abgezahlt; aber es bleibt doch noch ſchwer mit der Wirthſchaft durchzukommen. Er hatte keinen Schilling als er vor zwanzig Jahren die Tochter von Jan Opdaal mit dem verſchuldeten Gut heirathete. Aber Ordnung und Fleiß vermögen doch nicht Alles. Und die Frau ſtarb zu früh!"

„Ja wohl! Lebte Halgar Opdaal noch," ſagte der Stelzfuß, und fuhr mit dem Aermel über die Augen, „Halgar Weſteräs wäre nicht ....!" er ſprach nicht weiter.

„Sie ſieht in Wuchs und Geſicht der Mutter ähnlich, wie ein Ei dem andern" meinte Tromſon.

„Auch ſonſt, ſag ich Euch!" rief der Stelzfuß eifrig, „ſie hatte auch ein Herz wie die Mutter! Wo und wie ich jemals in der Welt den See- und Mädchenräuber treffe, — da ſoll ihn ...."

Dabei ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten, und als die Andern ihm begütigend wehrten, ſtand er heftig auf, und ſtampfte mit dem Stelzbein zur Thür hinaus.

„Ich weiß nicht, was ihn anſicht", ſagte Peter Alf; „wir Alle nehmen uns die Sache zu Herzen, aber ſo wie er ..."

„Ich kann mir's wohl denken" ſagte Tromſon. „Er hatte um Halgar Opdaal gefreit, aber ihr Vater wollte nicht einwilligen. Er dachte auf einen reichen Schwiegerſohn durch das ſchöne Mädchen, um ſeinen ſchlechten Umſtänden aufzuhelfen. Darauf ging Niels Dahl zur See in die weite Welt. Nach ſieben Jahren erſt kam er zurück ... er hatte ein höl-

zernes Bein und Halgar Opdaal war ſeit drei Jahren mit Erikſon Weſteräs verheirathet!"

„Alſo, da ſteckt der Handel!" ſprach Peter Alf gedehnt. „Ja, nun verſteh ich mancherlei, was ich immer an dem ehrlichen ſtelzbeinigen Geiger nicht begreifen konnte!"

„Das hab ich nicht gewußt", ſetzte Swen Oeoſſ hinzu. „Damals wohnte ich noch nicht hier; daß ich von Froyen herüber gezogen bin, iſt erſt ſechszehn Jahre! — Niels wird doch aber nicht zu Haus laufen wollen? Es dunkelt ja ſchon, und im Finſtern bleibt es für immer ein böſer Weg nach dem Fiord hinunter!"

„Nein, laßt's gut ſein, er kommt wieder herein," meinte Peter Alf, „da hängt ja noch ſeine Pelzjacke am Nagel!"

Er hatte das Wort noch nicht heraus, als die Stubenthür heftig aufgeriſſen wurde, Niels Dahl haſtig mit dem Stelzfuß hereinpolterte und mit ganz verſtörtem Geſicht rief: „Kommt raſch heraus. Auf Erikſon Weſteräs Dach kräht der rothe Hahn, oder ich will nicht Niels Dahl heißen!"

„Was, Feuer?" rief Peter Alf und ſprang haſtig nach der Thür.

„So kommt Unglück auf Unglück!" rief Clas Tromſon zugleich. — —

Im Hui waren Alle draußen vor der Thür.

Eine dichte ſchwarze Wolke quoll aus dem Thal auf, in der Gegend, wo Weſteräs Haus lag; einzelne düſterrothe Flammenzungen fuhren emporleckend zwiſchen den ſich wälzenden Rauchmaſſen hindurch. Dieſe ließen trotz des Feuerſcheins nichts von den Gebäuden wahrnehmen.

„Ja, das iſt Weſteräs Hof," rief Peter Alf; es iſt genau der Strich, auf dem er liegt, und kein anderes Gebäude davor oder dahinter. — Es muß ſein Hof ſein!" —

Die Flamme ſchlug mächtiger und heller auf. Der Rauch ſpaltete ſich und man ſah ganz deutlich die glühend ange-

leuchteten Giebel und Dächer der Hofgebäude. Das Dach des Wohnhauſes ſtand in Flammen.

„Jan!“ rief Peter Alf laut nach ſeinem Knecht, „Jan, Jan!“

Dieſer ſprang eilig aus dem Hofthor heraus. „Es iſt Feuer droben im Thal, auf Eriſſon Weſteräs Hof! Spanne gleich die Pferde vor die Hausſpritze; wir wollen flugs hin; der Stallbub ſoll auch mit!“

„Ich will auch hinüber; aber ich muß erſt nach meinem Hof,“ rief Tromſon, „der Jakob kann nichts anordnen, der braucht ſelbſt Hülfe!“

Er lief ins Haus, um ſich Stock und Pelzjacke zu holen.

„Ihr beide könnt indeß mein Haus hüten,“ ſagte Peter Alf zu Niels Dahl und Swen Oeoſſ. „Die Mägde grauen ſich, wenn ſie ganz ohne Mannsſchutz bleiben.“

„Das kann Niels Dahl allein übernehmen,“ antwortete Swen; „ich fahre mit Dir hinüber, Peter Alf; es ſind zwei Arme mehr zu Hülfe und Rettung.“ —

„Gut. Ich werde Euch das Haus nicht wegtragen laſſen, Peter Alf,“ ſagte der Stelzfuß. „Fahrt getroſt! — Das Feuer iſt nicht das Schlimmſte, was den armen Weſteräs betroffen hat,“ ſetzte er vor ſich hin murmelnd hinzu.

„Horch! da leuten ſie ſchon!“ — Von der Kirche drüben erſcholl das ſchauerliche Geläut der Brandglocke.

Das Feuer flammte jetzt höher auf und warf ſeinen blutrothen Widerſchein gegen das dunkle Gewölk des Himmels. Die Nacht ſank tiefer auf das Thal; der Brand leuchtete dadurch um ſo heller. Es erhob ſich ein rauher Wind. Die ſprühenden Funken und der Rauch zogen in breitem Strom dem Gebirg zu.

Nils Dahl ſtand, auf ſeinen Knotenſtock geſtützt, und ſah ſtarr nach den Flammen hinüber. „Gute Nacht, Nils,“ rief ihm Tromſon zu, und ſchritt haſtig an ihm vorbei um

das Haus herum, den Weg nach ſeinem Gehöft hinauf, das eine Stunde weiter ins Land hinein lag.

Etliche Minuten ſpäter raſſelte die Hausſpritze Peter Alfs mit ſeinen beiden beſten Pferden beſpannt aus dem Thorweg des Gehöfts, Jan, der Knecht, ſtand vorn auf dem Wagenſattel. Peter Alf und Swen Oeoff hatten ſich überquer auf den Schlauchkaſten geſetzt. Die Peitſche knallte; die muthigen Thiere flogen pfeilſchnell den Weg hinunter.

„Gute Nacht! — Halte gute Hauswacht!“ ſchallte es noch einmal vom Wagen.

„Fahrt nur zu!“ rief der Stelzfuß hinter ihnen drein. „Zu ſpät kommt Ihr aber doch!“

Tiefe Stille herrſchte jetzt rings umher; nur der Schall der Brandglocke tönte herüber. Von Eriſſon Weſteräs Haus flammte der Feuerſchein durch die dunkle Nacht. Der Stelzfuß lehnte ſich gegen das Haus, ſtemmte ſeinen Stock gegen den Erdboden und ſtarrte ſchweigend nach den Flammen hinüber.

„Wie oft,“ dachte er, „habe ich nach dem Hauſe geſchaut vor fünf und zwanzig Jahren, und gemeint, da wohne das ganze Glück der Erde, da wohne es allein! Vor drei Tagen noch, als die Halgar hier im Haus mit dem Lübecker tanzte, dachte ich ſtill bei mir: das iſt doch ein glücklicher Mann, der Eriſſon! Er hat die ſchöne Halgar Opdaal zur Frau gehabt, und hat die ſchöne Halgar Weſteräs zur Tochter! Und ſtattlich Haus und Hof! Und was hat er nun? Die eine ſchöne Halgar liegt in der Erde, ſchon lange, lange; die andere ſchwimmt auf dem Meere, ſchon weit, weit! Es wäre vielleicht beſſer, ſie läge auch in der Erde! Und Haus und Hof ſteht in Flammen! Morgen iſt's nichts weiter als ein Aſchenhaufen zwiſchen wüſtem Schutt und geborſtenen Mauern. Der glückliche Eriſſon Weſteräs ſitzt auf der Schwelle und weint ... oder lacht in ſeinem wirren Kopf, daß es ſo hübſch gebrannt hat!“

„Juchhe!“ rief er und ſtampfte mit dem Stock und dem Stelzfuß auf den Boden. „Ich bin doch ein glücklicher Kerl, nichts fehlt mir als meine Geige, daß ich mir einen recht luſtigen Schleifer aufſpielen könnte, zu dem Glockengebrumm da drüben und dem Feuer da unten!“

Und zu dem luſtigen Ruf ſchoſſen ihm die hellen heißen Thränen aus den Augen.

Sechſtes Kapitel.

Erik war, nachdem Tromſon, Nils Dahl und Swen Oeoff den Vater Nachmittags verlaſſen hatten, noch mit dem Geſpann und dem Knecht in den Wald gefahren, um Hölzer, die dort lagerten, zur Ausbeſſerung des Zaunes um das Gehöft, herein zu holen. Er hatte den dumpf vor ſich hinbrütenden Vater in der Obhut der Magd gelaſſen. Dieſe hatte mit ihrem Spinnrade, neben dem Alten ſitzend, harmlos mit ihm geſprochen. Um die Abendkoſt zu bereiten, ging ſie, als es zu dunkeln begann, hinaus in die Küche. Sie war eifrig mit dem Keſſel und den Töpfen beſchäftigt, und ſchürte das Feuer an. Da ſchlug ihr der Rauch ſo ſeltſam herunter aus dem Schlott, wie es nie zuvor geſchehen war. Sie meinte, der Wind drücke auf den Schornſtein, und ſchob das Fenſter etwas auf, um friſchen Luftzug zu bewirken. Doch der herabdrückende Rauch wurde immer ſtärker. Verwundert ging ſie hinaus um vor das Haus zu treten, um zu ſehen, ob das Wetter ſo übel geworden ſei. Doch ſo wie ſie den Fuß in die Hausflur ſetzte, ſchlug ihr vom oberen Geſchoß her ein noch ſtärkerer Rauchſtrom entgegen.

„Was iſt das?“ rief ſie erſchreckt, „es brennt wohl oben?“ Eilig wollte ſie die ſchmale Treppe zum Hausboden hinauf,

wo die Giebelſtübchen lagen. Da kam ihr zu ihrem größten Erſtaunen der alte Weſteräs die Treppe herab entgegen. „Herr!“ rief ſie ihm zu: „brennt es denn oben unterm Dach?“

Weſteräs hob den Finger in die Höhe und legte ihn zum Zeichen des Schweigens auf den Mund und ſagte ſchauerlich leiſe:

„Die Halgar will ja nicht herunterkommen, aus ihrer Schlafkammer! — — Jetzt wird ſie wohl müſſen,“ ſetzte er unheimlich lachend hinzu.

„Herr Jeſus,“ rief das Mädchen erſchreckt, „was habt Ihr angerichtet!“

„Sie muß gleich heraus, ſie kann's faſt nicht länger aushalten“, ſagte er wie zuvor, „es brennt ſchon an allen vier Ecken des Dachs!“

„Gott ſei uns gnädig!“ ſchrie das Mädchen, und wollte hinauf ſtürzen, doch Weſteräs hielt ſie zurück.

„Du darfſt nicht hinauf, Chriſtine. Sonſt verſteckt ſie ſich noch mehr!“

„Hülfe, Hülfe! Feuer, Feuer!“ ſchrie das Mädchen und wollte mit Gewalt die Treppe hinauf. Doch Weſteräs, mit der überlegenen Stärke der Manneskraft und des Wahnſinns, faßte ſie, und trug ſie, trotz ihres Sträubens ruhig die Stiegen hinunter. Auf der Diele der Hausflur ſetzte er ſie nieder. Das Mädchen, die ſich mit dem Alten allein in dem Haus wußte, ſtürzte, ſo wie er ſie losließ, von Todesangſt ergriffen, vorwärts nach der Hausthür und hinaus. Da ſah ſie ſchon den Rauch durch alle Fugen des Daches dringen.

„Wir ſind verloren! Das Haus brennt!“ rief ſie, die Hände ringend. Weſteräs war ihr nachgegangen und trat auch vor die Thür hinaus. Er ſah ſich wohlgefällig nach dem dampfenden Hauſe um, und ſagte mit dem innern Lächeln des Wahnſinns:

„Nun wird ſie gleich hier unten ſein!“

„Um des hohen Himmels willen!“ rief Chriſtine und faßte den Alten heftig an; „Herr, was habt Ihr angerichtet! Das Haus brennt!“

„Freilich, freilich! — Doch ſtill nur, Kind! Es muß ganz herunter brennen. Dann finden wir ſie gleich! — Sie ſteckt drinnen, ich weiß es! — — — Komm doch, komm doch gleich, liebe Halgar!“ rief er darauf mit herzzerſchneidendem Ton der Bitte, und erhob die Hände flehend.

Die Magd weinte und ſchlotterte an allen Gliedern; ſie wußte nicht, was ſie beginnen ſollte. Sie wagte ſich nicht ins Haus zurück, und wagte nicht den Alten zu verlaſſen.

„Er ſtürzt ſich am Ende ſelbſt ins Feuer,“ jammerte ſie, „wenn ich ihn hier allein laſſe! — Und ſoll denn Alles, Alles verbrennen? — Nein, die Lade wenigſtens muß ich retten.“ —

Sie eilte auf die Hausthür zu, um die Lade, in der, wie ſie wußte, die wichtigen Briefe und Papiere, das Geld, die ſilbernen Ohrringe und die Halskette der ſeligen Frau aufbewahrt wurden, herauszuholen aus dem Wandſchrank, in dem ſie ſtand. Doch als Weſteräs ſie der Hausthür zueilen ſah, ergriff er ſie am Arm, hielt ſie zurück, und ſagte: „Geh nicht mehr ins Haus, Chriſtine! Du erſtickſt, Du mußt verbrennen! — Halgar, mein Kind,“ brach er jammernd aus, „komm doch heraus!“

Chriſtine fiel ihm zu Füßen und rief, die Hände ringend: „Laßt mich loß, Vater Weſteräs, um unſers Herrgotts willen, Halgar iſt ja nicht im Haus! Laßt mich doch nur Etwas retten!“

Da klirrte es wie von zerſpringenden Scheiben, und ein dicker Qualm vermiſcht mit rothem Flammenſtrahl fuhr aus dem Fenſter über der Hausthür.

„Heiliger Gott! Sie verbrennt!“ ſchrie Weſteräs auf, und lies Chriſtinen los, um ſelbſt in das Haus zu ſtürzen. Denn

es war das Fenſter von Halgars Schlafkammer, aus dem die Flamme brach. Jetzt wollte ſie ihn nicht loslaſſen, denn ſie ſah, daß er in ſeinem Wahnſinn ins Verderben rennen würde. Sie klammerte ſich feſt an ihn, und flehte ihn dringend an: „Vater Weſteräs, bleibt doch hier! Ihr kommt um in den Flammen!“

Doch ſeine überlegene Kraft rang ſich leicht von dem Mädchen los, er ſchleuderte ſie weit von ſich, daß ſie auf den Boden taumelte; bevor ſie ſich empor raffen konnte, war er im Hauſe verſchwunden. Aus der offen gebliebenen Thür drang der Rauch in dichten Wirbeln hervor. „Er verbrennt, er erſtickt!“ rief Chriſtine, die wieder aufgeſprungen war; und ihre ganze Kraft, ihren ganzen Muth zuſammen nehmend, ſtürzte ſie nach in das Haus, um den Unglückſeligen zu retten, wenn es noch möglich wäre. Allein ſie hatte die Treppe, die nach dem obern Geſchoß führt, noch nicht erreicht, als der erſtickende Qualm ſie ſchon faſt betäubte.

Sie ſchwankte zurück, gewann das Freie wieder, athmete tief auf, und ſtand ſtummen Blickes verzweiflungsvoll umherſtarrend, woher ſie Hülfe nehmen ſolle. Da hörte ſie Peitſchenknall, das Raſſeln eines Wagens!

Mit ſchnaubenden Pferden brauſte Erik mit dem Knecht vor das offene Hofthor; er hielt den Wagen ſo ſcharf an, daß die Thiere ſich hoch aufbäumten, der Schaum quoll ihnen aus dem Gebiß, und bedeckte Schenkel und Bruſt. Die beiden Männer ſprangen vom Wagen.

„Rettet den Herrn!“ ſchrie ihnen Chriſtine zu, und flog ihnen entgegen.

„Meinen Vater? Wo, wo!“ rief Erik, dem das blonde Haar um den Nacken flog, mit blitzenden Augen.

„Im Haus — die Treppe hinauf! Doch erſtickt nicht im Dampf! . . . .“

Die letzten Worte hörte Erik ſchon nicht mehr. Er ſtürzte

in die Thür, der Knecht ihm nach. Zum Glück fegte jetzt der Wind durch das Haus, daß der Rauch ſich theilte. Die Flamme leuchtete ſchon von oben herunter. Erik ſah einen Augenblick die Treppe, die zum Dachgeſchoß führte. Gleich darnach verhüllte ſie der Qualm wieder. Doch hatte er jetzt die ſichere Richtung, ſchoß darauf zu, und flog die Stufen hinan. Auf der Hälfte ſtieß er an einen weichen Körper; es war ſein betäubt hingeſunkener Vater. Er faßte ihn in die Arme. Mit äußerſter Kraftanſpannung riß er ihn empor, ſchwankte mit ihm die Stufen hinunter. Matthes, der ihm getreulich nachgedrungen war, fing beide halb mit den Armen auf. Schon taumelnd, und kaum noch zu athmen fähig, ſtürzten ſie der Thüre zu. Rauch und Flammen wirbelten ihnen nach. Wenige Schritte vor dem Hauſe brachen ihnen in der athemloſen Erſchöpfung unter dieſer Laſt die Knie ein. Aber ſie waren in freier Luft; einige tiefe Züge, und Beſinnung und Kraft kehrten ihnen zurück.

Chriſtine lag auf den Knieen, ſie betete und bebte.

„Wir können hier nicht bleiben," ſagte zuerſt Erik, „die Funken fliegen ſchon bis hierher! — Hilf mir den Vater weiter tragen, Matthes!"

Er nahm den Kopf des Betäubten an ſeine Bruſt; Matthes faßte ihn bei den Füßen. Chriſtine legte ihm ſchluchzend die herabhängenden Hände über die Bruſt zuſammen. So trugen ſie ihn auf eine kleine Anhöhe, von wo der Wind den Rauch und die Flamme abwärts jagte.

„Das Haus iſt verloren!" ſagte Erik düſter. „Bleib hier beim Vater, Chriſtine, wir beide wollen ſehen, was noch zu retten iſt!"

Die Pferde mit dem Wagen hatten aus Inſtinkt ſchon ſelbſt eine Stelle aufgeſucht, wo Rauch und Flammen nicht hindringen konnten; ſie waren feldeinwärts gelaufen. „Wir

werden ſie ſchon wiederfinden," dachte Erik, „wenn der Wagen umſtürzt, ſtehen ſie."

Er öffnete mit Matthes die Viehſtälle; ſie wollten zuerſt die Kühe herausbringen. Doch da der Rauch gegen die Stallthür trieb, und der Schein der immer ſtärker aus dem Dach brechenden Flamme hereinglühte, ſcheuten ſich die Thiere, und waren nicht vorwärts zu bringen. Sie wurden bald ſo unruhig und wild, daß man ihnen nicht mehr nahen konnte.

„Laßt uns den Rennthierſtall öffnen," ſagte Erik, „vielleicht daß wir die jungen Thiere retten. Es iſt ein Glück, daß die andern ſchon droben auf der Hochweide ſind."

Bei dem Rennthierſtall waren ſie glücklicher. Kaum war die Stallthür offen, als ſich auch ſchon eine Rennthierſtute an die friſche Luft drängte. Die jungen Thiere folgten ihr zuerſt, dann der ganze Zug; Erik und der Knecht hatten Mühe, von den ſcheu wilden Thieren nicht umgerannt zu werden und waren froh, daß nicht eins das andere erdrückte. Draußen ſtoben ſie nach allen Seiten. „Sie werden ſich ſchon wieder zuſammenfinden," dachte Erik. Es glückte eben ſo mit den Schafen und Schweinen. Aber es war hohe Zeit, denn der Wind trieb den Rauch immer ſtärker nach den Ställen zu, und was nicht verbrannt wäre, hätte erſticken müſſen. Das Dach des Rinderſtalles hatte ſchon Feuer gefangen. Die Thiere ſtanden innen, angſtvoll zuſammengedrängt, und brüllten laut, doch keins entfloh aus dem Stalle. Vergeblich erneuerten Erik und Matthes noch einmal den Verſuch. Als Erik eine Lieblingskuh, die fleckige Laſſa hieß ſie, beim Horn faſſen wollte, ſtieß das ſonſt ſo lenkſame Thier nach ihm, und nur ein raſcher Sprung rettete ihn.

Seufzend ging der arme Knabe durch den Hof zurück und ſah ſich noch einmal nach dem Stall um, aus dem das Gebrüll der geängſteten Thiere erſcholl. „So müſſen ſie denn alle elend verbrennen," rief er aus, und weinte laut, im Ge-

fühl des natürlichen Mitleids und Grauens, nicht über den Verluſt, den er überhaupt noch nicht abzuſchätzen gelernt hatte, und in dem ſchreckenvollen Augenblick kaum empfand.

Er kehrte zu Chriſtinen zurück, die auf der Anhöhe windabwärts ſaß um den ſeiner Sinne beraubten Weſteräs beſchäftigt. Sie hatte aus dem nahen Quell, der wenige Schritte von ihrem Sitz durch die Rinnen nach den Wieſen hinunterlief, Waſſer in der hohlen Hand geſchöpft, und die betäubten Schläfe, Stirn und Augen benetzt. Er athmete wohl, aber die Beſinnung war ihm noch nicht zurückgekehrt. Jetzt traten auch Erik und Matthes zu ihm heran.

„Gut, daß ſeine Augen geſchloſſen ſind," ſagte Erik, „ſo ſieht er das Unheil nicht!"

„Und daß er nicht hört!" ſetzte Matthes hinzu, da das Gebrüll der verbrennenden Rinder aus dem jetzt ſchon rings von den Flammen ergriffenen Stall herauftönte.

„Aber er wird wieder zu ſich kommen, er athmet ſchon ganz anders," ſagte Chriſtine tröſtend. „Wenn ich nur mehr Waſſer hätte!"

„Ich ſchöpfe in meinem Hut," rief Matthes und war flink mit dem breiten Filzhut hinunter an der Rinne.

„Weißt du denn, Chriſtine, wie das Feuer entſtanden iſt?" fragte Erik, dem bis jetzt noch Alles wie im Traum geweſen war.

„Ach du mein Herr im Himmel," ſagte das Mädchen weinend, mit frommem Ton „ich weiß es ja, — er hat es ja ſelbſt angelegt!"

„Selbſt angelegt!" rief Erik und ſtarrte das Mädchen an. Sie erzählte, von Schluchzen unterbrochen, wie; — Erik ſaß, ein Bild des Todes, zitternd lautlos da. Als ſie geendet hatte, ſagte er mit einem Blick in den düſtern Nachthimmel hinauf das einzige Wort: „Halgar!"

„Halgar!" tönte es leiſe ſchmerzlich von der Lippe des Vaters.

Matthes kam mit dem Hut voll Waſſer; es war eiſig kalt. Sie netzte dem Unglücklichen die Stirn und Schläfe. Er ſchlug die Augen auf, blickte in den rothen Flammenſchein, legte den Kopf an Eriks Bruſt, und ſagte liebevoll:

„Erik!“

Siebentes Kapitel.

Peitſchenknall und Wagengeraſſel ließ ſich zwiſchen den nächſten Hügeln hören.

„Das iſt Hülfe!“ rief Matthes. „Sie haben die Brandglocke gehört, oder den Feuerſchein geſehen! Sie kommen raſch!“

„Und doch zu ſpät,“ ſagte Erik, den Blick auf das Gehöft wendend, in dem ſchon alle Gebäude in Flammen ſtanden.

Ein Geſpann jagte zwiſchen den beiden nächſten Hügeln hervor, gerad auf ſie zu. Erik und Matthes ſprangen auf und liefen den Ankommenden entgegen.

Es war Peter Alf, mit Swen Oeof und ſeinen Leuten.

„Erik,“ rief Peter Alf, „was iſt hier geſchehen! Wir bringen Hülfe; es werden gleich noch mehr kommen. — Winde den Schlauch ab,“ rief er dem Knecht zu, bevor Erik antworten konnte. „Ach liebe Nachbarn,“ ſagte der Knabe, „es wird nichts mehr zu retten ſein!“

„Ja, der Weg iſt zu weit und zu ſteinig!“ ſagte Peter Alf, die Brandſtätte überblickend. „Hier iſt nicht mehr viel zu thun!“

„Gar nichts,“ bekräftigte Swen Oeoſſ. „Habt Ihr das Vieh gerettet?“

Von den Rindern hörte man keinen Laut mehr, ſie waren erſtickt, wohl ſchon halb verbrannt.

„Nur die Rennthiere und das Kleinvieh,“ ſagte der Knecht.

„Es iſt doch kein Menſch verunglückt? Wo iſt dein Vater, Erik?“ fragte Peter Alf.

Der Knabe brach in lautes Weinen aus.

„Verbrannt?“ riefen Peter Alf und Oeoff zugleich, und ſchauderten zuſammen.

„Nein, nein!“ konnte Erik kaum herausbringen, vor immer heftigerem Weinen.

Der Knecht ſtieß Peter Alf an, und ſagte halblaut: „Der Alte ſitzt dort oben auf dem Hügel.“

„Hm! Ich ahne etwas“, murmelte Peter Alf. — „Und habt Ihr ſonſt etwas gerettet, — Sachen, Geld.“

„Nichts! keinen Strohhalm,“ antwortete Matthes, während Erik nur den Kopf ſchüttelte.

„Laß deinen Schlauch nur eingewickelt,“ wandte ſich Peter Alf zu Jan, dem Stallburſchen. „Hier iſt keine Arbeit mehr für uns. Alle Dächer brennen; die Mauern, was von Stein iſt, bleiben ohne uns ſtehen, was hölzern iſt, ſchützen wir nicht mehr. — „Komm, Oeoff, komm mein Sohn,“ ſagte er zu Erik, wir wollen hinauf zu dem Vater.“

Sie ſtiegen den Hügel hinan. Gerad als ſie oben waren, ſtürzte der Dachſtuhl des Wohnhauſes ein. Eine breite Feuergarbe wirbelte empor; der dichte Strom der Funken wurde vom Winde fortgetrieben.

„Nun iſt Alles aus, auch nicht einmal die Lade gerettet,“ ſchluchzte Chriſtine.

Weſteräs ſah ſtill in die Flamme und ſagte: „Sie war doch nicht im Haus!“

„Grüß dich Gott, Gevatter Weſteräs,“ redete Peter Alf ihn an, ihm die Hand reichend. Der Arme reichte ihm gleichfalls die Hand hin und nickte nur, ohne ein Wort zu ſprechen, als ſei es ganz etwas Gewöhnliches und Gleichgültiges, daß die Nachbarn mitten in der Nacht eintrafen und daß Haus und Hof brenne.

„Das ſteht ſchlecht hier," raunte Swen Oeoſſ dem Wirth ins Ohr.

Der Mond war nun herauf und miſchte ſeine milde Beleuchtung der Landſchaft durch das Gewölk, mit dem fernhin ſtrahlenden Flammenſchein. Man konnte das Thal weit überblicken.

„Da kommt wieder ein Wagen oder eine Spritze!" machte Matthes die andern aufmerkſam, und zeigte hinaus; „und dort noch einer aus dem Land her."

„Das muß Clas Tromſon ſein, der kommt dieſes Weges," ſagte Peter Alf. „Nun wird es lebendig hier werden. Allein was kann es helfen!"

Binnen wenigen Minuten waren die Hülfebringenden bis zur Brandſtätte heran; Alf und Oeoſſ waren hinunter ihm entgegen gegangen, um ſie mit der Nachricht zu empfangen, daß die Hülfe nichts mehr vermöge.

Immer mehr der Nachbarn trafen ein. Nach einer halben Stunde waren wohl über hundert Männer zugegen. Zu retten gab es nichts, doch konnten ſie löſchen, und die einzelnen Brandſtücke mit langen Haken zuſammenraffen, daß es raſcher in den Mauern ausbrannte. Andere trieben das in der Nähe umherſtreifende Vieh zuſammen in Hürden, die ſie ſchnell aus daliegenden Vorrathsgeſtängen herſtellten. Auch der angeſpannte Wagen, auf dem Erik aus dem Holz gekommen war, wurde aufgefunden. Die Pferde hatten eine Anhöhe hinangewollt, das Gefährt war umgeſtürzt, ſo waren die Thiere ſtehen geblieben.

Es entſtand nun eine Berathung der Männer, was zu thun ſei. Alle erboten ſich zu Hülfe und Dienſten; Eriſſon Weſteräs war ein geehrter Mann, und ſein Unglück ging Jedem zu Herzen. — Die Erzählung, wie das Feuer entſtanden war, hatte ſich raſch verbreitet; dadurch wuchs die Theilnahme. Denn nicht allein, daß dieſe Urſach des Unglücks ſo traurig war, die Folgen ſelbſt wurden viel ſchlimmer

dadurch. Denn die Verluſte wurden nun ſchwerlich gedeckt, obwohl das Gehöft bei der Brandgeſellſchaft zu Chriſtiania verſichert war. Dem Selbſtanzünder ſeines Hauſes konnten ſie keine Entſchädigung zahlen.

Zuerſt mußte für Obdach der Abgebrannten geſorgt werden. Der redliche Tromſon ſagte: „Vater und Sohn nehm ich zu mir.“ — Peter Alf bot dem Knecht Matthes und der Magd Chriſtine eine Zuflucht an. Die Vier ſetzten ſich auf Weſteräs eigenen Wagen. Es war zwar ein Umweg über Peter Alfs Gehöft zu Tromſon; doch kein großer. So fuhren Alle des nämlichen Weges. — Von den andern Nachbarn blieb eine Obhut bei der Brandſtätte zurück.

Wenig nach Mitternacht ſtieg Matthes und Chriſtine bei Peter Alf ab, und um ein Uhr Morgens, als die Dämmerung ſchon wieder am Himmel ſchimmerte, hielt der Wagen vor Clas Tromſons Hauſe.

Ein blondgelocktes freundliches Kind ſprang den Ankommenden entgegen. Es war die kleine Carlen, die an des Bruders Lager, dem durch den Schneeſturz der Fuß gebrochen war, ſo lange gewacht hatte.

„Armer Erik,“ ſagte ſie theilnehmend, denn ſie hatte ihn ſehr lieb, „ſo mußte Dich heut ſchon wieder ein Unglück treffen! Ach, wenn ich Dir doch hier auch ein wenig helfen könnte, wie vor drei Tagen!“ In Eriks Herz drangen dieſe Worte des Kindes, das ihn, als er von dem Sturz ganz wie zermalmt in Peter Alfs Schenkhaus lag, ſo freundlich getröſtet und gepflegt hatte, wie ein lindender Balſam. Er fühlte, daß ſich die Hoffnung wieder rege in ſeinem niedergeſchlagenen Herzen. „Liebe Carlen, hier wird Gott helfen, durch Dich oder durch Andere, und Du hilfſt uns ja ſchon!“

„Du ſollſt hier ſein wie mein Sohn;“ ſagte Clas Tromſon zu Erik, und gab ihm herzlich die Hand; „und dein Vater wie mein Bruder.“

Weſteräs war ganz heiter und freundlich vom Wagen geſtiegen. Er hatte die Hand der kleinen Carlen genommen, zog das Kind an ſich und herzte es wie ſein eigenes. „Morgen wollen wir zuſammen ſpielen," ſagte er, „jetzt möchte ich ſchlafen gehn!"

Vater und Sohn wurden auf eine reinliche, helle Stube im Giebel des Hauſes gebracht, wo ſtets die Gaſtbetten aufgemacht ſtanden. Kaum hatte ſich Weſteräs niedergelegt, ſo war er auch im tiefen Schlafe.

Nicht ſo Erik. Als der Vater eingeſchlummert war, kniete der gute Knabe vor ſeinem Bett nieder und betete. Sein Gebet war Demuth vor Gottes Schickung und inbrünſtige Bitte, daß der Allmächtige ſeinen guten Vater geſunden laſſen möge.

Das erhob dem ſchlichten Knaben das Herz; er ging getröſtet zur Ruh; die Unſchuld ſeiner Seele war ein ſanftes Kiſſen; bald ſchlief er tief und friedlich. — —

Er hätte bis an den hohen Morgen ſo geſchlummert; allein der Vater hatte böſe, wilde Träume. Er ſprach im Halbſchlummer viel und laut, und weckte den Sohn oft. Mit den Strahlen der Morgenſonne, die in das Fenſter drangen, erwachte der Alte völlig und ſtand bald auf.

Es war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er war haſtiger, unruhiger als geſtern; zwar ſehr ſanftmüthig in Wort und That, aber innerlich gequält, geängſtet. Er ſchien ein dunkles Bewußtſein ſeiner Handlung zu haben. Immer wieder wendeten ſich ſeine Gedanken auf Halgar, und er ſagte oft: „Sie war nicht im Hauſe, Nein! Nein!" — Dann irrte er wieder weiter ab und ſagte: „Wir müſſen ſie aus dem Schnee ſchaufeln; beim ſchwarzen Schlott!" — Dann wieder ſprach er von ihrer weiten Fahrt zur See. „Aber ſie wird wieder kommen, nicht wahr?" ſetzte er dann wehmüthig hinzu.

Tromſon kam zu ſeinen Gäſten hinauf und lud ſie zum Frühmahl herunter. Es wurde in der großen Stube im Erdgeſchoß eingenommen, mit allen Knechten und Mägden gemeinſam, wie es die Sitte gebot. — Die kleine Carlen ſprach das Morgengebet. Ihr blaues gen Himmel gerichtetes Auge leuchtete dabei blauer als dieſer ſelbſt.

Es war Erik, wenn er ſie nur ſah oder hörte, immer ſo wohl ums Herz. Es dünkte ihm, in ihrer Nähe könne es ihm gar nicht traurig ergehen. Er war nur vier Jahre älter als das zwölfjährige Mädchen.

Auch auf den Vater Weſteräs wirkte ihre Gegenwart ſo. Zu ihr war er freundlich, zutraulich, ja zuweilen heiter. Vor den Andern hatte er heut eine unruhige Scheu. Der fremde Aufenthalt mußte ſo auf ihn wirken; erklären konnte er ſich ihn nicht.

Als das Frühmahl beendet war, wies Tromſon jedem Knecht und jeder Magd die Arbeit an. Sie gingen an ihre Geſchäfte.

„Du warte hier auf mich, lieber Erik" ſagte er zu dieſem, „ich will nur zu Jakob hineingehen."

„Kann ich ihn nicht auch beſuchen," fragte Erik.

„Jetzt nicht, Lieber, ſpäter; Nachmittag oder zu Abend vielleicht, wenn wir wiederkommen, denn ich muß nachher mit Dir fort nach Eurem Gehöft."

Tromſon ging zu ſeinem Sohn hinein, der mit dem gebrochenen Fuß in einer abgeſonderten Stube lag.

„Du ſiehſt ja ſehr mißmuthig aus," ſagte der Vater zu dem Knaben; „mißmuthiger als alle dieſe Tage; haſt Du größere Schmerzen?"

„Nein!" antwortete Jakob mürriſch; „Du haſt uns da ſchöne Gäſte ins Haus gebracht."

„Ihr Unglück hat ſie uns zugewieſen; es iſt Gottes Wille und Gebot ſo."

Jakob ſchwieg.

„Der Alte hat ſich ſein eigenes Haus über den Kopf angeſteckt. Das iſt ein gefährlicher Brandſtifter," hub er endlich an.

„Wer hat Dir das geſagt?" fragte Tromſon verwundert.

„Die Knechte und Mägde erzählen ſich davon!"

„Ich werde ſchon ſorgen, daß er wohl beaufſichtigt wird, ſo lange er in meinem Hauſe iſt. Auch hat es keine Gefahr. Denn die verwirrten Gedanken, die ihn in ſeinem Hauſe quälten, werden ihn hier nicht ergreifen!"

„Wer weiß!" ſagte Jakob noch mürriſcher. „Es iſt eine gefährliche Brut im Neſt!"

Tromſon, den die herzloſe Geſinnung ſeines Sohnes eben ſo tief verdroß, als tief bekümmerte, ſchwieg darauf. — „Es geht Dir auch beſſer heut, Jakob," wandte er das Geſpräch, „nicht wahr?"

„Es iſt wie es war! Das wird auch wohl ſo bleiben. — Kommt der Doctor heut?"

„Ja, um Mittag. — Dann bin ich auch wieder hier!" —

Tromſon ging hinaus. „Der hätte die Verunglückten nicht aufgenommen" dachte er; „aber er ſoll und muß ſie aufnehmen und ſo herzlich — als er herzlich ſein kann!" —

Es war ſchon ein Gefährt angeſpannt; Tromſon fuhr mit Erik auf die Brandſtätte. —

Das Feuer war erloſchen; nur einzelne Balken und Kohlen glimmten noch unter der Aſche. — Traurig betrachtete Erik ſeine bisherige Wohnſtätte. — Nichts, nichts war gerettet von dem, was das Haus enthielt. Das Vieh in den Hürden und ein kleiner Vorrath an Getreide. — Die Lade mit dem Schmuck ſeiner Mutter, mit allen Papieren, war völlig verbrannt.

Tromſon zählte das gerettete Vieh. Er ſchätzte die Vorräthe ab; er ſah noch nach manchem Andern im Gut. Dann ſagte er zu Erik:

„Mein lieber Sohn! — Ich fürchte, Du biſt mehr als arm, jetzo, Du wirſt Schulden haben. — Ich weiß, was auf Euern Hof als Darlehn eingetragen iſt. Nach dieſem Brandſchaden wird es mehr ſein, als da bleibt! Sei aber getroſt, Du ziehſt ſammt Deinem Vater in mein Haus. Du wirſt hier die Arbeit thun, die Du dort gethan haſt. So lange Dein Vater krank iſt, und Du unmündig, will ich Dein Vormund ſein. Ich denke, daß Eure Gläubiger den Hof wieder aufbauen und in Pacht nehmen werden. Er ſoll noch nicht verloren gehen. Sei nur getroſt, und hoffe auf Gott, und fürchte ihn wie bisher."

„Gewiß, gewiß, Vater Tromſon" rief Erik dankbar, und ſein blaues Augenpaar leuchtete beglückt. „So will ich! Und ich denke, ich werde Euch Freude machen, und Ihr werdet keine Schande an mir erleben!"

Tromſon drückte den angenommenen Sohn warm an ſein Herz.

Und von Stund an blieb Erik ſammt ſeinem Vater in Tromſons Haus, und für ſeine Schweſter Halgar hatte er in Carlen eine liebe Schweſter gewonnen. —

Achtes Kapitel.

Es war Sonntag und gerade der erſte Mai. Tauſende von den Bewohnern des reichen Hamburg waren hinausgefahren nach dem in grünen Hügeln ſo anmuthig angebauten Blankeneſe. Muſik ſchallte aus vielen Gärten mit Kaffeehäuſern; in jedem drängte ſich die Fülle der Beſucher. Die vielen glänzenden Equipagen, welche vor den Thüren aufgefahren

waren, ſtopften faſt die Straßen. Immer neue Ströme von Menſchen kamen an auf den Dampfſchiffen, die die Elbe herabfuhren. Von den Höhen geſchaut, zerſchlug ſich die ganze bunte Menge in allen Windungen und Wendungen der Thäler; alle Wege und Stege waren erfüllt davon. Bunt miſchten ſich die Stände und Trachten durcheinander. Der reiche Kaufmann mit der Gattin am Arme, deren weißes Atlaskleid mit den feinſten Brüſſeler Spitzen beſetzt, eine halbe Schiffsladung werth war; die ſchmuckſten Dirnen aus dem dienenden Stande, mit ſchneeweißen Häubchen und Bruſtlatz; die Blankeneſer Frauen und Mädchen ſelbſt in ihrer maleriſchen Volkstracht. Matroſen aus allen Ländern und Meeren; Schiffer mit breiten Kremphüten und weiten Pumphoſen, — Alles freute ſich des wunderſchönen Frühlings und Sonntags.

Noch reizendere Farben als die bunte Menſchenmenge, bot die Landſchaft ſelbſt dar. In allen Gärten blühten die Bäume, wie mit leichten Schneeflocken überſchüttet; das Grün der Blätter leuchtete in der erſten ſaftigen Friſche. Die dunkeln Tannen trieben flaumzarte apfelgrüne Spitzchen, die Birke flüſterte mit tauſend ſonnendurchleuchteten Blättchen; die Buchen und Linden im dunkeln Laub ſtanden wie reizende ſiebzehnjährige Mädchen in dem jungen Schmuck der grünen Brautkronen. Dazwiſchen leuchteten die hellrothen Dächer der kleinen Fiſcherhäuſer, mit ihren buntbemalten oder glänzend weißen Mauern und den grün angeſtrichenen Thüren und Fenſterladen. Der Himmel lachte hellblau auf die Erde herab, und der breite prächtige Strom lachte dunkelblau zurück. Die Stimmen der Vögel miſchten ſich zwitſchernd in die murmelnden und ſummenden der Menſchenmenge. Alles war Luſt, Leben, Glück, Freude.

Doch ein Mann ging ernſten, ja traurigen Angeſichts in der Menge hin, an der Seite eines jüngeren Gefährten, der, wenn auch kein luſtiges, doch ein recht wackeres, zufriedenes, von Geſundheit ſtrotzendes Angeſicht zeigte. Beide waren ihrer

Kleidung nach Seeleute. Der jüngere hatte eine Cigarre im Munde und blies den Dampf sorglos in die blaue Luft; der andere rauchte nicht, und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, stumm neben ihm hin.

„Hätte ich doch nicht geglaubt, Claus Billerbeck, daß Ihr jemals ein so ernster, stiller Mann werden könntet! Es ist hier, weiß Gott, so schön und lustig, wie ich mir das Paradies nicht vorstellen kann, und Ihr verzieht auch nicht eine Miene, sondern geht durch das frohe Getümmel hin, und durch die schönen Gärten und Hügel, als wenn Ihr nicht Ohr, nicht Auge hättet!"

„Doch, doch, Nils Huden", antwortete Claus Billerbeck, „ich habe Auge und Ohr dafür; aber auf meine Art. Ich denke nur immer, wie viel schöner es hier war, so vor acht, neun Jahren!"

„Schöner? Vor acht, neun Jahren?" fragte Nils Huden mit verwundertem Ton, „das kann wohl Euer Ernst nicht sein! — Vor acht, neun Jahren war es nicht halb so schön hier. Seht da den Süllberg! Vor zehn Jahren war das eine kahle Kuppe, wo kaum ein Hälmchen Seegras fortkam. Bis an die Knöchel watete man im Sande hinauf. Jetzt ist ein prächtiger Garten mit Gebüsch und Blumen angelegt, und ein Haus erbaut. Ihr hört Musik, könnt Kaffee, Grogh, und was Ihr wollt, haben, und die hübschesten Mädchen und Weiber von Hamburg sitzen zu Hunderten rings umher!" —

„Ihr habt Recht! Nils Huden — allein es kam mir schöner hier vor, als ich ganz einsam mit Weib und Kind hier spazieren ging, und mit ihnen auf den kahlen Süllberg stieg, als jetzt, wo Alles mit Gärten bedeckt ist, und ringsher Musik und Kinderlärm erschallt!"

„Und könnt Ihr es gar nicht vergessen, Claus Billerbeck? — Ihr seid ein guter Kerl! — Es ist doch nun aber schon an sechs, sieben Jahre her, und ..."

„Es iſt ſchon im achten", — antwortete Claus Billerbeck. „Aber ich werde es nicht vergeſſen und wenn ich im achtzigſten bin!" —

„Oho! Dazu habt Ihr noch einen hübſchen Cours vor Euch! — —"

„Ich bin auf der Hälfte", unterbrach ihn Billerbeck.

„Nun eben drum", antwortete Nils Huden gutmüthig, „da ſeid Ihr ja noch ganz der Mann zum Wiederheirathen. Es gibt noch eine hübſche Menge hübſcher braver Frauenzimmer in der Welt. Wißt Ihr was? Da oben auf dem Süllberg habt Ihr's Ausſuchen! Seht Euch da nach Einer Anderen um!" —

„Ich danke Euch, Nils!" antwortete Claus Billerbeck halb ernſt, halb lächelnd. „Ich verſpüre keine Luſt."

„Hat Euch denn ſeitdem kein einziges Mädchen mehr gefallen?"

„Das wohl!" entgegnete Billerbeck mit halbem Seufzen.

„Hagel und Sturm! Ihr ſeid roth geworden", rief Nils Huden drollig luſtig aus. „Es iſt nicht richtig! Ihr müßt's eingeſtehen!"

„Nicht doch!" ſagte Claus Billerbeck abwehrend.

„Den Querſchlag laß ich nicht gelten!" rief Nils Huden eifrig. „Ihr werdet andere Segel aufziehen! Ein Capitain wie Nils Huden läßt ſich nicht anführen! Ihr wollt mich über Euren Cours irre machen, aber es geht nicht! Gerad heraus! Ich habe nun einmal geentert! Ergebt Euch, — ſagt, wie ſteht's!" —

„Nils Huden, Ihr ſeid ein herzensguter Kerl", antwortete Billerbeck ſehr ernſthaft, „allein wie's mit mir ſteht, davon wißt Ihr nicht Beſcheid!"

„So gebt mir Beſcheid! — Iſt's richtig? Habt Ihr eine Priſe in Sicht? Ich helfe Euch Jagd machen! Ich lege

mich Euch bei mit allen Segeln!" drang der gutmüthige Nils Huden immer eifriger in ihn.

„Laßt doch die Thorheiten", wehrte Villerbeck ab. Doch Nils ließ nicht nach.

„Ein guter Heringsfänger iſt auch ein guter Mädchenfänger", rief er luſtig, „ich verwette ..."

„Und ich wette nicht!" fiel Claus Villerbeck ein. „Es geht nicht, ſage ich Euch!" —

„Und warum nicht?"

„Weil ..."

Hier ſtanden ſie an der Pforte des Gartens auf dem Berge, wo ſie das Eintrittsgeld bezahlen mußten. Dadurch wurde ihr Geſpräch unterbrochen.

„Das iſt auch eine Veränderung, aber eine ſehr ſchlechte", brummte Nils, indem er ſeine Schillinge mühſam aus dem Beutel klaubte, „daß man jetzt hier dafür bezahlen muß, wenn man ſich oben in Gottes freier Welt nur umſehen will. Soll mich wundern, ob nicht ein Hamburger Sonne oder Mond pachten wird, daß man für jeden Lichtſtrahl ſeine Schillinge herauszuſtöbern hat, dieſe verwünſchte dünne Münze, die zur Schande Deutſchlands ohne Gepräge, aber mit deſto mehr Schmutz auf der Platte, hier in der reichſten Stadt beinah allein Cours hat. Es iſt mir immer, als ob mir Ungeziefer im Geldbeutel umherkröche, wie platte Blattläuſe ſieht das Zeug aus, auf guten, friſchen, ſilbernen Species oder preußiſchen Thalern."

Unter dieſem derben, halben Selbſtgeſpräch waren die Spaziergänger eingetreten.

„Ich laſſe Euch nicht los", hub Nils Huden wieder an, „wir ſuchen uns hier irgendwo ein ſtilles Plätzchen, dann müßt Ihr mir dennoch Rede ſtehen!"

Das Plätzchen war bald gefunden. Es war ein Tiſchchen,

etwas abseit von der großen Masse, von dem man die Elbe nach der See zu bis an den Horizont und von der anderen Seite bis Hamburg überschauen konnte. Das grüne prächtige Land jenseit, mit seinen Wiesen und Wäldern, hatte man vor sich; die breiten Sandflächen, die, da es gerade Ebbe war, aus dem Wasser hervortraten, glänzten goldgelb zwischen dem Grün der Felder und Gärten und dem silberblitzenden Blau des Flusses.

Der Kaffee stand vor den Spaziergängern; Nils hatte eine neue Cigarre angezündet; auch Claus Villerbeck nahm jetzt eine von ihm an.

„Nun heraus mit der Sprache!" sagte Nils treuherzig; „hier hört ja kein Christenmensch auf uns; habt Ihr etwas vor dem Bogspriet. Lugt Ihr aus vom Mastkorb nach einer Prise? — Verdamme mich Gott, Euch tritt ja das Wasser ins Auge! — Steht's so ernsthaft mit der Sache?"

Claus Villerbeck wischte sich mit der Hand über die Augen. „Der weite Himmel blendet so, hier oben", murmelte er. — „Laßt mich doch mit Euren Fragen, Nils! Ich sage Euch, es geht nicht mit der Sache. Und Ihr selbst habt mir die letzte Hoffnung genommen!"

„Ich? — Und wodurch? Das verstehe ich nicht!"

„Erzähltet Ihr mir nicht vor vierzehn Tagen zu Bergen, am Abend ehe wir zusammen ausfuhren, daß Ihr den verschollenen Curt Strombeck zu Edingburgh gesehen hättet?"

„Den Lübecker Hallunken! Freilich! Nun den wollt Ihr doch nicht heirathen!" —

„Ihr seid gewiß, daß er es war?"

„Ich will in meinem Leben kein Wall Heringe mehr laden, wenn ich den Schubiack nicht erkannt habe, trotz seiner Mummerei und seines Fremdthuns! Denkt Euch nur, Englisch antwortete mir der Hallunke, als ich ihn Dänisch anredete, und Deutsch wollte er gar nicht verstehen! Und habe ich

doch ſo manches Glas Grogh — ich wollte, ich hätte es in die See gegoſſen, — bei däniſchem und deutſchem Wort mit dem Strolch geleert, ſo lange ich ihn für einen rechtſchaffenen Schiffer hielt!"

„Ihr könntet Euch aber doch wohl geirrt haben!"

„Ich geirrt? — Weil er ſich ganz verkleidet hatte? Weil er Engliſch radebrechte, ſtatt däniſch zu antworten?" rief Nils Huden lebhaft. „Ich ſollte nicht die Sperber-Augen, mit denen er Alles ſo grimmig anbohrt, erkannt haben? Sollten etwa zwei Lübecker eine Narbe über dem linken Auge haben! Und die nämliche Stimme?" Nils wurde immer eifriger. „Weshalb lief er denn ſo davon, wenn er ein gutes Gewiſſen gehabt hätte? Gleich ins Gedränge, dann in eins der vierzehnſtöckigen Häuſer hinein, am Schloßberg, die hinten und vorn Ausgänge haben! Ich ſage Euch, mein rechtes Auge und mein linkes dazu will ich einbüßen, wenn ſie falſch geſehen haben!"

„Deſto ſchlimmer!" verſetzte Villerbeck finſter.

„Deſto ſchlimmer? Warum deſto ſchlimmer! Warum? Sagt mir das! Sagt mir das, Claus Villerbeck! Ich bitte Euch."

„Habt Ihr ſein armes Weib nie geſehen, wenn Ihr zu Lübeck waret?"

„Ja wohl! Die Norwegerin" — —

„Ganz recht. — Sie ſieht meiner Verſtorbenen ſo ähnlich wie eine Schweſter!" antwortete Claus Villerbeck mit bewegtem Ton.

„Aha!" — ſagte Nils Huden langſam und leiſe, als *denke* er es nur. — „Alſo da hat das Schiff den Leck", *dachte* er wirklich nur, ohne die Worte zu ſprechen. Es entſtand eine Pauſe. —

„Und wo iſt ſie denn jetzt? Ihr werdet es alſo doch wohl wiſſen, Villerbeck?" fragte Huden nach einiger Zeit in vorſichtigerer und gemeſſenerer Weiſe, als er ſonſt je zu haben pflegte.

„Wo ſie iſt? — Nun, in Lübeck, wo der Schuft ſie verlaſſen hat, denke ich", war Villerbecks etwas erſtaunte Antwort.

„So, ſo!" ſummte Nils Huden langſam. — „Als ich um Weihnachten meinen Vetter beſuchte . . . wann ſeid Ihr denn zuletzt dort geweſen?" fragte er plötzlich.

„Im September, als ich die Ladung Blei für Rußland dorthin brachte; ich mochte nicht mehr hin. Der Kummer des guten ſchönen Weibes jammerte mich allzuſehr!" —

„Ihr habt ſie damals geſprochen?"

„Ja wohl!"

„Und ſie ſagte Euch nicht, daß ſie fortziehen wollte von Lübeck?"

„Kein Wort!" antwortete Claus Villerbeck betroffen.

„Und Ihr wißt nicht, daß ſie fort iſt?"

„Fort! Und wohin?" fragte Villerbeck erſchreckend, denn Nils Hudens immer ſo frohes Geſicht ſah plötzlich aus wie eine Wetterwolke.

„Hört, Claus Villerbeck", hub Nils Huden treuherzig an, „das iſt wahrhaftig eine dumme Geſchichte. Sie iſt fort aus Lübeck, und Niemand weiß wohin!"

Claus Villerbeck erblaßte, und ſah den Freund mit ſtarren Blicken fragend an.

„Sie war ſchon vier Wochen fort, zu Weihnachten, als ich meinen Vetter beſuchte. Die Noth hatte ſie fortgetrieben. Der Schuft, der Curt Strombeck, ließ nichts von ſich hören, das, was er ihr zurückgelaſſen, war allmählig aufgezehrt." —

„Und nie wollte ſie etwas annehmen — ſie ſagte ſtets, ſie habe genug!" rief Claus Villerbeck dazwiſchen.

„Sie hat am Ende die letzten Pelzſtücken verkauft, den Miethzins fürs Vierteljahr auf den Tiſch der Wirthin gelaſſen, und . . . war verſchwunden."

„Verſchwunden!" rief Villerbeck und athmete ſchwer. — „Und man hat gar keine Vermuthung?" . . .

„Gar keine! — Sie könnte nach Haus zurückgekehrt sein, ... aber im Dezember! Wie wäre das möglich!"

„Nein, auch jetzt im Mai nicht! Das hat sie oft gesagt, das arme Weib! Eher ins Wasser springen! Ja, hätte sich Strombeck mit ihr trauen lassen — aber der ..." Er ballte die kräftige Faust.

„So, so!" summte Nils wieder. „Aber hört einmal, Claus Billerbeck", — fing er gutmüthig wieder an, und nahm dessen Hand. „Nehmt's nicht für ungut, wenn ich jetzt etwa dummes Zeug schwatze. Wenn die beiden nicht getraut sind, — und wenn Ihr sie auffindet, — was verschlägt's Euch, daß der Hallunke noch lebt, der sie seit drei Jahren verlassen hat? Ihr könntet ..."

„Nimmermehr, Nils Huden! Das ist's eben, was all mein Glück gehindert hat! Ich habe sie gebeten, dringend gebeten, sie soll meine Frau werden! Das ehrliche Weib hat geantwortet — blaß war sie dabei, und die Thränen liefen ihr herunter — — so lange ich ihm treu bin, bin ich sein Weib vor Gott, wenn auch nicht vor Menschen. Wenn ich ihm untreu werde, bin ich nichts gewesen als — —"

„Brav! Brav!" sagte Nils Huden, und sah ganz gerührt aus, gleich darauf aber ganz erbittert. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klirrten und ein Löffel herunterſprang in den Sand. „Hätte ich das gewußt! Claus Billerbeck, Ihr kennt mein Wort! Nun, mein Wort d'rauf, ich hätte dem Hallunken zu Edingburgh mit dieser meiner Faust eins auf den Kopf gegeben", — hier schlug er zum zweitenmal auf den Tisch, daß es donnerte und klirrte; es schien, als wolle er prüfen, ob seine Knöchel oder das Eichenholz härter seien, — „Eins auf den vermaledeiten Sünderschädel, daß er sein Lebtag nicht mehr hätte Steuerbord von Backbord unterscheiden können! — Aber, was ist nun zu machen? Kann man sie denn nicht aufsuchen! Durch den Hamburger Correspondenten auffordern?"

„Um Gottes Willen, Nils Huden, — ſie ſpränge in die See vor Schaam! — Aber aufſuchen will ich ſie, und das auf der Stelle. — Das Dampfſchiff unten wird gleich abgehen. Ich will zurück nach Hamburg. Heut Abend geht noch der Nachtzug ab; ich kann vor Tagesanbruch in Lübeck ſein. Da wird man doch eine Spur auffinden!“ —

Sie brachen auf.

Neuntes Kapitel.

Die Sonne ſtand hart am Horizont; lange Schatten fielen über die grünenden Thäler.

Nils Huden und Claus Villerbeck ſchritten eilig zum Strand hinab.

„Warum ſetzt Ihr ſo alle Segel bei, Claus Villerbeck“, fragte Nils und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn. „Vor halb neun Uhr geht das Schiff doch nicht ab.“

„Ich will ſehen, daß ich den Capitain berede, früher abzugehen. Das Schiff wird ohnehin übervoll ſein!“

„Er kann nicht. Nicht, daß er Stunde halten muß, aber wir haben die tiefſte Ebbe, und die Ebbe iſt ſo ſeicht, daß er kein Fahrwaſſer hat. Er muß noch auf Fluth warten.“

„Wenn er vorſichtig ſteuert, kommt er ſchon durch. — Und wenn wir hier noch eine halbe Stunde verſäumen, iſt's nicht mehr möglich mit dem Zuge abzugehen!“

„Es wird freilich hart halten, bis 11 Uhr, wenn Ihr auch Euer bischen Ladung ſo raſch als möglich in den Reiſeſack ſchiebt. Der Bahnhof iſt zu weit vom Baum.“

„Wenn's nicht anders iſt, fahre ich gerade durch die Stadt, und reiſe wie ich hier bin. Geld habe ich genug und

ein Hemd kann ich in Lübeck kaufen", antwortete Billerbeck. „Aber der Capitain wird mir's ſchon zu Gefallen thun."

„Wenn wir aber dann einen Sandhaſen ſchießen? He? Und eine Stunde arbeiten müſſen, um flott zu werden?" wandte Nils Huben ein.

„Es muß gewagt werden. Ich habe keine Ruhe mehr in Hamburg. Es iſt mir, als ob ich Feuer unter den Fußſohlen hätte. — Eine Stunde zu ſpät, kann für ewig zu ſpät ſein!" Er ſchritt raſcher vorwärts.

„Ja", brummte Nils, „wem der Satan ſo ein paar lange Beine gegeben hat, wie Euch, Claus Billerbeck! Aber ich bin juſt kein Schnellſegler! Uf!" Er trocknete ſich wieder die Stirn.

„Ich beſorge, das Schiff überfüllt ſich, und wir kommen gar nicht mit, wenn wir zögern", ſagte Billerbeck, nachdem ſie etwa hundert Schritt weiter waren, und ging noch raſcher.

„Nun ſetzt er gar noch die Topſegel bei", ſchnaufte Nils, harrte aber getreulich bei dem Freunde aus, und keuchte neben ihm her.

Endlich waren ſie am Elbufer. Nils ſchnappte nach Luft, wie ein Fiſch, der auf dem Trocknen liegt. Billerbeck drängte ſich durch die dem Dampfſchiffe zuſtrömende Menge und ſchob die Leute rechts und links nicht eben auf ſanfteſte Weiſe auseinander, um ihnen voran zu kommen, denn es ſah allerdings ſo aus, als würde der Capitain bald den Baum vorſchieben, und deklariren: „Ich habe volle Ladung."

Nils ſteuerte tapfer hinterdrein, und dachte: „Laßt ihn nur voran ſegeln durchs Eis! Dann haſt Du beſſere Fahrt!" Inzwiſchen war er auch nicht der ſparſamſte mit Ellenbogen-Flügelſchlägen. Er und Claus Billerbeck mußten manche grobe Redensart dafür an Bord nehmen, allein er wiſchte ſich bei jedem Ellenbogenausfall, den er in die feindlichen Flanken machte, zugleich den Schweiß von der Stirn, und

pruſtete nur ein „Uf“ heraus, das ihm wie ein Windſtoß herausfuhr.

„Theerjackenſchlingel — Ihr Eisböcke! — Holla! Ihr Ellenbogenwindmüller — Grobiane von Bordkleppern, — Pöckelfleiſchritter nicht ſo ungehobelt“, — dieſe und ſtammverwandte Kernſchüſſe aus gröbſtem Geſchütz, flogen den beiden Seemännern nach. Claus Villerbeck merkte ſie nicht, Nils Huden lachte innerlich darüber, und dachte: „Aergert Euch nur, Ihr Landratzen!“

Beide enterten endlich das Deck. Claus Villerbeck hatte daran nicht genug, ſondern fegelte noch auf demſelben ein halbes Dutzend Paſſagiere an und faſt zu Grunde, die ihn von dem Capitain, der mit dem Steuermann ſprach, trennten. Er erreichte ihn und fing ſeine Unterhandlung wegen der früheren Abfahrt an. Capitain Trumm war zäh; endlich drang ihm Claus Villerbeck fünf Minuten ab. Die Glocke ſchellte, die Nicht-Mitfahrer wurden vom Deck getrieben, die Brücke eingezogen, der Querbaum geſchloſſen. Der Dampf ſauſte, die Schaufeln fingen an zu kreiſen, das Schiff wendete, und ging dann vorwärts ſtromauf.

„Wir laufen ganz hübſch!“ ſagte Nils Huden zu Claus Villerbeck, der ihm gegenüber mit dem Rücken gegen das Steuer ſtand, während Nils die Augen dahin hatte, und den Fahrtſtreifen wohlgefällig überſchaute, den das Schiff hinter ſich zurückließ. „Die „Elbe“, es war der Schiffsname, „liegt gut auf dem Kiel. Seht nur, Claus, wie die Ufer laufen!“ Er zog die Doſe und wollte eine Priſe nehmen. „Es iſt ein wahres Vergnü... Sturm und Blitz!“ unterbrach er wie mit einem Donnerſchlag ſein „Vergnü... gen.“ Die Doſe flog ihm aus der Hand, der Tabak ſtäubte ihm ins Geſicht, er ſtolperte vorwärts auf Claus Villerbeck, der ſeinerſeits rückwärts taumelte, die ganze Deckbevölkerung machte eine gleiche Bewegung, ein hundertſtimmiger Schrei weiblicher und

männlicher Stimmen ſchallte in die Lüfte, und im Nu lagerte ſich die Hälfte der Paſſagiere vergnüglich auf den ſauber gedielten Deckboden.

Alles hat ſeine Urſache in der Welt. Auch der ſehr bemerkbare Stoß, den die geſammte Deckbevölkerung von unten auf, durch die Fußſohlen, Kniegelenke, bis in Hüften und Schultern hinauf wie einen Erdſtoß empfand, und der ſie ſo raſch zu dem gemeinſchaftlichen, nicht ſehr lange in Ueberlegung gezogenen Beſchluß brachte, ſich entweder mit der Naſe, oder in entgegengeſetzter Weiſe aufs Deck zu legen und ihre bisherige verticale Richtung in eine horizontale zu verwandeln. Es war nämlich auch ein Erdſtoß, den das Schiff dadurch empfing, daß es auf eine Sand- und Kieslage, die unter dem allzuflachen Fahrwaſſer im Verſteck lag, mit aller Kraft der Radſchaufeln lief.

Genug, es ſaß feſt, und die Paſſagiere lagen feſt; wenigſtens im erſten Augenblick, und vorzüglich Nils Huden. Denn er hatte ſich mit ſeiner Naſe ſo in Claus Billerbecks Bauch eingebohrt, als hätte er den beſten Ankergrund für dieſes anſehnliche Dreieck gefunden; und zugleich mußte der Inhalt ſeiner Tabaksdoſe der Anſicht geweſen ſein, daß es gar keinen beſſeren Ackerboden zur Ausſaat für die Carrotten gebe, als Nils Hudens eigenes Angeſicht und ſeine beiden Augen. So war er wirklich im erſten Moment etwas eingerammt und verſchleiert zugleich, bis ein fürchterlicher „Sturm und Blitz!“ aus ſeinem Schlunde jählings herfürbrach; die Wolke der Betäubung zerriß, und ein gleichzeitiges nerviges Fauſt- und Ellenbogen-Manenvre ihn wieder von dem Ankergrund losriß, und ihn völlig flott machte, ſo daß er, einer der erſten in der allgemeinen Niederlage, wieder auf ſeinen zwei Beinen ſtand. Dieſe günſtige Poſition benutzte er einerſeits dazu, ein Pelotonfeuer von Zornausbrüchen quer über den Schiffsrumpf ſtreifen zu laſſen, von dem ſich indeſſen nicht behaupten

läßt, daß es von erheblichem Erfolg geweſen wäre, andern-theils gedachte er ſeines Nebenmenſchen und getreuen Gefährten Claus Billerbeck, enterte ihn an beiden Schultern, und half ihm, ſich von dem harten Grunde, auf dem er geſcheitert war, aufzurichten. Claus Billerbeck hätte dies inzwiſchen wohl allein vollbracht; denn er war keineswegs zerſchellt, ſondern noch ſo gut ſegelfähig, daß er ſeinen Cours quer durch die Armen nahm, welche dieſe Niederlage erlitten hatten, auf den Steuermann zuſteuerte und ihm, der ein guter Freund und Gevatter von ihm war, die kleine Schmeichelei weniger zuflüſterte als zudonnerte. „Ein größeres Steuerrindvieh iſt doch noch nie auf der Elbe gefahren als Du, Peter Aßmann!“ Der Capitain war derſelben Meinung, drückte ſie aber kürzer, ſogar völlig einſylbig aus, indem er blos ſchrie: „Ochs!“ Aber Alles half weiter nichts. Das Schiff ſaß feſt auf der Sandbank, und mußte losgearbeitet werden. Es glückte auch. Ein erheblicher Schaden war weder dem Schiff noch den Paſſagieren geſchehen, nur daß ein Jeglicher einen Zwangsbeitrag von einer Stunde ſeines Lebens liefern mußte, um das Ereigniß für die Weltgeſchichte ins Leben zu rufen.

Claus Billerbeck hätte lieber ein Jahr beigeſteuert, nur ſpäter. Dieſe Stunde aber gab er höchſt ungern her und hätte er irgend gewußt wie, er wäre als offener Steuerverweigerer aufgetreten.

Der Ausgang der Sache war der, daß er ſammt ſeinem treuen Nils Huben, doch erſt lange nach zehn Uhr, die Hamburger Erde wieder betrat; daß, wie ſie auch beide ihre Sappen mit den Ellenbogen vorwärts durch die Volksmaſſen trieben, doch kein einziger Ein- oder Zweiſpänner mehr da war, als ſie ſich endlich zur Halteſtelle durchgegraben hatten. Sie mußten alſo ihren Cours zu Fuß fortſetzen, quer durch die Stadt nach dem Bahnhofe, wobei Claus Billerbeck, wie Armeen auf der Flucht, wirklich alle Bagage im Stich ließ,

(denn er konnte nicht mehr in seiner Wohnung landen) und weil er kein Loth Gepäck als sich selbst mit auf den Bahnhof nahm, wo er auch glücklich zur rechten Zeit eintraf, um die Locomotivpfeife zu hören und den Zug abfahren zu sehen!

Wäre es dem wackern Manne nicht so ernst ums Herz gewesen, es hätte sich wahrlich kein köstlicheres Bild für einen Photographen auffinden lassen, als ihn und Nils Huden, wie sie beide dem Zuge nachstarrten.

„Da haben wir's!" sagte Nils, nicht zum ersten, sondern zum hundertsten Male wenigstens, da er dieselbe Redefigur schon zwanzigmal angebracht hatte, als er mit der Nasenspitze in Billerbecks Weste enterte, und da er, statt der Droschken, den leeren Raum vor sich erblickte, und bei anderen Anlässen. Also: „Da haben wir's!" rief er aus. „Alles war vergeblich! Uf!"

„So reise ich morgen mit dem ersten Zuge", versetzte Claus Billerbeck ruhig darauf; „ich habe gethan, was ich konnte! — Laßt uns nach Haus gehen; nun will ich wenigstens ordentlich packen, und einige Anstalten treffen. Ihr müßt mir helfen, Nils Huden. Kommt mit!"

„Versteht sich! Immer gleichen Cours, wenn ich auch nicht nach Lübeck mitgefahren wäre, und es morgen auch bleiben lasse. — Aber laßt uns nicht wieder durch die vermaledeite Stadt gehen. Lieber segle ich im Sturm durch die Skären, als in der steinernen Brandung, wo man sich die Sohlen verbrennt, eine steile Welle hinauf und die andere hinunter. Ueber den Wall wollen wir gehen, da weht doch noch ein frisches Lüftchen. Uf! — Ich muß mich abkühlen." —

Sie gingen.

Es war spät geworden; der Weg einsam, die Nacht war dunkel aber lau; die Nachtigallen sangen; man konnte jeden Laut weit hin hören durch die Stille. Die beiden

Seeleute gingen langsam unter den Bäumen des schönen Spazierganges hin. Zur Linken schimmerte noch hie und da ein trüb erleuchtetes Fenster in den kleinen Häusern, die ihre Hinterfront hier heraus haben. Auch war dann und wann eins offen, und es ließ sich das weiße Kleid einer hinausgelehnten Schönen wahrnehmen, die auch wohl den Vorübergehenden einen heimlichen Zuruf entgegensandte.

Da erklangen auch einige lautere Stimmen.

„Es giebt einen Zank hier in einem der Häuser," sagte Nils Huden.

„Sturm und Blitz! Das Weib hat eine schrillende Stimme, ärger als eine Bootsmannspfeife!"

„Ein widerliches Verkehren in diesen Spelunken!" sagte Claus Villerbeck.

Das Geschrei der Weiber wurde vernehmbarer; auch eine männliche Stimme ließ sich dazwischen hören. Sie gingen rascher der Gegend zu.

Ein jammernder Laut tönte durch die Nachtstille zwischen dem zänkischen Geschrei hindurch.

„Habt Ihr gehört?" fragte Nils Huden. „Es weint auch eine dazwischen. Die alte Hexe wird wohl einem jungen Dinge scharf in die Flanken segeln!"

„Wir müssen näher, vielleicht können wir ein Unglück verhüten;" antwortete Claus Villerbeck und schritt rasch aus.

„In dem Hause dort mit den beiden hellen Fenstern ist's!"

Es schallten herzzerreißende Laute des Bittens und Weinens zwischen denen einer gellenden keifenden Weiberstimme und einer rohen männlichen.

„Sturm und Blitz! Hier gilt's ein Boot zur Rettung aussetzen," rief Nils. „Es ist kein Zweifel; da wird ein armes elendes Ding schändlich zerzaust! — Hier ist eine kleine Treppe; auf der kommen wir hinunter bis dicht an das Haus."

Sie eilten eine der schmalen, steilen Treppen hinunter,

die die Verbindung vom Wall mit der daneben laufenden engen Straße bilden. Doch konnten ſie nicht von da in den engen Hof des Hauſes, der durch eine Mauer abgetrennt war, gelangen. Das Geſchrei des Weibes währte fort; aber der Lärmen zog ſich weiter hinweg in eine andere Stube.

„Fort, fort! Aus dem Haus," ſchrie die Wüthende. „Kann das Koſtgeld nicht bezahlen, und will ſich noch weigern es zu verdienen. — Mache ſie, daß ſie fortkommt; ihre paar Lumpen bleiben als Pfand." Unter dieſen tobenden Worten wurde ein armes Geſchöpf von dem erbitterten Weibe durch die Stuben des obern Geſchoſſes getrieben, muthmaßlich um auf der andern Seite nach der Straße zu zur Hausthür hinausgejagt zu werden!

„Das iſt ja ein Höllendrachen!" rief Nils Huden. „Wenn wir ihm nur beikommen könnten!" —

„Hier geht es durch nach der Straße," antwortete Billerbeck, der eine angelehnte kleine Zaunthür geöffnet hatte, von welcher ein ſchmaler Durchgang auf die Gaſſe führte. — „Wir wollen ſehen, ob wir dem armen Mädchen Hülfe leiſten können."

Auf der Straßen-Seite war das Haus dunkel. Nur ein ſchwacher Lichtſchimmer fiel durch ein paar Scheiben über der ſchmalen Thür des elenden Gebäudes.

Plötzlich flog die Thür auf und das Weib kam haſtig heraus.

„Herr Senator!" rief ſie mit unterdrückter Stimme.

„So, ſo! da giebt's was Neues!" murmelte Nils, und hielt ſich dicht an Billerbeck, der im dunkelſten Schatten ſtehen geblieben war.

„Nun Grete," antwortete leiſe eine tiefe männliche Stimme, und ein Mann im Mantel gehüllt trat näher. „Du haſt ja gezankt wie die Hexe von Endor!"

„Das hartnäckige Frauenzimmer!" ſprudelte dieſe heraus.

„Ich habe ihr erſt gut zugeredet, dann mein Geld gefordert, dann gedroht — nichts hat verfangen. Sie wimmert und winſelt und iſt mir zu Füßen gefallen, ich ſoll ſie nur bis morgen früh behalten. Ihre Arbeit ſollte ihr morgen bezahlt werden. — Ich habe mich wohl gehütet, ihr das zuzugeben. Hätte ſie Geld, wäre Alles aus. Aber auch ſo; es verfängt Alles nichts. Sie will nicht. Nun geht ſie, ſie zieht nur noch die Schuhe an.“ —

„Haſt Du ihr denn nicht die hundert Mark geboten?“ fragte der Mann im Mantel.

„Nicht tauſend wolle ſie nehmen,“ ſagte ſie. „Sie iſt zäh wie Buchsbaum! Ich verſteh mich doch darauf! Aber nichts verfängt. Ich habe ſie hungern laſſen, den ganzen Tag, denn ſie hat keinen baaren Schilling. Alles vergeblich!“ —

„Eine ſchöne Geſchichte!“ ziſchelte Nils ſeinem Freunde ins Ohr.

„Still,“ ſagte Claus Billerbeck. „Wir müſſen das Ende abwarten!“

„Wenn ſie jetzt auf die Gaſſe kommt,“ ſagte das Weib weiter und ſprach leiſer, „wird ſie als Herumtreiberin feſtgenommen. Da könnte die Angſt vielleicht .... Sie müſſen ſich in ihrer Nähe halten! Wenn Sie ſie dann frei machen, für ſie gut ſagen, ſie mit nach Haus nehmen, — —“

„Beſtie!“ brummte Nils; Billerbeck legte ihm die Hand auf den Mund.

„Ich möchte doch meinen Namen nicht gern nennen ...“

„Alſo recht im Finſtern, Herr Senator,“ murmelte Nils zwiſchen den Zähnen.

„Das braucht's auch nicht,“ ſagte das Weib. „Ein paar Species an die Wache ....“

„Nun, ich will ſehen; ich will mich dicht hinter ihr halten,“ antwortete der bemäntelte Senator.

„Da kommt ſie,“ ziſchelte das Weib. Eine weibliche

Geſtalt in ein dunkles Gewand gehüllt, ſchwankte aus der Hausthür. Als ſie die finſtere Straße ſah, bebte ihr Fuß zurück.

„Laßt mich nur bis es Tag wird auf der Hausflur bleiben," — flehte eine von Thränen erſtickte Stimme.

„Keine Minute," kreiſchte das Weib.

Aber gleichzeitig mit ihr rief Billerbeck, aus dem Dunkel hervorſpringend. „Halgar! Allmächtiger Gott!"

Nur ein Laut zwiſchen Schmerz, Schreck und Rettungsfreude entrang ſich ihrer Bruſt; ſie ſchwankte vorwärts, ſank in die Knie, — —

Claus Billerbeck und Nils Huden fingen ſie in ihren Armen auf.

Der Mann im Mantel verſchwand in der Nacht, das Satans-Weib fuhr ins Haus zurück. —

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen gegen neun Uhr pochten Claus Billerbeck und Nils Huden beſcheiden an die Thür eines Zimmers im dritten Stockwerk des Victoria-Hotels am Alſterbaſſin.

„Herein!" rief eine wohllautende weibliche Stimme.

Sie traten ein. Halgar ſaß in ihrer ärmlichen, aber durchaus ſauberen Kleidung auf dem Sopha; der Tiſch mit dem Frühſtücksthee ſtand vor ihr. Lieblich erröthend flog ſie den beiden Männern entgegen; ſie wollte ſprechen, doch ſie brach in Thränen aus, und ſie mußten ſie auf ihren Sitz zurückführen. Erſt nach einigen Minuten vermochte ſie ſich

ſo weit zu faſſen, daß ſie ſprechen konnte, wenn ihr auch immer neu die Thränen in das blaue, treue Auge traten, und die liebliche, nur mit einem erblaſſenden Roth leiſe überhauchte Wange netzten.

„Ja," ſagte ſie dankbar und blickte gen Himmel, „wenn die Noth am größten iſt, iſt Gott am nächſten! Gott im Himmel ſelbſt hat Euch zu mir geſandt, Ihr wackern Männer!"

„Ich denke auch, es iſt Gottes Finger, der uns die Wege zeigt," ſagte Billerbeck ernſt und fromm.

„Sturm und Blitz," fuhr Nils Huden heraus, „den Hallunken wollte ich blau dreſchen, der es anders dächte! Und den Paſtor wollte ich ſehen, der es klarer machen könnte! Nun wiſſen wir wozu es gut war, daß der Steuereſel gerade auf die Sandbank rannte! Und daß wir den Zug verſäumten! Wenn Ihr nun jetzt aber in Lübek hocktet, Claus Billerbeck?"

„Ich danke Gott, daß ich hier bin. Hätte ich denn dort erfahren, Frau Strombeck, wo Ihr Euch hingewendet hättet?"

„Nein; kein Menſch wußte wo ich hingezogen war," antwortete Halgar wehmüthig. „Ich wollte verſchwinden aus der Welt!"

Billerbeck drückte ihr ſtumm die Hand.

„Weil ich ſah, daß es doch auf das Letzte mit mir kommen mußte, hatte ich in der Stille nach und nach Alles verkauft, und immer geſpart und geſpart. Dem Hauswirth in Lübeck konnte ich ſo viel zurücklaſſen, daß er mehr als bezahlt iſt damit. Etliche hundert Mark beſaß ich noch; damit ging ich Abends im Dunkel mit meinem geringen Gepäck unterm Mantel, ſtill, tief eingehüllt auf die Eiſenbahn. Ich war in Hamburg, ohne daß ein Menſch mich erkannt oder geſehen hatte. Keiner hat nach mir gefragt. Hier ſuchte ich Arbeit. Allein es wurde mir ſchwerer ſie zu finden, als ich dachte. Da wurde ich krank, und lag zwei Monat. Das zehrte mein Weniges auf! Ich hoffte immer, ſagte ſie leiſe

mit niedergeſchlagenen Augen, Gott würde mir vergeben und mich erlöſen! Aber ich genas! — Ein Weniges an Arbeit für die Nadel fand ich; es wäre mir allgemach doch vielleicht gelungen, mich redlich durchzubringen. Doch ich hatte nun nichts mehr, um es abzuwarten. Da gerieth ich, in meiner Unerfahrenheit, abſichtlich verlockt, wie ich jetzt wohl ſehe, dahin, wo Ihr mich fandet!"

„Auf das Weibsbild werde ich heut noch meinen Cours hinhalten, dafür bin ich Nils Huden von Helſingör, der Heringsfänger," rief der gutmüthige, fröhliche Schiffer in Eifer, und ſchüttelte ſein Bambusrohr verſtändlich. — „Und den Monſieur Senator will ich herauskriegen!" —

Halgar erröthete hoch.

Claus Villerbeck unterbrach Nils Hudens Eifer durch ein: „Laß das doch jetzt, Nils. Wir wollen das ſchon in der Stille in Ordnung bringen."

„So, ſo! Ja, ja! Ihr habt Recht, Claus Villerbeck," antwortete Nils Huden und wiegte den Kopf. „Ihr habt Recht, ganz Recht. Aber wißt Ihr, Claus Villerbeck, laßt mich die Geſchichte abmachen. Ihr habt hier vielleicht auch noch ſo Manches abzumachen und in Ordnung zu bringen. — Mittags bin ich wieder hier. Jetzt Adieu, Claus Villerbeck und Frau Strombeck!" — Damit gab er beiden die derbe, redliche Hand, und ging. Claus Villerbeck ſah es gern; denn er hatte allerdings Manches auf dem Herzen gegen die unglückliche Frau. —

Sie ſaßen einander allein gegenüber. Halgar ſtumm; auch Claus Villerbeck ſchwieg eine Zeit lang. Endlich ſagte er treuherzig: „Wollt Ihr mir Vertrauen ſchenken, Halgar?" und bot ihr die Hand.

„Wie meinem Vater," ſagte ſie beklommen, und brach gleich darauf in heftiges Schluchzen aus, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. „Ach mein Vater, mein Vater!"

weinte ſie laut. „Ich darf gar nicht mehr das Wort Vater ausſprechen!“

„Ihr habt lange Jahre ſchwer gebüßt! Reue und Unglück verſöhnen,“ antwortete Villerbeck. „Aber — das war's eben, — von Eurem Vater, wovon ich mit Euch ſprechen wollte!“

Halgar weinte nur.

„Ihr habt nie an ihn geſchrieben?“

Sie ſchüttelte ſtumm das Haupt.

„Ihr habt es nicht gewagt?“

Sie nickte.

„Wäret Ihr Curt Strombecks rechtmäßige Frau geworden, Ihr hättet wohl um Vergebung bei Eurem Vater gefleht!“

Sie preßte das heiße Angeſicht auf Claus Villerbecks rauhe Hand.

„Auf meinen Knieen!“ ſchluchzte ſie.

„Ich weiß es; Ihr habt gehofft von Tag zu Tag. — Aber es iſt keine Hoffnung mehr!“ —

Er erzählte ihr, was er von dem Lübecker wußte durch Nils Huden. Die Unglückliche verging faſt in Thränen und Zittern.

„So ſteht es. — Was wollt Ihr nun beginnen, Halgar!“ fragte der Redliche und ſah ihr treu in's Angeſicht. — „Ich will's Euch ſagen,“ fuhr er fort, da ſie bebend ſchwieg. „Ihr müßt's überwinden, Ihr müßt die letzte Buße, die ſchwere Beſchämung auf Euch nehmen. Ihr müßt nach Haus zurück!“—

Sie zuckte zuſammen.

„Es geht nicht anders! Gott weiß es!“ fuhr Claus Villerbeck fort. „Ihr müßt Euch Eurem Vater zu Füßen werfen, und ſeine Vergebung, ſeinen Segen erbitten!“

„Ja, das will ich!“ rief ſie, ſich mit einem großen Entſchluß aufrichtend. „Ja, ich will es! Ich will knieen vor ihm. Er ſoll mich ſtrafen, er ſoll mich ſchlagen, ich will es aushalten wie ein Lamm! Helft mir zu ihm!“ ſchluchzte ſie

und faßte Villerbecks Hand mit ihren beiden. „Ach helft mir! Ihr habt mich schon gerettet, rettet mich ganz!“

„So ist's Recht, Halgar!“ sagte der redliche Seemann, und wischte sich selbst eine Thräne aus den Augen. „Hab's auch schon in Gang gebracht!“

„Wie?“ rief sie, und eine ungewisse Freude leuchtete in ihren Blicken, „Ihr habt meinem Vater geschrieben — oder habt Ihr ihn gesprochen?“

„Nein, nein; nichts von alle dem. Ich bin nicht wieder bei Euch drüben gewesen, seit dem Tag vor acht Jahren. In Bergen war ich, — aber nicht weiter. — Es ging einmal nicht! — Nun aber hab' ich's mir vorgesetzt. Es soll sein. Ich habe heut früh eine Ladung angenommen auf Christiansund. Und noch mehr, auch Passagiere. Ein Kaufmann aus Christiansund mit Frau und zwei Kindern, Han Ochterholm, geht mit an Bord. Die Reisegelegenheit wäre fertig!“

In Halgars Zügen ging eine unbeschreibliche Veränderung vor. Sie erbleichte, zitterte, erröthete, ihre Thränen flossen, sie lächelte dazwischen wie eine Verklärte; aber immer fester preßte sie Claus Villerbecks rauhe Hände in die ihrigen; sie bedeckte sie mit heißen Küssen und heißen Thränen. Endlich ließ sie ihn, der vergebens die Hand zurückziehen wollte, los, sank in die Knie, erhob die Arme zum Himmel und betete laut:

„Lieber, lieber Gott, Vater im Himmel, Du hast mich nicht verworfen. Deine Hand war über mir, als ich mich verloren glaubte! Lieber, lieber Gott, laß mich meine Sünde abbüßen und versöhne mir meinen guten, treuen alten Vater, dem ich das Herz gebrochen habe!“

Ihre Kraft war erschöpft; sie sank zusammen. Claus Villerbeck richtete sie auf.

Es pochte an die Thür. —

Claus Billerbeck war unentſchloſſen, ob er in dieſem Augenblick „Herein“ rufen ſollte. Doch draußen ließ ſich ſchon Nils Hudens Stimme hören: „Ich bin's, mit Sack und Pack,“ rief er, „kann ich herein?“

Er war's; ein Mann, der ein bescheidenes Bündel mit Kleidungsſtücken trug, hinter ihm.

„Hier nur niedergelegt,“ befahl er. „Nun fort! Kahn gelichtet! Nehmt Euren Cours!“ Unter dieſen Worten drückte er ihm ein Geldſtück in die Hand, und ſchob ihn zur Thür hinaus. — „Alles in Ordnung!“ rief er vergnügt. „Der Drachenmutter habe ich die Hölle heiß gemacht! Sie zittert noch, daß ſie heut Mittag in's Spinnhaus abgeführt wird. Und der Herr Senator, ich weiß wer's iſt, ſoll das Bad bezahlen!“

„Laßt das Alles gut ſein, Nils Huden! — Daran denken wir nicht mehr. Jetzt ſind andere Dinge im Gange,“ unterbrach ihn Claus Billerbeck, und theilte ihm in zwei Worten Halgars Entſchluß mit.

„Sturm und Blitz!“ fuhr Nils fröhlich auf, und drehte ſich auf einem Abſatz um. „So iſt's Recht! Morgen Abend Anker hoch und unter Segel! Glückliche Fahrt!“

Fünftes Kapitel.

„Jetzt iſt er um die Möwenklippe!“ ſagte Swen Oeoſſ, der auf dem Leuchtthurm am Fiord ſtand, und hinter das auf dem Thurm aufgeſtellte Fernrohr gebückt einem Schiff nachſah. Nils Dahl ſaß nachläſſig auf dem gemauerten Rand des Thurmgebäudes, hatte den Stelzfuß auf den Boden

geſtützt, und ließ den andern baumeln, während er ſich ein luſtiges Liedchen fidelte.

„So!“ antwortete er trocken.

„Nun hat er gute Fahrt; am Hornbug und Teufelsrachen kommt er mit dem Wind leicht vorbei!“ fuhr Swen Oeoff, ohne auf die einſylbige Antwort des Stelzfußes ſonderlich zu hören, fort.

Nils Dahl hörte auch nicht viel auf ihn, ſondern geigte weiter, als hätte er wenigſtens ein Dutzend Paar friſcher, junger Tänzer und Tänzerinnen vor ſich und ſummte und brummte immer den Baß zu ſeiner Melodie:

„Tſum! Tſum! Tſum! Tſum!“

„Er kann Wort halten! Er kann zur Nacht wieder hier ſein! Denn herwärts von Chriſtiansſund hat er Prachtwind!“ hub Swen Oeoff wieder an, und richtete ſich vom Fernrohr auf. „Sehen kann man ihn nicht mehr!“

„Tſum! Tſum! Tſum! Tſum!“

„Zum Wetter, Stelzfuß! was fiedelſt Du Einem denn heut immerwährend die Ohren voll! Iſt doch ſonſt nicht deine Art!“ rief Swen Oeoff verdrießlich. „Komm doch herunter von deinem Kanapee und leg' die Geige weg, daß man ein vernünftig Wort reden kann!“

„Kommt nichts heraus beim Vernünftigſein — kommt nichts heraus beim Reden,“ antwortete Nils; „ich muß mir die wilden Gedanken weggeigen und brummen. — Tſum, Tſum, Tſum, Tſum!“

„Was für wilde Gedanken! Bei ſo wunderſchönem Wetter! Werden deine wilden Gedanken nicht einmal zahm in ſolchem warmen Sonnenſchein wie heut?“ verſetzte Swen Oeoff halb im Ton des Vorwurfs.

„Nein! Da werden ſie erſt recht wild!“ antwortete der Stelzfuß.

„Und warum?“

„Holzkopf! haſt Du denn gar kein Gedächtniß?“ fragte Nils, und ſah den Thurmwärter ſtarr an. „Weißt Du nicht mehr, was vor ſieben Jahren Alles vorging, gerad als der Mai ſo heiß war wie heut? Ich verliere es nimmermehr aus den Knochen, — es iſt mir auch im hölzernen Bein ſtecken geblieben, glaub ich! Ich fühl's überall! — Und nun muß noch der braune Seebär, der Claus Billerbeck, ſeine Naſe hier in den Fiord ſtecken! Vor ſieben Jahren war er auch hier, um dieſe Zeit!“ —

„Es iſt war! — Und ſegelte auch wieder ſo raſch ab! — Er war wie jetzt nur oben bei Peter Alf geweſen mit Oloff Rasmus Fuhrwerk. — Kannſt du dir denken, was er da zu thun gehabt hat, geſtern Abend!“

„Ich habe ihm nicht nachgeſpürt,“ ſagte Nils rauh. „Aber als ich ihn ſah, war mir's immer, als müſſe es jetzt wieder ſo losgehen wie damals!“

„Nun, der hat doch an nichts Schuld gehabt!“ erwiederte Swen. „Claus Billerbeck iſt ein Mann, der . . . .“

„Ich habe ſo wenig gegen ihn, wie gegen das ſchöne Maiwetter,“ unterbrach ihn Nils Dahl; „aber ſie machen mir beide dieſelben Gedanken! Laß mich geigen!“ Er griff wieder nach der Violine. „Tſum, Tſum . . . .“

„Nein! Laß dein Kratzen,“ wehrte ihm Oeoff. „Setz dich zu mir auf die Bank. Laß uns plaudern in dem warmen Sonnenſchein!“

Er wird bald zu heißem werden;“ ſagte Nils, indem er ſich auf die Bank ſetzte; „ich ſage dir, es wird ein ſchwüler Tag heut. Wie damals.“

„Sieh! Sieh einmal da oben hinauf,“ fiel ihm Swen Oeoff in die Rede. „Krabbelt's da nicht wie zwei Mäuſe auf der Sturmmauer? — Ich muß doch einmal das Fernrohr darauf richten!“ Er that es, während Nils mit ſeinen beiden Matroſen-Adleraugen hinaufſchaute.

„Ja! Es iſt wer oben;“ ſagte dieſer. „Die Leute müſſen zu irgend einer wandernden Lappenfamilie gehören, die ziehen wohl jetzt die Straße vom Hochgebirg her durch die Wälder und Moräſte.“

„Vielleicht auch Strandjäger von Smölen oder Froyen,“ meinte Oeoff, der die Gläſer des Fernrohrs ſauber putzte, und es jetzt nach der ſteilen Klippenwand hinaufrichtete. — „Es giebt immer noch welche,“ fuhr er während dieſer Beſchäftigung fort, „die daran denken, den Eidergänſen, die in der Sturmmauer niſten, von dort oben beizukommen!“

„Sie ſollen nur an den alten Oloff denken,“ meinte Nils. „Wer nicht den Hals von ſelbſt bricht bei der gefährlichen Arbeit, dem bricht ihn der Schwarze! — Ich bin doch auch in meinem Leben im Sturm auf mancher Maſtſpitze geweſen oder die Raaen heruntergeritten! Ehe ich den hölzernen Kameraden da hatte,“ er ſchlug ſich auf's Bein, — „hab ich manches Pfund Eiderdunen aus den Klippen geholt! Aber die Neſter da oben, unterm Ausbug ....“ Er ſtarrte die furchtbare Felshöhe hinauf und ſchüttelte den Kopf.

„Das ſind Leute von uns!“ ſagte Swen mit dem Auge vor'm Fernrohr.

„Hm!“ murmelte Nils; „wer kann dann jetzt ſchon da oben zu thun haben! Im Wald muß ja noch Alles voll feuchten Schnees liegen. Der ſchwarze Schlott hat auch die weiße Mütze noch auf!“ —

„Es ſind aber doch welche von uns!“ behauptete Swen. „Lappen ſind's gewiß nicht — und die von Froyen oder Smölen tragen auch nicht ſolche Hüte.“ —

„Laßt doch einmal ſehen,“ ſagte Nils, und trat zu dem Fernrohr.

„Eben verſchwinden ſie hinter den Felsſpitzen,“ antwortete Oeoff. „Sie gehen auf die Nordſeite der Mauer zu, da können wir ſie nicht mehr ſehen.“ —

„Meinethalben!“ brummte Nils, behielt aber, gedankenlos oder gedankenvoll, den Blick auf die Sturmmauer geheftet.

Die wilde, ſenkrecht ſteile, ja über die See hinaushängende Felſenwand hob ſich in ihren grau und röthlich ſchimmernden, verwitterten Granitmaſſen mächtig empor. Die Ränder droben und das einzelne vorſpringende Felsgezack zeichneten ſich in den ſchärfſten Umriſſen gegen den blauen, von keinem Wölkchen getrübten Frühlingshimmel ab. Auf halber Höhe, wo ſich der Fels etwas ausbauchte, flatterten Eidergänſe hin und her, und wiegten ſich auf den weißen, im Sonnenſchein glänzenden Flügeln. Die Felswand ſelbſt lag im dunkeln Schatten, den ſie auf ſich ſelbſt und weit hinaus in die See warf, da die frühe Vormittagsſonne hinter ihr ſtand. Der Fiord, an dem ſie ſich hinunterzog, bis zur offenen See, lag wie ein klarer Spiegel in dem Rahmen ſeiner ſteilen Felsufer, in deren Schluchten der dunkle Fichtenwald oder das lichte, eben die erſten Blätter entfaltende Birkengebüſch hinaufklimmte, und die Gipfel krönte. An der nackten Sturmmauer drängte ſich nur vereinzeltes Gebüſch aus den Spalten des Geſteins, und unterbrach die graurothe, zerklüftete Maſſe mit ſeinem Grün.

„Sieh nur, Nils,“ ſagte Oeoff, nachdem ſie eine Weile geſchwiegen, „wie hellblau der Himmel iſt und wie dunkelblau dagegen die See.“

„Ja es iſt recht merkwürdig! Der Himmel himmelblau und das Waſſer waſſerblau,“ ſagte Nils lachend. „Und die Sonne gelb dazu!“

„Und ſo ſchön warm,“ verſetzte Swen, der ſich ſo recht behaglich ſonnte; „ich weiß nicht was du da zu lachen haſt!“

„Ich wundere mich nur, daß du dich wunderſt, wenn die Dinge ſo ausſehen, wie ſie ſind!“

„Nun, Himmel und Meer ſehen auch manchmal ganz anders aus!“

„Bald ſo, bald ſo! Nichts dauert ewig!“ erwiederte Nils. „Wir ſind auch manchmal mürriſch! — Am beſten thut man freilich, man lacht immerfort. Und ich will mir heut alle Gedanken weglachen und weggeigen!“ Damit griff er wieder nach Bogen und Geige, die auf der Bank lagen, und ſetzte zu einem neuen Schleifer an.

„Iſt das nicht der alte Weſteräs?“ fragte Swen, und ſtieß ihn an; „dort unten beim Steg.“

„Bei Gott, er iſt's! Bis hierher irrt der alte unglückliche Mann durch Feld und Wald!“ ſagte Nils und legte die Geige bei Seite.

„Seit Clas Tromſon begraben iſt, und der Jakob das Regiment führt, geht's dem Alten wohl ſchlecht,“ meinte Oeoff. „Er dauert mich!“

„Wen nicht? Jetzt dauert mich aber ſein Sohn noch mehr,“ verſetzte Nils. „Swen Oeoff, wenn ich ein Mann wäre, der Haus und Hof hätte — ich habe leider Gottes nichts als mein Stelzbein, — Haus und Hof und eine Tochter, — den Jungen nähme ich mir zum Schwiegerſohn! Das iſt der bravſte Burſch in ganz Norwegen!“

„Iſt er auch!“ pflichtete Swen Oeoff bei. „Clas Tromſon hätte ihn auch zum Schwiegerſohn genommen! Jakob Tromſon will ihn aber nicht zum Schwager!“

„Ich möchte Jakob Tromſon auch nicht zum Schwager haben; nicht zum Hund!“ rief Nils auffahrend. „Das Geſicht mit den Habichtsaugen und dem grinſenden Maul bekommt mir, wie einem Hunde die Krähenaugen! Mein geſundes Bein hätte ich darum gegeben, wenn der Junge geſtorben wäre, ſtatt des Alten!“

„Wie nur zwei Geſchwiſter einander ſo unähnlich ſein können! Die blonde, blauäugige Carlen, und der ....“

„Der Lümmel,“ fuhr Nils Dahl dazwiſchen, „muß in der Wiege vertauſcht ſein! Sie müſſen den Balg im Lager einer wilden Katze gefunden haben!“

„Hab's mir auch ſchon ſo gedacht! Man ſollte glauben, Clas Tromſons Frau, ſelige, hätte ſich in der Zeit an einem räudigen Fuchs verſehen! Und doch ſehen die Leiber der Geſchwiſter ſich noch nicht ſo unähnlich, wie ſie an Gemüth ſind. — Es iſt ein Engelskind, die Carlen!"

„Und Jakob ein Drachenkätzrich, ein ſchieläugiger Fuchsbalg! Hätte den doch die Schneelavine vom ſchwarzen Schlott zu Brei geſchlagen, vor ſieben Jahren, ſtatt ihm blos ein Bein zu brechen! Daß der Goldjunge, der Erik bei dem aushält!" —

„Ja, wenn die Carlen nicht im Haus wäre!" fiel Oeoff ein. „Sie nimmt keinen andern als den Erik! In zwei Jahren iſt ſie mündig, und dann kann ihr der Vormund, den der Jakob am Seil hat, kein Hinderniß mehr machen. Das Mädchen hat Muth und ſetzt etwas durch, ſo ſanft und freundlich ſie iſt."

„Ich will's wünſchen! Aber jetzt hat's der arme Erik doch ſchlechter als in der Hölle! Auch der Alte da unten muß es merken, denn er läuft ſeit Tromſons Tode immer mehr vom Gehöft, und rennt von Nachbar zu Nachbar!"

„Der alte Weſteräs," meinte Oeoff und ſchüttelte den Kopf, „das glaub' ich nicht! Dem ſpukt nur das Frühjahr in den Gliedern. Du weißt, daß es ihm um dieſe Zeit niemals Ruhe läßt. — Aber ſieh einmal! Ich dachte, er würde hierher kommen, und da läuft er zwiſchen den Klippen hinunter! unter der Sturmmauer; er iſt gleich am Eck, wo ſie die Wendung nach Norden macht." —

„Du!" ſagte Nils, der dem Alten dahin nachſah. „Wenn der arme Wahnſinnige die Fluthzeit nicht beachtet, — aus der Brandung dort unten holt ihn Keiner heraus. — Ich will ihm nachhinken, und ihn zurückholen."

„Ich gehe mit!"

Sie ſtiegen die gewundene Steintreppe des Leuchtthurms

hinunter, um Erikſon Weſteräs nachzugehen, der am Fuß der Sturmmauer zwiſchen den Klippen, die bei der Flut mitten in der ſchäumenden Brandung lagen, umherſchweifte.

Nach länger als einer Viertelſtunde trafen ſie ihn unter der höchſten Stelle der Felsmauer, an der Nordſeite, wo er auf einem der breiten rund abgeſpülten Granitſteine mitten in der Brandung ſaß. Er hatte ſeinen großen Wanderſtab vor ſich auf dem Boden geſtemmt, und ſtützte ſich mit den Händen darauf, während er mit zurückgebogenem Kopf ſtarr in die Höhe nach den zackigen Rande der Wand hinaufblickte. Sein breiter Hut lag auf den Boden, das lange, graue Haar hing ihm verworren um Stirn und Nacken. Die Ankommenden ſchien er nicht zu bemerken.

„Nun Vater," fing Nils Dahl an, „was ſitzt Ihr hier auf dem Stein, und ſtarrt in die Höhe! Kommt zurück, ſonſt faßt Euch die Fluth hier!"

Der unglückliche Irre legte den Zeigefinger auf den Mund, und winkte „St! — Der alte Oloff," begann er leiſe, geheimnißvoll, „iſt mir heut Nacht im Walde begegnet. Er hat mir geſagt, ich ſolle hierher gehen, und auf ihn warten!"

„Doch nicht am hellen Tag!" ſagte Nils. „Er geht ja nur um Mitternacht um! — Aber was habt Ihr mit dem verwünſchten Mann, der nicht Ruhe finden kann, zu ſchaffen?"

„Still doch! — Nicht ſo laut!" antwortete Weſteräs mit leiſer hohler Stimme, „er will hier Dunen ſuchen an der Sturmmauer. Seht Ihr nicht den Ausleger da oben?"

„Ausleger?" fragte Swen Oeoff ſtaunend, und folgte mit den Augen Weſteräs Blicken. „Einen Ausleger? oben?"

„Wetter, der Alte hat Recht," rief Nils Dahl. „Da reckt ſich eine Spitze vor, über den Fels, wie ein Ausleger! Auch ein Seil hängt herab! Es ſieht aus wie ein Zwirnsfaden ſo dünn!"

Swen Oeoff ſah hinauf. „Ich ſehe nichts! Es wäre ja auch viel zu hoch!“

„Ich ſage Euch, ich ſehe das Ding,“ behauptete Nils Dahl; hier über dem Buſchwerk, das an dem Ausbug aus der Felsſpalte wuchert, — gerade darüber, — ſeht Ihr nicht die dünne Stange, die ſich zwiſchen den beiden krummen Felsnaſen vorſtreckt?“

„Ja, wahrhaftig! Jetzt erkenne ich's! Wie eine Angelruthe ſo dünn ſieht das Ding von hier aus! Aber es iſt doch wohl kein Ausleger. Wer ſollte da oben .... nein, es wird ein verdorrter junger Fichtenbaum ſein, der zufällig dort liegt und überragt.“

„Siehſt Du denn das Seil nicht? Und Du haſt ja ſelbſt mit dem Fernrohr zwei Leute oben geſehen,“ wandte ihm Nils ein. „Es ſind doch am Ende Strandjäger von Froyen oder Smölen!“

„Eher aus dem Mond! Darauf ſchwöre ich,“ rief Swen Oeoff, der nichts auf ſein Fernrohr kommen ließ. „Die habe ich mit dem Tubus geſehen!“

„Meinethalben aus der Sonne! Aber das Ding da oben iſt ein Ausleger, wie ihn alle Eiderjäger machen, wenn ſie ſich an den Klippen herunterlaſſen wollen. Du wirſt mich doch das Handwerk nicht lehren?“

„Das weiß ich auch! Aber wer hier die Wand hinunter will, — die Vögel niſten ja erſt unter dem Ausbug — der muß einen Bund mit dem Teufel geſchloſſen haben!“

„Das will ich nicht beſtreiten,“ antwortete Nils, und maß die ſchwindelnde Höhe. „Und am Ende hat der Alte“ ſetzte er leiſe hinzu, „doch Recht, daß es der alte Oloff iſt, der wieder umgeht und ſein Spiel treiben will. Die Wahnſinnigen ſehen manchmal heller, als die, die bei Verſtande ſind!“ —

„Vater Weſteräs,“ wandte ſich Oeoff zu dieſem, und

legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter, „woher wißt Ihr, daß das oben ein Ausleger iſt?“

„Ich bin ja droben geweſen! Er lag ſchon geſtern!“ — — antwortete der Alte.

„Wer kann denn aber ſo tollkühn ſein, und das wagen wollen . . . .“

„St!“ unterbrach ihn der Wahnſinnige. „Mein Erik,“ ſagte er geheimnißvoll, „hat auch immer Luſt gehabt! Er ſoll aber nicht! Ich habe ihn immer gewarnt! Die Sturmmauer iſt gebannt ſeit hundert Jahren. Nur der alte Oloff darf ſeine Jagd machen.“

„Aber nur um Mitternacht,“ fiel Nils ein, „das iſt die Geſpenſterzeit. Kommt jetzt, Alter,“ fuhr er gutmüthig fort. „Die Fluth iſt bald da! Kommt mit uns, ſonſt faßt Euch die Brandung!“

„Ja, ja, ja, ja!“ murmelte der Alte zuſtimmend. „Es hat auch Zeit bis Mitternacht. — Dann wirft die Brandung die Leichen aus!“ ſagte er mit hohler Stimme. Er hatte ſich umgedreht, das Geſicht gegen das Meer gewendet. „Da lag der Alte,“ er zeigte mit der Hand zwiſchen die Felsblöcke, „und da der Junge. Der Böſewicht, der Oloff! Er hatte ja ſeinen alten Vater ermordet, und dann ſtürzte ihn der böſe Geiſt von der Sturmmauer hier in's Meer. — Solche Leichen wirft die See wieder aus! Sie duldet ſie nicht!“ — Er ſtarrte vor ſich hin. Dann ſagte er langſam: „Wer einem Vater ſein Kind ſtiehlt — ver . . . .“

„Kommt, kommt, alter guter Weſteräs,“ unterbrach ihn Nils Dahl, dem der irre Jammer tief zu Herzen ging, nochmals. „Wir müſſen fort, die Fluth überholt uns wahrhaftig!“

„Ja, ja, Ihr habt Recht!“ ſagte Weſteräs und nickte. „Ich muß auch noch erſt nach dem ſchwarzen Schlott! — Ich will ihre Leiche ſchon finden! — Dort oder auf der Brandſtätte!“ —

„Es iſt mir immer als ob mich das Fieber ſchüttelte,“ murmelte Nils leiſe zu Swen Oeoff, „wenn ich die irren Reden des armen Alten höre! — Daß die Hölle den Lübecker einſchlinge!“ ſetzte er ingrimmig leiſe hinzu.

Beide hatten den Alten unter die Arme gefaßt, und führten ihn am Strand hinunter, dem Leuchtthurm am Fiord zu. Bald bogen ſie um die Felsecke, ſo, daß ſie die Nordſeite der Sturmmauer, vor der Weſteräs geſeſſen hatte, nicht mehr ſahen. —

Die Sonne brannte. —

„Es iſt recht heiß!“ ſagte Weſteräs matt, und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Wollt Ihr nicht zu mir eintreten?“ fragte Oeoff, „und ausruhen?“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich habe noch viel zu thun heut,“ antwortete er, drückte ſich den Hut in die Augen, und ging des Weges, den er gekommen war.

Nils Dahl ſah ihm ſtumm lange nach. „Ich will meine Geige herunterholen,“ ſagte er endlich, und trat in die Thür des Leuchtthurms.

Zwölftes Kapitel.

Das Meer wallte in leis gehobenen klaren Wellen; der Wind ſchwellte die Segel des Schiffs, daß es mit ſanftem Rauſchen durch die blaue Fluth zog. Die Sonne ſtand ſchon tiefer und fing an röthlich zu ſchimmern. Halgar ſaß auf dem Deck, nahe am Bogſpriet; ſie blickte unverwandten Auges über die See hin nach den Küſten, die in blauen, gezackten

Linien vor ihr aufſtiegen, denen das Schiff ſich mit jeder Minute näherte. Thränen glänzten in ihren großen blauen Augen; ſie zitterte, und von Zeit zu Zeit hob ein leiſer Seufzer ihre Bruſt.

Sieben Jahre waren nun verfloſſen, ſeit ſie die Heimath nicht geſehen! Sie hatte ſie mit Angſt, im Taumel umwirbelnder Leidenſchaft, verlaſſen; ſie ſah ſie wieder auch mit Angſt, aber zugleich von Schmerz und Reue tief gebeugt.

Claus Billerbeck hatte ſein Wort redlich gehalten. Er hatte ſie unter den Schutz der wackern Familie Ochterholm aus Chriſtianſund bis dorthin geführt. Dann war er allein mit ſeinem Schiff hinübergefahren, hatte im Fiord angelegt, ſeinen alten Gaſtfreund Peter Alf aufgeſucht, und von dieſem genau erkundet, wie Alles in Halgars Heimath ſtand. Das waren nun freilich traurige, vernichtende Nachrichten für die Unglückliche geweſen! Der alte Vater wahnſinnig, der Bruder Erik Knecht in Jakob Tromſons Hauſe, denn Clas Tromſon war im Winter begraben; der Hof niedergebrannt, verpfändet für die ſchweren Schulden! — Die arme Halgar, ſie hatte keine Heimath mehr in der Heimath! Dennoch, dachte Claus Billerbeck, muß ſie hin. Ihr Leben muß dort wieder Wurzel faſſen, in demſelben Boden, aus dem es grauſam ausgeriſſen worden. Sie muß ihrem Vater reuig zu Füßen ſinken; vielleicht daß es ſeine Seele heilt, ſein liebes Kind wiederzuſehen. — So dachte der wackere Seemann. Allein er hatte Halgar nicht Alles geſagt, was ihrer harrte; er wollte ſie allgemach darauf vorbereiten. Nur daß der Vater kränkle, wußte ſie; daß er ſeinen Hof nicht ſelbſt mehr verwalte, ſondern auf Clas Tromſons Hof wohne, mit Erik. Daß ſie aber dort nicht bleiben könne, weil Clas geſtorben ſei, und Jakob das Gehöft jetzo habe. Bei dem gutmüthigen Peter Alf hatte er ihr Aufnahme verſchafft; dort ſollte ſie wohnen, bis Haus und Hof wieder in Eriks Hand ſei. Dafür zu ſorgen, hatte Claus Billerbeck verſprochen.

Schwer gebeugt, aber doch nicht hoffnungslos, nicht verzweifelnd, kehrte die Arme alſo zurück. Billerbecks Sorge aber war groß, wie ſie den Jammer ertragen werde, wenn ſie die Wahrheit ganz erfahre.

Er war leiſe hinter ſie herangetreten, und betrachtete ſie ernſt. Die röthliche Abendſonne ſtreifte ihre Locken; ſie hatte die Stirn geſenkt, und die Hände über der Bruſt gefalten. Sie ſchien ſtill zu beten.

„Nun, liebe Halgar!“ redete er ſie ſanft an, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte. „Jetzt ſeht Ihr ſchon die Heimath vor Euch. In zwei Stunden, denke ich, ſegeln wir in den Fiord ein!“

Sie hatte, leicht erſchreckend, bei ſeinen erſten Worten, das Auge zu ihm erhoben, und faßte jetzt ſeine Hand mit ihren beiden und drückte einen heißen Kuß darauf.

„Nicht doch“, ſagte er und wollte die Hand zurückziehen. Doch ſie hielt ſie feſt, preßte ihre Lippen warm und wärmer darauf und er fühlte, daß ihre Thränen ſie netzten.

„Halgar! liebe Halgar, laß das!“ bat er mit ſanfter Stimme.

„Nein, nein! Laßt mich Euch danken von ganzer Seele! Ihr ſeid mein zweiter Vater geworden, Ihr habt mich gerettet vor äußerſter Schmach und Noth, Ihr führt mich auf den rechten Weg zurück, zur Buße, zur Heimath! — Wie kann ich Euch jemals genug danken!“

Claus Billerbeck war verlegen. Er ſchalt innerlich auf ſich und fragte ſich, was er für Dank verdient habe, da er Halgar ſo innig liebe, daß Alles, was er für ſie that, ja nur für ſich ſelbſt gethan ſei. Er dachte ſo, doch er konnte nicht Worte und nicht Muth finden, es zu ſagen. Endlich brach er ſein Schweigen, indem er ſprach:

„Das ſchöne Wetter, der günſtige Wind, mit dem Ihr heimkehrt, ſind gute Zeichen, daß Gottes Gnade mit Euch iſt;

und ſie wird Euch weiter helfen, was Euch auch noch Schweres beſchieden wäre."

Sie blickte auf. Die Küſten ihrer Heimath lagen im duftigen Abendgold, angeſtrahlt von der Sonne, die ſich hinter dem Schiff ſenkte. Das mächtige Gebirg ſtieg blau aus dem Meer auf; ſchon unterſchied ſie den tiefen Einſchnitt, den der Fiord bildete, und erkannte die zackigen Linien der furchtbaren Sturmmauer. Sie glimmte, von der Abendſonne angeleuchtet, im dunkeln Purpurhauch, der ſich durch die blaue Hülle webte, mit der die Ferne den Fels umzog. — Noch ahnte Halgar nicht, welche Fäden eines ſchauervollen Zuſammenhanges zwiſchen ihr und dem, was dort geſchah, ſich entſpannen!

Ihr Herz ſchlug heftig. — Einer der Schiffsleute kam zu Claus Billerbeck heran, und ſprach leiſe zu ihm. Er wandte ſich um, und ging mit dem Mann dem Steuerbord zu. Halgar ſah ihm faſt unwillkührlich nach. Da traf ihr Auge die Goldkugel der Sonne, die, von leichten Dünſten umflort, ſich dem Spiegel des Meeres näherte. Der Wind hauchte ſie mit einer eigenen drückenden Schwüle an. Es war ihr, als athme ſie Gewitterluft. Sie hatte es noch kaum gedacht, als ſie wahrnahm, daß die Leute auf dem Schiff in Bewegung geriethen. Die Pfeife des Bootsmanns ertönte; Claus Billerbeck gab durch Wort und Zeichen verſchiedene Befehle. Die Mannſchaften flogen an die Seile, ins Takelwerk, zu Maſt und Raaen hinauf. Segel wurden eingerafft und andere aufgehißt. — Die tiefe, feierliche Stille, die bis jetzt geherrſcht hatte, war plötzlich in ein unruhiges, haſtiges Treiben verwandelt.

Claus Billerbeck kehrte von der Gegend des Steuerruders, wohin er gegangen war, zu Halgar zurück, und ſagte ihr nur: „Wir wollen ſehen, daß wir ſo bald als möglich in den Fiord gelangen."

„Befürchtet Ihr etwas?" fragte Halgar nicht ohne einige Beſorgniß.

„O, nein. Nach dem ſchwülen Tage iſt nur ein ſtarker Abendwind zu erwarten, wir wollen ihn nutzen.“

Halgar blickte aufmerkſamer auf den weſtlichen Himmel. Obwohl er nicht eigentlich bewölkt war, hatte er doch eine ganz andere Färbung angenommen. Er war wie von rauchenden Nebeln durchzogen, hinter denen das Gold der Sonne und das bis dahin lichte Blau des Aethers verſchleiert ſchimmerte. Plötzlich entdeckte ſie ein Schiff, das ihnen ziemlich nahe war.

„Da kommt uns ja ein Schiff ganz dicht nach“, ſagte ſie im fragenden Ton zu Villerbeck.

„Es iſt ein Schottländer. Er hat wahrſcheinlich Kohlen an Bord. Er war ſchon vor einer Stunde in Sicht, iſt uns aber raſch nahe gekommen. — Das war's, was der Steuermann mir ſagen ließ“, ſetzte er hinzu, da er eine unruhige Spannung in Halgars Zügen wahrzunehmen glaubte. —

Sie ſah das Schiff, das ſich ſo plötzlich genähert hatte, mit einer ſeltſamen Empfindung an. Eben öffnete ſie die Lippen zu einem Wort, als ſie ſich durch ein plötzliches „Ach“ des Erſchreckens ſelbſt unterbrach.

Ein blaſſer Blitzſchimmer flog über das Schiff. Es war ſo unvermuthet, daß ſie zuſammenſchreckte.

„Ja, ja“, ſagte Villerbeck ſcheinbar ſehr ruhig, dem indeſſen der Blitz gleichfalls ganz unvermuthet kam, „wir werden noch ein Gewitter zur Nacht haben! Es war ſchwül genug dazu heut den ganzen Tag. Der Himmel ſah ſchon ſeit einigen Minuten ganz darnach aus!“

Halgar fürchtete ſich nicht vor einem Gewitter; aber dieſer plötzliche Blitz bei ſonſt völlig heiterm Himmel, und unter den Umſtänden, von denen ſie bewegt war, hatte ſie doch ſtärker erſchreckt, als ſie es ſelbſt für möglich gehalten hatte. Sie wandte ſich nach der Gegend um, woher das Wetterleuchten gekommen war. Es war ſtark ſüdweſtlich vom Stande der

Sonne. Sie hatte den Theil tief am Horizont des Himmels zuvor noch nicht beobachtet; er war dicht von gelblich grauem Gewölk umſchleiert.

Der Luftzug erhob ſich ſtärker und kühler. Claus Billerbeck ſah nach den Segeln hinauf, und gab einige Befehle. Das Schiff legte ſich etwas auf die Luvſeite, und trieb ſtärker vor dem Winde. Der Kiel wurde mit hochaufſpritzendem Schaum umrauſcht.

„Der Schotte ſegelt gut!“ ſagte Billerbeck, um Halgars Aufmerkſamkeit anderwärts hinzulenken. „Er wird bald auf einer Linie mit uns ſein!“

Halgar, die eben mit dem unheimlich drohenden Gewitter beſchäftigt geweſen war, wandte ihre Aufmerkſamkeit wieder dem Schiff zu, das von Schottland kam. Auch dort wurden allerlei Manoeuvres in den Segeln ausgeführt. Während ſie das Auge darauf richtete, wurde es auffallend dunkler auf dem Deck. Sie ſah ſich wieder nach dem Gewitter um. Das Gewölk war, wie durch einen Zauberſchlag, ſchon hoch aufgeſtiegen; die Sonne, die vor einigen Minuten noch goldhell geleuchtet hatte, hüllte ſich dicht in graues, dunſtiges Gewölk. Die Küſte, welche zuvor in ſcharfen Linien und reizenden Farben vor ihr gelegen, war ganz grau geworden, und zeichnete ſich in verſchwimmenden Umriſſen, obwohl der öſtliche Himmel dahinter noch tief blau erſchien.

„Ich dächte, ich hätte noch niemals ein Gewitter ſo raſch heraufkommen ſehen“, ſagte ſie zu Claus Billerbeck, der zwar dicht neben ihr ſtand, ſich aber aufmerkſam rings auf dem Schiff und nach Wind und Wetter umſah.

„Auf dem Land zwiſchen den Bergen nehmt Ihr das nicht ſo wahr“, antwortete er zerſtreut, indem er einen Blick nach Südweſt warf. Gleich darauf griff er raſch nach der Schnur, an welcher die Signalpfeife hing, die er um den Hals trug, und gab mehrere Signale nach einander. Im Maſt-

korb, in allen Raaen wurde es lebendig. Das Schiff neigte ſich noch ſtärker luvwärts, ſchoß aber pfeilſchnell durch das dunkler werdende Meer hin, daß der Schaum weithin aufbrauſte. „Noch können wir den Wind nutzen, um vorwärts zu kommen. — Eine halbe Stunde ſo, und wir ſind im Fiord; aber wenn er ſteifer wird, iſt er uns zu mächtig.“

Er ging raſchen Schrittes nach dem Steuerruder, und blieb dort ſtehen. Halgar war in wallender Spannung. Die Küſten wurden immer dunkler. „Iſt das auch ein gutes Zeichen, mit dem mich meine Heimath empfängt?“ dachte ſie ſtill bei ſich, als der Felſenrand ſich immer mehr verfinſterte, und ſie mit zornigen Blicken anzuſchauen ſchien.

Ein zweiter Blitz, der ſchon die blaue ſchwefliche Helle durch den Luftkreis warf, zuckte in dem Wettergewölk. Nach einigen Augenblicken grollte auch der Donner dicht nach. Das Wetter war ungleich näher gerückt. —

Das zweite Schiff ſchien mit der vollen Gewalt des Sturms zu ſegeln. Es war nicht tauſend Schritt mehr entfernt. — —

Das dunkle Gewölk wuchs ſchon weit über den Zenith hinaus; ſein Schatten bedeckte das ganze Meer, und ſein finſteres Spiegelbild leuchtete aus der Tiefe herauf. Nur ein kleiner Streifen am öſtlichen Horizont glänzte noch ſilberbläulich, hell, unter dem dort noch klaren Himmel.

Jetzt fegte ein ſtarker Windſtoß über die Fläche. In weißen breiten Schaumflüſſen lief es, ſo weit das Auge reichte, über die höher aufwallende Fluth hin.

Villerbeck war, ohne daß Halgar es bemerkt hatte, wieder zu ihr getreten.

„Wollt Ihr nicht in die Kajüte gehen?“ fragte er, „ehe das Wetter vollends heraufkommt? Der Sturm ſcheint heftig zu werden, und es wird ſchwer regnen!“

„Laßt mich hier oben, wenn ich Euch nicht im Wege

bin, ich bitte Euch", erwiderte Halgar. „Ich würde Todesangſt ausſtehen allein in der Kajüte."

Billerbeck begriff ihre Empfindung. Er widerſprach nicht, ſondern ſagte nur: „So nehmt Euch wenigſtens Euren Mantel um, und hüllt Euch ſo dicht als möglich ein! — Ihr wäret aber drunten doch beſſer geborgen."

Ein ängſtlich flehender Blick Halgars war ihre Antwort. Sie flog hinunter in die Kajüte, und war nach einer Minute wieder oben, in den Mantel gehüllt, und mit einem Tuch um den Kopf gebunden.

Der ganze Himmel war ſchwefelgelb und finſter grau bedeckt, als ſie wieder heraufkam. Tiefes Schattendunkel hüllte Schiff und Meer ein. Die See ging hohl, auf den ſchwarzen Häuptern der Wellen glänzten breite Schaumkronen; am Horizont gingen Himmel und Fluth unterſchiedlos ineinander über. Die Küſte ſchimmerte nur wie ein graues Nebelgeſpenſt, kaum noch erkennbar. Der Wind ſtrich ſo heftig, daß das Schiff ſchon alle oberen Segel eingerefft hatte, und nur noch mit der Hälfte der tieferen ging, dennoch ſchoß es pfeilſchnell durch die gehobenen Wogen.

Ein Blitz flammte auf. Plötzlich war das Meer bis zum äußerſten Horizont ſchwefelich blau angeleuchtet; die Küſte ſtand in ſcharfen Umriſſen da. Halgar that einen unwillkürlichen Ausruf des Erſchreckens, denn ihr Auge traf gerade auf das ſchottiſche Schiff, das, mit dicht eingerefften Segeln, ein nacktes Gerippe von Maſten und Geſtängen, im bläulich geiſterhaften Schimmer, wie das Geſpenſt des fliegenden Holländers, neben dem Fahrzeuge Billerbecks, kaum zweihundert Schritt von ſeinem Bord, wie verſteinert in der See zu liegen ſchien, da die Schnelle des elektriſchen Lichtſtroms auch nicht die geringſte Bewegung wahrzunehmen verſtattete. Eben ſo raſch war es wieder verſchwunden, weil das durch das plötzliche Licht geblendete Auge in dem zurückgekehrten Dunkel nicht

ſogleich wieder zu ſehen vermochte. Ein krachender Donner rollte dieſem Blitz nach, und zugleich ſtürzte praſſelnder Regen herab. Der Sturm ſetzte mächtig an; das Schiff beugte ſich ſo auf die Seite, daß Halgar ſich feſthalten mußte, um nicht zu Boden zu fallen.

Das Gewitter tobte im vollen Aufruhr.

Dreizehntes Kapitel.

„Das iſt ein Wetter!“ rief der Stelzfuß und ſchüttelte ſich, daß ihm der Regen in Strömen aus der braunwollenen Matroſenjacke troff, in die er ſich geknöpft hatte. „Hoi! Swen Oeoff!“ Er donnerte mit dem Knotenſtock an die Thür zur Wohnung des Thurmwächters. „Mach doch auf! Oder hat Dich der Donner taub gemacht?“

Endlich öffnete ſich die Thür, Swen Oeoff, eine Lampe in der Hand, wurde ſichtbar, Nils Dahl trat raſch ein.

„Du biſt's? plagt Dich der Schwarze, daß Du in dem Regen herüberkamſt?“ rief Swen Oeoff erſtaunt aus.

„Hiſch! Wie es wieder herunterziſcht!“

„Naß iſt naß!“ antwortete der alte Seebär, indem er den Hut ſchwenkte und ſich ſchüttelte, „ob's uns eine Mulde mehr oder weniger über den Leib ſchüttet! Was naß wird, wird auch wieder trocken!“

„Wo kommſt Du denn aber her? Von Haus doch nicht?“

„Narr! Hätt ich unter Dach geſeſſen, würde ich nicht herausgekrochen ſein, bei der Sündfluth; es müßte mir denn überm Kopf brennen. — Ich war Nachmittag oben in der Schenktenne; unter Weges hierher hat mich das Wetter überfallen.“

„Was haſt Du denn droben gemacht?“

„Ich wollte gern erfahren, was der Claus Billerbeck geſtern droben gewollt hat. Das ſollſt Du nicht errathen!“

„Nun? Und?“

„Gib mir erſt ein Glas Wachholder! Der kalte Regen iſt mir bis auf die Knochen gegangen! Wundert mich nur, daß mich die Blitze nicht erſchlagen haben! — Huy! Wieder einer! — Und wem bin ich mitten im Walde begegnet? Dem armen Schelm, dem Weſteräs! Er hat nicht Ruh nicht Raſt in dieſer Zeit! Ich wollte ihn mitnehmen, — er lief wie ein ſcheues Wild ins Dickicht und ſchrie mir zu: „Ich muß nach dem ſchwarzen Schlott, den Schnee aufgraben!“

„Das will ihm nie aus dem Kopf! — Der Alte kann den Tod finden in dem Wetter im Walde!“ ſagte Swen Oeoff. „Du haſt bei Gott ſelbſt von Glück zu ſagen, daß Du mit Deinem Stelzfuß die ſchweren Wege heruntergekommen biſt, ohne den Hals zu brechen! — Da iſt der Wachholder!“

Der Stelzfuß ſchluckte das Glas begierig hinunter.

„Nun, und was haſt Du von Peter Alf erfahren?“

Nils wollte reden; aber die Stimme ſtockte ihm; er fuhr ſich ein paarmal mit dem Aermel über's Geſicht. Es mochte nun das Waſſer ſein, das ihm aus dem naſſen Haar träufelte, — oder das aus den alten ehrlichen Augen, die er ſich auswiſchte.

„Nun? Rede doch!“ verlangte Oeoff.

„Er hat Nachricht gebracht, — es iſt als ob ich kindiſch werden ſollte vor Freude, — von unſerer Halgar!“

„Von Halgar Weſteräs!“ rief Swen Oeoff erſtaunt.

„Lache meinethalben“, ſtieß der Stelzfuß rauh heraus, „aber ich muß greinen wie ein altes Weib vor Freude darüber! Das gute Kind lebt noch! Der Schuft, der Lübecker, hat ſie ſeit drei Jahren verlaſſen. Claus Billerbeck hat ſie nach Chriſtianſund gebracht ... Holla! Hörteſt Du?“

„Das war ein Nothſchuß!“ rief Oeoff. „Meine Lampen auf dem Thurm brennen, und Han iſt droben“, ſetzte er, ſich gewiſſermaßen beruhigend hinzu.

„Noch einer! Und der war näher!“ fuhr Nils Dahl auf. „Es muß mehr als ein Schiff vor dem Fiord in Gefahr ſein ... Herr Jeſus!“ rief er plötzlich und ſchlug ſich mit beiden Händen vor die Stirn. „Claus Billerbeck wollte ja heut noch zurück von Chriſtianſund! Den beſten Wind dazu hatte er. Wenn er es wäre, — und die Halgar an Bord! In dem mörderiſchen Wetter!“

Er hatte das Wort noch nicht heraus, als es blitzte, daß der Schein der Lampe erblaßte, und draußen Alles in Tageshelle lag.

„Ich habe zwei Schiffe geſehen“, rief Swen Oeoff, der mit dem Geſicht nach dem Fenſter ſtand, welchem Nils den Rücken zudrehte.

„Zwei!“ wiederholte dieſer. „Gleichviel Eins kann ...“

Der Donner krachte ſo furchtbar, daß kein Wort weiter zu verſtehen war. In den tiefen Felſenſchluchten des Fiords hallte er furchtbar wieder und rollte unaufhörlich nach.

„Ich glaube, das Wetter ſchmeißt uns die ganze Sturmmauer über den Kopf zuſammen“, ſagte Oeoff und ſchauerte zuſammen.

„Du mußt Sturm läuten. — Alles was Beine hat muß an den Strand!“ gebot Nils Dahl mit der ihm eigenen heftigen Entſchloſſenheit.

„Ja freilich! Heut Nacht kann's Etwas geben! Horch! Schon wieder ein Schuß!“

Er flog aus der Stube und faßte das Läutſeil, das draußen hart an der Thurmtreppe herabhing. Der dröhnende Schall der Glocke vom Leuchtthurm tönte durch das Toben des Wetters. —

Schnell wurde es in den kleinen Häuſern am Ufer des

Fiord lebendig; die Bewohner waren meiſt ſchon wach durch das Wetter. In allen Fenſtern ſah man Licht. Die Männer kamen aus den Thüren, in weiten zottigen Jacken, und mit breiten, unterm Kinn feſtgebundenen Wetterhüten, von denen der Regen über die Schultern hinaus abfloß.

In wenigen Minuten waren über fünfzig am Strande, hart unter dem Leuchtthurm verſammelt; das furchtbare Wetter hielt die ſturmgewohnten Seeleute nicht zurück.

Die Nacht war grabesfinſter; aber die Blitze flammten auf Augenblicke mehr als tageshell. Die beiden Schiffe in Sicht, als Swen zu läuten anfing, noch in der Weite einer guten Stunde vor der Mündung des Fiord, waren jetzt, ihren Cours auf das Lampenfeuer des Leuchtthurms haltend, ſchon ſo nahe herangekommen, daß man die Geſtänge deutlich unterſchied. Beide lagen faſt auf der Seite, von dem Sturm gebeugt, obwohl ſie mit nackten Maſten und Raaen gegen die tobende Fluth kämpften.

Landwärts auf einer Berghöhe ſtieg eine rothe Flammenſäule auf. Es war eins der Nothfeuer, ein Signal in's Thal hinein zu geben, wie es ſtets geſchah, ſobald drunten am Strand Sturm geläutet wurde. Die Feuer flammten weiter von Gehöft zu Gehöft, bis tief in's Land.

Die am Strande Verſammelten beobachteten jede Bewegung der Schiffe mit ſchärfſter Aufmerkſamkeit, und ließen ihr kundiges Urtheil darüber laut werden.

„Noch halten ſie ſich. Wenn der Wind nur nicht nördlicher umſetzt, können ſie ſchon eine Weile kreuzen", meinte Nils Dahl.

„Sie ſind doch in der Viertelſtunde verdammt näher an den Strand gekommen", antwortete Swen Oeſſ beſorglich.

„Sie haben wohl gehofft, noch vor dem Wetter hereinzukommen, ſonſt hätten ſie gewiß hohe See geſucht", bemerkte Olaff Rasmus.

„Es iſt ein Wetter wie bei der Sündfluth", ſagte Nils, und ſchüttelte und rüttelte ſich. „Ich habe manchen Sturm erlebt. So toll habe ich die See noch nicht geſehen!"

„Ich auch nicht, ſeit ich hier im Leuchtthurm wohne", bekräftigte Swen Deoff. — —

Das Meer thürmte ſeine finſteren, im Blitz ſchwefelich grün leuchtende Wellen ſo auf, daß der Rand des Horizonts wie eine zackige Mauer, wie ein wogendes Gebirge ausſah. Am Ufer ziſchte die Brandung in einem unabſehbaren Schaumfelde. Wenn der Blitz die breiten Flügel aufſchlug, war die nächtige Sturmmauer bis zum Gipfel mehr als tageshell von dem blendenden, bläulichen Schwefelfeuer beleuchtet. Einen Augenblick lang konnte man den kleinſten Gegenſtand am Ufer und in See erkennen, ſo weit die gethürmten Wellen den verengten Horizont bildeten. Die beiden Schiffe, beide nur Zweimaſter, tanzten bald auf der Schaumhöhe der Wogen, bald verſanken ſie in den ſchwarzen Schlund zwiſchen den Wellenbergen.

„Könnt Ihr die Schiffe erkennen?" fragte Olaff Rasmus zu Nils Dahl, der für den erfahrenſten Seemann galt, gewendet.

„Sie ſind zu kurz ſichtbar, und ſtecken meiſt zu tief in den Wellen, antwortete der Stelzfuß. Er bohrte aber mit den Augen, um Claus Billerbecks Schiff zu erkennen.

Es war ihm nicht mit Sicherheit gelungen, aber doch zweifelte er kaum. „Ja, wenn ſie ruhig ſegelten, und man eine halbe Minute Zeit hätte", fuhr er fort, „da will ich Jedem ſeine Landsmannſchaft auf den Kopf zuſagen. Ich denke aber doch, wir haben einen Hamburger, und einen von Hull oder New-Caſtle vor uns!"

Das Wetter, ſtatt ſich zu legen, wuchs an Furchtbarkeit. Der Sturm überſauſte noch das Brauſen der See, und der Donner übertäubte Beide. Der Regen war zum Wolkenbruch geworden.

„Da iſt auch gar kein Abkommen noch Ankommen, wenn wir ſie auch hereinlootſen wollten", ſagte Oeoff, auf das tobende Meer hinſtarrend.

„Sie werden näher getrieben! Sie wehren ſich umſonſt wie Verzweifelte", bemerkte Olaff Rasmus, der die Bewegungen der beiden Schiffe ſcharf beobachtete.

„Mein Herrgott! Es iſt doch Claus Villerbeck", rief, als wieder ein entſetzlicher Blitz Himmel und Meer überflammte, Nils Dahl aus. „Jetzt habe ich das Schiff gerade von der Backbordſeite geſehen! Es iſt Claus Villerbecks Lugger, „die Waſſernixe", der Bau iſt nicht zu verkennen!"

„Claus Villerbeck!" wiederholte Rasmus. „Gott ſteh ihm bei!"

„Und wenn Keiner hinaus will, ich verrotteter Stelzfuß gehe hinaus, ſobald es Noth wird", ſagte Nils leiſe zu Swen Oeoff. „Wenn wir ſie nicht retten können, will ich lieber heut erſaufen, als morgen noch hier herumhinken!"

„Jetzt iſt Alles vergeblich, an kein Hinausgehen zu denken!" antwortete Swen.

„Sie kommen immer näher! Ihr Geſtänge iſt grauſam zerwettert!" meinte Rasmus.

„Sie ſind ſchon halbe Wraks, das Steuer wirkt nicht mehr!" ſetzte Oeoff hinzu.

„Doch, doch! Es wirkt noch! Sonſt ſchnitten ſie nicht beide den Wind ſo richtig und beide zugleich", beſtritt Nils deſſen Meinung.

Der Strand hatte ſich inzwiſchen mit einer größeren Zahl von Menſchen gefüllt. Seile, Haken, Stangen, alle möglichen Hülfs- und Rettungswerkzeuge wurden bereit gehalten, um für den äußerſten Fall die ſchwachen Verſuche der Hülfe machen zu können.

Zwei Stunden waren ſchon vergangen in der Spannung auf die furchtbare Erſcheinung. Die Regenſtröme flutheten

immer dichter herab; die Blitze und Donner folgten ſich immer raſcher. Selbſt die abgehärteſten Strandbewohner und Seeleute fingen an von der Näſſe und Kälte ſchon verklammt zu werden. Und bis jetzt vermochten ſie nichts zu thun, als dem drohenden Unheil zuzuſchauen, da es den Schiffen immer noch gelungen war, ſich kreuzend auf der Fluth zu halten.

Der Sturm fing an förmlich zu raſen. Blitz folgte auf Blitz: der Himmel blieb ein Feuerpfuhl, der Donner krachte, als ob die Felſen ſelbſt zuſammenbrächen.

„Der Huller hat den Hauptmaſt gebrochen!“ rief Nils, als eben der Blitz wieder das ganze Meer überflammte.

„Da ſchwimmt ein Boot!“ rief gleichzeitig Olaff Rasmus. —

„Ein Boot! Ein Boot! Sie haben ein Boot ausgeſetzt“, ſchrieen hundert Stimmen verworren durcheinander. Jetzt trat die Möglichkeit ein, den Unglücklichen, wenn ſie gegen den Strand in die Brandung trieben, Hülfe zu leiſten. Die Männer griffen nach den langen Haken, ſie wickelten die Rettungsſeile auf; jedes hülfreiche Werkzeug wurde in Bereitſchaft geſetzt.

Einige Minuten blieb es ſchwer finſter. Zu ſehen war nichts; nur das Ohr wurde betäubt durch das Toben des Sturms und der Brandung.

Da war es, als ob plötzlich der Himmel inmitten zerriſſe; ein leuchtender Gluthſtrom quoll aus allen Wolken zugleich, gekreuzte, zackige Blitze flammten gegen den Horizont herab; betäubendes Krachen umrollte ringsher das Ohr. Beide Schiffe tanzten dicht vor dem Fiord, auf der Höhe der ſchäumenden Wellen. Ein Blitzſtrahl fuhr in das eine, daß Maſt und Raaen ſplitterten, und die Flammen aufzuckten.

„Der Huller iſt getroffen“, ſchrie Nils Dahl. Gleich darnach verſchlang die Finſterniß das ganze grauſenvolle Bild wieder. Aber plötzlich ſchien der Strand einzubrechen; die

Erde dröhnte unter den Füßen und mit dem Donner in den Lüften zugleich krachte und sauste es hohl durch die Gebirgsschluchten, als stürzten die Felsenthürme übereinander hin. Ein Grausen faßte Alle.

„Heiliger Gott", rief Swen Oeoff und hob die Hände gen Himmel. „Das ist ein Erdbeben!" rief zugleich Nils Dahl. Der Schrecken hatte sie Alle gelähmt.

Jetzt ließ das Wetter plötzlich nach. Mit dem furchtbarsten Schlag war es wie erschöpft. — Der nächste Blitz war matter, doch er zeigte das Boot dicht am Strande. Man konnte die Menschen darin sehen. Eine mächtige Woge hob es hoch auf ihren Gipfel, und überstürzte sich schäumend; das Fahrzeug schoß fast senkrecht, mit der Spitze voran, in den Abgrund.

„Weh! Sie sind verloren!" schrie die Menge am Ufer. Doch der nächste Blitzschein zeigte es unversehrt; es schwebte auf den letzten Wellenhöhen am Strande. Die Zuschauenden jauchzten freudig auf.

„Werft die Seile aus! — Die Haken heran!" schrieen die Männer einander zu.

Da rollte die Woge schäumend das Ufer hinan, und warf das Boot weithin auf den Strand. Es stieß krachend auf den felsigen Grund und schlug um, die darin Sitzenden wurden über Bord geschleudert. Doch die Strandbewohner waren rührig zur Hand. Ein Paar nervige Arme fingen eine weibliche Gestalt aus dem schäumenden Gischt auf. In zwei Minuten lag sie geborgen auf trocknem Strand. Nils Dahl beugte sich über sie und mit weicher Stimme fragte er: „Lebst Du, arme Halgar?"

Vierzehntes Kapitel.

Der furchtbaren Nacht war ein klarer Morgen gefolgt. Die Sonne ſchien hell und heiter herab auf Peter Alfs Haus. Drinnen aber war alles wie in verworrenem Traum. Keiner konnte noch recht faſſen, wie und was Alles geſchehen war; Jeder wußte es nur halb. —

Der alte Weſteräs ſaß weinend in einem Lehnſtuhl, und hielt die weinende Halgar in ſeinen Armen, die vor ihm kniete und das Haupt in ſeinem Schooß verbarg. —

Daneben lag auf einer weichen Bahre hingeſtreckt ein junger Mann, todesbleich, kaum athmend, dem die Locken lang, erſchlafft vom Haupt herunterhingen; die liebliche Carlen war über ihn gebeugt, küßte oftmals ſein Antlitz, und netzte es mit Thränen. „Mein Erik! Mein Erik! Nein, Du ſtirbſt mir nicht!“ flehte ſie weinend.

„Nein!“ hauchte er matt, und lächelte mühſam. Mehr vermochte ſeine erſchöpfte Kraft nicht.

„Meine Tochter! Meine liebe, liebe Tochter!“ ſagte der alte Weſteräs, und die wilden Züge waren ſo mild, ſo freundlich geworden! Man las es in den weichglänzenden Augen, daß das klare Licht des Geiſtes wieder daraus hervorſchimmerte.

„Ich will mein geſundes Bein verlieren, Peter Alf,“ murmelte der Stelzfuß dieſem zu, „wenn der Alte nicht für ewig hergeſtellt iſt.“ „Nun danket alle Gott!“ ſummte er fromm, und faltete die Hände. „Die aber,“ er zeigte auf einen Tiſch abſeits in der Ecke, „die dort unter dem Leichentuch, mögen zittern vor dem Gott, dem wir danken!“

„Er hat ſie geſtraft!“ erwiederte Swen Oeoff. „Sein iſt die Rache!“ —

„Sagt mir doch," fragte Claus Billerbeck leiſe, „wie habt Ihr denn den Erik eigentlich gefunden? Ich war nur um Halgar beſchäftigt, und ſelbſt halb todt; daß Ihr ihn von der Sturmmauer geholt, wo die Halgar mitten im Sturm, beim Blitzleuchten den Mann am Seil entdeckt hatte, weiß ich wohl, aber wie iſt er dahin gerathen, und wie iſt Alles zugegangen?"

„Ich dachte gleich," antwortete Nils, „daß die Halgar Recht hatte, als ſie ſo jammerte um ihren Bruder Erik. Es konnte kein anderer ſein als er, der am Seil an der Sturmmauer hing. Kein Anderer von hier hätte das verwogene Stück unternommen!"

„Was aber trieb ihn denn dahin?" fragte Billerbeck.

„Hört nur!" antwortete Nils, „Gottes Blitze haben dieſe Nacht eine grauſenvoll ſchwarze That beleuchtet! — Ohne das furchtbare Unwetter wäre Erik verloren geweſen! — Seht nur, wie die liebe Carlen ihn pflegt; ja, nun ſoll er wohl ihr Bräutigam ſein!" —

„Aber erzählt doch!" erinnerte Billerbeck.

„Ich bin immer noch ganz wie im Taumel!" antwortete Nils. „Es ſchwirrt mir Alles durch den Kopf. — Als die See den Schurken, den Lübecker, ausſpuckte, mitten unter den Planken ſeines vermaledeiten, zertrümmerten Luggers, und mir das verzerrte Angeſicht ſo gräulich entgegenſtarrte, da hat ſich wahrhaftig mein bischen Verſtand einen Leck geholt. Mag er mit ſeinem Kameraden Jakob für ewig zugedeckt bleiben unter dem Tuch da! Ich will keinen Zipfel aufheben."

„Erzählt doch nur, wie Ihr den Erik und den Jakob fandet, und den Alten," drängte Billerbeck ungeduldiger..

„Nun freilich! ich erzähle ja!" antwortete Nils Dahl, „aber wer kann in ſolchem Sturm den Cours geradeaus halten! Genug, wie die Halgar ſo jammerte, und immer rief: Es iſt gewiß mein Bruder Erik, der an der Sturmmauer hängt,

helft ihm, — helft ihm — da ſtürzten wir Alle fort. Sie mußte Recht haben. Wir hatten ja auch, Swen Oeoff und ich, ſchon früh Morgens mit dem Tubus vom Leuchtthurm zwei Männer da oben herumſtreichen ſehen, die von hier ſein mußten; aber der Teufel wußte wer! Wir alſo Alle hinauf, was die Füße halten wollten, Swen Oeoff, Olaff Rasmus, Han, und wohl zwanzig Andere. Mein Stelzfuß mußte laufen und klettern mit meinem geſunden um die Wette. Was wir an Seilen zuſammenbringen konnten, mit hinauf! Säge, Aexte, Beile, Schnallzeug. Alles mußte mit. Wir nahmen den nächſten Weg, immer ſteil zwiſchen den Klippen hinan. — Und droben! Da trafen wir's! Da fanden wir die Anſtalten zum Ausleger; aber der Streckbaum war hinten aus dem Lager gebrochen. Huy dachte ich, der iſt geliefert, der hier heruntergeſtürzt iſt: denn dieſe zwanzig, dreißig Thurmhöhen hinunter — das iſt denn doch noch eine andere Reiſe, als von der Hauptmaſtſpitze aufs Deck. — Wir legten uns auf den Bauch, guckten über die Felswand; zu ſehen war aber nichts. Wir ſchrieen hinunter — kein Laut zur Antwort! Es war nicht zu verwundern, denn den armen Jungen hatte die Qual und die Angſt betäubt. — Endlich ſehe ich, denn Augen habe ich, Gott ſei Dank, im Kopf wie ein Bergfalk, — ich war ſchon als Matroſe immer der beſte Ausluger, — endlich ſehe ich ein Querholz — es ſah aus wie ein Schwefelholz — unten in einem Fichtengebüſch, gerade über dem Ausſprung eingeklemmt. Jetzt hatte ich's! Das war der Ausleger! Dort war er hängen geblieben! — Aber wie da helfen! — Es galt kein Beſinnen; an meinem alten Hals war nicht mehr gelegen als an meinem alten Bein. In einer halben Stunde war ein neuer Ausleger gezimmert; wir hatten eine halbe Meile Seilwerk zuſammengeſchleift; ich ließ mir das Schnallzeug anlegen, ſie hakten mich ein, ich betete mein Vaterunſer, ſie ſetzten die Windenſpille in Gang — ich rutſchte

ab! Bis zum Ausbug nichts zu ſehen an der ganzen Sturmmauer. Nur im Fichtengebüſch, wohl hundert Ellen über dem Bug, hatte ſich richtig der Ausleger quer eingeklemmt; ſonſt hätte der arme Erik unten gelegen zwiſchen den Steinen in der Brandung, wo ſein Vater geſtern Vormittag bei der Ebbe ſaß. In ſeinem Hirn iſt es, wie nebelig es auch geſtern ſchien, vielleicht ſchon damals heller geweſen als in unſerm! Genug, ich rutſchte weiter bis auf die Ausbauchung des Felſens. Da faßte ich erſt Fuß, lugte ſorgfältig aus nach unten und ſiehe! Hundert Ellen unter mir, aber fünf, ſechshundert überm Abgrund der See, hing mein Junge richtig! Ich ſchrie, aber er gab nicht Antwort. Er iſt maustodt, dachte ich. — „So brich du meinethalben auch den Hals, alter Stelzhumpler," war mein Spruch, und ich glitt weiter, immer neben ſeinem Seil hinunter. Ich kam dicht zu ihm heran. Athem hatte er noch, aber keine Beſinnung. Nun band ich uns beide zuſammen, daß der Teufel uns nicht hätte auseinander reißen ſollen, ſchnitt ſein Hangſeil mit meinem Taſchenmeſſer durch, und rief: „Ahoi!" Flugs wanden ſie droben an, und nach zehn Minuten war ich mit ihm oben. Da konnte man's ſehen, warum der arme Junge ſo gut wie todt war! Das Schnallzeug hatte ihm Arme und Beine zerſchnitten, daß Alles blutete, — und der Schreck, und die Angſt, — und das Wetter! Hört einmal, Eine ſolche Nacht verdient alle Höllenſtrafen ab! In dem mörderiſchen Wetter da zu hängen von Gott und Menſchen verlaſſen ...."

„Nicht von Gott," fiel Claus Billerbeck ihm ins Wort.

„Nein, wahrlich nicht, es fuhr mir nur ſo heraus!" verbeſſerte ſich Nils, und ſah auf zum Himmel! „Nun, wir trugen ihn dann hinunter, auf den andern Weg, der hierher führt, am ſchwarzen Schlott vorbei. Wie wir dorthin kamen, da ſahen wir erſt Gottes Gericht! Der ganze Fels zuſammengebrochen in's Thal geſtürzt, auf derſelben Stelle, wo

vor ſieben Jahren die Schneelavine von ſeinem Dach ſtürzte!“

„Alſo das war der dröhnende Knall, daß wir glaubten, die Erde ſei geborſten,“ rief Peter Alf, der hinzugetreten war.

„Still doch!“ gebot Nils und fuhr fort: „Wir hatten des Teufels Arbeit durch die Felſentrümmer, um darüber hinweg zu kommen mit der Bahre, auf der Erik lag! Als wir endlich hinüber ſind, da ſitzt der Alte dort,“ — er zeigte auf Weſteräs — „und iſt in ſeinem Wahnſinn zehnmal geſcheuter geweſen, als wir Alle zuſammen! Er wollte zwar immer die Halgar ausgraben, aber er hatte jetzt wirklich den Jakob herausgegraben, die giftige Schlange. Der war unter dem Felſen zerſchmettert, — aber nicht todt. Nur die Füße bis an die Hüfte waren zermalmt, und das war Gottes Gericht!“

„Wie das?“ fragte Billerbeck.

„Nun, wittert Ihr's denn noch nicht? Ich roch, bei meiner armen Seele, das Brod ehe es aus dem Ofen kam!“

Alle horchten auf.

„Wie wir die Steine abräumten und den Burſchen vollends herauszogen, — der Alte hatte es allein nicht vermocht, — da kam er etwas zur Beſinnung, und ſeine verzerrte Larve verzerrte ſich noch gräulicher! Als er den Erik auf der Bahre gewahrte, wo er für todt lag, da krampfte es ihm in allen Geſichtsmuskeln, er heulte, er klapperte mit den Zähnen. Genug, das Bubenſtück, ſo fein geſponnen, kam dennoch an die Sonnen! Er hatte den armen Burſchen hinaufgelockt; wenn er drunten den Hals drei und dreißig mal wagte, und brav Dunen heraufſchleppte, wollte er ihm die Carlen zur Frau geben, — und als er das letztemal hinunterging, brach er ſelbſt, — der da, unterm Leichentuch, den Ausleger mit der Axt hinten aus dem Lager, und ließ den armen Jungen — ſeht nur wie die Carlen ihn küßt, — hinunterſtürzen!“

Nils war bleich geworden, vor Schauer und Ingrimm; die Zuhörer auch, von denen die meiſten den Zuſammenhang noch nicht kannten.

„Aber Gottes Hand hielt ihn!“ fuhr er tiefathmend fort. „Der Ausleger ſetzte ſich quer, und blieb im Fichtengeſträuch hängen. An der Wand, wo ihn in Wochen vielleicht kein Menſchenauge entdeckt hätte, wäre er verhungert — mit zerſchellten Armen und Beinen, — durch die naſſen, ſcharf gezogenen Riemen im Schnallzeug unter Höllenqualen! Aber Gottes Auge ſah ihn! Und ſein Athem wehte durch den Himmel, und das Unwetter zog herauf, und ſeine Schweſter Halgar trieb auf der ſtürmenden See, da die Blitze die Nacht heller machten, als den Tag, ſie hatte ihn am Fels entdeckt, — ſie ....“ das Wort ſtockte ihm im Munde, — „ſie“ rief er zitternd und weinend, — „ſeht ſie doch nur an, wie ſie kniet vor dem alten Vater, — und der weiß wieder wer ſie iſt! — Wer da nicht beten lernt, der gehört zu denen da!“

Er zeigte auf die Leichen unter dem Tuch.

Alle ſtanden in tiefſter Stille; es durchſchauerte ſie das göttliche Walten. —

Claus Billerbeck trat leiſe zu Halgar heran, die der Vater immer noch in ſeinem Arm hielt und herzte. Sie erblickte ihn. „Das iſt mein Retter, Vater!“ ſagte ſie voll Innigkeit, und reichte ihm die Hand.

„Und der da!“ zeigte Billerbeck auf den Stelzfuß, der an ihrer Seite ſtand.

„Nichts da!“ wollte Nils kurz ſagen, aber ſeine Stimme wurde wider Willen weich. „Der dort!“ ſetzte er hinzu und zeigte nach oben.

„Er hat Alle gerettet!“ ſagte der alte Weſteräs fromm und blickte mit dankbarem Auge aufwärts.

„Und die Schuldigen geſtraft!“ ſetzte Nils hinzu.

„Und der Reuigen vergeben!“ fiel Billerbeck warm ein, als Halgar leiſe ſeufzte.

Weſteräs drückte ſeine Tochter ſanft an's Herz, und wandte die Blicke zur Rechten, zu ſeinem Sohn Erik, und der lieblichen Carlen. Sein freundliches Auge füllte ſich mit Thränen; er erhob es nochmals mit einem innigen Blick zum Himmel und ſprach: „Verehrt die Fügung Gottes!“

Und als am Johannistage darauf der Biſchof von Drontheim ſelbſt die beiden Paare Erik und Carlen, und Billerbeck und Halgar am Altar zuſammengab, da ſprach der fromme Geiſtliche die gleichen Worte, und die ganze Gemeinde ſprach ſie im Herzen mit, den Alle verehrten: „Die Fügung Gottes!“

Edmund von Braunfels.

Novelle.

Erſtes Kapitel.

An einem der ſchönſten Sommerabende hielt, als die Sonne ſchon im Sinken war, ein Fiacker vor der Gartenthür einer von Reichthum und Geſchmack zeugenden ländlichen Beſitzung, eine Stunde von F. . . . — Ein Mann von etwa ſechzig Jahren, deſſen Aeußeres eine gewiſſe pedantiſche Eleganz zeigte, wie ſie den Bejahrteren und höher Bedienſteten in großen kaufmänniſchen Häuſern eigen zu ſein pflegt, ſtieg aus dem Wagen. Es war der Comptoir-Vorſteher des reichen Hauſes Bergheim und van Bloom, welcher den Chef deſſelben, Herrn von Bergheim, zu dieſer ſpäten Stunde noch auf ſeinem Landhauſe aufſuchte. Indem er die Glocke ziehen wollte, ſah er, daß die Gartenthür nur angelehnt war, und trat daher ohne Weiteres ein. Genau bekannt, verfolgte er die gewohnten Gartenpfade, die ſich durch einige dichtere Gebüſche nach dem Eingang auf der Terraſſe der Villa hinzogen. Er ging aber nicht mit dem Schritt eines Luſtwandelnden, ſondern haſtig und nachdenklich, oder vielmehr zerſtreut, offenbar mit einer wichtigen Angelegenheit innerlich ſehr beſchäftigt. Daher erſchreckte ein halb erſchrecktes „Ach" einer weiblichen Stimme, das er unvermuthet neben ſich hörte, ihn ſelbſt. Es war die Tochter des Hauſes, Ottilie, die er durch ſein Kommen überraſcht hatte.

„Ach, Sie ſind es, Herr Goldner", ſprach das junge Mädchen ein wenig betreten, aber ſehr freundlich, indem ſie von der Bank vor einem blühenden Jasmingebüſch, wo ſie geſeſſen hatte, aufſtand. Sie ſteckte zugleich ein kleines in

rothen Maroquin gebundenes Portefeuille, das neben ihr gelegen, eiliger zu ſich, als ein ſo harmloſer Gegenſtand zu erfordern ſchien.

„Was führt Sie denn noch ſo ſpät zu uns heraus?“ fuhr das überaus anmuthige Mädchen, ſich ein wenig zuſammennehmend, freundlich fort.

„Ich muß Ihren Herrn Vater noch in einer wichtigen Angelegenheit ſprechen“, erwiederte der alte Herr, „iſt aber Herr von Braunfels vielleicht hier...?“

„Daß ich nicht wüßte“, antwortete Ottilie mit einer Verlegenheit und einem Erröthen, die Goldner unfehlbar bemerkt haben müßte, wenn ſeine eigene Zerſtreutheit und die ſchimmernde Abendröthe, die von Ottiliens blühenden Wangen und reiner Stirn widerſtrahlten, ihn nicht daran gehindert hätten.

„O, verzeihen Sie“, fiel er ſchnell wieder ein, ſich gewiſſermaßen verbeſſernd, „die Frage entſchlüpfte mir nur ſo, weil ich vor einigen Tagen ein Brieftäſchchen in Herrn von Braunfels Hand geſehen habe, ganz ähnlich demſelben, welches Sie ſo eben einſteckten.“

Die Erwiederung Goldners war ganz arglos, denn er hatte wirklich ein ſolches Portefeuille in der Hand des jungen Commis, den er genannt hatte, geſehen. Daß er ſo eilig nach ihm forſchte, hatte freilich einen ernſten Grund. Eben dieſer beſchäftigte ihn jedoch ſo, daß er Ottiliens Erblaſſen und Erröthen bei ſeiner Entgegnung nicht wahrnahm. Auch ihre beklommen verlegene Antwort: „Wie ſollte Herr von Braunfels hier ſein?“ fiel ihm nicht auf. Es wäre indeſſen gar nicht auffallend geweſen, wenn Braunfels wirklich auf der Villa war, denn er wurde von Bergheim ſehr ausgezeichnet, faſt wie ein Sohn behandelt, da er der Sohn einer Jugendfreundin war, und er ihn dieſer, einer ſehr edlen und unglücklichen Frau, zu Liebe in ſein großes Geſchäft auf-

genommen hatte, wo ſich dem ganz unbemittelten jungen Manne eine reiche Zukunft öffnen konnte.

Braunfels beſuchte daher ſeinen Prinzipal, in deſſen Familie er freundlichſt aufgenommen war, auch häufig in der Landwohnung. Nur wäre es allerdings ungewöhnlich geweſen, daß er ſich gerade heute dort befinden ſollte, weil es Sonnabend war, und er faſt jeden Sonntag zu Mittag draußen ſpeiſete, auch für den folgenden Tag dort erwartet wurde.

„Sie wollten mit dem Vater ſprechen", fuhr Ottilie etwas geſammelt fort. „Sie finden ihn in dem Birkenhäuschen. Soll ich Sie hinführen?" ſetzte ſie freundlich hinzu.

„O, ich danke Ihnen ſehr, liebes Fräulein; es wäre zu gütig", antwortete Goldner ceremoniös, doch zugleich ſehr erfreut, weil er die Tochter des Prinzipals wie eine eigene, obgleich mit größter Ehrfurcht, liebte. „Den Weg weiß ich zu finden", ſetzte er lächelnd hinzu, „in ein und vierzig Jahren lernt man einen Garten, den man ſelbſt mitanlegen half, allenfalls kennen."

Mit dieſen Worten ging er höflichſt grüßend weiter. Er fand ſeinen Prinzipal an dem bezeichneten Orte, wo er ein engliſches Journal las.

„Sieh da, Goldner, woher ſo ſpät?" lautete deſſen erwiedernder Gruß auf ſeinen „Guten Abend!"

„Ich komme wegen nicht ganz angenehmer Mittheilungen", begann Goldner mit ſeiner ernſten Geſchäftsmiene.

„So! Nun, wir haben doch nicht fallirt?" unterbrach ihn Bergheim mit einem Lächeln, welches des Gegentheils mehr als gewiß war.

„Gott ſei Dank, nein!" erwiederte Goldner mit einigem Stolz. „Das Haus Bergheim und van Bloom fallirt nicht. Aber es kann Unannehmlichkeiten in ſeinen Geſchäften haben!"

„Gewiß! Dafür ſind es Geſchäfte."

„Ich muß melden, daß der Commis, Herr von Braunfels," ſprach Goldner ernſt und geſchäftsmäßig, „den ich dieſen Nachmittag um fünf Uhr mit vielen wichtigen Briefen, auch einer Baarſendung von 2456 Thalern in preußiſchen Kaſſenanweiſungen an Gebrüder Ottersloh in Bremen auf die Poſt geſandt, bis zum Comptoirſchluß nicht wieder in's Geſchäft zurückgekehrt iſt, noch auch die Poſtſcheine zur Kaſſe abgeliefert hat."

„Hm! — Das wird ſich aufklären. Braunfels iſt ja immer mit dieſen Geſchäften und mit wichtigeren beauftragt geweſen. — Er wird unmittelbar von der Poſt noch irgend einen Gang gemacht haben, einen Beſuch, der ihn länger feſſelte, als er dachte."

„Wenn es nicht Sonnabend, der Wochenſchluß der Kaſſe, wäre," bemerkte Goldner kopfſchüttelnd.

„Das hätte er freilich bedenken, und es zuvor anzeigen ſollen. Aber er wird Abends nach Haus kommen, iſt vielleicht ſchon zu Haus, während Sie hier ſind."

„Eine halbe Stunde nach Comptoirſchluß war er noch nicht auf ſeinem Zimmer, und ..." Goldner ſtockte.

„Nun?" fragte Bergheim geſpannt.

„Der Mantel fehlte. Den pflegt man zu einem Abendſpaziergang im Juli doch nicht mitzunehmen!"

„Sie glauben, er ſei fort?" fiel Bergheim betroffen ein.

„Ich glaube nichts, ich habe nur die ordnungsmäßige Anzeige gemacht," ſprach Goldner gemeſſen.

„Hm! Es iſt unmöglich! Er wird einen Ausflug über Land gemacht haben. Das pflegen ja unſre jungen Leute oftsmals Sonnabends zu thun! Er war immer pünktlich, rechtlich — der Sohn einer ſolchen Mutter!"

„Ich habe ihn ſeit einiger Zeit auch ſehr auffallend in ſeinem Benehmen gefunden; zerſtreut, unruhig, blaß!" erwiederte Goldner.

Bergheim ſchüttelte den Kopf.

„Auch habe ich ſogleich auf der Poſt nachgefragt, ich ſelbſt," fuhr der Comptoirchef fort, „denn ich wollte ganz vorſichtig ſein. Der Poſtſekretair Meßner, ein zuverläſſiger Mann, den ich ſeit längerer Zeit kenne, hat mir die Verſicherung gegeben, daß die Baarſendung nicht eingeliefert iſt."

„Nicht!" rief Bergheim und erſchrak. Seine edlen Züge nahmen einen ſehr ernſten, beſorglichen Ausdruck an. „Lieber Goldner," ſprach er nach einer Pauſe, „Ihre Beſorgniß mag doch nicht ohne Grund ſein! Für das Geſchäft iſt der Vorfall unbedeutend, allein er iſt ein ſehr ernſter für ..... Jedenfalls iſt es das Beſte, die Sache für jetzt ſo geheim zu halten, als möglich. Wir wollen morgen Mittag abwarten. Ich erwarte Braunfels wie gewöhnlich zu Tiſche. Kommt er, ſo .... Nun, ich will nachdenken, was zu thun iſt. Vielleicht finden Sie ihn zu Haus, wenn Sie zurückkommen, und Alles iſt aufgeklärt!" ſetzte der edle menſchenfreundliche Mann, ſich ſelbſt beruhigend, hinzu. — „Aber eſſen Sie erſt das Abendbrot mit uns, lieber Goldner!"

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen danke. Ich bin zu unruhig über den Ausgang. Es drängt mich, zurückzueilen. Mein Wagen wartet draußen."

„Sie haben Recht!" ſprach Bergheim, und drückte ihm die Hand.

„Finde ich Braunfels, und die Sache aufgeklärt, ſo ſende ich Ihnen morgen ganz früh Botſchaft," ſprach Goldner Abſchied nehmend.

„Nein, heute, lieber Goldner. Ja, noch heute. Und wäre es mitten in der Nacht. Zwei Zeilen genügen. Ich werde anordnen, daß hier Jemand wacht."

So ſchieden ſie.

Bergheim beobachtete gegen die Seinigen das tiefſte

Schweigen. Er ahnte nicht, welche Wohlthat er dadurch ausübte. Einer unbefangenen Frage Ottiliens nach Goldners ſpätem Beſuch wich er durch die Antwort aus:

„Er mußte nur meine Meinung über eine Geſchäftsſache einholen, die nicht aufgeſchoben werden kann.“ — —

Bergheim verbrachte die Nacht ſehr unruhig. Es war keine Nachricht von Goldner gekommen. Um neun Uhr des andern Tages erhielt er aber einen Brief, der ihm meldete, daß Braunfels nicht nach Haus gekommen ſei, auch Niemand von ihm wiſſe.

So kam der Mittag heran. Die Beamten des Geſchäfts und einige Freunde verſammelten ſich um die gewohnte Stunde in der Villa. Man ſaß auf der Terraſſe im Schatten des Hauſes, wo man den ganzen Garten bis zur Landſtraße überſah. Nur der Eingang war mit Gebüſch verdeckt.

Wer Ottilie beobachtete, mußte ihr einige Unruhe anmerken. Bei jedem Schallen der Glocke am Gitterthor war eine Bewegung in ihren Zügen ſichtbar. Ihre Mutter nahm ihre Unruhe nicht wahr; ſie hatte ſich unbefangen und lebhaft in ein Geſpräch verwickelt. Der Vater war ſelbſt zu aufgeregt; er zeigte eine ähnliche Spannung wie Ottilie; jeden Augenblick hoffte er, Braunfels erſcheinen zu ſehen, und immer trat ein Anderer aus dem Gebüſch. Endlich erſchien Goldner, im Geſchäft ſtets der Erſte, aber der Letzte der erwartenden Gäſte außer Braunfels. Gegen dieſen machte ſich Bergheim endlich durch die Frage Luft:

„Bringen Sie Braunfels nicht mit, lieber Goldner? Er iſt der Einzige, der noch fehlt.“

„Er hat Ihnen nicht abgeſagt?“ fragte dieſer mit bedächtig angenommener Verwunderung. „Wie ich gehört habe, hat er geſtern ſchon einen Ausflug auf's Land unternommen.“

„Ei, da muß eine Vergeßlichkeit oder ſonſt ein Miß-

verſtändniß im Spiele ſein," erwiederte Bergheim mit erzwungener Ruhe. „So denke ich, gehen wir zu Tiſch."

„Du biſt ſo zerſtreut, liebe Ottilie!" redete der Vater dieſe an, die ihre Augen unverwandt gegen den Garten gerichtet hatte.

„Ich? Ich dächte nicht — " antwortete ſie betreten.

„Und wie blaß Du ausſiehſt! Iſt Dir nicht wohl?"

„Ich habe nicht gut geſchlafen, — es iſt ſo heiß . . . ." antwortete ſie, und Röthe und Bläſſe wechſelten auf dem ſchönen Angeſicht.

Die Thüren des Gartenſaales wurden geöffnet und ein Diener zeigte an, daß angerichtet ſei. Man ging zu Tiſch. Ein Stuhl blieb leer.

„Sie können das Couvert wegnehmen!" ſagte Bergheim einem der Diener.

In dem Augenblick ſchellte es an der Gartenthür.

„Da iſt er!" rief Bergheim, und ſein Auge glänzte freudig, es war ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Seine Tochter wurde in dem nämlichen Augenblick aus einer Lilie eine Roſe; allein eben ſo raſch verwandelte ſie ſich zurück, als der an der Glasthür ſtehende Diener, welcher den Garten überblickte, anzeigte:

„Es iſt der Herr Baron von Seſenberg."

„Seſenberg! Das iſt ja eine angenehme Ueberraſchung!" rief die Wirthin.

Bergheim war betroffen. Der Eintretende, ein alter Freund des Hauſes, wurde indeſſen auf das Herzlichſte begrüßt. Er nahm nicht auf Braunfels' leerem Stuhle Platz, ſondern die jungen Leute rückten zuſammen, und der ältere Gaſt erhielt ſeinen Sitz zwiſchen Ottilien und ihrer Mutter.

„Ihr habt wohl auf mich gerechnet," ſprach er heiter, „daß mir gleich ein Couvert offen gelaſſen iſt?"

„Das nun gerade nicht," antwortete Bergheim,

„aber mir iſt ein erwarteter Gaſt, mein Commis Braunfels, ausgeblieben.“

„Braunfels? Ei! den habe ich dieſen Vormittag in Bad H..... geſehen.“

Ohne zu bemerken, welchen Eindruck dieſe Worte auf einige der Anweſenden machten, fuhr Seſenberg heiter fort: „Er eilte ſehr flüchtig grüßend an mir vorüber, entweder einigen hübſchen jungen Damen nach, oder dem Spielſaale zu; das konnte ich nicht entſcheiden, da der Weg derſelbe war.“

Bergheims und Goldners Blicke begegneten einander ſehr ernſt; Ottilie ſaß ſtumm, man hätte den Schlag ihres Herzens hören können. Doch Niemand ahnte etwas von dieſer Bewegung. Seſenberg ſprach unbefangen fröhlich fort, bald war die Unterhaltung eine allgemeine, und der Mittag verſtrich, dem äußern Scheine nach, ſo heiter, wie jeder Sonntag in dieſem Hauſe.

Zweites Kapitel.

Am Montag fuhr Bergheim ſehr zeitig nach der Stadt; nicht allein, weil ihn die Ungeduld drängte, ſondern weil auch Ottilie in der Nacht ſo unwohl geweſen war, daß er ihr ſo bald als möglich einen Arzt hinausſenden wollte. Er fuhr bei dieſem vor, und war doch vor acht Uhr im Comptoir. Goldner ſtand ſchon an ſeinem Pult; ſonſt war noch Niemand dort.

„Iſt Braunfels zurück?“ war Bergheims erſte Frage.

„Leider nein!“ ſprach Goldner kopfſchüttelnd.

„Ich muthmaße Schlimmes. Dieſer unglückſelige Spielſaal! Wir werden nun wohl auf Seſenbergs unabſicht-

liche Nachricht hin nach ihm ſenden müſſen?" erwiederte Bergheim.

„Es wäre vielleicht gut, Herr von Bergheim, wenn Sie erſt die angekommenen Briefe öffnen möchten; es iſt ein ſehr ſtarker aus B . . . dabei, ſchwarz geſiegelt."

„Von der Mutter?"

„Ich glaube nicht!"

„Bergheim eilte in ſein Kabinet; der ſchwarzgeſiegelte, ſehr ſtarke Brief aus Braunfels' Heimath lag oben auf in dem Paket der Geſchäftsbriefe. Er ergriff ihn haſtig. „Der Abſender iſt der Juſtizrath Senden in B . . ." ſagte er nach einem Blick auf die Adreſſe, und öffnete.

„Mein Gott!" rief er beſtürzt, als er die erſten Zeilen überflogen hatte; „Goldner! Hören Sie! „„Dem letzten Willen der geſtern verſtorbenen Frau Wittwe Rittmeiſterin von Braunfels entſprechend, ...""

„Todt! Die Mutter?" unterbrach ihn Goldner beſtürzt. Schmerz und Schrecken drückte ſich in den Zügen des alten redlichen Mannes aus. Vollends war Bergheim erſchüttert. Beide durchſchauerte eine Ahnung, daß dieſer Tod und der Inhalt der Papiere, die dem Briefe beigefügt waren, in einem düſter geheimnißvollen Zuſammenhang mit den beſorglichen Ereigniſſen, die ſie jetzt beſchäftigten, ſtehen möchten.

Bergheim las das Schreiben des Juſtizraths:

„Dem letzten Willen der geſtern verſtorbenen Frau Wittwe Rittmeiſterin von Braunfels entſprechend, ſende ich Ihnen die anliegenden Papiere, und richte im Namen der Hinübergegangenen die innigſte Bitte an Sie, daß Sie, verehrteſter Herr, da ſie ſich dem unglückſeligen Sohne der Verewigten . . . ."

„Unglückſeliger Sohn!" wiederholte Goldner.

. . . . „bisher ſo väterlich bewieſen haben, auch in der ſchwe-

ren Angelegenheit, die der tiefgebeugten Mutter das Leben gekoſtet hat....."

„Gott! Was werden wir hier noch vernehmen!" unterbrach ſich Bergheim. Erſt nach wenigen Augenblicken konnte er weiter leſen:

.... „Ihr menſchliches Mitleiden vorwalten laſſen werden, ſo ſehr die ſchwere Schuld des Unglücklichen nur die Strenge der Gerechtigkeit herausfordert. Ich bin von der Sterbenden beauftragt, verehrteſter Herr, jede Vollmacht in Ihre Hand zu legen! Verfahren Sie mit dem Sohn der unglücklichen Dahingeſchiedenen wie mit Ihrem eigenen. Die beifolgenden Papiere werden Sie über Alles unterrichten!"

„Iſt es möglich! Was werden wir erfahren!" rief Bergheim aus. — „Hier ſind Briefe von Braunfels' Hand," ſprach er, die Papiere durchlaufend, — „das iſt die Hand der Mutter!"

„Goldner, thun Sie mir die Liebe, durchleſen Sie dieſe Papiere, — Sie werden mehr Faſſung und Ruhe haben als ich."

Goldner nahm ſchweigend die Papiere und trat damit an ſein Pult. Bergheim ging in großer Aufregung auf und nieder. Der Fall würde jeden menſchlich Theilnehmenden bewegt haben. Doch, daß bei Bergheim dieſe Empfindung ſo überaus tief war, hatte einen tiefern Grund. Er hatte die Mutter des jungen Mannes, Eugenie***, einſt geliebt. Damals ganz unbemittelt, ohne Ausſichten für das Leben, war er zu ſchüchtern, ſeine Neigung zu bekennen; ſie wurde, ohne daß er es wußte, erwiedert. Sein erwählter Beruf führte ihn aus B.... nach F.... in das Haus van Bloom, deſſen Chef er jetzt', nach dreißig Jahren, war! Zwei Jahre, nachdem er B.... verlaſſen, reichte Eugenie, dem Wunſch ihrer Eltern folgend, dem Rittmeiſter von Braunfels die Hand. Von jener Zeit an trafen ſie die härteſten Schläge.

Ihre Eltern ſtarben; ihr Mann zeigte ſich ihrer unwürdig. Er hatte auf eine ungleich reichere Erbſchaft gehofft, und dieſe Täuſchung ließ er die unglückliche Frau auf das Härteſte entgelten. In der voreiligen Hoffnung hatte er Schulden gemacht, die er nicht decken konnte. Innerlich haltlos, gab er ſich einer wilden, wüſten Lebensweiſe hin. Das Spiel, in dem er ſeine Rettung ſuchte, wurde ſein völliges Verderben. Endlich war ſeine Stellung nicht mehr zu halten; er verſchwand plötzlich, und ließ ſeine Gattin und den Sohn, den ſie ihm geſchenkt hatte, in der hülfloſeſten Lage zurück. — Damals ſah Bergheim ſie wieder, als ſie, von mitleidigen Verwandten unterſtützt, zur Herſtellung ihrer ganz zerrütteten Geſundheit ein Bad in der Nähe von F.... beſuchte, wohin auch er, eben mit der Tochter des Hauſes van Bloom verheirathet, einen Ausflug gemacht hatte. Waren auch die alten Verhältniſſe durch die Zeit gelöſt und erloſchen, ſo berührte ihn doch ein wehmüthiges Nachklingen der Saite, welche in ſeinem jugendlichen Leben ertönt war. Er wurde der Freund der ehemaligen Geliebten. So geſchah es, daß zwei Jahrzehnte ſpäter ihr Sohn die Laufbahn ſeines Lebens unter ſeiner Leitung und Obhut angetreten hatte. Und jetzt dieſe Entdeckungen und der plötzliche Tod der Mutter! —

Nach einiger Zeit trat Goldner mit den Papieren wieder zu ihm. „Dieſe Mittheilungen ſind nicht tröſtlich,“ ſagte er. „Sie werden zu dem Einzelnen jetzt nicht die Ruhe haben; das traurige Ergebniß im Ganzen iſt aber, daß Herr von Braunfels ſchon ſeit einiger Zeit in den verwickelteſten Geldbedrängniſſen geweſen ſein muß. Er hat ſeiner Mutter vor einigen Wochen Geſtändniſſe gemacht. Sie hat ihm mit Aufbietung aller ihrer Kräfte geholfen; er hat Beſſerung gelobt, aber — nicht gehalten. Sorgen und Schmerz haben die unglückliche Frau auf das Sterbelager geworfen. Der letzte Brief des Sohnes — — wollen Sie ihn ſelbſt leſen?“

fragte Goldner; doch seine Miene zeigte, daß er es Bergheim zu ersparen wünsche.

„Nein, nein! Sagen Sie mir nur davon, was ich wissen muß."

„Der Brief ist vom 3. Juli, wir haben heut den 14.; also eilf Tage alt. Er enthält schlimme Geständnisse. Ich ersehe daraus, daß mehrere nicht unbedeutende Angelegenheiten des Geschäfts, die wir abgemacht glaubten, nicht erledigt sind. Wir müssen unverzüglich Reclamationen erhalten; vielleicht finden wir sie schon in den Briefen dort."

„Das wird sich ertragen lassen .... aber .... sagen Sie mir, ... ich möchte vor Allem wegen der Mutter das Nähere wissen!"

„Dieser Brief, der die schon schwer erkrankte Frau mit dem härtesten Schlage traf, ist die Ursache .... er hat ihren Tod beschleunigt," sprach Goldner, als er Bergheims Erblassen sah, sich selbst verbessernd.

„Sie ist dahin! Was können wir nun noch thun?" sprach dieser schmerzlich. „Es ist zu spät!"

„Für die Mutter freilich," antwortete Goldner, „allein für den Sohn ist vielleicht noch eine Möglichkeit!"

„Vielleicht?" fragte Bergheim befremdet; „denken Sie, daß ich gegen ihn auftreten könnte?"

„Wir sind nach diesen Papieren," nahm der alte Buchhalter mit seiner vorsichtigen Geschäftsmiene das Wort, „nicht die einzigen Betheiligten. Es müssen Dinge geschehen sein, die, wenn sie nicht in der Stille beseitigt werden können, dem Gesetz die Macht über ihn geben!"

„Es muß sogleich Jemand nach Bad H .... hinüber, der ihn hierher bringt; — wenn Sie selbst führen, lieber Goldner?"

„Sehr gern! Aber es könnte ein ganzer Tag darüber vergehn, vielleicht längere Zeit, wenn ich ihn nicht sogleich

auffände. Denn wer ſteht dafür, daß er noch dort iſt, falls er daſelbſt unglücklich geſpielt hätte, — denn das Spiel iſt hier im Spiel!" Der ehrliche Alte ſprach dieſe Worte mit einem Ausdruck der Erbitterung, weil er nichts ſo ſehr haßte, als dieſe unglückſeligen Spielbanken, für die kein anderes Motiv vorhanden iſt, als der nichtswürdigſte Eigennutz, und denen er in ſeinem langen, redlichen Geſchäftsleben ſchon ſo viele Opfer hatte fallen ſehen.

„Und dieſen Papieren zufolge könnte ſchon der heutige Vormittag — wenn nicht noch frühere Vorfälle da ſind, — von der gefährlichſten Entſcheidung für Herrn von Braunfels werden. Er hat am Freitag ſchon die Antwort erwartet, die ſein letzter Rettungsanker war. Weil ſie nicht eingetroffen iſt, vermuthe ich, hat er Sonnabend unſere Sendung nicht auf die Poſt geliefert. Man wird wohl heut ſchon nach ihm fragen!"

„Gut denn! Zahlen Sie, decken Sie ... es wird uns ja nicht zu Grunde richten," ſprach Bergheim mit edler Wärme.

„Das allein rettet ihn aber nicht," antwortete Goldner; „wenn ſchon Schritte gegen ihn gethan wären ... Dem können wir nur entgegenwirken, wenn wir ſeine Verwickelungen, die aus dieſen Papieren nur zum Theil hervorgehen, vollſtändig kennen. Wollen Sie mich ermächtigen, ſeine eigenen Papiere durchzuſehen, ſein Pult zu öffnen?"

„Bei dieſer Lage der Dinge unbedenklich; es kann uns Niemand einen Vorwurf daraus machen," erwiederte Bergheim raſch. „Wir können dieſe Frühſtunde benutzen; vor neun Uhr kommt Niemand."

„Wir müſſen hier in ſeinem Pult und in ſeinem Zimmer Nachſuchung halten," antwortete Goldner. „Dieſes Pult öffnet ſich ganz leicht, wir bedürfen keines Schloſſers; es iſt ja früher mein eigenes geweſen, und öffnete ſich ſtets durch einen meiner Sekretairſchlüſſel."

Der Alte zog ein Bund Schlüſſel heraus, und begegnete einem zufälligen Blicke Bergheims.

„Ich darf wohl nicht verſichern," ſagte er mit Zuverſicht, aber doch etwas gereizt, „daß ich ſeit fünfzehn Jahren, wo dieſes Pult in andern Händen geweſen iſt, nicht an dieſe Eigenſchaft meines Sekretairſchlüſſels gedacht habe."

„Goldner!" ſagte Bergheim innig, mit dem Tone ſanften Vorwurfs, und reichte ihm die Hand.

Der Alte öffnete. Als er den Deckel in die Höhe ſchlug, rief er beſtürzt: „Gott, mein Gott!"

„Was iſt Ihnen?" fragte Bergheim.

„Ich weiß nicht . . ." erwiederte Goldner verwirrt, „ſoll ich nicht erſt allein dieſe Papiere ordnen?" — Er hatte dabei den Deckel wieder herabgelaſſen.

„Weßhalb? Wir haben jetzt Eile, vielleicht Beide vollauf zu thun!"

Mit einem ſchweren Athemzuge ſchlug der Alte das Pult wieder auf.

„Mein Gott!" rief nun auch Bergheim überraſcht. „Das Porteſeuille ſieht ja genau ſo aus, wie eins, was Ottilie beſitzt!" Mit dieſen Worten griff er nach einem kleinen rothen Porteſeuille, das oben auf lag. Eben dieſes war es, welches Goldners Beſtürzung und ſeinen Wunſch, das Pult allein zu öffnen, erzeugt hatte. Er hielt es für das nämliche, was er am Sonnabend in Ottiliens Händen geſehen hatte; plötzlich fielen ihm eine Menge kleiner Züge in ihrem Benehmen auf, die er bis jetzt ganz unbeachtet gelaſſen. Mit der Gewalt eines lähmenden Schlages traf ihn der Gedanke, daß ſie zwiſchen vorgeſtern und heut, wo Niemand von Braunfels etwas wußte, mit ihm verkehrt haben müſſe, da daſſelbe Porteſeuille, was er am Sonnabend in ihrer Hand geſehen, heut in ſeinem Pult lag! Doch ehe er Zeit hatte, dieſe verwirrenden Gedanken zu irgend einer Klar-

heit zu bringen, ſchreckte ihn Bergheims Ruf auf: „Gott im Himmel — Ottilie!“

Bergheim hatte das Portefeuille geöffnet und Ottiliens Bildniß ſchaute ihm daraus entgegen. Faſt zuſammenſinkend, bleich, bebend, ſtützte er ſich auf Goldner; er vermochte kein Wort hervorzubringen.

Dieſer hielt den Schwankenden, entnahm das Portefeuille, in dem auch er das Bildniß der Tochter erkannte, ſeiner Hand und legte es in das Pult zurück. Eine Thräne drang dem Redlichen in's Auge, als er den Vater ſo vernichtet von dieſem ganz aus heiterem Himmel auf ihn herabzückenden Strahle ſah.

„O hätte ich doch allein durchſucht!“ ſprach er mit halb unterdrückter Stimme.

„Nein!“ rief Bergheim aus. „Es iſt ſo beſſer! Jetzt muß ich Alles wiſſen! — Er ein Unwürdiger, Verlorener, ... und meine Tochter, ...“ hier verſagte ihm die Kraft abermals Er raffte ſich dennoch wieder zuſammen, und, mehr durch einen unbewußten Trieb als durch Ueberlegung geleitet, griff er nach dem unglücklichen Portefeuille und durchſuchte es. Ein Blättchen fiel ihm in's Auge, es war von Ottiliens Hand; er las:

Theurer Freund!

So habe ich denn Ihre heiße Bitte erfüllt! Hier iſt mein Bild! Zum erſten Mal in meinem Leben, — ich betheure es Ihnen, — verſchwieg ich meinen geliebten Eltern eine Handlung, die ich nicht begehen ſollte! Aber nun halten auch Sie Ihren Schwur! Kein Wort komme über Ihre Lippen von unſerm Verſtändniß! Gewinnen Sie erſt das ganze Vertrauen meines Vaters, von dem Sie ſchon einen ſo großen Theil beſitzen! Dann unterwerfen Sie ſich ſeinem Ausſpruch, wie ich es auch thun werde! — Nun kein geheimes Wort, kein Blick mehr zwiſchen uns! Nur dann auf ewig

Ihre Ottilie.

Bergheim brach, an die Bruſt des treuen Goldner gelehnt, in heiße Thränen aus. „O, ſie iſt gut," rief er mit einem dankbaren Blick gen Himmel aus; „ſie iſt rein! Schwach iſt ſie geweſen, — aber gut und rein und kindlich! — Doch ach!" rief er plötzlich mit tiefſtem Schmerz. „Sie wird unglücklich ſein!"

„Vielleicht iſt er nicht ſo ſchuldig," ſprach Goldner, ungläubig gegen ſich ſelbſt.

„Er iſt unrettbar!" ſprach Bergheim düſter. „Ein Menſch, auf dem der Fluch laſtet, daß ſeiner Mutter das Herz über ihn gebrochen! — Er kann nie ein reines Glück empfinden, noch begründen! — Meine arme Ottilie!"

Goldner warf einen Blick auf das Blatt Ottiliens, um nach deſſen Datum zu ſehen. — Es hatte, nach weiblicher Weiſe, keins.

Die Nothwendigkeit drängte zur That. Beide Männer fanden Kraft zu dieſem Geſchäft, weil ſie ſie haben mußten. Sie durchſuchten die Papiere genau. Es ſchien, daß Braunfels in ſeinem Leichtſinn hier Alles, was ſein Glück und ſeine Schuld betraf, aufbewahrte. Hier, wo ein einziger zufälliger Blick ſeiner Genoſſen zum Verräther ſeines heiligen Geheimniſſes werden konnte!

Es waren allerdings ſehr bedenkliche Schriftſtücke dabei, namentlich ungeſtüm mahnende Briefe von Gläubigern, über verfallene Schuldpoſten. Eben auf den heutigen Tag drängte Wichtiges. Doch zu einiger Beruhigung diente es, daß ſich hier wenigſtens kein Anzeichen eines nach den Geſetzen ſtrafbaren Verbrechens vorfand. Dieſe Vergehungen ſchien der Strafbare nur gegen das Vertrauen, welches das Haus ihm ſtets geſchenkt, begangen zu haben.

„Das iſt die Hand der Mutter!" Mit dieſen Worten entfaltete Bergheim einen Brief, der in einem abgeſonderten Schubfach lag. Er lautete:

Mein Sohn!

Welche Laſt der Sorgen und des ſchwerſten Kummers Dein Brief auf mein mütterliches Herz geworfen hat, das kannſt Du Dir vorſtellen! Nein, Du kannſt es nicht! Sonſt würdeſt Du nicht ſo Schweres an mir gethan haben! O mein Sohn! Könnteſt Du in Deinem Herzen alle die Opfer der Liebe empfinden und wägen, die eine Mutter ihrem Kinde bringt, von ſeinem erſten Athemzuge an, Du würdeſt mir nicht ſo vergolten haben! — Ach, vielleicht hätte ich Dir doch das ſchwere Leid meines Lebens, das mich traf, bevor Du es zu faſſen im Stande warſt, als Du noch in unſchuldiger — (das Wort war unterſtrichen; ein kleines, aber tiefſchmerzendes Zeichen der mütterlichen Stimmung) — als Du noch in unſchuldiger Knabenzeit mich fröhlich umſpielteſt, — vielleicht hätte ich Dir dies Leid doch nicht verſchweigen ſollen! Das Mitleid mit Deiner ſchwer geprüften Mutter hätte Dir vielleicht die Stärke gegeben, den Verſuchungen zu widerſtehen, welchen Du jetzt erlegen biſt! — Vernimm denn: Dieſelbe frevelhafte Leidenſchaft, die Dich jetzt ergriffen hat, war die, welche Deinen Vater, und mich durch ihn, zu Grunde richtete. Ich hatte ihm meine Hand gereicht, aus Gehorſam gegen meine Eltern, die den Adelſtand für einen Gewinn hielten; aus Gehorſam und weil ich glaubte, ich würde ihn ſo achten können, daß ich die Stärke in mir fände, ihm jede Pflicht der Liebe zu weihen. Doch bald ſchwand dieſe Täuſchung. Unter einer äußerlich einnehmenden Erſcheinung und gewandter Geſchicklichkeit des Geiſtes, die ich nicht Bildung in dem tieferen Verſtande des Worts nennen kann, verhüllten ſich bei Deinem Vater die heftigſten Leidenſchaften. Ich will ihn nicht anklagen! Vielleicht hat mich gegen Manches auch ein Gefühl ungerecht gemacht, das ich ſeinetwegen in meinem Herzen

zum ewigen Schweigen brachte, aber doch nicht vertilgen konnte!

Eine Thräne der Rührung trat bei dieſer Stelle, die Bergheim wohl verſtand, in ſein Auge.

Doch von ſeiner heftigſten Leidenſchaft muß ich jetzt ſprechen, weil das Bild und die Wendung, die ſein Leben dadurch erhielt, vielleicht die rettende Kraft der Abſchreckung auf Dich übt. Es war die des Spiels. Erkläre ſie, wer da mag und kann, als die Luſt an der Gefahr, an den ſchauerlichen Empfindungen des Wechſels von Freude und Erbitterung, als Heißhunger der Gewinnſucht ohne Aufwand von Thatkraft, was ich doch am meiſten glaube, — das aber iſt gewiß, daß ſie die verderblichſte aller Leidenſchaften iſt, und daß ihre unerſättliche Flamme Alles verſchlingt, und dennoch ihre Verzehrungsgier nicht ſtillt! Edmund! Du haſt jetzt ihre Gluth in der eigenen Bruſt erfahren! Du haſt erfahren, wie ſie wühlt und brennt! O laß ab davon, unglücklicher Sohn! Ich liege in Thränen, auf den Knieen vor Gott, und bete zu ihm, daß er Dein Herz wende! Ich liege auf den Knieen und in Thränen vor Dir ſelbſt, und flehe Dich an, mit der heißeſten Bitte einer Mutter, laß ab! — So lag ich auch zu Füßen vor Deinem Vater und flehte ihn um Erbarmen. — Vergebens! Die Wuth des wilden Stromes hatte ihn gefaßt, ſeine Liebe zu mir war ein zu ſchwaches Band, ihn zurückzuhalten, mein Schmerz, mein Flehen hielten ihn nicht ſtärker; auch der Blick Deines blauen unſchuldigen Auges vermochte nichts über ihn! — Ach, könnteſt Du die Qualen der Nächte empfinden, wo ich angſtvoll auf ſeine Heimkehr harrte, und mich noch angſtvoller entſetzte, wenn ſein bleiches Geſpenſt mit wüſten Zügen, rollenden und doch erloſchenen Augen, in der Morgendämmerung zu mir in's Gemach trat! — Ich erbebe

in erneutem Grauen bei der Erinnerung an das, was ich nicht zu ſchildern vermag! — Die Leidenſchaft unterhöhlte Alles: Vermögen, Liebe, Glück, Ehre. Sie zwang Deinen Vater, aus ſeinem Stande auszuſcheiden, ſie zwang ihn endlich, in heimlicher Flucht, Vaterland, Haus und Heerd, Weib und Kind, — Dich, ſeinen einzigen Sohn, — zu verlaſſen. — Wir blieben im Elend zurück. Nur Mitleid derer, die mein Unglück empfanden, hat mich getragen! Edle Geſinnung, der ich mit meinem ganzen Herzen verſchuldet bin! Am meiſten der Deines väterlichen Beſchützers, dem Du Alles dankſt, was Du jetzt an Glück und Lebensfreuden beſitzeſt. Willſt Du ihm ſo vergelten? Willſt Du, mein Sohn, die eigene Mutter in den tiefen Abgrund des Elends und der Schmach wieder hinabſtürzen, aus dem ſeine rettende, wohlthätige Hand ſie und Dich erhoben?

Nein, Edmund, Du vermagſt es nicht! Mit tiefſter Demüthigung, Bitten, angſtvollem Ringen iſt es mir gelungen, aufzubringen, was Du zu Deiner Rettung bedarfſt. Nimm es hin! Es iſt mit Herzblut und mit Thränen erkauft, aber es ſoll geſegnet ſein, wenn es Dich rettet, rettet von dem tiefen Verderben, an deſſen Abgrund Deine Seele ſchwebt!

Deine angſtvolle Mutter Eugenie.

„Welche furchtbare Leidenſchaft muß es ſein, die ſtärker war als dieſer Brief?“ ſprach Bergheim in tiefſter Erſchütterung. „Man ſieht die Spuren von Thränen darauf; — ſind es die der Mutter oder die des Sohnes?“

„Hier auf der Rückſeite iſt auch etwas von ſeiner Handſchrift,“ bemerkte Goldner, der die letzte Seite des Briefes, den Bergheim in der Hand hielt, ſah. Dieſer wandte das Blatt. Es enthielt noch zwei Sätze von Edmunds Hand; der erſte war mit Bleiſtift geſchrieben; vielleicht in der erſten

Wallung unmittelbar nach Empfang des Briefes mit dem Bleistift aus der Brieftasche. Der andere, offenbar spätere, wiewohl beide ohne Datum, mit der Feder. Der erste lautete:

„Nein, meine Mutter! Du sollst Dich nicht getäuscht haben! Ich besiege die abscheuwerthe Leidenschaft! Weh dem Vater, der Dir das angethan, und Fluch, dreifacher Fluch dem Sohn, der ihm gleich würde!"

Es war leider ein Vorsatz flüchtiger Aufwallung gewesen. Denn die nächsten Zeilen lauteten:

„Mutter, Mutter! Ich verdiene den Fluch, den ich über mich selbst gesprochen! Ich verdiene Deinen Fluch. Mag er mich treffen! Aber die Buße der Reue will ich mir auflegen. Ich will bekennen vor Dir! Es ist mein letztes Geständniß, mein letztes Wort! Eine fürchterliche Woche will ich harren auf Deine Antwort! — Dann thue ich meine letzte That! Entweder Rettung für Dich und mich, für Sie — oder ewiges Verderben über mich!"

Beide Männer standen sprachlos, nachdem sie diese Worte gelesen hatten. Augenscheinlich waren sie geschrieben, als er den Brief mit den neuen Geständnissen an die Mutter richtete, welchen die Unglückselige erlegen war.

Bergheim fand zuerst seine Entschlossenheit und Klarheit wieder. „Es wird hier kaum etwas zu retten sein", sprach er finster, „aber um so mehr müssen wir das Mögliche thun. Sie, lieber Goldner, nehmen diese Papiere. Sie werden hier in der Stadt alle Schritte thun, die einen öffentlichen Ausbruch der Sache, die gesetzliche Maßregeln verhindern können! Es versteht sich, daß Sie offene Karte für jede Zahlung haben. Aber seien Sie so vorsichtig als möglich! — Sie wissen und bewahren es als heiligstes Geheimniß, daß noch ein Herz brechen könnte durch diese unseligen Ereignisse! Mein Kind, mein liebes, treues, frommes Kind!"

Einen Augenblick übermannte ihn hier wieder der Schmerz,

doch er raffte ſich ſchnell zuſammen. „Die Pflicht, von dieſem Kinde den Schlag ſo ſanft abzulenken als möglich, giebt mir Kraft. — Sie alſo, alter lieber Freund, thun ſie das Mögliche. Ich will auf der Stelle nach Bad H...“

Drittes Kapitel.

Es war ein ſo wunderſchöner Vormittag. Der blaueſte Himmel wölbte ſich über das Grün der Bäume, deren Blätter von einer milden Luft bewegt, flüſterten. Alles lud ein zum Spaziergange in den anmuthigen Gartenumgebungen. Viele der Badegäſte in H... genoſſen auch den Tag in dieſer unmittelbaren Wohlthat Gottes und der mit ſeinem liebenden Hauch erfüllten Natur. Gruppen von eleganten Herren und Damen luſtwandelten in den Laubgängen; es waren nicht die, denen unſer Auge am liebſten folgte. Wohl aber blickte es mit Luſt auf die häuslichen, liebevollen Mütter, die, mit einer Arbeit beſchäftigt, irgend eine beſchattete Bank einnahmen, während muntere Kinder umherhüpften und ſpielten. Wärterinnen ſaßen auf dem Raſen mit den Kleinſten der Kleinen. Ein ſtilles Glück war in den Zügen Aller dieſer verbreitet. Es ließ ſich kaum eine ſüßere, ſanftere Seligkeit denken, als dieſes heilige Genießen der heiligen Gaben der Natur.

Und doch! Viele waren, die dieſen Geiſt Gottes nicht verſtanden, nicht beachteten. Die leere Welt der Mode ſchlenderte zwar mit einem gewiſſen Behagen, aber ohne inneren Dank durch die Spazierwege; dieſe hätte höchſtens Verdrießlichkeit über Regenwetter empfunden, die Dankbarkeit für das Schöne war ihrem Herzen fremd. Sie betrachteten es als

eine Verpflichtung der Natur für ihr Wohlbefinden. Andere waren noch weniger davon berührt. Es drängte ſie ganz wo anders hin. Sie eilten dem Spielſaale zu. Nicht Alle wollen wir verdammen, die ihre Schritte dahin lenkten! Auch Bergheim that es in haſtiger Eil, den Hut in's Auge gedrückt, den Kopf geſenkt, ein Tuch vor's Geſicht haltend, als habe er Zahnſchmerz, aber nur, um nicht von den vielen Bekannten, die er hier vermuthen mußte, erkannt und begrüßt oder gar angeredet zu werden.

Trotz des ſchönen Wetters und der Vormittagsſtunden, die Beſſerem geweiht ſein ſollten, war der Spielſaal dicht gefüllt. Ein junger Mann, mit edlen Zügen, aber todesbleichem Angeſicht, wild rollenden Augen und bebenden Lippen, zog ſchon lange die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf ſich. Es war Edmund von Braunfels. Er ſtand am Pharotiſch, dem Banquier gegenüber. Ein Haufen Goldes lag vor ihm. Er ſchien im Gewinnen. Die Umſtehenden beobachteten ihn mit ſteigendem Antheil, und flüſterten untereinander:

„Wo er nur das Geld hergenommen hat? — Geſtern ging er fort, daß man glaubte, er werde ſich in der nächſten Minute erſchießen! Ja! er verlor den letzten Louisd'or! — Und heut hat er wieder Geld! — Er ſollte aufhören! Er gewinnt! — Aber wie ſieht er aus! Als ob er gar kein Blut mehr hätte! — Er ſollte aufhören! Er iſt raſend, daß er nicht davon geht! — Eben hat er wieder ein Paroli gewonnen! — Das nimmt doch ein ſchlechtes Ende!"

So kreuzten ſich die murmelnden Reden in Braunfels' Nähe. Er hörte nichts, er ſah nichts. Sein Blick war nur ſtarr auf die Hände des Banquier geheftet, der die Karten abzog. Ein Mann mit grauem Haar und Bart, muthmaßlich ein alter Offizier, deſſen Züge Ernſt und Gutmüthigkeit gleichzeitig ausdrückten, trat zu Braunfels heran und ſagte ihm leiſe: Junger Mann, ſeien Sie beſonnen! Verlaſſen Sie

den Spieltiſch! Sie haben außerordentliches Glück gehabt! Seien Sie zufrieden! Es könnte umſchlagen!“ —

Braunfels wandte mechaniſch den Kopf nach dem Sprechenden um und ſtarrte ihn an, als habe er ihn nicht verſtanden.

„Folgen Sie meinem Rath! Gehen Sie!“ ſagte der alte Kriegsmann dringender.

Ein unheimliches Lächeln ſchlich über Braunfels' Geſicht; er preßte die Lippen zuſammen, gab aber keine Antwort, nickte oder ſchüttelte nicht einmal, ſondern wandte ſich wieder nach dem Spieltiſch um, und bohrte ſeine Blicke in die Hände des Banquiers.

Wenn Einer am Tiſch, außer dem Unglückſeligen, die Augen der Neugier feſſeln konnte, ſo war es der Banquier. Seine ſcharfen, nicht geiſtloſen, aber wie in grauen Stein gehauenen Züge regten ſich nicht. Er zog die Karten mit ſo gleichmäßiger Bewegung der Hände ab, als ob ein Automat das Geſchäft verrichte. Seine Augen wandten ſich, wie nach einer leiſen Pendelſchwingung, regelmäßig jetzt rechts, jetzt links, nur der Karte, die er auflegte, zu. Das Gold mochte, von den Schaufeln des Banquiers eingerafft, in die Kaſſe ſtrömen, oder, von ihren Händen ausgeworfen, den Spielern zufließen: dieſe Ebbe oder Flut ließ nicht die leiſeſte Spur eines Eindruckes auf dem verſteinerten Angeſichte wahrnehmen. Und doch war es, als ob ſein Blick, der nur unter den Wimpern hinſchlich, wie der eines Baſilisken treffe. Es ſchien, daß er zuweilen ganz verſtohlen hinüber zucke oder blitze nach der Karte eines der Spieler; aber es geſchah ſo unmerklich, daß nur die ſchärfſte Beobachtung es wahrnehmen konnte. Dennoch ſpähte ſein Auge mit der Schärfe eines Raubvogels unter den geſenkten Lidern hervor; es bohrte ſich in Braunfels' Karte ein.

Die Dame hatte zweimal verloren. Braunfels griff

unter den vor ihm liegenden Karten nach einer Coeur-Dame und ſetzte eine Hand voll Goldſtücke darauf. Die Hand ſeines Nachbars faßte ihn am Ellenbogen und drückte ihn leiſe: „Wagen Sie nicht ſo toll!“

Braunfels gab keine Antwort; kein Zeichen, daß er den Druck empfand. Sein Blick haftete mit der Schärfe eines Pfeils auf der Hand des Banquiers.

Die Dame verlor! — Der Banquier langte mit der Schaufel hinüber und zog die Goldſtücke ein.

Edmund ſchob mit einer convulſiviſchen Bewegung den ganzen Reſt ſeines Gewinnes wiederum auf die Dame.

„Seien Sie nicht wahnſinnig!“ raunte ihm der Graubart mit tiefer, bewegter Stimme ins Ohr, daß mehrere der Nächſten es hörten. Es war, als habe er zu einer Bildſäule geſprochen.

Die Dame verlor.

Braunfels ließ die Hand vom Spieltiſch gleiten. Sein irres Auge ſuchte, ob er nicht noch ein Goldſtück entdecke, daß er nicht geſetzt. — Er hatte nichts mehr! — Schwankend trat er zurück. Aller Köpfe wandten ſich nach ihm um. Der graue Kriegsmann nahm ihm beim Arm, und fragte: „Sind Sie unwohl? Soll ich Sie in's Freie begleiten, junger Mann?“

Er dankte mit einem matten Kopfſchütteln, und ging mit haſtigen Schritten der Saalthür zu. Der Alte folgte ihm von Weitem. Man mußte am Roulettiſch vorüber. Als ob der Magnetberg ein Schiff anziehe, feſſelte der Anblick den vorüberſchwebenden Braunfels. Das Spiel wurde eben dort begonnen; das Pharoſpiel am andern Tiſch geſchloſſen.

Braunfels ſtand wie gebannt am Roulette. Sein Auge folgte der rollenden Kugel. — „Schwarz,“ murmelte er unhörbar. „Schwarz! Schwarz!“ — Und wieder fiel die

Kugel ſchwarz! — „Sieben Mal, — neun Mal!“ — Es ging etwas in Braunfels' Seele vor, das ſeine Geſichtszüge in fieberberhafte Bewegung ſetzte. „Das iſt die Farbe heut,“ dachte er. „Die Glücksfarbe! Die Farbe der Rettung! — Das zehnte Mal! — Dieſe fünf Minuten hätten mich gerettet! — Roth! — Roth! — Schwarz! — Schwarz! — Immer wieder ſchwarz!“ Er zitterte an allen Gliedern. „Das iſt die Rettung,“ rief es in ihm. „Wenn ich nur ein einziges Goldſtück hätte!“ Er griff in ſeine Taſchen, Beinkleider, Weſte — die Uhr hatte er nicht mehr — nach der Bruſttaſche ſeines Oberrocks. Da war es, als habe er eine Schlange gefaßt, ſo zuckten ſeine Hände zuſammen. Der kalte Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn. Er ſtreifte ſich matt mit dem Tuch überhin, und trocknete den Schweiß ab. Dann griff er abermals nach der Bruſttaſche. Es arbeitete ſichtbar in ſeinen Zügen. Er wandte ſich nun nach dem Pharotiſch. Dort war eben Alles aufgeräumt worden; der Banquier und die Croupiers verließen ihn. Mit haſtigen Schritten ging er auf den Banquier zu. Die Anweſenden folgten jeder ſeiner Bewegung mit den Blicken.

„Mein Herr! Ein Wort!“ ſagte er zu dem Banquier. Es waren die erſten vernehmbaren Sylben, die man von ihm hörte. Der Banquier maß ihn mit einem eiſigen, halb ſpöttiſchen Blick, verbeugte ſich, und erwiederte ein eiskaltes: „Sehr gern!“

Wie Braunfels überhaupt Gegenſtand der Beobachtung der Anweſenden war, ſo auch jetzt. Aller Blicke folgten ihm, doch hielt man ſich aus Schicklichkeitsgefühl entfernt, als er den Banquier in eine Ecke des Saales zog.

„Ich habe“, ſprach er mit tonloſer Haſt, „über fünfhundert Louisd'ors ſeit vorgeſtern verloren!“

„Das thut mir leid!“ antwortete der Banquier kühl und zuckte die Achſeln.

„Ich bin von Allem entblößt!"

„Das thut mir leid!" war die Antwort wie zuvor, und der Banquier machte Miene, ſich umzuwenden.

„Ehre, Glück, Leben, Alles iſt verloren!" rief Braunfels mit unterdrückter Stimme, und wie im Fieber klappernden Zähnen, indem er zugleich den Arm des Banquiers faßte.

„Das thut mir leid!" erwiederte dieſer zum dritten Male, faſt ſpöttiſch, und ſuchte ſich unwillig loszumachen.

„Leihen Sie mir nur zehn Louisd'ors — Das Roulette!" ſtammelte er. „Schwarz, ſchwarz!" Es war ſchon ſchwarz vor Braunfels' Augen.

Der Banquier fixirte den Unglücklichen mit einem ironiſchen Blick, als zweifle er an deſſen Verſtande. Er hatte ein Recht zu zweifeln! Ein Lächeln ſpielte um ſeine grauen Lippen.

„Im Roulette wollten Sie Ihr Geld wiedergewinnen?" fragte er mit ſatyriſchem Ton. „Und dazu ſoll ich Ihnen die Mittel leihen? — Sie ſcherzen!"

„Nur zehn Louisd'ors!" knirſchte Braunfels, und ſeine Hand packte krampfhaft den Arm des Banquiers.

„Nicht einen!" antwortete dieſer mit einem flammenden Blick und eherner Stirn, indem er ſich los riß.

„Schurke! Du haſt falſch geſpielt!" ſchrie Braunfels jetzt, daß es durch den ganzen Saal ſchallte.

Alles wandte ſich nach der Ecke um. Plötzliche Todesſtille. Man hörte die Roulettekugel rollen. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und Bergheim trat ein. — Doch bevor irgend Jemand zur Beſinnung über die eigentliche Bedeutung des Vorfalls kommen konnte, und faſt in einem Athemzuge mit der furchtbar herausgeſtoßenen Beſchuldigung, riß Braunfels in ſeiner wahnſinnigen Verzweiflung ein Terzerol aus der Bruſttaſche, und rief die Worte:

„Das zum Lohn für Dich!" Der Schuß fiel, — der Banquier ſtürzte.

Ein Schreckensruf erſchallte durch den ganzen Saal. Alles flog auf den Mörder zu. Doch dieſer hatte ſchon das zweite Terzerol in der Hand, rief den Andringenden ein wildes „Zurück!“ zu, ſetzte dann die Waffe gegen ſeine Stirn, und mit den Worten: „Das für mich!“ krachte der zweite Schuß, und der Unglückſelige lag in ſeinem Blut am Boden.

Bergheim hatte Alles geſehen. Aber es war das Ereigniß weniger Sekunden geweſen. Sein Zuruf: „Halt ein!“ war verhallt in dem Aufſchreien des ganzen Saales, ſein Verſuch, näher zu ſpringen und dem Wahnſinnigen in die Arme zu fallen, war vereitelt durch das gleichzeitige Anſtürmen Aller.

Die Anweſenden waren wie betäubt von dem entſetzlichen Vorfall. In dichtem Gedränge umringten ſie die Blutenden, anſcheinend Lebloſen. Sie wurden emporgehoben und in ein Nebenzimmer getragen; man lief nach dem Arzt. Bergheim drängte ſich vor, und, von vielen Freunden erkannt, wurde ihm der Zutritt in das Nebenzimmer gebahnt. Nach wenigen Minuten erſchien der Brunnenarzt. — Zu ſpät für Braunfels. Die Kugel hatte das Gehirn zerſchmettert, — er war entſeelt. — Der Banquier lebte noch, war aber bewußtlos. Seine Wunde wurde verbunden, und nach einer Tragbahre geſchickt, um ihn in ſeine Wohnung bringen zu laſſen. Eine zweite Bahre wurde für Braunfels' Leiche herbeigebracht. Bergheim hatte allen Hergängen mit einem ſtummen Entſetzen beigewohnt; die Freunde, die ihn erkannt hatten, ohne zu wiſſen, wie nahe er bei dem ſchrecklichen Ereigniß betheiligt war, leiſteten ihm jeden möglichen Beiſtand. Erſt jetzt kam er wieder zu eigener Faſſung. Er näherte ſich mit wankenden Schritten dem Banquier, welchem das Bewußtſein zurückgekehrt war, und fragte den Arzt, der um dieſen beſchäftigt war:

„Würde es mir gestattet sein, die Leiche des jungen Mannes mit mir zu nehmen?"

„Sie kennen ihn?" fragte der Doctor.

„Er war in meinem Geschäft angestellt."

„Ich glaube nicht," antwortete der Arzt, daß dies Schwierigkeiten haben wird. Doch muß ich Sie um die genaue Angabe des Namens bitten, wegen der polizeilichen Meldung, zu der ich verpflichtet bin."

„Der Unglückliche hieß Edmund von Braunfels!"

„Braunfels!" schrie plötzlich der Banquier auf, „Edmund von Braunfels!" und mit convulsivischer Gewalt riß er sich vom Lager auf, faßte Bergheim mit beiden Händen und rief: „Herr! — und seine Mutter . . .?"

„Eugenie . . . .!" antwortete dieser; doch er hatte das Wort kaum halb ausgesprochen, als der Banquier wieder auf das Ruhebett zurücktaumelte, und sich mit beiden geballten Händen gegen die Stirn schlug. Es war, als ob alle Furien der Verzweiflung aus seinen Augen flammten. „Mein Sohn!" rief er, und mit einer Kraft und Wuth, die nur durch die entsetzenvolle Erschütterung erklärlich war, sprang er auf, riß sich mit einem wilden Griff den Verband ab, stürzte halb knieend, halb über die Bahre geworfen, auf Edmund, und schrie, daß Allen, die es hörten, das Herz in Grausen erstarrte: „Mein Sohn! — ich sein Mörder — er mein Mörder!"

Der Arzt, die Umstehenden wollten ihn ergreifen, beruhigen, doch er sprang empor, raste um sich, krallte die Finger in seine blutigen Wunden, und schrie wie in Folterqualen: „Sohn und Vater! Mörder! Mörder!"

Da brachen ihm die Knie ein, er taumelte über die Bahre hin, sank mit ausgebreiteten Armen auf den Leichnam nieder, — und athmete nicht mehr! —

Acht Tage ſpäter las man in einem öffentlichen Blatt F....s:

„Ein Haus des Reichthums, des Glücks, der edelſten Geſinnung iſt von einem ſchweren Schlage getroffen worden. Die einzige Tochter des Banquier von Bergheim, Ottilie, geſchmückt durch jeden Reiz der Jugend, Schönheit, Bildung und Güte, das höchſte Glück der Eltern, iſt geſtern am hitzigen Nervenfieber verſchieden."

Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.

Fruchtstücke.

Novellen

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Band.

Berlin, 1861.
Verlag von J. Guttentag.

6807147.0

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

In den Abbruzzen 1

Es iſt nichts ſo fein geſponnen 95

Liebe 221

In den Abruzzen.

Erſtes Kapitel.

Vor einer, dem Grafen Odoardo Monteleone aus Neapel gehörigen, reizend unfern von Sorrent gelegenen Villa, deren Terraſſe eine weite Ausſicht über das blaue duftige Meer, und die romantiſchen Ufer mit ſeinen tiefen Felsſchluchten und ſchattigen Waldabhängen darbot, ſaßen in dem Schatten eines breitäſtigen, ächten Kaſtanienbaums Diener und Dienerinnen im bunten Gemiſch durcheinander, ſcherzten, ſchwatzten, und ſangen abwechſelnd zur Mandoline. Der Abend ſenkte ſchon die goldenen Flügel auf das Meer herab; leiſe Lüfte wehten erquickend herüber. Ueber die Landſchaft war der Zauber italieniſchen, roſigen Lichtes und Duftes ausgegoſſen.

Doch die, dieſes entzückenden Schauſpiels, dieſes holdſeligen Genuſſes der Natur Gewohnten achteten deſſen wenig, ſondern fanden ihre Luſt viel mehr in der Heiterkeit ihres Verkehrs miteinander. „Da kommt auch Gianettina mit dem kleinen Grafen", rief die wohlklingende Stimme eines hübſchen Mädchens, Antonietta, und deutete auf einen von Orangenbäumen beſchatteten Weg, der von der Terraſſe der Villa herabführte, nach dem Platz, wo die Fröhlichen beiſammen ſaßen. Aller Blicke wandten ſich dahin. — Eine Frau von mittlerem Alter, deren beſcheidene Tracht ebenfalls die Dienerin kundgab, kam mit einem Knaben an der Hand, der etwa vier Jahre zählen mochte, von der Villa her. Als er die fröhliche Verſammlung gewahrte, ließ er die Hand der Wärterin los, und ſprang in kecker Knabenluſt dem heitern

Kreiſe entgegen. — Er wurde als der Liebling Aller eben ſo freudig empfangen, wie er ſich nahte. Antonietta breitete beide Arme aus, und beugte ſich nieder, um ihn, wie er vollen Laufes, mit den die Schulter fliegend umwallenden Locken daherkam, aufzufangen, emporzuheben und zu küſſen. Benedetto, der Gärtnerburſch, ſtand ſchon daneben, um ihn aus Antonietten's Armen in den ſeinigen aufzufangen, ihn in das Laub der Kaſtanie emporzuheben, und ihn auf einen Aſt zu ſetzen, auf dem ſich das Kind fröhlich ſchaukelte, während Antonietta ihn ſorglich feſthielt. Die andern umringten den Baum, warfen dem Knaben Küſſe zu, riefen ihn beim Namen: „Luigi! Luigi!“ Antonietta hielt ihm eine ſüße Feige hin; Andere neckten ihn, indem ſie ihn an den Füßchen ergriffen, und drohten, ihn von ſeinem grünen Throne herunter zu ziehen. So trieben ſie allerhand Spielwerk mit dem Kinde. Endlich hob ihn Benedetto wieder herab, und nun ſchloſſen die Mädchen und jungen Leute einen Kreis um ihn und erklärten ihn für einen Gefangenen, indem ſie eine Runde um ihn her tanzten, und dazu ein fröhliches Liedchen ſangen. Der Knabe lachte und jubelte mit, und machte mehrmals den Verſuch, den Kreis, der ſein luſtiges Gefängniß bildete, zu durchbrechen; ein Beginnen, das jedesmal mit einem halben Dutzend Küſſen auf ſeinen friſchen, duftigen Mund oder auf den leicht von der italieniſchen Sonne gebräunten Nacken und die runden, zierlichen Schultern beſtraft wurde. — Nur ein alter Diener, Riccardo, hatte an dem Scherz nicht Theil genommen, ſondern ſtand an dem Stamm der Kaſtanie gelehnt, und dachte für ſich: Solch ein holdes, reizendes Kind war ſein Vater auch! Und was iſt er für ein ſtolzer, ſtrenger, wildzürnender Herr geworden! So wird es mit dem Knaben auch ſein! Die, welche ihn jetzt küſſen und herzen, wird er dereinſt, wenn er Herr iſt, peitſchen laſſen, oder in's Elend jagen, oder — — noch ſchlimmer! wie die arme Agneſe!

Während deſſen hatte ein anderer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit der Fröhlichen auf ſich gezogen. Ein Mann in ſeltſamer, fremdartiger Tracht war durch die offene Gartenthür getreten und die kleine Anhöhe heraufgekommen, auf der die Kaſtanie ſtand. Er trug an breiten ledernen Riemen, die über beide Schultern liefen, einen großen Kaſten auf dem Rücken; in der Hand hatte er einen gewaltigen Stab, der faſt einer Keule glich; den Kopf bedeckte ein breiter Strohhut; ein mit einer blindgewordenen abgeſcheuerten Treſſe umſäumter kurzer, grüner Rock, und das mit einer ähnlichen Treſſe beſetzte graue, gewürfelte Beinkleid, ſchienen einen Marktſchreier, einen Mann, der ſich öffentlich zeige, etwas zur Schau ſtelle, oder dergleichen, anzudeuten.

Die ganze Verſammlung betrachtete ihn neugierig, und hielt mit dem luſtigen Tanz inne, als er ſich näherte. „Ihr da! Wer ſeid Ihr, was bringt Ihr uns?“ rief ihn Benedetto an.

Der Fremde nahm grüßend den Hut ab, verbeugte ſich, und ſprach mit einer übertriebenen höflichen Freundlichkeit, die zu dem mürriſchen, faſt wild zu nennenden Ausdruck ſeiner Züge wenig ſtimmte. „Signori, Donne, — gnädigſte Herren, ſchönſte Damen, — ich bin ein Handelsmann, von weit her, jenſeit Venedig, ich habe die ſchönſten Sachen zum Verkauf, belieben Sie etwas anzuſchauen, zu kaufen.“ —

Antonietta rief munter: „Anſchauen, ſo viel es zu ſchauen gibt; aber kaufen? Wir haben nicht viel Geld!“

„O thut gar nichts! thut gar nichts!“ entgegnete der Handelsmann; „ich zeige Alles gern; ich habe auch ſehr wohlfeile Sachen, aber doch ſehr ſchön! — Eine Kleinigkeit kauft die ſchöne Dame wohl!“

„Mit dieſen Worten hatte er den Riemen über dem linken Arm losgeſchnallt, ließ den ſchweren Kaſten von dem rechten

heruntergleiten, hob ein Bündel mit bunten Stöcken, Fähnchen, befiederten Pfeilen, und Aehnlichem, das er außerdem noch auf dem Rücken trug, gleichfalls ab, und klappte ein Gestell auf, welches er an einem Riemen seitwärts angeschnallt hatte, und auf dem er den großen Kasten niedersetzte. —

Er öffnete ihn, neugierig umstanden ihn die Mädchen und jungen Bursche; selbst der alte Riccardo trat heran. Da war denn Allerlei zu schauen. Goldene Ketten, Spangen, Ringe, das heißt vergoldete; sehr prächtig, aber gering an Werth. Kämme mit bunten Glassteinen, Scheeren, Messer, zierliche Gläser, Bänder, Tücher, genug, allerlei Waaren. Der schwarzlockige Luigi wollte auch etwas sehen. Antonietta hob ihn in die Höhe. Der Hausirer sah den Knaben an, und sprach in seinem fremdartigen Dialekt: „Für Dich habe ich etwas Besseres!“ Er suchte aus dem Bündel der Stäbe und Fähnchen ein blank gezäumtes Steckenpferd hervor, und reichte es dem Kinde hin. „Da, für zwei Bajocchi! Kannst Du Dir ein schöneres Pferd wünschen? Damit kannst Du bis auf den Vesuv reiten. Versuch's einmal!“ — Und der Knabe machte sich los aus Antonietta's Armen, nahm das Steckenpferdchen zwischen die kleinen, behenden Füße, und sprengte lustig den Hügel hinab. —

Die Mädchen umstanden neugierig und lüstern die glänzenden Waaren des Kaufmanns, und hätten gern etwas gekauft. Manches „bello, m' to bello!“ flog über frische Lippen, und blitzte aus schwarzen Augen. Aber — es fehlte am Gelde! —

Der Händler merkte es. „Was meint Ihr?“ schlug er vor, „ich veranstalte ein Lotto. Jeder von Euch zahlt einen Bajocco, — nun, einen Bajocco werdet Ihr doch haben! Und dafür setze ich dies prächtige Halsband mit Rubinen aus! Unter Brüdern zwanzig Bajocchi werth, und Ihr seid

wohl kaum zehn! Aber es thut nichts! Ich muß etwas los werden. Hier ſind die Würfel! Wer das Höchſte wirft, hat es!" Der Vorſchlag fand Beifall.

Alle traten herum, auch Gianettina und der alte Riccardo; gewinnſt Du es nicht für Dich, dachte er, ſo doch für Deine kleine Muhme, das Schelmengeſicht Antonietta!

Sie würfelte zuerſt. „Dreizehn! ein guter Wurf," rief ſie fröhlich. „Ich habe Hoffnung!" Und in der Freude blitzten ihre ſchwarzen Turmalin-Augen ſchon feuriger, als die Steine im Halsband. Pietro warf eilf, und wurde ausgelacht; Gianettina gar nur neun, drei Dreien. „Das bedeutet mir Unglück," ſagte ſie, und ahnte nicht, wie nah die Erfüllung ſei! Der Alte warf vierzehn — Antonietta erſchrak. „Du haſt's dennoch," nickte er ihr zu, wenn ich's gewinne, iſt's Dein!" Sie lachte hell und froh auf. Jetzt kam der Schelm Benedetto; er warf ſiebzehn! „Per Bacho!" ſchrie er überlaut, und drehte ſich auf einem Beine um. „Ich ſoll heut das Glück haben!" — Noch drei nahmen die Würfel und blieben unter ihm.

„Das Spiel iſt aus!" ſagte der Hauſirer, mit ſeinem abſcheulichen grinſenden Lachen, als wolle er Alle verhöhnen, die nicht gewonnen hatten. „Du haſt das Halsband! — Bei Gott, zwanzig Bajocchi gibt ein Jude dafür!" Mit dieſen Worten reichte er es ihm hinüber. Dabei reckte er ſeinen langen, braungebrannten Hals, und ſah ſchielend ſeitwärts.

Benedetto nahm das Band, that einen Luftſprung, hielt es hoch empor, ließ es im Abendroth flimmern, und rief den Mädchen zu: „Zwanzig Bajocchi! Hört Ihr? Für zwanzig Küſſe laſſe ich's der Schönſten!" Einige lachten, andere thaten ſpröde, Antonietta, die den Schatz ſchon ihr Eigenthum geglaubt hatte, rümpfte unmuthig das Näschen, und ſprach: „Zwanzig, ſeht doch! Warum nicht hundert?" —

„Antonietta," redete Benedetto sie freundlich an, „wenn Du heut mit mir die Tarantella tanzen willst, geb' ich's Dir — für einen!"

„Greif zu, Mädchen," machte der alte Riccardo ihr Muth, da sie verschämt zögerte.

Und im Nu hatte Benedetto den frischesten, fröhlichsten Kuß von den frischesten, anmuthigsten Lippen, und Antonietta rief, das Halsband ergreifend und emporhaltend: „Ich hab's!"

„Nun aber muß der Bajocho gezahlt werden," — erinnerte der Hausirer. Jeder langte seine Münze heraus.

„Aber wo ist Luigi?" fragte Gianettina, die Wärterin, während der Hausirer das Geld genau zählte und sorgsam einstrich.

„Er ist dort hinunter gejagt mit seinem Steckenpferdchen," sagte Antonietta.

„Ja so, mein Steckenpferd," fiel der Händler ein. „Der kleine Herr wird es wohl behalten wollen. Das sind auch noch zwei Bajocchi."

„Ich werde sie zahlen," erwiederte Gianettina, und gab das Geld.

„Nun, dann wäre Alles in Ordnung," antwortete der Hausirer, und drehte wiederum seinen langen Hals, als sähe er sich in allen Büschen um, ob ihm Jemand einen Bajocchi schulde. Dann schloß er den Kasten, bat Gianettina, ihn ihm auf die Schulter zu helfen, und ging, grüßend, mit den Worten ab: „Ich muß noch über Sorrent hinaus, bevor es finster wird."

„Luigi!" rief Gianettina, nach der Gegend, wohin der Knabe gesprungen war. „Luigi!"

Er antwortete nicht, und kam nicht. Sie ging ihm nach, weniger um ihn zu holen, als um sich an seiner Freude über das Pferdchen zu ergötzen. „Er wird wohl hopp hopp durch den ganzen Garten reiten!" sagte sie vor sich hin.

Die Andern ſchwatzten, ſcherzten und lachten wieder, wie zuvor. Benedetto meinte, es ſei Zeit die Tarantella anzufangen und griff ein Paar Accorde auf der Mandoline. Antonietta behauptete aber es ſei noch zu ſchwül. Der Mond müſſe erſt über dem Meere aufgehen, — ohne Mondſchein keine Tarantella. —

Während ſie ſo hin und her plauderten und ſich neckten, kehrte Gianettina zurück, und ſagte unruhig: „Iſt der kleine conte Luigi nicht hierher zurückgekommen?“ Niemand wußte von ihm. „So iſt er am Ende aus dem Garten nach Neapel hinausgallopirt,“ meinte Benedetto ſcherzend; doch Gianettina war zu beunruhigt, um an dem Scherz Behagen zu finden.

„Sollte er wirklich den Garten verlaſſen haben? In dem kurzen Augenblick, wo wir hier würfelten?“ — entgegnete ſie mit ſteigender Unruhe. „Ich bitte Euch, helft mir ſuchen und rufen.“ —

Alle waren ſogleich bereit. Der Name Luigi ſchallte durch die ganze Villa; die Suchenden zerſtreuten ſich rechts und links. Im Garten war er nicht. Benedetto und die andern Burſche, Gianettina mit ihnen, eilten auf die Straße hinaus, einen Landweg, der vorüber und zu einigen benachbarten Villen und Bauernhäuſern führte. Sie forſchten und fragten rechts und links; Niemand hatte den Knaben geſehen. Nachdem ſie eine Stunde geſucht und gerufen, und die Abendröthe ſchon in Dunkelviolett übergegangen, am tiefſten Rande des Meeres verglomm, kehrten ſie, ohne das Kind gefunden zu haben, zurück.

„O heilige Jungfrau Maria!“ rief Gianettina und rang die Hände, „wenn das Kind verunglückt iſt, ſtürze ich mich in's Meer!“

Die Andern beruhigten ſie, wiewohl ſelbſt im höchſten Maaße unruhig.

„Wenn der Graf aus Neapel zurückkehrt, und das Kind

iſt nicht hier," murmelte der Alte mitleidig zu Antonietta, „dann wehe der armen Gianettina — wehe uns Allen!"

Antonietta fing an zu weinen. — „Das unglückſelige Halsband," rief ſie, und die Hand zuckte ihr, es abzureißen und fortzuſchleudern. „Während wir darum würfelten, verlor ſich das Kind. Aber es wird ſich wiederfinden, es muß ſich wiederfinden!" —

Riccardo ſchüttelte den Kopf. — „Es wird ſich wiederfinden! — Aber wenn es ſich nicht heut, — nicht bald findet! Wehe der Armen!"

Allein es fand ſich nicht; man ſuchte bis Mitternacht, in allen Häuſern, allen Schluchten bis zum Meer hinab — vergeblich! Rathlos ſtand die Dienerſchaft beiſammen.

Da hörte man Peitſchenknall, und ein Wagen, mit vier feurigen Neapolitanern beſpannt, rollte heran.

„Meine Heilige," rief Gianettina aus, „der Graf und die Gräfin! — Ich bin verloren!" Und halb ohnmächtig, krampfhaft ſchluchzend, ſank ſie in Benedetto's ſie auffangende Arme. —

Zweites Kapitel.

In einer Felſenſchlucht im unwegſamſten Gebirg lag eine Mühle. — Es war tief in der Nacht. Das trübrothe Licht des untergehenden Mondes miſchte ſich mit dem erſten Grauen der Dämmerung. Das Mühlengebäude klemmte ſich zwiſchen ſchwarzen Felſen ein; der Mühlbach ſtürzte brauſend, eine blitzende Schaumwolke, daran vorbei, unter einem hochgewölbten, gemauerten Weg hindurch, der eine Brücke, doch nur für Fußgänger und einzelne Maulthiere zu paſſiren, bildete.

Die Felſen und Berge umher waren mit düſterer Waldung gekrönt, Pinien, Fichten, dunkle Cypreſſen, wilde Feigenbäume, die hart unter der Felsmauer ihre Wurzeln und Zweige um das Geſtein ſchlangen. Das Thal, aus dem der Fluß hervorrauſchte, vertiefte ſich weithin, und ſchloß das Waſſer in enge Mauern ein. Schroffe Felszacken ragten über die dunkle Waldung empor, und oft hing das Geſtein drohend über. Außer dem dumpfen Brauſen des Waſſers unterbrach nichts die tiefe ſchauerliche Stille, die in dieſer Oede herrſchte. Das Mühlrad ſtand ſtill; es war längſt nicht mehr in Thätigkeit geweſen; viele Schaufeln fehlten, auch die Speichen waren ſchadhaft. —

Hoch von der Felswand herab ertönte der Tritt von Maulthieren oder Saumroſſen. Man hörte das klappernde Aufſchlagen des Hufes auf nacktes Geſtein. Auf einem Wege, der nur der Ziege oder dem Gemsbock einen Pfad darzubieten ſchien, klimmten einige dunkle Geſtalten abwärts; ſie führten die Maulthiere am Zügel nach ſich, weil der Pfad zu ſteil abſchüſſig für Reiter war. Behutſam leiteten ſie die Thiere am Abgrund dahin: ſie erreichten den Steg, ſchritten darüber hin, und hielten vor der Mühle.

Ein heller Pfiff ſchrillte durch das Geräuſch des Stroms; nach einer kurzen Pauſe ein zweiter. Darauf öffnete ſich ein kleines Fenſter in dem alten, zum Theil verfallenen Mühlengebäude und ein Kopf ſtreckte ſich heraus. „Biſt Du's, Giuſeppe," fragte eine weibliche wohlklingende Stimme. „Freilich; riegele das Thor auf!" antwortete eine männliche, um ſo rauhere. — „Schläft Agneſe?" — „Ja, ſeit einer Stunde; ſo lange irrte ſie wieder auf dem Felſen umher!" antwortete die Frau. „Die Arme! — Nun, wir haben für ſie geſorgt!" entgegnete wiederum die männliche Stimme.

„So iſt es geſchehen?" rief die junge Frau halb fragend, in einem Ton, der ſich aus Schmerz und Beſorgniß miſchte.

„Ja, wir haben unſer Unterpfand; Beppo hat ihn auf dem Sattel!“ antwortete der Mann rauh, wie zuvor. —

„Nun, gelobt ſei die heilige Jungfrau, daß Du ungefährdet zurückgekehrt biſt, ich war in Todesangſt um Dich,“ rief die Frau aus, und ihr Kopf verſchwand aus dem Fenſter. — Bald darauf klirrten Riegel, und ein Thor in der Hofmauer öffnete ſich, durch welches die Maulthiere von den beiden Männern in die Mühle geführt wurden. —

Eine Zeit lang ließen ſich noch Stimmen und Schritte hören, einige Thüren öffneten ſich und wurden wieder zugeſchlagen. Dann war wieder Alles todtenſtill. —

Welche Geheimniſſe bedeckten ſich hier mit Nacht und Einſamkeit? — —

Der Tag brach an. Die ſchweren Laden, welche die Fenſter der Mühle verſchloſſen, wurden geöffnet. Eine weibliche Geſtalt zeigte ſich am Fenſter, friſcher und anmuthiger, als es der düſtere Ort vermuthen ließ. Denn auch im Licht des Morgens erſchien die Landſchaft, in der das Mühlengebäude lag, wild und ſchauerlich, und dieſes ſelbſt hatte ebenfalls ein düſter unheimliches Anſehen. Es war von ſchwarzgrauem Geſtein, wie daſſelbe aus der nächſten Umgebung gebrochen wurde, erbaut; ein Theil aber verfallen, halb eingeſtürzt, und nur die andere Hälfte mit allerlei Nothmitteln zur Bewohnung eingerichtet. Offenbar war das Ganze eine lange verlaſſen geweſene Stätte, in der ſich ſpätere Bewohner ärmlich angeſiedelt hatten. —

Das Hofthor wurde von innen geöffnet. Zwei Knaben von etwa vier Jahren traten daraus hervor; der eine friſch, lebendig, der andere ängſtlich, traurig. Der erſte lief gleich über den ſteilen Steg hinweg, und jenſeit den Felspfad hinauf, wo ein Paar Ziegen graſten, die er muthwillig ſcheuchte. Der andere ſtand ſchüchtern, wollte, ſo ſchien es, nicht vorwärts gehn. Hinter den Kindern war die junge Frau hinaus-

getreten, und ihr folgte ein Mann, deſſen Anſehen wenig Vertrauen einflößen konnte. Ein ſchwarzer, ſtruppiger Bart umgab das Kinn; das Antlitz war dunkel gebräunt von der glühenden italieniſchen Sonne, die Züge wild. Beſonders hatte ſein Lachen etwas Unheimliches, Grinſendes.

„Das arme Kind iſt noch blöde und fremd," ſprach die Frau mitleidig.

„Es wird ſchon dreiſt und munter werden, Angelina, ich ſtehe Dir dafür," antwortete der Mann im rauhen Ton. „Die vornehmen Gewohnheiten ſoll er bald vergeſſen!" Dabei machte er eine drohende Bewegung mit der Hand, als wollte er ihn ſchlagen.

„Nein, mißhandeln darfſt Du ihn nicht, Giuſeppe!" —

„Mißhandeln!" lachte er auf. „Er wird wie der andere gehalten. Verzärtelt ſollen Beide nicht werden, müſſen aus einem Guß ſein, wie ſie ſich einander ähnlich ſind!" —

„Ja, es iſt wahr, ſie ſehen ſich ſehr ähnlich," bemerkte die Frau. „Bis auf die Narbe am Auge, die der kleine Luigi hat." —

„Die wollen wir für Pietro auch bald anſchaffen — oder vielmehr für Luigi, denn ſie ſollen gleich die Namen tauſchen, damit ſie ſich raſch daran gewöhnen," war die Antwort des Mannes.

„Die Narbe anſchaffen? — Wie meinſt Du das?" fragte die Frau mit ängſtlichem Blick; Du wollteſt doch nicht...."

„Glaubſt Du, der Junge wird an der Lumperei ſterben?" erwiederte Giuſeppe. „Es muß ſein."

„O der arme Knabe, — wenn die Mutter ihn bluten ſieht," ſprach Angelina mit bittender Stimme.

„Die Mutter! Ja die Mutter," rief Giuſeppe wild aus. „Sie hat anders geblutet! — Ohne die Narbe wäre mein ganzer Plan unmöglich! Alſo rede nicht weiter! Du kennſt mich! Agneſe ſoll nichts davon erfahren," fügte er nach

einigen Augenblicken etwas weicher hinzu. „Was erfährt ſie denn auch noch, in der ewigen Nacht, die ihr Leben begräbt? — Sie iſt ſchlimmer als blind oder todt, die arme Irre! Aber die Rache hat ihr Feld beſtellt — und es ſoll uns Früchte tragen, wenn auch ſpäte — deſto willkommener für's Alter! Lange genug werden wir freilich noch darauf harren, und die dunkle Pflanze pflegen müſſen!“ —

Angelina ſeufzte.

Giuſeppe warf einen zornigen Blick auf ſie; ſie ſchwieg und duldete. —

Ein ſeltſamer, wehmüthig klagender Ton ließ ſich aus der Höhe über den Sprechenden vernehmen. —

„Da iſt ſie, die Arme!“ rief Giuſeppe aus, und blickte aufwärts, über das Gebäude hinauf nach den Felſen, die ſich dicht dahinter erhoben. Auf einer vorſpringenden Klippe, die weit über den wildbrauſenden Strom hinaushing, ſaß eine weibliche Geſtalt, in einem weiten, weißen Gewande, das ſie faſt wie eine Nonnenkleidung einhüllte; doch trug ſie die ſchönen Arme blos, und das ſchwarze Haar hing ihr im freien Fall um den Nacken. Ihr Geſicht war gleich dem Marmor Carrara's; ein Paar große ſchwermüthige Augen brannten in dem edlen Antlitz, das den tiefſten Schmerz ausdrückte.

„Wenn ſie nur nicht einmal herunterſtürzt,“ ſprach Angelina beſorglich.

„Jetzt nicht mehr!“ entgegnete Giuſeppe finſter. „Damals ja, da mußte ich ſie mit Gewalt zurückhalten! — Die Gefahr, auch dieſe Gefahr iſt nun vorüber. — Aber die Rache fängt an!“ rief er wild, und hob den Arm wie zum Schwur, und ſeine Züge überflog das höhnende, verzerrte Lachen, das ihn einem Teufel ähnlicher machte, als einem Menſchen. —

Angelina zitterte.

Der kleine, anfangs ängſtliche, ſcheue Knabe war indeſſen

auch über den Steg gelaufen, da die munteren Ziegen drüben am Fels ihn reizten. — Nach wenigen Minuten war er im fröhlichen Spiel mit seinem Gefährten. Bangigkeit und Trauer waren vergessen. Die Jugend ist gleich der Welle; die tiefste Furche, die du hineinziehst, ist im Augenblick wieder geschlossen, und das helle Bild des Himmels spiegelt sich darin ab, wie zuvor. —

Bald waren die beiden Knaben unzertrennlich. Jeder mußte sie für Brüder, für Zwillingsbrüder halten, nur daß Luigi, der früher Pietro genannt wurde, etwas älter und stärker war. — Sie kletterten auf die Felsen, mit den Ziegen um die Wette. Kein Abgrund schien ihnen gefährlich, kein Pfad zu steil. — Nach Knabenart waren sie oft im Streit, und einer so muthig wie der Andere; doch sie versöhnten sich bald. Niemand störte sie in ihren Spielen, ihrem Treiben und Verkehren. Denn fast Niemand berührte die einsame Stätte, wo sie wohnten. Angelina behütete und beaufsichtigte sie treu; sie durften sich nicht weiter von der Mühle entfernen, als der Ruf und das Auge der Mutter, das war sie ihnen, reichten. Sie und die irre Agnese, die zwar immer freundlich war, aber wenig sprach, waren fast die einzigen Bewohner der Mühle. Giuseppe blieb oft viele Tage und Nächte abwesend, dann kehrte er heim, meist mit einem oder zwei Gefährten, die jedoch selten länger als einige Stunden verweilten. —

Die Mutter Luigi's, Agnese, war zuweilen zärtlich gegen beide Knaben; Tage lang kümmerte sie sich aber um keinen, sondern saß unbeweglich auf dem Fels, der über dem Waldstrom hinaushing, oder gegenüber auf der entgegengesetzten Thalseite jenseits des Weges, auf einem der felsigen Vorsprünge dort. —

So vergingen einige Wochen. —

Da sprach Giuseppe eines Morgens zu Luigi: „Komm,

Du ſollſt mit mir gehen!" und nahm ihn bei der Hand. Pietro (der ſeinen Namen für ſeinen früheren Luigi hatte eintauſchen müſſen) wollte ſich, munter ſpringend, anſchließen, doch Giuſeppe wieß ihn zurück, mit dem Wort: „Du bleibſt hier!" — Der Knabe, der ſich immer vor dem wilden Giuſeppe fürchtete, blieb erſchreckt ſtehen. — Giuſeppe ſtieg mit Luigi den Felspfad hinauf. — Erſt Abends kehrten ſie zurück. Luigi hatte ein Tuch um das Geſicht gebunden, an welchem Blutflecken zu ſehen waren; er ging langſam, wie es ſchien nicht ohne Mühe, neben Giuſeppe her.

Angelina empfing das Kind mit freundlichen, bedauernden Worten und fragte: „Was iſt Dir geſchehen? Luigi?" — „Eine Schlange hat mich in's Geſicht gebiſſen, während ich ſchlief," antwortete er, faſt weinend.

„Heilige Jungfrau, eine Schlange!" rief Angelina aus, und wollte das Kind an ihre Bruſt ziehen.

„Ei was!" rief Giuſeppe ihr entgegen, und hielt ſie zurück, indem er ſie bedeutſam anſah. „Gebährde Dich nicht ſo weichherzig! Die Schlange war nicht giftig! Der Biß wird eine kleine Narbe hinterlaſſen, damit iſt's vorbei!" — — „Schweig," fuhr er mit unterdrücktem Laut gegen Angelina fort, „Du verſtehſt mich! Die Sache iſt abgethan, vor der Du Dich gefürchtet haſt!" —

Angelina athmete tief auf, betrachtete aber das Kind mit ſanften, liebreichen Blicken, ſtreichelte es, und ſprach zu ihm: „Armer Luigi, komm, ich will Dir ein paar Feigen geben."

Wiederum vergingen einige Wochen.

Luigi, der ſo lange ein Tuch um die Wange getragen hatte, konnte es wieder ablegen, weil die Wunde geheilt war. Allmählig verſchwanden auch die auffallenden Spuren derſelben, und nach etlichen Monden hatte Luigi an derſelben Stelle wie Pietro eine Narbe unter dem Auge, die beide

Knaben noch ähnlicher machte. — „Noch ſechs Monat will ich verlaufen laſſen," äußerte Giuſeppe eines Tages zu Angelina, „dann müſſen wir weiter handeln. In Amalfi iſt ſchon Alles eingeleitet."

„Und geht Deine Schweſter, die redliche Agathe, darauf ein?" fragte Angelina.

„Mir zu Liebe thäte ſie noch mehr! — Und ſie wird dereinſt auch ihren Vortheil davon haben! Mich kümmern die Vortheile wenig! Ich denke nur an die Rache!"

„Giuſeppe, Giuſeppe!" rief Angelina in Thränen, „ſiehe zu, daß Du uns kein Unheil bereiteſt. Gott weiß Alles! Die Rache iſt —"

„Willſt Du dieſe Rache tadeln!" fiel ihr Giuſeppe mit wildem Ausruf ins Wort. „Sollen dieſe reichen, vornehmen Verbrecher Alles ungeſtraft thun dürfen? Wir Arme, Niedrige, Alles dulden? Blick auf die unglückliche Agneſe. Schande, Verzweiflung, Wahnſinn war das Loos der Verführten! Iſt ihr Sohn nicht ſo berechtigt, als der dort? Ich ſchaffe ihm, was ſein iſt, nach vollem Recht! Und ſoll der Frevler nicht büßen? Haſt Du vergeſſen, was ich geduldet? Wohin er mich getrieben? Sollen wir zu unſerem Elende demüthig lächeln — nicht die Fauſt ballen? Haben wir nicht ein Recht, noch einmal Glück und Freude zu genießen?"

„Glück und Freude!" ſeufzte Angelina, „werden die dabei ſein! Und wie ſpät!" —

„Wenn auch ſpät! Die Rache dürſtet lang für den Trunk der Sättigung!" —

„Laß die Rache dem Himmel!" —

„Er übt ſie durch mich! — Kein Wort mehr darüber!" —

So ſchloß Giuſeppe die Unterredung mit ſeinem Weibe, das ihm in der angeborenen Demuth der ächten weiblichen Natur überall gehorſam war, ſelbſt wo ihr Innerſtes widerſtrebte. Wenige Tage darauf war nur noch ein Knabe in der

Mühle. — Bald hatte dieſer ſich auch an die Einſamkeit gewöhnt, und trieb ſich auf den nahen Felſen mit den Ziegen umher, wie zuvor. —

So vergingen Monden, Jahre. —

Drittes Kapitel.

Die Gräfin Monteleone bewohnte während einer Reiſe ihres Gemahls nach Rom, der überhaupt viel mehr auswärts als daheim war, den glänzenden Palaſt deſſelben zu Neapel. Sie war eine Dame von etwa dreißig Jahren, noch außerordentlich ſchön, aber noch liebreicher als ſchön. — Sie befand ſich gegenwärtig in der Erwartung ihrer nahen Entbindung. Das erſte Kind, welches ihr der Himmel wieder ſchenkte, nachdem ihr einziger Sohn ihr vor drei Jahren auf ſo unbegreifliche Weiſe verloren gegangen war. — Während ſie auf ihrem Ruhebette lag, wo Antonietta beſchäftigt war, ihr das Haar zu ordnen, trat der Cameriere ein, und überreichte ihr ein kleines, in Papier geſchlagenes, verſiegeltes Päckchen mit der Meldung, daß die Wittwe eines Fiſchers aus Amalfi es gebracht habe, und dringend bitte, vorgelaſſen zu werden. — Kaum hatte die Gräfin das Päckchen geöffnet, als ſie in heftigſter Bewegung ausrief: „Heilige Maria, was erblicke ich! Die Frau ſoll hereinkommen, augenblicklich!“ gebot ſie mit fliegendem Athem. „Antonietta, es iſt der Gürtel, den Luigi am Tage ſeines Verſchwindens getragen hat, den ich ihm ſelbſt geſtickt hatte, — ich kann nicht irren!“

Die Frau trat ein; ſie war von kräftigem Wuchs, mehr beſcheiden als ärmlich gekleidet, und trug den Ausdruck einer

gewiſſen Sicherheit in den Zügen, wiewohl durch ein beſcheidenes Weſen gemildert.

„Woher habt Ihr den Gürtel?“ fragte die Gräfin; „ich beſchwöre Euch, ſagt es mir ſchnell.“

„Vergebt, gnädigſte Frau,“ antwortete die Frau; „dazu bedarf es einer etwas längeren Erzählung.“

„Allein ich flehe Euch um aller Heiligen willen,“ bat die Gräfin, „ſeid ſo kurz als möglich — Ihr ahnt nicht, in welcher Angſt und Hoffnung ich zittere!“ —

„Vor zwei Jahren,“ begann die Frau jetzt ruhig, während die Gräfin wie im Fieber flog und mit unverwandten Augen ihren Worten lauſchte, „an einem ſtürmiſchen Abend im November pochte es leiſe an die Thür meiner Hütte. — Ich öffnete, und ein kleiner, etwa fünfjähriger ſchwarzlockiger Knabe in ärmlicher Tracht, vom Regen durchnäßt, vor Kälte zitternd, ſtand davor!“

„O das arme Kind!“ rief die Gräfin dazwiſchen, und ihre Thränen brachen hervor.

„Ich ließ ihn eintreten,“ fuhr die Frau fort, „fragte, was er wolle; er weinte, vermochte nicht zu ſprechen. Ein Bündelchen, das er in der Hand trug, nahm ich ihm ab, öffnete es, und fand einige Wäſche und Kleidungsſtücke darin, und einen Zettel dabei. Ich hieß den Knaben am Feuer niederſitzen, gab ihm Brod und Wein, behielt ihn über Nacht im Haus. Auf meine Fragen gab er nur verworrene Auskunft, erzählte bald von ſeiner Mutter, von dem großen Schloß, bald von der alten Frau in Neapel, die ihn hergebracht habe. Ich brachte endlich heraus, daß dieſe ihn vor meiner Thür allein gelaſſen habe, bis er vor Froſt und Hunger bei mir anklopfte. — Da ich nicht leſen konnte, was auf dem Zettel ſtand, ging ich andern Morgens damit zu meinem Beichtvater, dem Pater Onufrio, der las mir den Zettel. Er enthielt die Worte: „„Wer dies Kind aufnimmt, wird nicht

nur eine That der Barmherzigkeit üben, sondern ein großes Glück gewinnen!“ — Ich beſchloß alſo, das Kind bei mir zu behalten.“ —

„Ihr habt es alſo um Gottes Willen, wo iſt es?“ rief die Gräfin.

„Geduldet Euch nur einen Augenblick, Ihr werdet ſogleich Alles erfahren“, antwortete die Frau immer ruhig. „Geſtern Abend um die nämliche Stunde, wie vor zwei Jahren, pochte es an meine Thür. Ich öffne. Eine dunkle vermummte Geſtalt gab mir jenes Päckchen, was ich der gnädigen Signora übergeben ließ, und dieſen Zettel genau wie den vorigen geſchrieben.“ — Sie reichte der Gräfin das Blättchen hin. Mit fliegender Bruſt las dieſe die Worte darauf: „Geht mit Eurem Pflegeſohn nach Neapel, zu der Gräfin Monteleone, übergebt ihr das verſiegelte Päckchen, es wird Euch Einlaß verſchaffen; erwartet dann das Weitere!“

„Ihr habt das Kind mitgebracht,“ rief die Gräfin, „o führt es herein, daß ich es ſehe. Jeſus Maria, wenn es mein Sohn wäre!“

Die Frau ging der Thür zu, öffnete ſie und rief: „Luigi!“

„Luigi, mein Luigi!“ rief die Gräfin, als ſie dieſen Namen hörte, wie außer ſich, und eilte der Thüre zu.

Der Knabe trat ein, ſcheu, kaum einen Schritt vorwärts wagend. „Er iſt es! Mein Luigi, mein Sohn, mein Kind!“ Mit dieſem Ausruf breitete die Gräfin beide Arme aus, um ihn an ihr überſeliges Mutterherz zu drücken. Doch der Knabe flog ihr nicht entgegen, ſondern wich furchtſam zur Seite und faßte die Hand ſeiner Pflegemutter. Die Gräfin aber zog ihn mit beiden Händen zu ſich, küßte ihn inbrünſtig, umſchlang ihn mit dem linken Arm, ſtrich ihm mit der rechten Hand die ſchwarzen Locken aus der Stirne, und ſprach unter ſtrömenden Thränen: „Ach, er kennt mich nicht mehr! — er hat ſeine Mutter vergeſſen! — Aber er iſt es! Ja, er iſt es! — Es

ſind ſeine lieben Züge, — auch die Narbe unter dem Auge! Mein Kind, mein Kind! Nach drei bitteren, bitteren Jahren!" Und ſie preßte ihn wieder an's Herz, daß der ſonſt ſo kecke, wilde Knabe ganz beängſtigt wurde, ſich ſträubte und ſich loszumachen ſuchte. „O mein Gott," klagte ſie, „hat denn nur die Mutter ein Herz für ihr Kind, nicht auch das Kind für die Mutter!" Und ſie legte das ſchöne Haupt weinend auf die Schulter des Knaben, der ſich ängſtlich nach ſeiner Pflegemutter umſah, und zu dieſer hin wollte.

„Die gnädige Signora iſt jetzt Deine Mutter," ſprach dieſe, „küſſe ſie doch, Luigi!"

Der Knabe gehorchte, doch mit ſichtbarer Aengſtlichkeit.

„Es iſt ihm noch Alles ſo fremd, er wird ſich aber ſchon gewöhnen," meinte die Pflegemutter.

„Ja, ja," erwiederte die Gräfin; „wie kann ich es auch anders erwarten! Mein Glück iſt ja doch überſchwenglich!" Und ſie küßte ihn von Neuem. „Erkennſt Du mich denn gar nicht wieder? — Kennſt Du dieſes Schloß nicht? Du haſt ja doch auch hier gewohnt! — Ach, daß Gianettina tot iſt — ſie würde er erkennen!"

Ein unwillkührlicher Schauer durchzuckte die Gräfin, als der Name Gianettina über ihre Lippen kam, denn die Unglückliche war in Folge ihrer Angſt und Verzweiflung und vorzüglich der furchtbaren Mißhandlungen geſtorben, die ſie von dem Grafen erfuhr, als das Unglück geſchehen war. „Ihr Andern aber, — Antonietta, Du — und ruft Benedette, Pietro, den alten Riccardo — vielleicht erkennt das Kind einen von dieſen, oder ſie ihn! O ruft ſie, ruft ſie herbei!" —

Antonietta flog hinaus; das Gemach füllte ſich bald darauf mit der ganzen Dienerſchaft. Alle waren in Freude und Staunen, die meiſten wollten den Knaben auch gleich auf den erſten Blick erkannt haben, — doch dieſer erkannte Niemand! —

„So muß ich denn ganz neu ſeine Mutter werden!“ rief die Gräfin mit feuchten Augen aus, „da die Hand des Schickſals mein Bild und Alles, was damit verbunden war, ganz ausgelöſcht hat in ſeiner jungen Seele! — Was wird der Graf ſagen,“ fuhr ſie plötzlich aus ihrer mütterlichen Hingebung empor, und ihre Wange erbleichte. — „O, er wird ſeinen Sohn erkennen, wie darf ich daran zweifeln!“

Nachdem dieſe Minuten heftigſter Aufwallung vorüber waren, fühlte die Gräfin ſich erſchöpft. Sie ließ ſich wieder auf ihr Ruhebett nieder und zog den Knaben zu ſich. — „Und wie ſoll ich Euch die Schuld meines Dankes abtragen,“ wandte ſie jetzt ihre Worte an die Pflegemutter Luigis; „ich weiß noch nicht einmal Euren Namen!“

„Agathe Setterno!“ erwiederte die Frau.

„Ihr habt meinen Knaben doch zu Frömmigkeit und Sitte angehalten, liebe Agathe?“ fragte die Gräfin.

„O, Signora, er iſt täglich mit mir in die Meſſe gegangen, und war immer folgſam, wenn auch etwas wild und verwegen.“

„O dank Euch, Dank!“ erwiederte die Gräfin. — Sie winkte Antonietta zu ſich, der ſie einige Worte ins Ohr flüſterte. Dieſe ging zu einem Schreibtiſch, öffnete ihn und brachte der Gräfin zwei Käſtchen. Mit einem goldenen Schlüſſel, den ſie am Gürtel trug, öffnete ſie beide, ihr Schmuckkäſtchen und ihre Schatulle. Aus dem erſteren nahm ſie einen koſtbaren Ring, aus der Schatulle eine ſchwere Börſe; ſie reichte Beides Agathen mit den Worten: „Der Ring für den Gürtel, den Du mir gebracht haſt, Agathe; das Gold bin ich Dir zum Erſatz ſchuldig; Deine Liebe und Pflege kann ich Dir nicht vergelten!“

Agathe küßte die Hand der Gräfin. „O, viel zu reiche, zu reiche Belohnung,“ rief ſie, „nehmt das Gold zurück, Signora — es iſt zu viel!“

Die Gräfin wehrte lächelnd ab.

„Ach, dann wage ich meine Bitte gar nicht," ſprach Agathe.

„Deine Bitte? — Du mußt ſie ausſprechen!"

„Ich weiß," ſagte Agathe in beſcheidenem Ton, „daß die gnädige Signora einer Stunde nahe entgegenſieht, für die wir Frauen den Schutz unſerer Heiligen anflehen — ich habe eine Tochter, ſie iſt ſchon ſeit ſechs Monaten Wittwe, und ſeit drei Wochen Mutter eines Töchterchens; Sempronia hat ſie der Pater Onufrio getauft — — Wenn ich nun für meine Tochter bei der gnädigen Signora —"

— — „Gewiß, gewiß," unterbrach ſie die Gräfin, die die Bitte errieth, „ſie ſoll die Amme des Kindes werden, auf deſſen Geburt ich hoffe," ſprach die Gräfin. —

„O, Signora, meine Schutzheilige möge Euch dafür ſegnen! Geſtattet mir jetzt mit all' der Freude zurückzukehren nach Amalfi!"

„Geh! Aber bringe Deine Tochter ſo bald als möglich zu mir! Morgen, wenn es ſein kann!" —

Viertes Kapitel.

„Alſo die Gräfin Montelcone mit ihrer Tochter!" rief ein junger, eleganter Cavalier, der neben einem Offizier von der Schweizergarde des Königs von Neapel vor einem Café-hauſe ſaß, wo ſie ein Glas Sorbetto genoſſen hatten. Er hielt ſich die Hand über die Augen, und ſah dem offenen mit den ſchönſten, feurigſten Pferden beſpannten Halbwagen nach, in welchem die beiden Damen ſo eben vorüber gefahren waren.

„Bei San Pietro, die junge Gräfin iſt ſchön wie Hebe," rief der Cavalier aus, und ſtrich ſich dabei das feine Stutzbärtchen über der Lippe, und zupfte die elegante weiße Cravatte zurecht. „Sie ſind im Hauſe des Grafen bekannt?" wandte er ſich zu dem Offizier.

„Ja wohl; ich darf ſagen, daß ich nicht ſelten eingeladen bin, und immer mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, wiewohl im Uebrigen das Haus des Grafen nicht das behaglichſte iſt," lautete die Antwort.

„Nicht das behaglichſte? Wo ſo ſchöne Damen die Honneurs machen?" fragte der junge Elegant.

„Man fühlt ſich dennoch nicht wohl da; jetzt freilich, ſeit die junge Gräfin Bianca aus dem Kloſter in das elterliche Haus zurückgekehrt iſt, iſt es etwas beſſer. Nun gibt es doch heitere Momente in den grand cercles der Gräfin!" —

„Jetzt nur heitere Momente? Und was hat früher die Heiterkeit ganz geſtört in einem ſo reichen, berühmten Hauſe?"

„Es werden wunderliche Dinge davon erzählt, Signor," erwiederte der Offizier. „Ich bin nicht genau unterrichtet. Die Hauptſache aber iſt, der Graf und die Gräfin leben auf dem ſchlechteſten Fuß. Er iſt von ungemeiner Heftigkeit, ja Wildheit, finſter, argwöhniſch! Sie iſt ſanft, nachgebend, fromm, aber von ſo trübem Gemüth, daß ich ſie noch niemals habe lächeln ſehen. Wie ſoll einem in ſolchem Hauſe wohl ſein?"

„Und die Urſach' dieſer Betrübniß?"

„Hauptſächlich wohl die unglückliche Ehe. Allein auch traurige Erlebniſſe. Die Gräfin hatte einen Sohn, der als kleiner Knabe durch Schuld einer Wärterin verloren ging, geſtohlen wurde, oder ſich verirrte. Nach Jahren wurde er wieder aufgefunden, ins väterliche Haus zurückgebracht. Die Gräfin war glückſelig darüber; der Graf nicht ſo. Einige erzählten, daß er an der Aechtheit des wiedergefundenen Kindes

gezweifelt habe, obwohl die ſchlagendſten Beweiſe dafür vorhanden waren, Andere, und das möchte ich eher glauben, daß er auf dem Punkt geſtanden habe, ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen, um eine andere, ſehr reiche Verbindung zu ſchließen." —

„Eine andere Verbindung? Das wäre ja unmöglich!"

„Nicht ſo ganz; der Graf hat ſeine Blicke auf eine deutſche, proteſtantiſche Fürſtin geworfen, und würde wahrſcheinlich zu dieſer Kirche übergetreten ſein."

„Unglaublich!" rief der junge Mann auflodernd.

„Doch, doch! Die Sache wäre auch wahrſcheinlich ſchon ausgeführt geweſen, hätte die Gräfin ſich nicht in dem Zuſtande guter Hoffnung befunden. So mußte dieſes Ereigniß erſt abgewartet werden, und im Fall der Geburt einer Tochter hätte der Graf den Plan ausführen können, weil alsdann kein männlicher Erbe für ſeine großen Beſitzungen vorhanden geweſen wäre. Nun bekam die Gräfin zwar eine Tochter, — die Sie ſo eben geſehen haben, — allein einige Tage zuvor hatte ſich der Erſtgeborene wieder eingefunden! — Jetzt konnte der Graf nach dem Familiengeſetz nicht mehr über ſeine Güter disponiren, und der Vater der Fürſtin fand es nicht mehr ſo angemeſſen, daß ſeine Tochter eine Gräfin Monteleone würde."

„Hm!" murmelte der junge Mann, der während dieſer Erzählung ſo ernſthafte Züge angenommen hatte, als man ſie ſeinem ſonſtigen ſtutzerhaften Weſen gar nicht hätte zutrauen ſollen. — „Hm," murmelte er, „bei alle dem möchte ich Sie doch um etwas bitten!"

„Das wäre, Signor?"

„Mich im Hauſe des Grafen einzuführen!"

„O freilich, ſehr gern," erwiederte der Offizier nicht ohne einige Verlegenheit, „allein, vergeben Sie, ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe, — ich kenne Sie erſt ſeit drei

Tagen, und nur aus Ihrer Gewohnheit, dieſes Kaffeehaus zu beſuchen!"

„Ich bin der Marcheſe Pietro Seſtoni," erwiederte der junge Mann, zog eine kleine Brieftaſche hervor, nahm eine Karte heraus und reichte ſie dem Offizier.

„Von der venetianiſchen Familie dieſes Namens?" fragte derſelbe, ſich verbeugend.

„Wir ſind verwandt; die Lombardei iſt unſere gemeinſchaftliche Wiege; doch liegen unſere Beſitzungen in der Nähe von Bergamo!"

„Sie haben aber den Accent des ächten Neapolitaners," bemerkte der Offizier.

„Das iſt keine große Schmeichelei," antwortete der Marcheſe lächelnd, „ich wollte, Sie hätten mir lieber den des Römers oder Florentiners angehört; ich bin in ganz Italien zu Haus, habe aber in der letzten Zeit viel hier im Neapolitaniſchen verkehrt!" —

„In der That? Es wundert mich, daß ich Sie niemals in Neapel geſehen habe; ich bin doch, obgleich ein Ausländer, nicht ganz unbekannt hier!" —

„Ich vollſtändig; ich habe die Stadt nur ſehr ſelten beſucht, und bin ohne allen Umgang hier geblieben!" Der Marcheſe erröthete leicht, indem er dieſe Worte ſprach.

„Wollen wir alſo morgen unſern Beſuch bei der Gräfin machen?" fragte der Offizier.

„Mit Freuden. Und Ihr Name?"

„Baron von Sinnern aus Bern! Hauptmann in der Schweizergarde," antwortete der Offizier.

„Per Bacho Capitano!" rief der Marcheſe lachend, „ſo kann ich Ihnen das Compliment zurückgeben, Sie haben trotz Ihrer Schweizerherkunft den ächt neapolitaniſchen Accent!" —

Beide ſchieden unter Lachen mit der Verabredung, ſich

morgen nach der Sieſta wieder hier zuſammenzuſinden, um den Beſuch gemeinſchaftlich zu machen. — —

Sie waren pünktlich im Rendezvous.

Mit einigem Erſtaunen ſah indeſſen der Capitän einen ſehr eleganten Wagen mit Kutſcher und zwei Dienern vorfahren, in den der Marcheſe ihn einzuſteigen erſuchte. „Zum Palazzo Monteleone," gebot er dem Kutſcher; ſie rollten dahin.

„Noch Eins muß ich Ihnen über das gräfliche Haus ſagen, Marcheſe," wandte ſich Herr von Sinnern im Fahren an dieſen. „Der Graf hat eine Abneigung gegen ſeine ſchöne Tochter. Er ſoll einen gewiß unwürdigen Verdacht gegen die Gräfin haben; wahrſcheinlich iſt derſelbe nur der Vorwand zur Rechtfertigung ſeiner allgemeinen Mißſtimmung gegen ſie. Indeß haben mir alle Bekannte des Hauſes erzählt, der Graf habe ſich gleich bei der Geburt der Tochter ſo bitter und beleidigend für die Gräfin benommen, daß ſie in ſchwere Krankheit verfiel, und eine lange Zeit auf dem Lande zubringen mußte, weil ihr Gemüthszuſtand geſtört geweſen ſein ſoll. Wenigſtens war ſie von ſo tiefer Schwermuth befallen, daß ſie ſelbſt ihre Kinder nicht ſehen wollte. Doch wurde ſie durch die Seebäder von Palermo ganz hergeſtellt.

„Und wäre ein Grund zu dem Verdacht des Grafen gegen die Ehre und Treue der Gräfin vorhanden?" fragte der Marcheſe.

„Gewiß nicht der mindeſte, ſo weit ſich aus dem ganzen Weſen der Gräfin und ihrem Leben ſchließen läßt, das, wie Alle verſichern, ſich immer gleich geweſen ſein ſoll. Indeſſen muß man einräumen, daß die Gräfin Bianca weder dem Vater noch der Mutter ähnlich ſieht." —

„Das kann ſehr zufällig ſein," warf der Marcheſe hin.

Während dieſes Geſprächs waren ſie vorgefahren. Die Gräfin nahm den angemeldeten Beſuch an. Sie empfing ihn in einer Bogenhalle, um deren Säulen ſich Weinlaub rankte,

ſo daß dieſelbe halb zur Laube wurde; ſie bot die Ausſicht über den Garten und das nahe Meer. Die Sieſta war vorüber, die tiefere Nachmittagsſonne warf ſchon einen goldähnlichen Schimmer auf die Gegenſtände. Die Gräfin erſchien auf dem dunkeln Seſſel, den ſie in ihrer leichten weißen Sommerkleidung einnahm, von dem goldenen Hauch ganz umduftet; er gab ihrer Geſtalt und ihren Zügen einen täuſchenden Anſchein der Jugend durch die erhöhten Farben, und durchſchimmerte das reiche Haar mit ſeinem blitzenden Schein.

Der Marcheſe fühlte ſich von dem Anblick der edlen Geſtalt, da ſie ſich leicht einen Augenblick erhob, um die Fremden willkommen zu heißen, eigenthümlich bewegt. Es war ihm, als trete ihm irgend ein bekanntes, aber längſt vorübergeſchwebtes Bild wieder vor die Seele. Dennoch ſah er ſich ſpähend nach der Tochter um; allein ſie war nicht zugegen.

Der Hauptmann von Sinnern ſtellte den Marcheſe vor. — Die Unterhaltung war ſchnell eingeleitet, obgleich die Gräfin einen leichten Ton nicht leicht anzuſchlagen wußte. Doch der Marcheſe ſprach mit Wärme von den Vorzügen Neapels vor den übrigen Theilen Italiens, und das regte ſie lebhaft an. — Sie verwunderte ſich, erſt jetzt auf ihn zu ſtoßen, da er doch ſchon ſo lange in der Stadt und im Lande zu ſein ſchien.

„Ich bin ein wenig Sonderling," erwiederte er, „und halte mich meiſt zurückgezogen. Daneben bin ich ein Verehrer, wiewohl ſehr ſchwacher Ausüber der Malerei, und bringe daher meine Zeit viel in unſern romantiſchen Thälern zu." —

Es fiel Sinnern auf, daß der oberflächliche Ausdruck des Elegants, ja des Stutzers, den er bisher nur an dem Marcheſe gekannt, ganz verſchwunden war. Sein hübſches Geſicht war zu einem edeln geworden; einige ernſte Linien, die ſich in ſeine Stirne furchten, und ſich zwiſchen den Brau-

nen und der Naſenwurzel bildeten, brachten dieſe vortheilhafte Veränderung hervor, die von der Lebhaftigkeit und Wärme, mit der er ſprach, unterſtützt wurde. — Während der Hauptmann dieſe Studien an Seſtonis Geſicht machte, gewann dies plötzlich noch einen anderen erhöhten Ausdruck; ſein Auge leuchtete blitzend auf. Die Gräfin Bianca war in die Halle getreten; der Eindruck, den ſie auf die Züge des Marcheſe machte, war zu entſchieden, als daß Sinnern nicht auf der Stelle hätte wiſſen ſollen, was in dem jungen Manne vorging.

Mit einer raſchen Bewegung war Seſtoni aufgeſtanden, als die junge Gräfin hinter dem Seſſel ihrer Mutter aus einer Seitenthür in die Halle trat. Er begrüßte ſie mit dem edelſten Anſtande. — Bianca ſchwebte herein wie eine jugendliche Hebe. Sie zählte eben ſechszehn Jahre; ihr Wuchs war ſchlank und voll zugleich, das Auge braun, voll ſanften Glanzes, das Haar, eine ſeltene Ausnahme in Italien, fiel in kaſtanienbraunen weichen Locken auf den Nacken herab. Die Anmuth der Jugendblüthe überhauchte die ganze Geſtalt; die edle Bildung des Geſichts erhöhte ihren Reiz durch ein zartes Erröthen, das beim Eintreten die Wangen der Jungfrau leicht überflog.

„Der Marcheſe Seſtoni, — meine Tochter Bianca," ſagte die Gräfin bei ihrem Eintritt.

Sinnern beobachtete mit einiger Ironie, doch ohne alle bösartige Beimiſchung, die Verlegenheit Beider in der gegenſeitigen Begrüßung und erſten Anrede. — Dieſe verlor ſich indeß bald. Seſtoni führte die Unterhaltung mit Lebhaftigkeit, mit Geiſt, ja bald mit Feuer. Er wich zwar der unbefangenen Frage Biancas, was ihn nach Neapel geführt habe, aus, äußerte ſich indeſſen über manche Ereigniſſe und Verhältniſſe ſeines Lebens, die den Lauf deſſelben nicht als einen gewöhnlichen ſchilderten. Er war früh verwaiſ't, zu ſtrengen Ver-

wandten gekommen, hatte ſich dieſen durch eine kühne Flucht ſchon in ſeinen Knabenjahren entzogen, und war nach Jahren abenteuerlichen Umherirrens ſchon im ſechszehnten Jahre in franzöſiſche Kriegsdienſte getreten. Er hatte in Spanien und Rußland gefochten. Mit dem Falle Napoleons mußte er dieſe Laufbahn aufgeben und war ſeitdem nach Italien zurückgekehrt, wo er bis jetzt nirgends einen bleibenden Aufenthalt genommen hatte. —

Er gab mit außerordentlicher Lebendigkeit einige Schilderungen von ſeinen Kriegserlebniſſen. Bianca war ganz Ohr, als er von den ſchaudervollen Zügen des Haſſes und der Erbitterung in Spanien ſprach, und dann die Schrecken des ruſſiſchen Feldzuges, die furchtbare Schlacht von Moſaisk, den Brand von Moskau, die jede Vorſtellung übertreffenden Leiden des Rückzuges ſchilderte. Das junge Mädchen hörte ihm zu, wie Desdemona ihrem Othello, und ſeine kühne geprüfte Männlichkeit gewann ſich ihr Herz, eben ſo wie die des tapfern Mohren von Venedig das der Tochter Brabantios.

Sinnern mußte immer wieder erſtaunen, daß der oberflächliche Stutzer ſo zu einem Manne, einem Helden aufwuchs. Seſtoni ſeinerſeits war verwundert, daß die Gräfin weder ein Wort von ihrem Gemahl, noch von ihrem Sohn ſprach, hielt es jedoch nicht für angemeſſen, nach ihnen zu fragen. Endlich mußte der Beſuch abgebrochen werden. So wie ſich der Marcheſe mit dem Hauptmann allein ſah, fragte er dieſen nach der Urſache dieſes Schweigens der Frauen über ihre nächſten Verwandten.

„Von ihrem Gemahl," berichtete dieſer, „ſpricht die Gräfin nie; er iſt jetzt in Rom. Was den Sohn anlangt, ſo iſt dieſer ſeit einem halben Jahre auf Reiſen, doch habe ich gehört, daß er in Zwieſpalt mit den Eltern, wenigſtens mit dem Vater, iſt, wegen eines Verheirathungsplans, dem er widerſtrebte. — Das iſt eben die Unbehaglichkeit in dieſem

Hauſe, daß alle Zuſtände darin unterhöhlt ſind, und man immer mit der größten Behutſamkeit auftreten muß, um nirgend zu verletzen."

„Allein durch weſſen Schuld?" fragte Seſtoni.

„Ich will es nicht entſcheiden. Doch glaube ich durch die des Grafen, deſſen Stolz, Leidenſchaftlichkeit und zugleich kaltblütige Härte alles Maß überſteigen ſoll." —

Bei dieſen Worten ſtiegen ſie aus dem Wagen des Marcheſe. Dieſer dankte dem Hauptmann warm für den Dienſt, den er ihm durch die Einführung in das Haus des Grafen geleiſtet habe, und entſchuldigte ſich nur, daß er durch dringende Geſchäfte verhindert ſei, den Ueberreſt des Abends mit ihm zuzubringen. —

Fünftes Kapitel.

Der Graf Odoardo Monteleone, der Vater, war aus Rom zurückgekehrt. Schon ſein finſteres, rollendes Auge hatte der Gräfin bei der erſten Begrüßung gezeigt, daß ſie einem Sturm entgegenſehen müſſe. Doch verſtrichen einige Tage, bis dieſer zum Ausbruch kam. Der Graf war in dieſer Zeit viel in ſeinen Zimmern, bei Tiſch durchaus einſylbig, und ſchien mit mehreren Perſonen heimlich zu verkehren. — Seſtoni, der ſeit drei Wochen, ſo lange war es ungefähr her, daß ihn Simern eingeführt hatte, ein ſehr häufiger Gaſt des Hauſes war, hatte ſich auch dem Grafen vorgeſtellt, und war höflich, vornehm, aber ſehr kalt aufgenommen worden. Dennoch ſchien Monteleone einen näheren Antheil an ihm zu nehmen, als er verrathen wollte; denn er kam nicht nur in den kurz abgebrochenen Geſprächen öfter auf ihn zurück,

ſondern hatte ſich auch mit einem an ihm durchaus ungewöhnlichen Eifer (da ihm alle Menſchen insgemein völlig gleichgültig waren) näher nach den Lebensverhältniſſen des Marcheſe erkundigt, ja mit einer gewiſſen Haſtigkeit nach denſelben geforſcht.

Die Gräfin luſtwandelte in der Abendkühle auf der Terraſſe vor dem Hauſe, die nach Garten und Meer hinaus ging. Da trat der Graf aus einem der dunkeln Laubgänge und ging auf ſie zu.

„Seit wann haben Sie die letzten Briefe von Luigi erhalten, Signora," fragte er in einem Ton, der ſogleich verrieth, daß er eben nicht in wohlwollender Weiſe über ſeinen Sohn zu ſprechen dachte.

„Seit etwa drei Wochen," erwiederte die Gräfin, „aus Paris."

„Und ich kann Ihnen die Nachricht geben, daß er ſeit zwei Monaten bereits Paris verlaſſen hat, und während wir Briefe aus England, Schottland und Frankreich erhielten, nirgend anders geweſen iſt, als in Italien!"

„In Italien? Sie ſcherzen — Sie ſetzen mich in Erſtaunen," verbeſſerte die Gräfin ihre Antwort. „Und wo? Und weshalb dieſe Maske?"

„Das möchte ich eben Sie fragen, Gräfin," entgegnete der Graf mit ſcharfem Ton und einem gewiſſen Zuſammenpreſſen der Lippen, welches der Vorbote des heftigſten Ausbruchs ſeines Zorns zu ſein pflegte.

„Mich? die ich auf's höchſte überraſcht bin?" fragte die Gräfin.

„Sie ſind freilich von Allem überraſcht, was die wahrhaften Eigenſchaften unſeres Sohnes, oder unſeres Findlings —"

„Um Gottes Willen, Monteleone," unterbrach ihn der Ausruf der Gräfin bei dieſem Wort, „bedenken Sie, welch' ein Schickſal Sie auf das Haupt unſeres Kindes ſchleudern,

wenn Sie einen ſolchen Verdacht *ausſprechen*! Sie können ihn nicht *wirklich* haben!"

„Hm! Das fragt ſich!" warf der Graf höhnend hin, und preßte ſeine immer bleicher werdenden Lippen ſchärfer auf einander. „Und was was Schickſal anlangt, welches ich ihm bereiten könnte, ſo wird er es wohl mit Gleichmuth zu ertragen wiſſen, da er ſich dem, welches einem Grafen Monteleone geziemt, mit allen Kräften, die ihm Trotz und Schlauheit zu Gebote ſtellen, widerſetzt! — So werde ich Ihnen denn ſagen, was er in Italien thut, wenn Sie es nicht wiſſen, oder nicht zu wiſſen vorgeben! Er hängt einer romantiſchen Liebſchaft nach! Es iſt die Milchſchweſter Bianca's, der er ſeine Huldigungen darbringt, um deshalb der Verbindung mit der Gräfin Wallheim widerſtrebt! — Daher dieſe *Maske*, wie *Sie* ſich ausdrücken, dieſer unwürdige Betrug, wie *ich* es bezeichne. Doch eine Mutter hat ein anderes Wort für die Verbrechen ihres Sohnes!"

Die Gräfin zitterte vor den rollenden Blicken des Grafen und ſchwieg, todtenbleich. „Nun, und? Was ſagen Sie, wie vertheidigen Sie ihn?" fuhr Monteleone fort, der ſich darüber erbitterte, daß ihre Gegenrede, der Verſuch den Sohn zu entſchuldigen, ihm nicht Gelegenheit gab, ſeinen Zorn noch heftiger und direkter gegen die Gräfin zu richten.

„Ich will ihn gewiß nicht vertheidigen, Odoardo," entgegnete dieſe zaghaft, „doch Sie wiſſen es ja ſelbſt, daß der Unterſchied der Religion" — — —

„Nichts weiß ich," fuhr der Graf zornflammend auf; „nichts weiß ich, als daß dergleichen nichtige Einwürfe mein Ohr nie berühren ſollten, wie ſie meine Entſchlüſſe nie berühren *können*. — Ich habe auch über unſere — über *Ihre* Tochter," änderte er mit abſichtlichem Hohn ſeine Worte, „meinen Beſchluß gefaßt. Sie wird ſich mit dem zweiten Sohn des Lord *Darlington* verbinden." —

„Lord Darlington," rief die Gräfin im höchsten Schrecken aus, denn der Lord ſtand in dem Ruf einer ſo ſtrengen Anhänglichkeit an die engliſche reformirte Kirche, daß eine Verbindung ſeines Sohnes mit einer Katholikin als etwas Unglaubliches erſchien. „Würde der Lord" — — wollte die Gräfin fortfahren.

Doch der Graf ſchnitt ihr das Wort ab, indem er ihre eigene Rede aufnahm und mit ſichtlichem Hohn ſagte: „Der Lord würde nicht das Mindeſte gegen eine Verbindung ſeines Sohnes mit einer zu ſeinem Glauben übertretenden Gemahlin einwenden!"

Die Gräfin wankte; ſie hielt ſich an der Lehne eines Gartenſeſſels.

„Ich darf mich wohl jeder Art kindiſcher Bedenklichkeiten überhoben halten!" fuhr er fort. „Die franzöſiſche Revolution hat uns namenloſes Unheil gebracht; aber doch das Gute, daß ſie uns das Joch des blinden Gehorſams gegen die Prieſterkaſte abgeſtreift hat! Ich habe Ihnen Ihren Willen bei der Erziehung Ihrer Tochter gelaſſen, bei der Verheirathung derſelben wird die, die meinen Namen trägt, auch meinen Beſtimmungen Gehorſam leiſten. Die Ehepakten ſind auf dieſem Fundament entworfen. — Was Luigi anlangt, ſo erwarte ich nur noch einige nähere Nachrichten. . . . .

„Der Marcheſe Seſtoni," meldete der Kammerdiener der Gräfin, aus dem Gartenſaal auf die Terraſſe tretend. —

„Angenehm!" winkte Monteleone. „Sie ſehen," wandte er ſich ſpöttiſch gegen die Gräfin, „daß ich auch Ihre, in meiner Abweſenheit gemachten intereſſanten Bekanntſchaften zu ſchätzen weiß!"

Die unglückliche Gattin mußte ihre Thränen erſticken, und ſuchte ſich mit Gewalt die äußerliche Faſſung zum Empfang des Beſuchs zu erringen. —

Seſtoni war hinreichend von den innern Zuſtänden des Hauſes unterrichtet, um mit einem Blick zu ſehen, in welcher Stimmung ſich der Graf und die Gräfin zu einander befanden. Er nahm jedoch den Schein an, als bemerke er nicht das Mindeſte, und erklärte in den erſten Worten, er komme nur um zu gehen, daß heißt, um ſich auf einige Tage zu beurlauben, da er einen Ausflug in's Gebirg machen wolle.

„Sie werden, hoffe ich, in acht Tagen wieder in Neapel ſein," bemerkte der Graf. „Es ſollte mir ſehr leid thun, wenn Sie uns bei einem größeren Feſt, welches wir ungefähr in dieſer Zeit zu geben denken, um ein glückliches Familienereigniß zu feiern, nicht durch Ihre Gegenwart erfreuen wollten!" —

Seſtoni fühlte ſich wie von einem lähmenden Schlage getroffen durch dieſe Worte. Ein Familienereigniß, — das man feiern will — die ahnende Liebe ſieht ſchnell und ſcharf — er hatte das Rechte getroffen! Doch beſaß er Welt und Faſſung genug, um ſich nicht zu verrathen, wenigſtens nicht einem Blick, der nicht ſchon vornweg mit Vermuthungen beobachtet hätte. — Er behielt daher den leichten Ton, den er angeſchlagen hatte, und hütete ſich wohl, nach den näheren Beziehungen des Feſtes zu fragen, da der Graf ſie nicht ſelbſt angab, verſprach zu der angegebenen Zeit ſicher zurück zu ſein, und empfahl ſich. — Daß die Hoffnung, die er beim Kommen gehabt, Bianca zu treffen, fehlgeſchlagen war, dafür dankte er jetzt innerlich! Denn er hätte ſie unter dieſen Umſtänden entweder ohne Zeugen, ohne jegliche Störung treffen müſſen, oder ihre Gegenwart würde es ihm auf's Aeußerſte erſchwert haben, den Anſchein des Gleichmuths zu bewahren.

Die Gräfin hatte während ſeines Beſuches ebenfalls einige Faſſung errungen. „Soll die Verlobung unſerer Tochter ſchon ſo nahe ſein, ſchon veröffentlicht werden?" fragte ſie beklemmt.

„Die Verlobung Ihrer Tochter," betonte der Graf, „ja, ſie ſoll in nächſter Woche öffentlich ſtattfinden!"

„Es iſt ſo unnatürlich für Sie, als empörend für mich," ſprach die Gräfin, nur auf das betonte Wort „Ihrer Tochter" in der Erwiederung des Grafen achtend, „daß Sie Ihre eigenen Kinder verläugnen wollen. Selbſt Luigi's Züge bekunden ihn als Ihren Sohn!" —

„Wenn Sie mir dieſe flüchtige Aehnlichkeit Behufs einer natürlichen Verpflichtung anrechnen wollen, wird mich hoffentlich mit demſelben Recht die völlige Verſchiedenheit der Züge Ihrer Tochter davon entbinden," ſagte der Graf mit dem verletzendſten Hohn.

Die Gräfin bebte vor Unwillen und Schmerz; zu antworten vermochte ſie nicht. Er fuhr darum noch in geſteigerter Schärfe fort: „Sie ſcheinen mit den leichteſten Grundlagen zufrieden für den ſchweren Bau natürlicher Verpflichtungen. Weshalb wollen Sie mich nicht auch in Betreff Ihres neuen Freundes, der uns ſoeben verlaſſen hat, dazu verbindlich machen, da man bemerkt haben will, er habe auch etwas von dem Schnitt meiner Augen? Dieſer vortreffliche Marcheſe! über deſſen Familie ich mich übrigens vergeblich des Näheren belehren wollte, da keiner meiner Freunde, ſo wenig wie ich ſelbſt, von einer Linie der [illegible] etwas weiß, die bei Bergamo angeſeſſen wäre!" Es lag in Monteleones Charakter, wenn er kränken wollte, jeden Gegenſtand dazu gleichgültig hervorzuſuchen. Er wollte jetzt die Gräfin nur foltern, weil er muthmaßte, daß Luigi's Widerſtreben mit von ihr ausgehe, indem dieſem ſein Ungehorſam gegen den Vater durch die Hoffnung erleichtert wurde, dadurch ſeine Erbſchaft nicht zu verſcherzen, weil er auf das ſelbſtſtändige mütterliche Vermögen, wenigſtens auf die Unterſtützung durch ſeine Mutter zählen durfte. In dieſer, noch durch keine Thatſache begründeten Vorausſetzung und der dadurch in ihm erzeugten

Erbitterung, ſuchte er jetzt auch aus dem Marcheſe einen Gegenſtand zu machen, um ſeiner Gattin Kränkung und Hohn zu bereiten.

Dieſe hatte ihre Kräfte wiedergewonnen. Sie entgegnete mit Würde: „Ich habe den Marcheſe aufgenommen, wie es der Stellung unſeres Hauſes geziemt, weil er durch einen Mann eingeführt wurde, dem Sie ſelbſt unſere Thür geöffnet. Haben Sie Bedenken gegen die geſellſchaftliche Stellung des Marcheſe Seſtoni, ſo bleibt es Ihnen überlaſſen, dieſe ihm gegenüber geltend zu machen. Es ſcheint aber, daß Sie, durch die eben ausgeſprochene Einladung zu einem Feſt, von dem ich ſelbſt noch nichts weiß, darauf verzichten!"

Sie ging; — Monteleone ſchwieg; er wußte nichts zu erwiedern, ja, er wagte es nicht. Denn es liegt in der Würde einer wahrhaft edlen Frau eine Macht, vor der zuweilen ſelbſt der Entſchloſſenſte zagt, ja die vermeſſenſte Ruchloſigkeit ſich, wenigſtens vorübergehend, beſiegt fühlt. —

Sechſtes Kapitel.

In Biancas jugendlichem Herzen hatte ſich, dem Marcheſe gegenüber, die Blüthe der Liebe, anfangs kaum ihr ſelbſt bewußt, zur duftigſten Fülle entfaltet. Noch indeſſen trug ſie dieſes neue Glück, dieſes ſüßes Empfinden ohne beſtimmte Geſtaltung in ſich, knüpfte keine klar ausgeſprochene Hoffnung oder Forderung für ihre Zukunft daran. Sie war beſeligt durch die Gegenwart; denn auch der Lippe Seſtoni's war kein entſcheidendes Wort entflohen. Die auf ſolche Art ahnungslos genährte Flamme gewinnt ſich einen deſto umfaſſenderen

Boden, und lodert, wird ſie durch irgend einen Umſtand, ſei es ein Zurückdrängen oder Anfachen, aus dem von ruhigen Lüften umgränzten Raum getrieben, dann deſto mächtiger empor. Für Biancas Liebe wurde eine zurückdrängende Veranlaſſung die Urſache des heftigſten Emporſchwingens der Flamme, — die Beſtimmung, die ihr Vater über ihre Hand getroffen hatte. Wenige Wochen zuvor hätte ſie ſich in der Gewohnheit des Gehorſams gegen ſeine kalte Strenge dieſem Gebot eben ſo gefügt, wie irgend einer unabänderlichen Bedingung des Lebens und Daſeins. War ſie doch auch im Kloſter in dem unbedingten Glauben erzogen, daß ſie aus demſelben nur in die Welt trete, um den Beſtimmungen ihres Vaters über ihre Zukunft gehorſam zu ſein. Doch jetzt riß ſein kaltes, unbedingt gebietendes Wort einen Schleier von ihrem Bewußtſein, plötzlich lagen Leben, Zukunft, Pflichten, Wünſche ſo klar enthüllt vor ihr, daß ſie über die tauſend labyrintiſchen Fäden, mit denen ſie ſich kreuzten, in ſtarres Entſetzen verfiel. Wie ein Marmorbild, bleich und ſtumm, hörte ſie die Worte ihres Vaters; ſie klangen wie ein dumpf verkündendes Todesurtheil. Und doch hatte er das Härteſte, das für ſie faſt Unmögliche, die Veränderung ihres Glaubens, wohlbedacht, noch nicht ausgeſprochen; denn dadurch hätte er auch vielleicht bei ihr, trotz ihres ſonſt ſo hingebenden, demuthsvollen Weſens, Widerſpruch hervorgerufen. — Im Uebrigen trug die Art und Weiſe ſeiner Mittheilung in der That auch keinen andern Charakter als den, welchen Bianca darin empfand, den einer Verurtheilung, die er ihr ankündigte, wie einem, der dem Spruch der Gerichte verfallen iſt, ohne das Recht einer Antwort auch nur denken zu dürfen. —

Dieſes Uebermaß der ſchonungsloſen Willkühr war ihr Glück; denn es bewahrte ſie vor einer Gefahr bringenden Antwort. Erſt als der Vater ſie wieder verlaſſen hatte, ſie ſich in ihrem Zimmer allein ſah, brach ihr Schmerz durch die

Erſtarrung, mit der der erſte Eindruck ſie verſteinert hatte, und ſtrömte in heißen Thränen erleichternd von ihrem Herzen. Was ſie vorher nur unbeſtimmt in der Wirkung empfunden hatte, das wußte ſie jetzt, erkannte es klar in ſeinem Urſprunge — ſie liebte! Doch das Gebot ihres Vaters warf einen ehernen Sargdeckel auf das heilige, in ahnungsloſer Stille erblühte Glück ihrer Bruſt. Es war ein Glück für ſie, daß der ihr beſtimmte Verlobte, Sir Edward Darlington, Sohn des Lord Darlington, ſich eben nicht in Neapel, ſondern in Rom befand, wo der Graf Monteleone den ganzen Vertrag, denn anders konnte dieſes Ehebündniß nicht genannt werden, abgeſchloſſen hatte. So gewann ſie einige Tage Zeit, ſich die unerläßliche Faſſung zu erringen. — Ihre Mutter war ihre Vertraute, was die Abneigung vor dem Bündniß anlangt; allein für die Neigung, die eben dieſe Abneigung hervorrief, hatte ſie keinen Vertrauten, da ja zwiſchen den Liebenden ſelbſt noch kein Wort des Verſtändniſſes gewechſelt war.

Der Abend des Verlobungsfeſtes, welches Graf Monteleone angekündigt hatte, erſchien. Am Tage zuvor war der Lord mit ſeinem Sohn eingetroffen, und das erſte Begegnen der beiden Verlobten hatte ſtattgehabt. Dieſes wurde für Bianca, vielleicht auch für Sir Edward, durch einen ſeltſamen Umſtand erleichtert, den, daß der letztere nach Art der Engländer des Italieniſchen nur in dürftigſter Weiſe mächtig war, und eben ſo Bianca, da das Erlernen von Sprachen gleichfalls in der Erziehungsweiſe der jungen Mädchen Italiens eine geringe Stelle einnimmt, gar nicht Engliſch verſtand. So beſchränkte ſich ihr Geſpräch auf einige formelle Phraſen in franzöſiſcher Sprache.

Monteleone, der es liebte, zuweilen ſeinen Reichthum in fürſtlicher, ſogar weit über ſeine Verhältniſſe hinaus gehender Pracht zur Schau zu tragen, hatte für den Abend Garten

und Palaſt feenhaft erleuchten laſſen. Der ganze Adel Neapels, viele ausgezeichnete Fremde waren geladen. Eine Schaar von Lakaien in reichen Livreen ſah man in den Vorſälen und auf den Treppen zum Empfang der Gäſte in Reihen aufgeſtellt. Im großen Saal verſammelte ſich die Geſellſchaft mit dem hereinbrechenden Abenddunkel. —

Seſtoni war unter den erſten, welche erſchienen. Er warf ſein Feuerauge nach Bianca aus; ſie war noch nicht zu ſehen. Nur der Graf und die Gräfin empfingen die Gäſte. Es bildete ſich ein großer Kreis von ſitzenden Damen, um den ein größerer von ſtehenden und umhergehenden Herren einen zweiten Kranz ſchloß. Seſtoni ſah ſich nach Sinnern um. Er war nicht zugegen. Auf eine Frage, die er deshalb an den Grafen that, antwortete dieſer: „Er hat mir erſt vor einigen Stunden abgeſchrieben, aus einem ſeltſamen Grunde. Er iſt zu einem Commando befehligt, das die ſüdlichen Gebirge durchſtreifen ſoll, weil ſich wieder bedeutende Schaaren von Bewaffneten gezeigt haben, die ohne Zweifel mit carbonaritiſchen Bewegungen in Verbindung ſtehen, aber auch zugleich allerlei räuberiſche Anfälle verübt haben!“

„Wirklich?“ fragte Seſtoni leicht hin, „es thut mir aber leid, ihn nicht hier zu ſehen!“ Wer ihn einen Augenblick ſpäter ſcharf beobachtet hätte, würde indeß wahrgenommen haben, daß Monteleone's Antwort ihm doch nicht gleichgültig geweſen war; es war eine große Aufregung in ſeinem Auge zu leſen, die faſt einer freudigen glich.

Der Saal hatte ſich inzwiſchen ganz gefüllt; der Graf und die Gräfin verſchwanden durch eine bisher noch ungeöffnet geweſene Thür. Einige Minuten ſpäter wurden beide Flügel derſelben durch zwei Lakaien geöffnet, die zu jeder Seite daneben traten. Graf Montelcone erſchien, und führte eine ſehr reich gekleidete ältere Dame, es war Lady Darlington. Ihr folgte der Lord, der der Gräfin den

Arm geboten hatte, dann Sir Edward, welcher Bianca führte.

Ihre hohe, anmuthig ſchwebende Geſtalt glich einem wandelnden Marmorbilde; ſo war die zarte Röthe ihrer Wangen erſtorben. Das Auge ſchimmerte matt aber reizend in einem kranken Feuer; die ſonſt ſo lieblich lächelnde Lippe war geſchloſſen, ernſt. — Wie im jähen Wechſel zwiſchen Glut und Eis durchwallte es Seſtoni's Bruſt. Doch, mit der eigenthümlichen, merkwürdigen Gewalt, die er über ſich beſaß, wenn er ſie geltend machen wollte, nahm er den Ausdruck und die Haltung der oberflächlichſten Neugier und die ſeichte Lebendigkeit eines Gecken an.

„Was giebt es da Neues", warf er neugierig hin, und ſtieß ſeinen Nachbar an, „ich glaube, man wird uns eine offizielle Botſchaft mittheilen." Wirklich trat Monteleone mit ernſt feierlicher Haltung mitten in den Kreis, und nachdem er und die Lady ſich zur Linken, der Lord und die Gräfin zur Rechten des jungen Paares geſtellt hatten, ſprach er bei der natürlich von ſelbſt eingetretenen geſpannten Stille: „Ich gebe mir die Ehre, dieſer werthen Verſammlung von Verwandten und Freunden in dieſem jungen Paare Sir Edward Darlington, den zweiten Sohn Sr. Herrlichkeit des Lord Darlington, und meiner Tochter Bianca als Verlobte vorzuſtellen." Eine allgemeine Bewegung des Erſtaunens, der Freude, der Beglückwünſchungen brach in der Geſellſchaft, welche in der That überraſcht war, aus. Alles umdrängte das junge Paar und die Eltern.

„Das iſt ja eine koſtbare Neuigkeit," ſprach Seſtoni zu ſeinem Nachbar; „bei Gott, Sir Edward hat Geſchmack, er hat die glücklichſte Wahl getroffen! Man könnte ihn beneiden, und ſich ſelber ausſchelten, daß man ihm nicht zuvorgekommen iſt. Allein vor allen Dingen muß man jetzt der jungen Braut ſeine Huldigungen darbringen."

Leichten Ganges, mit einem von heiterer Freude ganz ſtrahlenden Geſicht, trat er jetzt näher, verbeugte ſich zuerſt etwas förmlich gegen den Lord und die Lady, ging dann ungezwungen auf den Grafen und die Gräfin zu, und floß über von glückwünſchenden Worten. Als ſich der Augenblick darbot, ſich der umdrängten Braut gleichfalls zu nähern, trat er auch zu dieſer mit einer leichten Verbeugung und heiterſten Zügen heran. „Gräfin Bianca," redete er ſie an, „Sir Edward," wandte er Wort, Blick und Haltung leicht dem Bräutigam zu, „ich wünſche Ihnen von Herzen Glück zu dieſem glücklichen Ereigniß!" Er betonte das Wort auffallend freudig. Bianca ſah ihn mit einem Blick an, einem Blick, — er war unbeſchreiblich, doch er glitt völlig ab an Seſtoni's heiterer Haltung. Er ſah gleichwohl, daß ſie bebte, ſich kaum auf den Füßen halten konnte. Mit der oberflächlichſten, ja faſt mit nachläſſiger Haltung ergriff er ihre Hand und führte ſie leicht an die Lippen. Da aber fühlte ſie ſeinen Alles bezeichnenden Druck, und die Glut ſeines Kuſſes; und wie eine tief murmelnde Geiſterſtimme flog ihr leiſe, als er ſich wieder erhob, das Wort zu: „Ich ſehe Dich dieſe Nacht!" Glut und Schaam wechſelten in dieſem Augenblick auf ihren Zügen; ſie wankte faſt. Doch Seſtoni trat eben ſo leicht, wie er ſich genähert hatte, mit heiterſter Miene zurück und warf einem neben ihm ſtehenden alten Herrn die muntern Worte hin: „Signor, ich räume ihnen den Platz; man muß nicht zu beharrlich ſein in der Behauptung dieſer ſchönen Stelle, denn Alle haben heut das Recht die reizende Eroberung auf einen Augenblick zu machen, die Sir Edward für das Leben gemacht hat, — die der Hand der ſchönen Gräfin," ſchloß er mit einer galanten Wendung, und zog ſich zurück. —

Der Tanz begann. — Seſtoni, wenig gekannt, ließ ſich doch einigen Damen vorſtellen, und tanzte auch einmal mit

Bianca. Indem er mit ihr hinſchwebte, hörte ſie die Worte: „Um drei Uhr auf Deinem Balcon!“

Sie antwortete nicht; ſie war wie betäubt. Um Mitternacht verſchwand Seſtoni aus der Geſellſchaft; nur der Gräfin hatte er als der Dame des Hauſes in der Stille eine flüchtige „Gute Nacht“ geſagt.

Seſtoni kannte es durch Sinnern als Sitte des Hauſes, daß die größten Feſte, wegen der Kränklichkeit der Gräfin, gegen die ſonſtige Gewohnheit Italiens ſtets um zwei Uhr völlig beendet waren. Daher konnte er die Stunde beſtimmen, die er Bianca zugeflüſtert hatte, ohne in Gefahr zu gerathen, daß dann noch die Geſellſchaft ein Hinderniß der heimlichen Zuſammenkunft ſei. — In der Treppenhalle wartete ſein Diener mit einem Mantel. Er warf ihn über und ging zu Fuß, allein fort. Bald war er im Helldunkel der italieniſchen Sommernacht verſchwunden. —

Siebentes Kapitel.

Die nächtliche Stille, welche Städte des Nordens ſelbſt im Sommer zu verhüllen pflegt, iſt in den ſüdlichen gar nicht, oder doch erſt mit dem Sinken der Nacht anzutreffen. Die Mitternachtsſtunde pflegt noch das bewegteſte Leben zu zeigen, zumal in Neapel; auf den Dächern erſchallt die Mandoline zum frohen Geſang, die Gaſſen ſind belebt mit Luſtwandelnden, die Werkſtätten noch geöffnet, und die Arbeit geht in dieſer kühleren Zeit rüſtiger von Statten. Dennoch ſtirbt in den entfernteren Theilen der Stadt um dieſe Zeit das Leben auch allmählig ab. So ſah man zwiſchen zwölf und ein

Uhr in einem der äußersten Viertel, wo die Gassen sich zwischen Gartenmauern hinzogen, auch nichts mehr vom Leben und Thätigkeit in den engen Straßen, sondern nur einzelne, mit dem weiten, italienischen Mantel verhüllte Gestalten hastig, aber leise dahinschreiten. — An dem engen Pförtchen einer langen Gartenmauer blieben sie; auf ein leises Klopfen und ein eben so leise gemurmeltes Wort wurde ihnen aufgethan, und sie verschwanden in der Pforte. Jetzt war die Gasse ganz leer; über eine Viertelstunde verging, da erst ließen sich wieder Schritte eines Einzelnen in der Ferne hören. Eine imponirende, schlanke Gestalt, auch tief in den dunklen Mantel geschlagen, kam rasch die Straße herab. Sie pochte, wo die anderen verschwunden waren. „Wer pocht noch so spät?" „Pietro il Sasso," lautete die Antwort des Draußenstehenden. „Die Losung?" — „Per Sempre." — Die Pforte öffnete sich, der Angekommene verschwand. — Ein düsterer, von Cypressen, in die schwärzesten Schatten gehüllter Laubgang nahm den Eintretenden auf. Er führte durch einen ganz verwilderten Gartenraum, an dessen Ende ein Kirchhof stieß, welcher zu einem ehemaligen Franziskanerkloster gehörte, das in der Zeit der französischen Revolution eingegangen und halb zerstört war. Seitdem war der Begräbnißplatz nicht mehr in Gebrauch genommen. Das halb verfallene alterthümliche Kloster mit seiner Kirche erhob sich hinter dem mit Gräbern und Kreuzen bedeckten Raum; die Grabstätten waren von wildem Gesträuch und Gestrüpp, hohem Gras und Pflanzen überwachsen. Ein kaum erkennbarer Fußsteig, weil er zu wenig betreten wurde, führte zwischen den Gräbern hindurch zu einer kleinen Pforte der Kirche. Auch sie war geschlossen, öffnete sich aber den Kommenden auf eben das Zeichen, wie zuvor die Pforte der Gartenmauer. —

In der Kirche waren etwa fünfzig Männer versammelt, die um den Hochaltar einen Kreis gebildet hatten. Der

Neuangekommene ging noch nicht bis an die Verſammelten heran, ſondern blieb in dem Schatten eines Pfeilers ſtehen, um zu hören, was ſo eben verhandelt wurde. — Es brannte nur eine düſtere Ampel in der Kirche, deren Strahlen ſich nicht nach der Seite verbreiten konnten, weil ein umlaufender Schirm dies hinderte, nur nach unterhalb fiel der trübe Schein, ſo daß er nichts als den ganz kleinen Raum matt beleuchtete, wo der Sprecher in der Verſammlung ſeinen Platz hatte, und kaum genügte, die Schriftſtücke zu leſen, die ſich auf einem beſonders dazu hingeſtellten Betpult befanden. So konnte auch kein Licht durch die Fenſter der Kirche nach außen dringen, und verrathen, daß in derſelben eine Zuſammenkunft ſtattfinde, vollends war der Raum an den Pfeilern des Seitenſchiffs durchaus dunkel. Pietro il Sasso konnte daher von dort Alles ſehen und hören, was vorging, und wurde ſelbſt durchaus nicht bemerkt.

„Er fehlt auch heut," ſprach der Redner, der hinter dem Pult mit Schriften ſtand, „es wird nöthig ſein, ihn genau zu beobachten!"

„Ja, er muß dem Bunde neue, ſichere Unterpfänder ſeiner Treue geben," ſprach einer aus dem Kreiſe, „oder wir müſſen auf unſere Sicherheit denken!"

„Ihr ſeid thöricht," ließ ſich eine dritte Stimme hören. „Wer hat uns ſicherere Bürgſchaften gegen, als er? Wer hat alle großen Schläge unſerer Verbindung ausgeführt? Wer ſein Leben öfter gewagt? Wer uns mit reicheren Mitteln unterſtützt?"

„Das will wenig bedeuten," begann der Erſte wieder, „dafür hat er die glänzendſte Stellung von uns Allen. Er ſchwelgt, wie der Reichſte und Vornehmſte, er lebt als Graf und Fürſt, wir haben die Arbeit und Entbehrung" —

„Und die geringere Gefahr," bemerkte der Andere.

„Pah! Wenn wir entdeckt werden, fällt unſer Kopf ſo

gut, wie der seinige! — Er schwelgt auf unsere Kosten, sage ich. — Und dabei hindert er uns in jedem kleinen Unternehmen zu unserm Vortheil!"

„Ja, Dich und Deinesgleichen, weil er unsern großen Zweck nicht durch Eure unwürdigen Streiche befleckt haben will!"

„Unwürdige — was" fuhr der erste auf.

„Ruhig, Anselmo, ruhig, Xaverio, — kein Streit in der Versammlung!" gebot der Redner in der Mitte der Beiden.

„Wir müssen leben," fuhr Anselmo trotzig fort, „wer gibt uns Etwas? Wenn Pietro uns das nicht gönnt, was wir erbeuten, so mag er für uns sorgen, daß wir ein solches Leben führen, wie er. Wem nehmen wir Geld ab? — Denselben im Einzelnen und Kleinen, gegen die wir unsere Waffen im Großen zu wenden vorhaben. — Aber mit diesen will es Pietro nicht verderben, — er wird zu vertraut mit ihnen, behaupte ich, — wer weiß, was er unternimmt, da, wohin unser Auge und Ohr nicht langt — — —"

„Elender Verläumder!" ertönte jetzt plötzlich eine starke Stimme, und mit zurückgeschlagenem Mantel stand Pietro il Sasso mitten in dem Kreise der Berathenden. „Weil ich Deine Banditenstreiche, Deinen offenen Straßenraub nicht dulden will, wagst Du es, mich mit Verläumdungen anzutasten? Wenn Dein Auge und Ohr nicht bis zu meinen Wegen reicht, das meinige reicht bis zu Deinen! Ich kenne Dich!" — —

Anselmo war scheu zurückgetreten. „Was wollt Ihr von mir? Was habt Ihr gegen mich?" fragte Pietro il Sasso jetzt gegen die Versammlung gewendet. „Ihr hegt Verdacht, weil ich Eure nutzlosen Zusammenkünfte seltener besuche? Nutzlose nenne ich sie; aber sie sind gefährliche, denn sie werden Euch verrathen! Ihr wollt neue Unterpfänder von

mir, der ich Euch durch Rath und That mehr gegeben habe, als Ihr Alle zuſammen mir gebt? Ihr verläumdet mich, jetzt in dem Augenblick, wo ich Euch die wichtigſten Dienſte geleiſtet? Wißt Ihr, daß Eure Verſammlung zu Portici aufgehoben worden wäre, wenn ich es nicht gehindert hätte? Wißt Ihr, daß uns heut, hier, in dieſer Stunde die ganze bewaffnete Macht der Polizei ſammt den Schweizern umſtellen würde, wenn ich die Denunziation nicht abgeſchnitten, und durch eine falche Nachricht die Späher auf eine falſche Spur geführt hätte, ſo daß erſt heut die Hälfte der Schweizertruppen nach den calabreſiſchen Gebirgen abgegangen iſt?"

„Ja, das iſt wahr," murmelten einige Stimmen.

„Und was werden ſie in Calabrien treffen?" fuhr Pietro il Saſſo fort. „Niemand! Oder höchſtens einige jener nichtswürdigen Wegelagerer, wie ſie immer in dieſen Gebirgen hauſen!"

Es regte ſich offenbar ſchon eine ſo günſtige Stimmung in der Verſammlung für Pietro, wie kurz zuvor eine ungünſtige.

„Und doch werde ich verläumdet, angeklagt?" fuhr er fort; „o ich kenne den Grund davon. Ich weiß, welche unter Euch die große Sache der Befreiung unſeres Vaterlandes von unwürdigem Druck nur zum Vorwand nehmen, um zu verfahren wie die Calabreſen! Ich weiß, daß ſie in den Schlupfwinkeln des Gebirgs die Hehler ihrer Beute haben! Daß ſie mit dieſen gemeinſam Raub und Plünderung üben! — Aber ich will," und hier trat er mit furchtbarem Blick und erhobener Stimme einen Schritt vor in den Kreis, „aber ich will Gericht über ſie halten, daß Euch allen das Mark in den Gliedern erſtarren ſoll!" —

Er ſtand wie ein gebietender König unter der Schaar; Alles ſchwieg in beklommener Spannung. Sein Auge funkelte wie das des Löwen, durchbohrte diejenigen, welche ein

böſes Bewußtſein hatten, wie mit glühendem Pfeil. Trotzig, nachläſſig warf er das Haupt zurück und ſprach: „Euch das zu ſagen, darum bin ich in Eure Verſammlung gekommen. Nicht um Eure ſchlechten Rathſchläge zu theilen, Eure unglückſeligen Schritte zu unterſtützen. — Jetzt muß ich wieder fort. — Ich entbiete Euch aber für morgen Abend in unſere Osteria. Nicht Alle, ſondern nur die Häupter. — Es gehen wichtige Dinge vor, es drohen uns größere Gefahren, als bisher! Seid pünktlich, ſeid vollzählig zur Stelle! Dort werde ich Euch ſagen, wohin wir unſere Kräfte in dieſen nächſten Tagen zu richten haben; dort ſollt Ihr meine Befehle erhalten, und vollziehen, oder ich werfe Euch die Macht, mit der Ihr mich bekleidet habt, vor die Füße, überlaſſe Euch Eurem Schickſal. — Das iſt Euer Untergang. Ich aber weiß, was ich dann für mich und für die Sache, der ich ferner angehöre, ferner zu thun habe!"

Mit dieſen Worten wandte er den Verſammelten ſtolz den Rücken, und ſchritt aus der Kirche.

Achtes Kapitel.

Die letzten Lampen in dem Garten und Palaſt Monteleone waren verlöſcht. Die ermüdete Dienerſchaft begab ſich zur Ruhe. Tiefes Schweigen und Dunkel herrſchte nach dem kurz zuvor noch ſo laut bewegten, glanzvollen Leben der Freude in dieſen Räumen. Die Nacht begann ſchon vor dem Morgen zu flüchten, deſſen Gewand in dem erſten blaſſen Streifen der Morgendämmerung über dem Meere heraufſchimmerte. —

Bianca hatte pochenden Herzens den Augenblick der tief ſchweigenden Ruhe erharrt, und mit ängſtlichem Lauſchen jedes leiſe Geräuſch beobachtet und verfolgt, das ſich noch einzeln im Garten und Palaſt vernehmen ließ. Jetzt war ſeit einer Viertelſtunde der letzte Schritt verhallt, der letzte Lichtſchimmer in den Gemächern der Diener erſtorben. Hinter der dunkeln Umbüſchung der Orangenbäume, Hortenſien und Oleander, welche in Töpfen ihren Balcon umgrünten, und die breitblättrigen Schirme, mit den duftenden Blüthen geſchmückt, ausbreiteten, ſtand ſie und blickte ſpähend in den Garten hinab, in deſſen Büſchen noch ein undurchdringliches Dunkel herrſchte. Das Ohr mußte ihr dienſtbarer ſein, um ein Herannahen wahrzunehmen, als das Auge. Jetzt ließen ſich vorſichtige, gedämpfte Schritte hören; ſie lauſchte über die Brüſtung gebeugt, das Haupt ganz in dunkles Grün verborgen. Da trat eine eingehüllte Geſtalt aus dem tiefen Schatten der nächſten Gebüſche im Garten und näherte ſich mit vorſichtigem Schritt. „Bianca," flüſterte es leis, aber doch vernehmbar durch die tiefe, heilige Nachtſtille.

„Wer naht," fragte ſie hinab. —

„Du weißt es," flüſterte die Stimme hinauf. „Wenn Du allein biſt, Geliebteſte, und Deine Strenge mich nicht zurückweiſt, bin ich in wenigen Augenblicken bei Dir."

„Um aller Heiligen willen — wenn man uns entdeckte," hauchte Bianca's Stimme.

„Nur wenige Minuten gönne mir, — nur ein Wort," antwortete Seſtoni leiſe, doch mit dem Ausdrucke der wärmſten Bitte. Er erwartete ihr Ja nicht; es war genug, daß ſie kein Nein ſprach.

Zu Bianca's mit Schreck gemiſchtem Erſtaunen war Seſtoni in wenigen Augenblicken oben, mittelſt eines Seils, das, ſie wußte nicht wie es dahingekommen war, um die Eiſengitterſtäbe des Balcons geſchlungen, längs einer Säule

nach dem Garten hinabhing. „Vergieb, Du Geliebte," ſprach er, als er die Brüſtung erreicht hatte, „ich hatte den Beſuch, der das Glück meines Lebens entſcheidet, vorbereitet."

„Heilige Maria, wenn wir entdeckt würden," — rief Bianca leiſe und trat zurück, während er ſich vorſichtig über das Geländer ſchwang und durch die Blumengebüſche ſchmiegte.

„Niemand wird uns entdecken, Holdſelige, Süße," flüſterte Seſtoni mit dem zärtlichſten Ton der Liebe, indem er die Hand der Schüchternen ergriff und ſie an die Lippen preßte, „vergieb nur Du meine Verwegenheit — doch es war mir, es iſt mir keine Wahl gelaſſen. Ich hatte Dein Herz errathen — ich hatte es geprüft," fuhr er leiſe aber feurig fort, „ich war Deiner gewiß."

Bianca fühlte ſich wie von einem Schauer berührt, durch dieſes ſichere, beherrſchende Auftreten des Mannes, dem ſie ihr Herz geweiht hatte, die Gewalt, die er auf ſie übte, ſeine Ueberlegenheit erſchreckten ſie, erfüllten ſie aber zugleich mit Bewunderung und ſteigerten die Macht ihrer Liebe.

Seſtoni ſprach ſo warm, ſo hinreißend, ſo überwältigend, ſo mild zugleich; ſeine Kühnheit war ſo entſchieden, und dabei das Maaß, in welchem er ſie hielt, ſo ſicher, daß wenige Minuten hinreichten, Biancas weiblich demüthiges, liebeheißes Herz zu ſeinem unbedingten Eigenthum zu machen. Beide gaben ſich dem ſüß berauſchenden Strom der Liebesſeligkeit hin; ſie wiegten ſich in dem ſeligen Schooß ſeiner Wellen. Lippe an Lippe, Herz an Herz; ſie thaten hier den Schwur, der ſie unauflöslich verbinden ſollte! — Doch, als das verhängnißvolle Wort den Lippen Biancas entflohen war, da erſchreckte ſie, und ſah den tiefen Abgrund, der ſich vor ihren Füßen öffnete. — Seſtoni tröſtete ſie mit männlicher Kraft. „Wenn Du mir vertrauſt, der ich nur der Führer und Beſchützer Deines Lebens ſein ſoll, — wenn Du nicht ſchwankſt

zwiſchen mir und einem Vater, der Dich nie geliebt hat, der Dich halb verläugnet: ſo wird ſich Dein Vertrauen belohnen. Ich darf Dir mit offener Wahrheit entgegen treten. Ich bin nicht der Marcheſe Seſtoni. Ich bin der freie Sohn des Glückes, der entſchloſſenen That. Aber ich fühle in mir die Kraft, die Welt und ihre Geſchicke zu beherrſchen, mir durch den eignen Arm zu erringen, was der Zufall mir nicht zuwarf. Es änderte wenig, wenn es anders wäre, wenn ich den Namen eines Marcheſe in die Waageſchale legen könnte. Dein Vater würde dennoch unſer unerbittlicher Gegner ſein — ich kenne ihn beſſer, als Du ahnſt! Und ich müßte ſein Gegner ſein und bleiben," fügte er düſter hinzu.

„Mein Vater," antwortete ſie ſeufzend, „ich weiß es, — — doch meine Mutter, meine liebe Mutter!" ſetzte ſie mit ſchmerzlichem Laut hinzu. —

„Gerade ihr werde ich ein Schutz, eine Stütze ſein; durch uns beide, wenn ich ſelbſtſtändig mit Dir die Bahn des Lebens gehe, wird ihr eine Zukunft bereitet werden, die ihr Ruhe und Glück gewährt."

„Und mein Bruder?" fragte Bianca zagend.

„Ich kenne ihn wenig, — doch was ich von ihm gehört, läßt mich hoffen, daß er mehr unſer Freund, als unſer Gegner ſein wird. In jedem Falle werde ich zu handeln wiſſen, daß er mich achten muß, wenn er mich auch nicht lieben möchte. Und würdeſt Du im äußerſten Falle ſchwanken in der Wahl zwiſchen mir und Deinem Bruder?"

Bianca ſank ſchweigend an ſein Herz. — Der Morgen dämmerte; ſein Licht konnte zu leicht zum Verräther werden. — Die Liebenden mußten ſcheiden. Der nämliche Ort wurde zur Zuſammenkunft in nächſter Nacht beſtimmt; außerdem verabredeten ſie, ſcharf auf einander zu merken in Gegenwart dritter, beim offnen Beſuch des Hauſes durch den Marcheſe Seſtoni! und kein Zeichen einander verloren gehen zu

laſſen. — So ſchieden ſie, im Augenblick der Trennung auf das innigſte vereint. —

Eine Blüthe, die ſich an dem Strande eines finſtern, tiefen Stromes entfaltet, muß der Drohung und Gefahr durch ſeine gehobenen Wellen in jedem Augenblick gewärtig ſein. So die Liebe Bianca's und Seſtoni's. — Schon in der nächſten Nacht kündigte er ihr an, daß politiſche Umſtände ihn nöthigten, ſich auf einige Zeit von ihr zu trennen, ſich von Neapel zu entfernen. „Dieſe Entfernung," ſprach er geheimnißvoll andeutend, „wird nur ein Seitenweg ſein, auf dem wir ſicherer, ſchneller zum Ziele gelangen!" —

Dennoch blieb Bianca in tödtlicher Angſt zurück, zumal da Seſtoni die Zeit ſeiner Rückkehr nicht angeben konnte. —

Daß ihre Vermählung mit Sir Edward Darlington indeſſen vollzogen werden könnte, hatte ſie nicht zu beſorgen, da dieſelbe nach engliſcher Weiſe mit großem, ſteifem Ceremoniell, in Gegenwart vieler Verwandten ſtattfinden ſollte, und der Schwierigkeiten wegen, die ſich daran knüpften, noch auf einen weiten Zeitraum hinausgeſetzt war. Auch waren der Lord und die Lady bereits nach Rom zurückgekehrt. — Allein ſchon in den nächſten Tagen trat ein anderer Umſtand ein, der Bianca mit dem größten Schreck erfüllte. Ihr Vater kündigte, kurz, trocken, unvorbereitet, herriſch wie er pflegte, ihr und der Mutter an, daß ſie am folgenden Tage eine größere Reiſe antreten würden, zunächſt nach Rom, um dort dem Lord einen Gegenbeſuch zu machen, und einige ſich daſelbſt aufhaltende Verwandte und Freunde deſſelben kennen zu lernen, dann weiter; wohin, gab Montelcone nicht an. Er ſetzte nur hinzu: „Ich werde Sie bis Taracina begleiten; das erfordert Ihre Sicherheit, denn die Gebirge ſind durch carbonariſtiſche Bewegungen unſicher. Nach Rom folge ich Ihnen nach; mich halten öffentliche und eigene Geſchäfte noch länger unterweges oder in den Gebirgen feſt."

Die öffentlichen Geſchäfte beſtanden darin, daß er, als einer der heftigſten Gegner der Carbonari, ſich an den gegen ſie gerichteten Bewegungen betheiligte, obgleich nicht militairiſch, ſondern nur als eine Art Civilcommiſſär die Unterſuchungen und Nachforſchungen leitete, und allgemeine Anordnungen in den Ortſchaften zu treffen hatte. Ueber die eigenen Geſchäfte ſprach er ſich nicht aus, doch ſein bohrender Blick deutete der Gräfin an, daß es ſich um ihren Sohn Luigi handle, der ſeinen verborgenen Aufenthalt muthmaßlich in jenen Gebirgsgegenden genommen hatte.

Am folgenden Tage wurde die Reiſe angetreten. —

Neuntes Kapitel.

Tief im Gebirg in einem einſamen Thal, wo der wilde Feigenbaum ſeine Zweige am Fels ausbreitete, und die Rebe ſpärlich, aber mit wildem Grün zwiſchen den Felsſpalten hinaufwuchs, ſtand eine Kapelle der Mutter Gottes; die einzige geweihte Stätte, die den ärmlichen Bewohnern der Gegend ringsumher diente, um ihr Gebet zu verrichten, oder Troſt und Zuſpruch zu ſuchen, und zu beichten bei dem ergrauten Pater Lorenzo, der ſeine Einſiedlerhütte dicht neben der Kapelle erbaut hatte. — Er war es auch, der die Ehen der Gebirgsbewohner einſegnete; ihnen durch das Sakrament, das er zu ertheilen berechtigt war, den Stempel der Unauflöslichkeit aufdrückte. —

Eben tönte das Glöcklein der Kapelle mit hellem Laut; es war der Hirtenknabe, Paolo, der es, dem Eremiten öfters zum heiligen Dienſt geſellt, läutete, während ſeine Ziegen frei auf den nächſten Felſen umherſprangen und in aufhorchender

Stellung ſcheu den Tritten ſich Nahender lauſchten. Aus dem Thal herauf aber kam ein Zug ländlicher Geſtalten, nur wenige; doch ein junges Paar, man ſah es ſchon von weitem, ſchritt voran. Die Braut trug nicht völlig die Kleidung der Gebirgsleute, ſondern ihre Tracht verrieth eine erhöhte, verfeinerte Stellung im Leben, wiewohl ſie ſich doch der ländlichen Einfachheit ſehr näherte, und dadurch dem jungen, ſchlanken Mädchen einen ganz eigenthümlichen Reiz verlieh. Das ſchwarze, volle Haar hing ihr in vier ſorgfältig geflochtenen Zöpfen von den Schultern herab; ein weißes, feines Linnentuch war mit goldenen Nadeln auf dem Haupt befeſtigt, und wallte, ſchützend vor der Glut der Sonne, über Bruſt und Schultern nieder; ein Schleier von feinerem Gewebe deckte das Antlitz, das mit ſeinen friſchen Farben und brennenden Augen dennoch durch die leichte, durchflichtige Hülle ſchimmerte, und die Züge voll edler Anmuth erkennen ließ, deren Reiz ſich durch die halbe Entziehung eher erhöhte als verminderte. Der volle grüne Myrthenkranz war über dem Schleier befeſtigt; ein Strauß von Roſen ſchmückte die Bruſt des Mädchens, und erhöhte durch ſeinen milden Farbenreiz den des ſchwarzſeidenen Mieders, das ſie eng umſchloß, und der ſchwarzen, reich mit Gold geſtickten Schürze, welche die grellen Farben des rothen, faltigen Rockes, der bis an die Knöchel reichte, und ganz der ländlichen Sitte angehörte, milderte. — Neben der Braut ging der Bräutigam, gleichfalls eigenthümlich gekleidet, weder nach der Weiſe der Landleute, noch ſtädtiſch. Er trug einen ſchwarzen, kurzen Oberrock mit Schnüren geziert, einen breiten Strohhut; um den Hals knüpfte ſich ein leichtes Tuch; ein weißes, weites Beinkleid vollendete die einfache und doch den feineren Stand verrathende Kleidung. Nur einige junge Landmädchen und eben ſo viel junge Männer, und eine Frau von faſt ſiebzig Jahren, die Großmutter der Braut, bildeten das Hochzeitsgefolge.

Der Pater Lorenzo harrte der Ankommenden bereits. Er kannte das Brautpaar und das seltsame Verhältniß desselben. Er wußte, daß der Bräutigam der reiche Graf Luigi Monteleone sei, der aber in unbezwinglicher Liebe zu der Milchschwester seiner Schwester, der wunderholden Sempronia, fest beschlossen hatte, sich mit dieser zu verbinden. Der Jüngling war mündig. Er hatte ihm seinen festen Vorsatz kund gethan, wenn der Vater nicht in seine Verbindung willigen wolle, eher seinem Erbe zu entsagen, und der Greis, der die edle, ächte Liebe erkannte, und sie höher stellte, als die Forderungen der Welt, hatte unter diesen Verhältnissen nicht gegen sein Gewissen zu fehlen gemeint, wenn er dem mündigen Sohn in seiner Wahl zur Seite stehe. So begrüßte er denn die Herannahenden mit milder Freundlichkeit, reichte dem Bräutigam, wie der Braut, die Hand dar, welche diese in frommer Demuth küßte.

Sie traten in die Kapelle. Die Töne der Glocken verstummten; dagegen erklang ein leiser, frommer Gesang, ein Ave Maria, das die jungen Mädchen zur Begrüßung der heiligen Jungfrau anstimmten.

Süß erhoben sich die Klänge in den milden, blauen Himmel, der sich über dem stillen Thal wölbte. — Der Knabe, welcher zuvor die Glocke gezogen hatte, schwenkte jetzt das Gefäß mit dem Rauchwerk, daß der liebliche Duft die Kapelle erfüllte. Der Pater Lorenzo sprach ein frommes Gebet; die Verlobten knieten auf den Stufen vor dem Altar nieder, die Zeugen der Hochzeit im Halbkreise ringsum. Der fromme Vater legte die Hände auf das Haupt des Paares, ließ es die Ringe wechseln, und sprach mit andächtigem Blick gen Himmel den Segen über dasselbe. So war die heilige Handlung vollendet, die Ehe geschlossen. Es war die einfachste, ergreifendste Feier. Die jungen Mädchen hatten Thränen sanfter Rührung im Auge. Der Bräutigam schloß die Braut

an die Bruſt, die das Haupt ſanft auf ſeine Schultern ſenkte. Die Großmutter (die Mutter Sempronia's war längſt unter der Erde) trat hinzu; die einzige, die einen ſtrengen Blick bewahrt hatte, deren ſcharfem Auge keine Thräne der Rührung entfloſſen war. „Nun ſeid Ihr unauflöslich verbunden," ſprach ſie, „das Sakrament löſt keine menſchliche Hand!"

„Wohl uns," ſprach der Bräutigam mit feſtem Tone. „Ich wußte, was ich that. Nun biſt Du unzertrennlich mein, Sempronia! Meine ſüße Sempronia!"

„O mein Luigi," entgegnete dieſe mit bewegter Stimme und leiſe zitternd. „Möge uns der Himmel auf unſerm Wege ſo ſchützen, wie ich Dir unverbrüchlich getreu in Liebe überall hin folgen werde, wohin Du mich führſt!"

„So geſchehe es," ſprach der fromme Vater. Und nochmals küßte ihm die Braut die Hand. Dann verließen ſie die Kapelle, und der Zug bewegte ſich das Thal wieder hinunter.

Lange ſchaute der ergraute Mönch ihnen nach; dann ſprach er für ſich: „Eine ſeltene Art des Bündniſſes! Möge es in den Prüfungen der Zukunft beſtehen! Der Kampf wird nicht leicht ſein. Denn die Welt mit ihrem Verlangen iſt ſchwer abzuweiſen! Das einfache, ländliche Mädchen, das in die Reihen der Hohen dieſer Erde gehoben wird, wird einen Weg voller Dornen zu wandeln haben. Möchten die Roſen der Liebe ſie ſanft bedecken!"

Mit dieſen Betrachtungen ſchritt er ſeiner Hütte zu. „Du magſt nun wieder Deine Ziegen hüten, guter Paolo, mein lieber, kleiner Helfer," ſprach er zu dem Knaben, und nickte ihm freundlich zu. — —

Das Abendgold ſenkte ſich warm in's Thal. Lorenzo ſaß auf der ſteinernen Bank vor ſeiner Hütte, und war glückſelig in der tiefen, heiligen Stille, die ihn umgab; Fels und Grün ſchimmerten im leichten Purpurhauch; Paolo ſaß drüben auf einem Felsſtück, und ſeine Ziegen hüpften um ihn her, die

einzigen lebenden Weſen in dieſer Einſamkeit. Der Knabe wartete noch auf das Abendläuten, ſein Amt in der Kapelle. Da kam eine Frau von mittleren Jahren in ländlicher Tracht den Pfad zur Hütte des Eremiten eilig heraufgeſchritten. Dieſer erkannte und begrüßte ſie ſchon von Weitem: „Geſegnet ſei Dein Pfad, Angelina, was führt Dich zu mir hinauf?“ — Die Frau trat haſtigen Schrittes heran; ſie war in äußerſter Aufregung, ihr Buſen flog nicht vom raſchen Gehen allein, wie es ſchien, denn Thränen überſtrömten zugleich ihr Angeſicht. —

„Der Friede der heiligen Jungfrau getröſte Dein Herz,“ redete Lorenzo ſie an, als er ihren Zuſtand erkannte, „was verſetzt Dich in ſolche Angſt und Unruhe, wie ich ſie in Deinen Zügen ſehe?“

„O ehrwürdiger Vater,“ ſprach Angelina, „mein Herz iſt voller Angſt; Schuld drückt meine Seele!“

„So löſe ſie durch aufrichtige Beichte und Buße, meine Tochter,“ antwortete der Greis ſanft aber ernſt.

„Ja, das will ich, — ich will Euch mein ganzes Herz öffnen, — ich will die Sorgen und Qualen ausſchütten, die mich ſeit langen Jahren foltern, — doch zuvor, frommer Vater, ſagt mir, habt Ihr die junge Sempronia, die drunten in Santa Maria mit ihrer Großmutter wohnt, heut ehelich verbunden?“

„Dieſen Morgen, Angelina. — Geht Dich dies Bündniß näher an?“

„Iſt das heilige Sakrament vollzogen?“ rief ſie verzweifelnd aus, und rang die Hände.

„Es iſt unauflöslich!“ erwiederte der Eremit. —

Da ſank Angelina, bleich wie Schnee, in die Knie, und halb ohnmächtig lehnte ſie ihr Haupt auf die ſteinerne Bank, die vor der Hütte des Eremiten ſtand.

„Der Herr und ſeine Heiligen mögen Dich tröſten und

aufrichten," ſprach der Greis. „Faſſe Dich, und vertrau mir Deinen Kummer, Deine Sorge!"

„Ach, mein ehrwürdiger Vater," rief Angelina ſchluchzend, „was habe ich Alles erduldet und ertragen in der Ehe mit dieſem wilden Giuſeppe, der nichts kennt und brütet, als die finſtere Rache! Er hielt mein Herz in Furcht und Zagen, — ach Ihr wißt es ja, wie oft ich Euch mein Leid geklagt, — doch ich ſagte nicht Alles, — ich verſchwieg Euch Vieles, ehrwürdiger Vater, — ich beichtete nicht die ſchwere Schuld der Vergangenheit! — — Und wenn jetzt Giuſeppe erfährt" — — —

„Was Du mir vertrauſt in der heiligen Beichte, das nehme ich unenthüllt mit in meine Gruft, und Du haſt deßhalb Giuſeppe's Zorn nicht zu fürchten, meine Tochter!"

„Nein, ehrwürdiger Vater," rief Angelina bebend, „ich kann es Euch nicht als reine Beichte vertrauen, Ihr werdet rathen müſſen, helfen — — es werden dunkle Dinge enthüllt werden! — O daß ich zu ſpät von der Hochzeit erfuhr! Aber Giuſeppe verbarg es mir allzuwohl! Und wäre er nicht fort, zu einem Unternehmen, das ſich auch in Nacht und Geheimniß verbirgt, und vor dem mich ſchauert, — ich hätte noch nichts erfahren!" — So klagte ſie in ihrer Angſt und Verwirrung.

„Faſſe Dich, gute Angelina," ſprach der Greis tröſtend zu ihr, „für den ewigen Vater droben iſt nichts zu ſpät. Er kennt die Wege der Hülfe, auch wo ſie unſerm Auge verſchwinden. — Was meinſt Du denn, daß zu ſpät ſei?" —

„Ach, ehrwürdiger Vater, Sempronia iſt ja, — ſie iſt nicht Sempronia, — ſie iſt die Tochter der Gräfin Monteleone" —

„Heiliger Gott!" rief der Greis und trat erſtarrend vor dem Gedanken zurück, daß er die verbrecheriſche Ehe von Geſchwiſtern eingeſegnet habe.

„Ehrwürdiger Vater," ertönte in dieſem Augenblick die

helle Stimme Paolos von dem Fels herüber, es kommen Pilger vom Berge herab zur Kapelle. Soll ich die Vesperglocke läuten?"

„Thue das, thue das, mein lieber Sohn!" rief ihm eilig der Eremit zu. „Folge mir in die Hütte, Angelina," sprach er in höchster Erregung zu dieser, „dort lege Deine Bekenntnisse ab, hier nahen sich Leute!"

Sie folgte ihm. —

Zehntes Kapitel.

In enger Felsschlucht waren gegen fünfzig Männer um ein Feuer gelagert, daß in der finsteren Nacht seinen rothen Widerschein flackernd auf die schroffen Felsenmauern warf, und die alten schwarzen Fichten von unten her dunkelroth anglühte. Die Meisten der Gelagerten schliefen, in weite dunkle Mäntel gehüllt, den Doppelstutzer im Arm. Dolche blinkten mit funkelndem Griff aus ihren Gürteln hervor. Breite Hüte, theils von Stroh, theils von grauem Filz, deckten ihren Kopf und Gesicht so tief, daß von Wenigen nichts Anderes zu sehen war, als die schwarzen wilden Locken. — Einige saßen wachend am Feuer, im leisen Gespräch mit einander.

„Wie spät ist es, Xaverio," fragte einer der Wachenden.

„Ein Uhr vorüber," antwortete dieser.

„Ich begreife nicht, daß er so lange bleibt," erwiderte der Erste.

„Sei ruhig! wir können uns auf ihn verlassen, Franzisco; er wird die Zeit nicht versäumen!" beruhigte ihn Xaverio.

„Mich beunruhigt etwas Anderes!"

„Und das wäre?"

„Der Schuft, der Anſelmo iſt fort; mit Batiſta, Ignazio und ein paar Anderen ihres Gelichters. Sie wollten Wein und Brot aus Santa Felice holen, — doch ſie müßten längſt zurück ſein! — Wenn dahinter nur nicht eine Verrätherei ſteckt!"

„Pah, das glaube ich nicht! Aber es könnte ſein, daß ſie etwas Anderes vorhaben!"

„Und das wäre, Franzisco?"

„In der Dämmerung ſah ich den Graubart hier, der uns ſchon ſo oft begegnet iſt — er wohnt jenſeit des Gebirgs — nach Santa Maria zu, — ich weiß ſeinen Namen nicht."

„Giuſeppe meinſt Du?" fragte Xaverio.

„Ja, ja, ſo däucht mir, haben ſie ihn genannt. Nun mit dem iſt es nicht richtig. — Der graue Schuft ſpukt überall. — Ich habe ihn auch in Neapel ſchon geſehen, da ſteckte er öfter mit dem alten Riccardo im Palazo Monteleone zuſammen, dem ich auch nicht ganz traue. — Er gilt für einen, der im tiefen Gebirg unterbringt, was ſeine Freunde an der Landſtraße finden! — Anſelmo iſt ſchon öfter bei ſolchen Dingen betheiligt geweſen!"

„Er wird es jetzt nicht wagen," meinte Xaverio, „da Pietro il Saſſo hier iſt, und ihn erſt jüngſt ein Wort darüber hat hören laſſen, das uns Allen in den Ohren dröhnte. Warſt Du denn nicht bei der letzten Nacht-Verſammlung in der Kloſterkirche zu Neapel?"

„Nein. — — — Da iſt er! Die Schildwacht hat ihn angerufen. — Haſt Du gehört? — Das iſt ſein Schritt!"

Man hörte aus dem dichten Walde her, mit welchem die Schlucht verwachſen war, raſche Schritte ſich nähern. Ein Mann mit übergeworfenem ſchwarzen Mantel, und von einem breiten Hut bedeckt, auf dem eine rothe Feder ſchwankte, trat aus dem Dunkel der Bäume hervor in den hellen Glanz des Feuers. Zwei andere folgten ihm.

Es war Pietro il Saſſo. —

„Hallo! Wacht auf, Ihr Schläfer! Es iſt Zeit," rief er mit gewaltiger Stimme über die Gelagerten hin, und da auf das Wort nicht ſogleich Alle aufſprangen, nahm er den Stutzer, den er im Arm trug, und ſchoß über den Kreis hinweg. Auf den Knall war Alles mit einem Satz in die Höhe.

„Zu den Waffen!" riefen viele Stimmen.

„Ein Ueberfall!" Andere; und die Aufſpringenden taumelten gegen einander.

„Ruhe, Ordnung!" tönte Pietro's mächtige Stimme.

„Ich überfalle Euch, ich rufe zu den Waffen!" Schüttelt den Schlaf von Euren Augenlidern und die Müdigkeit aus den Beinen! Jetzt gilt es! Wir können etwas Wichtiges für unſere Sache thun! — Schließt einen Kreis um mich!"

Während ſie ſich ordneten, ging er unter ihnen umher, und faßte Einige ſcharf ins Auge. „Da biſt Du ja, Xaverio," wandte er ſich mit kameradſchaftlichem Tone zu dieſem, und reichte ihm die Hand. „Wir halten zuſammen?"

„Auf Leben und Tod!" rief Xaverio begeiſtert.

„Und Du, Franzisco! Ich weiß, bei der Mutter Gottes! Ein Mann wie Du freut ſich, daß es einen eiſernen Tanz geben wird!" fuhr Pietro fort. „Und Du, Salvi! Du holſt den Teufel aus der Hölle! — Kerl, Gasparo, Deinen Dolch ſehe ich ſchon blitzen! — Du warſt immer vorn im Handgemenge! — Deine Büchſe, Ludovico, fehlt ihren Mann nie! Du haſt manche leere Flaſche aus der Luft geſchoſſen, die ich emporwarf, und die volle dafür gewonnen! — Und auf Dich freue ich mich, Tonio! Du packſt Deinen Feind noch mit den Zähnen wie ein Wolf an, wenn Büchſe und Dolch zum Teufel ſind! — Ich kenne Euch Alle, Ihr wackern Burſche! — Mit Euch ſoll mir der Sieg nicht ſchwer werden!" — So ging er durch den Kreis und reichte Jedem, den er anſprach, die Hand zum kräftigen Druck und Schütteln, und weckte ſtür-

mende Flammen des Muths in jeder Bruſt. — „Nun, Ihr ſollt mich unter Euch ſehn! Ich werde Euch keine Schande machen!“ — „Hört jetzt!“ rief er mit feierlicher Stimme, da der Kreis gebildet war, und nahm eine ſtolze Herrſcherhaltung an. „Man hat Klage und Verläumdung wider mich erhoben, Brüder — aber habt Ihr mich je treulos erfunden?“

„Nein, Nein!“ riefen Alle zugleich.

„Wo Kugeln pfiffen, war ich vorn oder hinten? — Saht Ihr mich jemals flüchten?“

„Nein! Nimmermehr!“ tönte der Ruf Aller wild und freudig durcheinander.

„Nun, ſo vertraut mir auch jetzt! — Ich habe Euch Gutes und Schlimmes zu melden! — Ein Wageſtück müſſen wir jedenfalls ausführen. — Wer zurückbleiben will, trete aus!“

„Keiner, keiner!“ rief die immer wilder aufgeregte Schaar.

„Nun denn! Das Schlimmſte zuerſt! Unſere Pläne ſind verrathen! Unſere Verbindungen mit der Lombardei ſind entdeckt. Alle unſere Freunde dort ſind ſchon verhaftet. In dieſer Nacht wird man auch Viele von uns ſuchen in Neapel, — aber vergeblich! Das konnte ich noch abwenden, dadurch, daß ich Euch hierher beſchied!“

Eine tiefe Stille folgte der ſtürmiſchen Bewegung, die die Gemüther bis dahin aufgeregt hatte.

„Wir müſſen uns jetzt trennen und einzeln retten, um uns ſpäter wieder zum treuen Bündniß zuſammenzufinden. Aber die Rettung iſt unmöglich, ohne Kampf zuvor. Schon ſeit einer Woche halten ſie alle Gebirgsſtraßen, alle Küſtenplätze beſetzt. Nur in die Campagna bleibt uns noch ein Ausweg, wenn wir uns tapfer durchſchlagen. Es wird vielleicht einen harten Kampf koſten, aber die meiſten von uns und gerade die tapferſten werden ſich retten, — und hört mit

welchen Vortheilen! Das Commando von Terracina ist in dieser Nacht auf dem Wege hierher, um eine Sendung von fünfzigtausend Ducaten in Gold und dreißigtausend Scudi in Silber, die zum Kampf gegen uns verwendet werden sollten, zu decken. Es ist dreifach stärker als wir, wir aber zehnfach kühner. Wir müssen sie angreifen, schlagen, das Geld nehmen; es wird unser Reisegeld in's Ausland. Zersprengen wir sie, so ist der Weg frei bis Terracina, und in der Campagna helfen uns unsere Freunde einzeln weiter. Freiheit oder Tod, wir haben keine andere Wahl!"

„Freiheit oder Tod!" ertönte der Ruf der entschlossenen Schaar.

„Gut denn! Ihr werdet mich da finden, wo der Tod am nächsten droht," rief Pietro il Sasso ihnen mit erhobener Stimme zu, und ging rings im Kreise umher, und schüttelte die Hände Aller.

Sie brachen auf. Pietro il Sasso schritt voran. Sie klimmten auf einem steilen Pfade die Felslehne hinan, um über den Gebirgsrücken ein bedeutendes Stück Weges abzuschneiden, und so den auf der Straße marschirenden Truppen zuvorzukommen und sich in Hinterhalt zu legen. —

Mit dem ersten Schimmer der Dämmerung, der am fernen Horizont seine bleichen Streifen zog, hatten sie die Straße erreicht. Pietro vertheilte die Seinigen auf beiden Seiten im dichten Gebüsch; die sichersten Schützen auf Felsvorsprüngen, um von dort die Führer zuerst niederzuschießen.

„Lege Dich mit dem Ohr auf die Erde, Xaverio," gebot er diesem. „Ich glaube, es nahen sich Pferde!"

„Per Bacho, Capitano," rief Xaverio, da er gelauscht hatte. „Es rücken Reiter und Infanterie an. Ich fühle ordentlich die Wucht des Trittes in der zitternden Erde! —"

„Gut!" antwortete Pietro il Sasso.

Es blieb einige Minuten todesstill. „Jetzt macht Euch

fertig," gebot er leiſe, zu den Einzelnen gehend. „Bei Eurem Leben, keiner giebt Feuer, bis ich ein Piſtol dort hinter der Pinie abſchieße! Dann Alle zugleich! Und ſo wie der Schuß heraus iſt, hervor aus dem Dickicht, mit dem Dolch in der Fauſt. — Du, Xaverio, wirfſt Dich mit Deinen zwölf Mann gleich vor ſie auf den Weg nach Terracina, und feuerſt ihnen von dort entgegen, daß Alles nach der andern Seite verſprengt wird. — Du, Franzisco, fällſt mit Deinen Leuten auf die beiden Geldwagen, Ihr ſtecht von den Führern herunter, was nicht erſchoſſen iſt, und dann gleich in den Wald, zu unſrem Sammelplatz. Dort wird getheilt! Die Kugel dem in's Hirn, der zuvor einen Bajoccho anrührt! — Nun habt Ihr Euren Befehl! Jetzt Gehorſam, ſonſt ſind wir verloren!"

Etwa fünf Minuten vergingen in athemloſer Spannung und Stille. Jetzt erſchien ein Trupp Reiter, Pietro hinter die Pinie gedrückt, regte ſich nicht. Es war die Vorhut; er ließ ſie ruhig vorbei. Keiner der an den ſchärfſten Gehorſam gewöhnten Leute bewegte einen Finger. Wiederum vergingen etliche Minuten. Da rückte die Hauptmaſſe an. Eine Abtheilung Schweizer Truppen zu Fuß marſchirte in geſchloſſenen Gliedern vorüber. Dann folgten die zwei Wagen mit Geld, zunächſt wieder von Reitern umgeben. Dann wiederum Mannſchaften zu Fuß. Im Ganzen gegen hundertfünfzig, während Pietro's Schaar nur fünfzig betrug; alſo die Gegner gerade dreifach ſo ſtark; Pietro war genau unterrichtet geweſen. —

Selbſt den Aelteſten, an Gehorſam Gewöhnten, zuckte es in der Hand zum Schuß, als die Wagen bereits vorüber und ſchon die letzten Sektionen des nachmarſchirenden Zuges zwiſchen dem Hinterhalt hindurch waren. Einen Augenblick tauchte der Gedanke: „Verrath" in Einzelnen auf. Da blitzte Pietro's Piſtol auf, ſein Schuß fiel. Wie das tau-

ſendfach verſtärkte Echo deſſelben krachten ſämmtliche Büchſen der im Hinterhalt liegenden nach, und im Augenblick hatte auch die furchtbarſte Beſtürzung die marſchirende Colonne ergriffen.—

Mit furchtbarem Geſchrei ſtürzten jetzt die Ueberfallenden aus den Gebüſchen, und jeder Dolchſtoß warf einen Mann nieder. „Friſch geladen," rief Pietro il Saſſo, „wer keinen Doppelſtutzer hat!"

Allein es war nicht nöthig! Die Soldaten, von Schrecken ergriffen, durch die Nacht über die Zahl der Angreifer getäuſcht, ſtürzten blinden Laufs davon. Die Reiter, von denen nach Verhältniß die meiſten gefallen waren, da faſt alle Schützen auf ſie gehalten hatten, hörte man in wildem Jagen davon ſprengen; ſich den Weg nach Terracina zurückzubahnen, verſuchte Niemand. In fünf Minuten waren die Wagen in den Wald geführt und der ganze Kampfplatz leer, bis auf die Todten und Verwundeten. Die Leute Pietro's eilten einzeln, auf verſchiedenen Wegen, nach dem Sammelplatz im Walde, der ihnen beſtimmt war. Eine halbe Stunde ſpäter trafen ſie Alle dort wieder zuſammen. Die Geldfäßchen waren ſchon aufgeſchlagen, in Reihen geſtellt. Die Wagen hatte man in einem Hohlweg umgeſtürzt.

„Schließt einen Kreis," gebot Pietro. Sie gehorchten ſtumm. —

„Hier nehme ich Abſchied von Euch," ſprach er bewegt. „Theilt die Beute unter Euch. Ich mache auf nichts Anſpruch! Vergrabt, was Ihr nicht fortſchaffen könnet. Vor Tagesanbruch könnt Ihr die Grenze erreicht haben. Gott wird Euch weiter geleiten! — Ich muß nach Neapel zurück! — Lebt wohl! — Auf Wiederſehen!"

Er breitete die Arme gegen Alle aus. Die wilde Schaar, von Ehrfurcht vor ihrem tapfern Führer erfüllt, ſtürzte ſich ihm zu Füßen, ſie umklammerte ſeine Knie, küßte ſeine Hände! —

„Genug! Verliert die koſtbare Zeit nicht! — Es kommt der Tag des Wiederſehens!“ —

Das war ſein letztes Wort. Er wandte ſich ab, und verſchwand im Walde.

Fünftes Kapitel.

An einem verabredeten Orte, einer Hütte, tief verſteckt in einer Gebirgsſchlucht, fand er ſeinen Diener, Bernardo, der ihm ſchon ſeit acht Jahren mit der unbedingteſten Treue und Hingebung anhing, und bereits bei den Feldzügen in Spanien und Rußland ſein unzertrennlicher Begleiter geweſen war, mit Pferden. Die Bewohner des Häuschens kannten Pietro ſeit langer Zeit; ſie waren in die Unternehmungen des Bundes eingeweiht, und leiſteten demſelben allen Vorſchub, durch Aufnahme von Perſonen, und durch Aufbewahrung von Gegenſtänden. —

„Die heilige Jungfrau ſei mit Euch, Trivolto,“ grüßte er den Beſitzer der Hütte, der vor der Thüre ſtand, und mit Bernardo ſchwatzte. „Ich werde Euch nun wohl für lange Zeit zum Letztenmale beſucht haben. Ihr ſollt mein Erbe ſein, was dieſe Kleidungsſtücke anlangt; ich habe ſie zum Letztenmale getragen. Für jetzt wenigſtens!“ Damit warf er den breiten Federhut und den Mantel ab, und Trivolto zu, der beides mit ehrerbietigem Gruß auffing. —

„Ihr ſollt noch mehr erben, doch dazu will ich in Eure Hütte treten; ich muß mich nun ganz wieder verwandeln. Es ſind doch alle Kleidungsſtücke bereit, Bernardo?“

„Alles nach Signore's Befehl," erwiderte dieſer. „Auch die Pferde darf ich nur vorführen!"

„Gut. Ausgeruht werden ſie ſein — ſie ſind doch abgefüttert?"

„Ja wohl, Signor!"

Pietro ging in die Hütte; nach wenigen Minuten kehrte er in einer eleganten Jagdkleidung zurück, das Haar ſauber geordnet, ein lichtes, faſt kokettes Tuch um den Hals, und den ſauberſten umgeklappten Kragen darüber. — Bernardo hielt ſchon mit zwei keineswegs kriegsartig, ſondern eben ſo elegant geſattelten Pferden, und in einer dazu ſchicklichen Livree.

„Nun Addio, Trivolto — ich denke wir ſind beide, Bernardo und ich, ſo gut verwandelt, daß die ſchärfſten Späherblicke der neapolitaniſchen Sbirren in dem ſtutzerhaften Marcheſe Seſtoni nicht die Maske des furchtbaren Pietro il Saſſo mit ſeinem Kriegsknappen erkennen werden. — Vom Pulverdampf iſt doch nichts mehr an mir wahrzunehmen?" fragte er ſcherzend.

„Bei St. Pietro, Eurem Schutzpatron, Signor," rief Trivolto, „Ihr ſeht aus wie der gelecktſte Cicisbeo von Neapel! Und glatt und klar, wie friſch aus der Eierſchaale! Daß Ihr die Kleidung ſo zurechtſtutzen könnt, kann ich wohl begreifen, aber der Teufel weiß — meine Heiligen mögen mir den Fluch vergeben, — wie Ihr es anfangt, Euer Geſicht ſo ganz umzumalen, daß es daſſelbe iſt, und doch ein völlig anderes!" —

„Ja, die Welt mio caro Trivolto iſt eine große Maskerade, und wer in der Welt lebt, muß es verſtehen, ſich die rechte Maske vorzunehmen! Sieht doch auch Bernardo aus, als ſei er Zeit ſeines Lebens nichts anderes geweſen, als der Jäger des Marcheſe Seſtoni, dem er, um einen Reiher oder einen verirrten Fuchs in den Felſen der Abruzzen zu ſchießen, die mörderiſchen Jagdgewehre auf dem Sattel nachſchleppen muß,

ſammt Piſtolen in der Halfter, gegen einen etwaigen Ritter von der Loſung: „Faccia a terra!“

„Gut, daß Ihr mich daran erinnert, Signor,“ antwortete Trivolto, „indeß was die ladri mali anlangt, ſo dünkt es mich nicht ganz geheuer. Ich habe geſtern und vorgeſtern verdächtige Bärte hier herumſtöbern ſehen, und vor zwei Stunden hörten wir Schüſſe!“ —

„Schüſſe? Wirklich?“ ſprach Seſtoni lächelnd, „nun die könnten auch wo anders gefallen ſein!“ und ſchwang ſich bei dieſen Worten auf's Pferd.

„Nein, mein Signor, Euer Pelotonfeuer kam von dort her, — die Schüſſe fielen etwas ſpäter, aber nach der Richtung von Neapel zu.“

„So? nun meinethalten — ich denke mit Euren Bärten noch fertig zu werden, ſelbſt wenn ich nicht Urſach hätte, manchen Bekannten darunter zu vermuthen, der mir indeß ſchwerlich viel Freundſchaft erweiſen würde. — Genug, wir haben ja Waffen, und verſtehen ſie ein wenig zu führen. — Nun, nochmals Addio caro Trivolto! Vielleicht — per sempre!“

„Das verhüte die heilige Jungfrau!“ rief Trivolto, und wollte ihm nochmals die Hand reichen. Doch der Marcheſe, der das letzte Wort nicht ohne Bewegung ſprach, und dem dabei ſogar wieder ein Anflug ſeines kühnen Krieger-Ausdrucks wie ein düſterer Wolkenſchatten über das Geſicht zog, hatte ſchon das Pferd gewendet, und ſprengte raſch dahin. —

Doch nach einigen Minuten mußte er langſamer reiten, denn der wilde ſteinige Weg zwiſchen Felſen und dichtem Waldgeſtrüpp ließ es nicht anders zu. — Bernardo ritt hinter ihm, da zwei Pferde nebeneinander nicht Raum hatten. Sonſt pflegte ihn Seſtoni immer aufzufordern an ſeiner Seite zu bleiben, obgleich der Diener es aus Ehrfurcht nie ungeheißen that.

„Ich möchte wohl die Landſtraße noch eine Zeit lang

vermeiden," wandte ſich Seſtoni rückwärts zu Bernardo, „denn von den verſprengten Truppen müſſen doch noch Leute hier umherſtreifen, denen ich lieber nicht begegne, wenn auch die Gefahr nicht groß iſt bei unſern Einrichtungen und meinen Papieren. Allein der Teufel hat bisweilen ſein Spiel, und wir haben ihnen zu oft gegenüber geſtanden, als daß nicht doch Einer oder der Andere ein Erkennungszeichen herauswittern könnte. Nur kenne ich gerade dieſen Theil des Gebirgs nicht ſo genau, um mit Sicherheit Seitenpfade einzuſchlagen, und nachmals dennoch die Straße wieder zu treffen! — Weißt Du genau hier Beſcheid?"

„Nein, Signor! So im Allgemeinen, ja! Aber für dieſe Schleifwege muß man hier geboren ſein; ich kenne nur die, die wir in der letzten Zeit ſo oft gemacht haben. Und wir hatten ja doch faſt immer Führer. — Wir hätten Trivolto mitnehmen ſollen!" —

„Es iſt mein Fehler, daß ich nicht zuvor darauf bedacht geweſen bin! — Aber wir wollen verſuchen, ob es uns glückt. Wir wollen alſo den Steg über den Bach liegen laſſen, und hier zwiſchen den Felſen weiter reiten. Nachher muß ſich das Thal ja doch wohl rechts wenden!"

Sie ritten weiter; wohl eine Stunde. Seſtoni ſprach wenig; aber er fing an ſich öfters ſcharf umzuſehen, da der Weg ihn doch weiter von der Landſtraße abzuführen ſchien, als er wollte. — „Man ſtößt auch nicht auf eine lebendige Seele in dieſer Wildniß," warf er nach einiger Zeit unmuthig hin; „kein armſeliger Geisbube, den man nach dem Weg fragen könnte! — Was meinſt Du? Nach der Sonne reiten wir jetzt ſchon lange faſt gegen Oſten, und wir ſollten gegen Mittag zu reiten!"

„Ihr habt Recht, Signor — aber wie ſollen wir über den Felsrücken gelangen, der hier zur Rechten immer ſteiler und höher wird?" —

„Das Waldwaſſer kann nicht lange ſo fortfließen; es muß ſich ſüdlich und weſtlich wenden," entgegnete Seſtoni.

Sie ritten weiter, — der Pfad wurde immer unwegſamer. — Sie entfernten ſich offenbar mehr und mehr von der Straße. —

„Signor! Ich fürchte, wir werden umwenden müſſen, unſern Weg zurückſuchen, und dann über den Steg den alten bekannten Pfad einſchlagen!" —

„Zwei Stunden zurück! Es wäre zu arg! Und ich wollte Abends in Neapel ſein. — Ich muß dort ſein!" rief Seſtoni ungeduldig.

„Wird nicht mehr möglich ſein, Signor, auch nicht, wenn Sie Courierpferde von der Station aus nehmen, wo unſer Wagen ſteht!"

„Dort, wo der ſchwarze Waldabhang quer vor das Thal tritt, muß das Waſſer ſich wenden," erwiederte Seſtoni, ſich ſelbſt Hoffnung machend. — Er hatte mit ſeiner ſichern Terrainkenntniß recht gehabt. Der Wildbach ſchlang ſich dort in einer ſcharfen Biegung rechts, allein es war unmöglich in der Schlucht, die er durchſtrömte, fortzukommen. Schon längſt hatte der eigentliche Pfad aufgehört; der Boden war unwegſamer geworden, zuletzt hatte man in dem Bach ſelbſt weiter reiten müſſen, und dieſer brauſte wild über Felſen, war oft ganz wie geſperrt, und ſchoß dann in ſteilen, wenn auch niedrigen Waſſerfällen hinunter. — Es blieb nichts übrig, als in einer leidlichen Fuhrt, die er darbot, hindurch und jenſeits den Waldberg hinaufzureiten, der nicht ſo ſteil war, als er von Weitem ſchien. Dort mußte über den Rücken hin ein Weg aufzufinden ſein, der ſich der großen Straße näherte. — Steil war der Abhang aber dennoch; die Reiter mußten abſteigen, die Pferde führen, ihnen oft mühſam über glatte Felsblöcke helfen. Die Thiere waren faſt erſchöpft, und noch immer hatte man die Höhe des Berges nicht erreicht.

„Hinauf, das geht noch," murmelte Bernardo; „allein, wenn wir eben ſo wieder hinunter müſſen? Vielleicht noch ſteiler!"

„Nun, nun," entgegnete Seſtoni, „dann verfolgen wir den Waldrücken in ſeiner Länge!" — Sie klimmten fort. — „Ich bin niemals hier geweſen," ſagte Seſtoni nach einiger Zeit; „dieſes Gebirg iſt ſelbſt für unſere Streifzüge zu unzugänglich, und doch iſt mir's, als wenn ich bekannt hier wäre; ich möchte glauben, dieſen Wald mit ſeinen Fichten, Cypreſſen, wilden Feigenbäumen, Zwergeichen, ſeinem Dorngebüſch, Epheugerank und wildem Weinlaub im Traum geſehen zu haben!" — — „Triumph!" rief er plötzlich laut, dieſe Aeußerungen unterbrechend, „wir haben geſiegt! Wir finden einen Ausweg! Hier iſt eine Maulthierſpur, — die verfolgen wir — bei St. Petrus, hier ſind die Spuren eines Pferdes — dem Himmel ſei Dank! Es war Zeit. — Jetzt können wir wieder aufſitzen!" —

Sie ſchwangen ſich wieder in die Sättel. Der Wald blieb fortdauernd wild und verwachſen, wie ein Urwald, doch die Spuren eines Pfades, den Menſchen und Maulthiere öfters genommen haben mußten, blieben eben ſo fortdauernd erkennbar, obgleich ſie nicht deutlicher wurden. Aber es waren von Zeit zu Zeit friſche Eindrücke der Hufe erkennbar, wo der Fels ſich ein wenig mit weichem Erdreich oder Moos bedeckte.

„Seht, Signor, da glänzt etwas auf dem Boden, — darf ich es aufheben?" fragte Bernardo, und zeigte auf einen goldblitzenden Punkt in dem tiefen Mooſe.

„Seltſam! — Es ſieht wie Gold aus — wir entdecken am Ende hier eine Goldgrube!" antwortete Seſtoni. „Steig ab, bring mir die Goldſtufe!"

Bernardo that es.

„Seht da, ein Armband," rief er mit dem höchſten Er-

ſtaunen aus, als er den faſt ganz in Moos eingedrückten Goldreifen aufgehoben hatte. Er reichte es dem gleichfalls hoch verwunderten Seſtoni hin. Doch als dieſer einen aufmerkſameren Blick darauf geworfen hatte, rief er aus: „Bei allen Heiligen des Himmels! Dieſer Schmuck gehört der Gräfin Monteleone! Das iſt ihr Wappen — ich habe das Armband an ihrer Hand geſehen!“

Zwölftes Kapitel.

Ein Strom von Ahnungen, Vermuthungen und Befürchtungen durchwogte Seſtoni's Bruſt bei dieſem Anblick. Das Armband Bianca's in dieſer Wildniß! Es ſchien unmöglich, und dennoch war es ſo! Immer wieder betrachtete es Seſtoni mit zweifelnden, ſtaunenden Blicken, und dennoch irrte er ſich nicht. Es war das Wappen des Grafen Monteleone, ein Löwe, der ſich an einem Felsblock emporgerichtet hat, in die Goldplatte gegraben. Genau erinnerte ſich Seſtoni der kleinen Türkiſſe, von der ausgezeichneteſten Feinheit und Farbe, die die ovale Platte umgaben; ſogar daß einer derſelben fehlte, war ihm beſtimmt erinnerlich, und das nämliche Zeichen traf hier zu. Eine dunkle Vermuthung mit tödtlicher Angſt gemiſcht durchſchauerte ſeine Seele. Die Warnung Trivolto's — die Schüſſe, die er gehört hatte — dieſe tiefe, ſchauerliche Gebirgsgegend — der friſch von Menſchen und Maulthieren betretene Pfad, — wenn Bianca hier von Räubern entführt worden wäre!! —

Mit ſpähendem Blick beobachtete er, ob irgend Spuren ſich zurück wandten, denn bisher hatten ſie alle die ſelbige

Richtung wie er ſelbſt — er traf auch ferner nur ſolche! Mit ſo großer Haſt, als bei der Ermattung der Pferde irgend möglich war, verfolgte er jetzt die bisher eingeſchlagene Richtung, obgleich nunmehr alle Vermuthungen dafür ſprachen, da ſie ihn nicht der Landſtraße zu, ſondern von ihr abwärts führen mußte. — Es war Mittag geworden. — Die Sonne brannte, trotz der dichten Schatten des Waldes, glühend herab; die Pferde bedurften einer Raſt. Eine Gruppe von Felsblöcken, die gegen einander geſchichtet über die Wipfel der Bäume hervorragten, ſchien eine kühle Ueberdachung darzubieten; auch hörte man das Rauſchen eines Quells. Ein friſcher Trunk war für Menſchen und Pferde das dringendſte Bedürfniß. Sie zogen daher die Pferde, da nach den Felſen zu der Boden wiederum ſchroff anſtieg, um hinaufzureiten, dorthin. Es öffnete ſich eine kühle Kluft, vor der ein Olivenbaum ſtand. An dieſen banden ſie die Pferde, ſtreiften ihnen die Zügel ab, und ließen ſie ſich an dem üppigen Graſe, das ringsumher wucherte, letzen. —

Sie ſelbſt warfen ſich ermüdet auf das weiche Moos in der Felsſpalte nieder, nachdem ſie ſich durch einen friſchen Trunk aus dem im Kies an der Felswand angeſammelten klaren Quellwaſſer erlabt hatten. —

So einladend die Kühle hier war, ſo ermüdet ſich Seſtoni fühlte, er konnte doch dem Beiſpiel Bernardo's, der bald in tiefen Schlaf verſank, nicht folgen. Die Vermuthungen, die ſich wechſelnd in ſeiner Seele jagten, beunruhigten ihn zu ſehr. Immer wieder betrachtete er das Armband, aber immer feſter war ſeine Ueberzeugung, daß er ſich nicht irre. — Während er ſo in Nachſinnen verſunken ſaß, war es ihm, als höre er ein leiſes, aber ſchweres Stöhnen hinter ſich. Er blickte um ſich; der Spalt der Felſen verengte ſich, und ſchien noch tief hineinzuklüften. — „Es iſt der Zug des Windes," dachte er, „der dieſe ſeltſamen Töne erzeugt." Da hörte er es noch-

mals. 'Das war keine Täuſchung! Das war ein menſchlicher Laut ſchweren Schmerzes aus beängſtigter Bruſt.

„Bernardo!“ rief er dieſem zu, indem er ihn ſchüttelte. „In dem Dunkel dieſer Höhle birgt ſich Etwas! Wach auf! Wir müſſen gemeinſchaftlich forſchen.“ —

Bernardo rieb ſich noch halb ſchlafverworren die Augen, dann ſprang er haſtig auf. Seſtoni machte ihn auf das Aechzen aufmerkſam. —

Sie ſchritten behutſam gemeinſchaftlich dem Laut der Stimme näher, — es ſchien Anfangs ganz finſter in dem Höhlenſpalt, doch allmählig gewöhnte ſich das Auge an das Dunkel. —

„Hier liegt Jemand,“ rief Seſtoni. Er hatte ſich nicht getäuſcht. Am Boden lag eine Geſtalt; von ihr gingen die ächzenden Laute aus. Sie traten heran: „Wer ſeid Ihr?“ fragte Seſtoni. Das ſchwere Athmen und Aechzen war die einzige Antwort. „Am Ende ein Opfer einer räuberiſchen That,“ ſprach Seſtoni voller Ahnungsſchauer, denn er brachte dieſe Erſcheinung mit dem aufgefundenen Armband in Verbindung. „Laß uns den Leidenden hinaustragen an das Licht,“ gebot er Bernardo. Sie faßten an; es war ein Mann, wie ſie jetzt an Stiefeln und Kleidung erkannten. Bernardo war der nächſte am Ausgang der Höhle, wodurch das Licht eindrang, ſo daß er zuerſt das Angeſicht des Unglücklichen ſah. — „Bei meinem Schutzpatron! Das iſt Anſelmo!“ rief er.

„Anſelmo!“ rief Seſtoni ſtaunend aus. „Bei Gott im Himmel! Das ſind Wege der Vorſehung!“ fügte er hinzu. „Er war verrätheriſch gegen unſern Bund geſinnt, opferte Pflicht und Ehre der Habſucht, und jetzt hat ihn das Elend erreicht!“ —

Sie trugen den, wie es ſchien, Bewußtloſen in's Freie. Nun erſt ſahen ſie, daß er ſchwer verwundet war; Blut färbte ſeine Kleider, bedeckte Hals, Arme, Schenkel. Doch er lebte

und athmete, und nur der ſtarke Blutverluſt ſchien ihn ſo auf's Aeußerſte ermattet zu haben. — Seine Retter entkleideten ihn, wuſchen ihm die Wunden mit dem Waſſer des kühlen Quells, und verbanden ſie ſo gut es der Augenblick zuließ. Er ſchien ſich unter dieſer Pflege etwas zu erholen; von ſeiner bleichen Lippe hatten ſich bis dahin nur Seufzer gerungen, jetzt ſprach er matt das Wort „Waſſer.“ — Es wurde ihm zu trinken gereicht. Danach ſchien er etwas mehr Bewußtſein zu erhalten. — Es war Seſtoni Alles daran gelegen, ihn zur Beſinnung zurückzubringen, weil er durch ihn Auskunft über das zu erhalten hoffte, was ihn ſo auf's Aeußerſte beunruhigte. — Xaverio hatte Seſtoni davon unterrichtet, daß Anſelmo ſich mit etlichen Geſellen von der Schaar entfernt hatte, ihm auch das mitgetheilt, was Franzesco über dieſe Entfernung vermuthete. Dies machte Seſtoni immer ſicherer in der Annahme, daß Anſelmo und ſeine Genoſſen, die von jeher die höheren Zwecke des Bündniſſes dadurch herabwürdigten, daß ſie beſtändig mit dem verdächtigen Raubgeſindel des Gebirgs verkehrten, und die abentheuerliche Stellung, in der ſie ſich ſelbſt befanden, dazu mißbrauchten, mit jenen Wegelagerern räuberiſche Anfälle auszuüben, auch jetzt wieder einen ähnlichen Streich unternommen hatten, und gegen w e n? darüber drängten ſich ihm die quälendſten Beſorgniſſe auf. — Mit äußerſter Spannung beobachtete er daher den Verwundeten, ob er nicht zu Kräften, zum Bewußtſein komme. Bernardo hatte noch einen Reſt Syrakuſer in der Flaſche, dieſer wurde ihm eingeflößt. Der feurige Wein erregte wirklich die Lebenskräfte des Hinwelkenden von Neuem. Er öffnete die Augen und ſah forſchend-unſicher um ſich.

„Anſelmo!“ redete ihn Seſtoni mit jener Macht der Stimme an, die ihm ſo oft die Wildeſten ſeiner Schaar unterworfen hatte, „Anſelmo, wie kommſt Du hierher, gieb Rede und Antwort!“

„Pietro il Saſſo," ſeufzte der Verwundete mühſam heraus, „habt Erbarmen mit mir! Es iſt — ich bin" — muthmaßlich wollte er ſagen, es iſt aus, ich bin verloren, — er konnte die Worte nicht vollenden, das Haupt ſank ihm müde auf die Bruſt. Doch war es viel gewonnen, daß er Seſtoni erkannt hatte, — das Bewußtſein war ihm wieder gekehrt. — Bernardo rieb ihm die Schläfe mit Wein; es gelang ihm ſogar, dem Ermatteten ein wenig in Wein aufgeweichtes Brod in den Mund zu bringen. Er gewann dadurch ſichtlich an Kräften. —

„Beichten!" — ſeufzte er nach einigen Augenblicken — „meine letzte Stunde!" —

„Beichte mir," ſprach Seſtoni, „hier iſt kein Prieſter. Ich will für Dich beten laſſen!"

Der Kranke nickte dankbar. — „Sag mir jetzt, — wie kommſt Du hierher, — habt Ihr einen Raubanfall verübt?" —

Anſelmo nickte. —

„Gegen wen — weißt Du es?" drang Seſtoni in ihn.

„Graf Monteleone — die Frauen — der Graue hat uns — — — —"

„Sind ſie todt — ermordet?" rief Seſtoni.

Anſelmo ſchüttelte. — „Fort — in die ſchwarze Mühle — der graue Giuſeppe . . ."

„Wo iſt die Mühle! — Wer iſt dieſer Giuſeppe?" fragte Seſtoni mit fliegender, ahnender Bruſt.

Der Sterbende war ſchon wieder zurückgeſunken. Er erhob ſich aber nochmals mit letzter Kraft, und deutete eine Richtung an — „zwei Stunden," lallte er — „heilige Jungfrau Maria, bete für mich!" — er zuckte noch einmal auf, dann fiel er wieder zurück und regte ſich nicht mehr. —

„Ich weiß genug," rief Seſtoni aus. „Wir müſſen weiter. Unſere Pferde haben hinlänglich geruht, unſere Kraft muß noch ausreichen."

Die Pferde wurden aufgezäumt, der Ritt fortgeſetzt.

„Dorthin hatte Anſelmo gedeutet," ſprach Seſtoni zu Bernardo. „Es iſt nichts anderes möglich, als daß wir den eingeſchlagenen Weg verfolgen!" — Sie thaten es. Die Gegend wurde immer wilder. Hohe Felſen ragten ſchroff über die Waldung empor; bisweilen thaten ſich Blicke in die Ferne auf, und man gewahrte ähnliche Kuppen und Spitzen in bläulichem Duft. Seſtoni ſchloß, daß ſich hier bald ein tiefes Thal einſchneiden müſſe. — Der Pfad prägte ſich jetzt immer deutlicher als ein ſolcher aus; es liefen nach einander zwei Seitenpfade hinein, er wurde betretener. Noch hatten die Suchenden nicht irren können, da ſich gar kein Weg abgezweigt hatte. Er begann ſich zu ſenken. Man mußte dem Ziel nahe ſein. Da theilte ſich der Weg, und ſo weit ſich die Gegend überſehen und mit terrainkundigen Augen beurtheilen ließ, mußte jeder der Arme nach einem anderen Thal hinunter führen. Welchen ſollte man einſchlagen? Indem Seſtoni die Blicke prüfend umherwarf, überkam ihn jenes ſeltſame Gefühl, das er ſchon zuvor gehabt, als ſei ihm dieſe Landſchaft nicht fremd. Doch er wurde aus dieſer Empfindung plötzlich und zu ſeiner freudigen Ueberraſchung wieder abgezogen, denn er ſah zwei Geſtalten den Pfad zur Rechten herkommen, und auf die Kreuzung, wo er unſchlüſſig hielt, zugehen. Es war ein Mönch in Begleitung einer Frau in ländlicher Tracht. Dem Himmel ſei Dank, dachte Seſtoni, dieſe werden uns gewiß Auskunft geben können. Er ritt ihnen entgegen. „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! frommer Vater," redete er den pilgernden Greis an, „wolltet Ihr mir wohl ſagen, woher dieſer Weg kommt? Ich bin verirrt!"

„Aus dem Thal von Sancta Maria," antwortete der Pater.

„Und wohin führt jener dort, der ſich hier oben theilt?"

„Es iſt der, welchen wir wandeln wollen. Er führt in

das ſchwarze Thal, wie es die Bewohner hier nennen," entgegnete den Greis.

„Zur ſchwarzen Mühle vielleicht?" rief Seſtoni freudig überraſcht.

„Eben dorthin wollen wir wandern," antwortete der Mönch.

„So haben wir einen Weg, frommer Vater," erwiederte Seſtoni froh; „Ihr ſeid alt, ſcheint ſehr ermattet," fügte er hinzu, „darf ich Euch mein Pferd anbieten? Ich werde abſitzen und es am Zügel leiten!"

„Nein, ich danke Euch, gütiger Herr," lautete die Antwort des Geiſtlichen; „meine Kraft reicht noch aus, auch ſind wir nicht mehr weit vom Ziel, und bald würde es doch nicht mehr möglich ſein, zu Pferd zu bleiben, da der Weg ſich gar zu ſteil hinabwindet." —

Während dieſes kurzen Geſprächs hatte die Frau, welche den Eremiten begleitete, ihre unverwandt forſchenden Blicke auf Seſtoni geheftet, und fragte mit ängſtlicher Stimme: „Was kann Euch zu der ſchwarzen Mühle führen, gnädigſter Herr?"

Seſtoni blickte jetzt erſt die Fragende an. Der ſanfte Klang dieſer Stimme hatte ihn mit ſeltſamer Macht getroffen; in den Zügen dieſer Frau lebten ihm auch dunkle Erinnerungen auf. Doch antwortete er mit Beſonnenheit: „Was mich zu der Mühle führt, das wird ſich erſt dort zeigen, denke ich; allein ich muß jedenfalls dahin." Er hatte inzwiſchen ſein Pferd wieder gewandt und ritt den Fußgängern ein wenig voran; die Unwegſamkeit des mit Steingeröll bedeckten Pfades, der oft durch große Blöcke oder Baumſtämme faſt geſperrt war, machte, daß die Fußwanderer faſt eben ſo ſchnell fortkamen, als er. Nach einigen Minuten wurde auch die Abſenkung ſo ſteil, daß es, wie der Mönch vorausgeſagt, beſſer war, abzuſitzen und die Pferde zu führen. Bei dem mühſeligen, langſamen Klettern der Thiere holten die Fußgänger die Reiter

bald ein. Die Frau ging, es ſchien abſichtlich, ſo nahe an Seſtoni als möglich, und ſah ihn ununterbrochen von der Seite ſcharf an. „Vergebt mir, gnädiger Herr," ſprach ſie ſchüchtern. „Ihr habt da eine Narbe unter dem Auge, woher mag ſie ſtammen?"

Verwundert ſah Seſtoni die Fragende an. „Ich weiß es nicht; ich habe ſie, ſo lange ich denken kann; ich könnte Euch beſſer von mancher anderen Narbe Rechenſchaft geben, die ich habe, als von dieſer, und mich wundert nur, daß Euch gerade die unbedeutendſte auffällt, da doch ſogar meine Stirne eine ganz andere, tiefere aufweiſen kann!"

Die Frau wollte eben antworten, als der Felsweg eine ſcharfe Biegung machte, und plötzlich der Blick in das Thal ſich öffnete. Der vorangehende Mönch ſtand einen Augenblick ſtill und unterbrach das Geſpräch mit dem an Seſtoni gerichteten Wort: „Das iſt die Mühle!"

Doch dieſer, als er das alte Gebäude tief in die ſchwarzen Felſen eingeklemmt erblickte, war wie vom Blitz getroffen. Er ließ die Zügel ſeines Pferdes fallen, ſtand ſtill, erhob beide Arme halb wie zum Gebet und rief aus: „Heilige Jungfrau, dieſe Mühle iſt mein Vaterhaus, — hier bin ich geboren!"

Die Frau, von dieſem Worte getroffen, ſtarrte ihn an: „Pietro!" rief ſie mit lautem Schrei, — „Pietro — ja, er iſt es!" Und ſie ſank auf die Knie, und rang die Hände, und ſchluchzte und betete, und rief aus: „O frommer Vater Lorenzo! Gott im Himmel thut Wunder! — Er iſt es — er iſt es, — er iſt wiedergefunden!"

„Frau!" rief Seſtoni in äußerſter Wallung, „ſagt mir, was wißt Ihr von mir, von meiner Jugend, — in Eurer Stimme iſt etwas —"

„Solltet Ihr auch die Stimme Eurer alten Pflegerin Angelina ganz vergeſſen haben, Signor? — In der Mühle

drunten habt Ihr ja Eure erſten Knabenjahre verlebt, — Ihr waret noch nicht ſieben Jahre alt, als Ihr uns verloren ginget — gewiß hattet Ihr Euch verirrt — aber geboren ſeid Ihr nicht hier, — jetzt habe ich gebeichtet, — jetzt müſſen alle Geheimniſſe an den Tag, — hier der Pater Lorenzo weiß es auch ſchon — o Signore, — Ihr ſeid ja dennoch ein vornehmer Herr geworden, wie Euch gebührte — Ihr ſeid ja der ächte Graf Monteleone!" —

„Monteleone!" rief Seſtoni und erbleichte, „ich — ein Graf Monteleone — Weib — raſeſt Du! — Ich beſchwöre Dich bei allen Heiligen — ſteh' mir Rede — ja, ja, ich erkenne Dich auch, — meine Mutter warſt Du!" —

„Eure Pflegerin nur, — gnädigſter Herr — ach übt Gnade! Ihr waret ja geraubt aus der Villa Eures Vaters, — Giuſeppe — o vergebt ihm, — das Elend und die Schande ſeiner jüngſten Schweſter hatte ihn ganz raſend gemacht, — die arme Agneſe." —

In ſolchen verworrenen Worten redete Angelina ſchluchzend und bebend, und dann wieder Seſtoni's Hände und den Saum ſeines Kleides küſſend, durcheinander. —

Er aber, von tauſend angſtvollen Gefühlen und ſpannenden Martern getrieben, drängte nur vorwärts; vorwärts, hinunter! —

Dreizehntes Kapitel.

Durch den ruhigen Pater Lorenzo erfuhr er jedoch während des mühſamen Hinabſteigens einen Theil der Ereigniſſe, welche ſein Daſein mit räthſelhafter Hülle bedeckt hatten. Er war der geraubte Knabe Luigi. — In der Mühle war er

über drei Jahre verborgen geblieben; etwa ſieben Jahre zählte er, als er ſich beim Umherklettern auf den Felſen und im Walde verirrte, zu Fremden gerieth und von jenem Tage an von den Schickſalen des Lebens umhergeworfen wurde. Unverſöhnlicher Haß und Rache hatten den wilden Giuſeppe getrieben. Seine jüngſte Schweſter Agneſe, ein reizendes Mädchen, war in Dienſten der Mutter des Grafen Monteleone; der Graf verführte ſie, überließ ſie erſt hülflos der Schmach, und erledigte ſich ihrer ſpäter durch den Kerker, in den ſeine Macht ſie leicht verſchwinden laſſen konnte. Denn als er ſich mit ſeiner jungen Gemahlin, der Mutter Luigi's, verband, war ihm, damit die Vermählung mit dieſer reichen Tochter des Fürſten Velletri nicht rückgängig würde, alles daran gelegen, dieſer die Kenntniß ſeines Verbrechens zu entziehen. Der Bruder Agneſens, Giuſeppe, Soldat, wollte die Schweſter männlich rächen; Monteleone wies ihn höhnend zurück, und brachte ihn, da der Unbeſonnene das Schwert gegen ihn zog, ebenfalls in Kerker und Galeerenſtrafe. Von der Galeere entronnen, dachte Giuſeppe nur auf Rache. Sein Plan war der, Agneſens Knaben, der nur wenige Monate älter war, als der Erſtgeborene der Gräfin, an deſſen Stelle zu bringen. Er führte es aus, indem ihm ſeine älteſte Schweſter, die Fiſcherwittwe zu Amalfi, dabei auf die geſchickteſte Weiſe behülflich war. Auch das Geſchick Luigi's wollte Giuſeppe für ſeine Rache beſtimmen und nutzen, doch der Zufall, daß der Knabe aus ſeiner Hand kam, vereitelte dieſen Theil ſeiner Rache.

Der fromme Vater hatte noch viel von dem, was ihm Angelina gebeichtet hatte, mitzutheilen, als ihn Seſtoni oder Graf Luigi Monteleone mit den Worten unterbrach: „Laßt es jetzo genug ſein, frommer Vater — ich werde ſpäter Alles hören! Jetzt wird es noch eine That gelten!“ — Zugleich gebot er „Halt!“ Er hatte dabei die Blicke ſcharf auf die

Mühle geheftet, die man von dem Punkte, wo er ſich eben befand, ganz überſehen konnte, aber dabei doch durch das dichte Gebüſch völlig verdeckt war. Das Hofthor der Mühle war offen; ein Maulthier ſtand davor.

„Gute Angelina, wißt Ihr etwas von dem Unternehmen Eures Mannes am heutigen Tage?“ fragte er dieſe.

„Nichts Sicheres!“ — entgegnete ſie, „ich habe ihn flehentlich gebeten, mir nichts von ſeinen Streifzügen zu ſagen, damit mein Gewiſſen ſich nicht immer ſchwerer belaſtete, und das hat er mir zu Liebe gethan!“ —

„Ihr ahnt alſo nicht, wer, aller Vermuthung nach, ſein Gefangener in der Mühle iſt?“

„So wahr mir meine Heilige helfe, ich weiß es nicht,“ erwiederte ſie. —

„Gut, gut, ich glaube es Euch“ — antwortete er. — „Ich aber denke es zu wiſſen, und es gilt jetzt wohl zu bedenken, was wir zu thun haben, um nicht furchtbares Unheil zu ſtiften, ſtatt des Heils!“ — „Horch — was iſt das — auch dieſe Töne kenne ich,“ — rief er, ſich unterbrechend.

„Das iſt die arme Agneſe!“ ſprach Angelina, „ſie irrt noch immer in den Felſen umher.“

Ein wehmüthiger Klagegeſang drang durch die Stille hinauf. Seſtoni lauſchte. Thränen der Wehmuth, der wunderbaren Jugenderinnerung drangen ihm in's Auge. Ein Gedanke flammte in ihm auf! — „Sie muß dicht über uns ſein, nicht wahr?“ fragte er Angelina.

„Ja wohl! Ich kenne die Klippe, auf der ſie hier ſtets zu weilen pflegt.“ —

„Giuſeppe liebt die Unglückſelige noch immer?“ fragte er.

„Mehr als mich ſelbſt,“ antwortete ſie weinend, „und doch iſt er mir gut. O er iſt nicht ganz böſe,“ fügte ſie im Ton der Bitte hinzu, als wolle ſie ſagen: „Schonet ſeiner!“

„Vermöchtet Ihr, gute Angelina, die arme Agneſe zu

bereden, hier zu uns herauf zu kommen?" ſprach Seſtoni ſehr ſanft.

„O wie leicht! Mir folgt ſie wie ein Kind!"

„So geht, führt ſie her! — Von ihr, von der alles Unglück ausgegangen, kann jetzt vielleicht die Rettung ausgehen," ſetzte er hinzu. —

Angelina ging. Während ſie fort war, ſprach Seſtoni leiſe mit Bernardo. — Dieſer nickte, als wollte er ſagen, ich habe Euch verſtanden. — Angelina kam mit der Wahnſinnigen herab. Sie ſah die Fremden ohne Verwunderung; ſie war ſanft und ſtill. —

„Jetzt, frommer Vater, bitte ich Euch, geht mit mir," wandte ſich Seſtoni zu dem Pater Lorenzo, „wir beide müſſen hinüber in die Mühle. — Angelina und Agneſe, Ihr bleibt hier mit meinem Diener. Er weiß, was ich vorhabe; gehorche ihm pünktlich, Angelina — es iſt der Weg zu Rettung und Heil für uns Alle. — Nun gieb, Bernardo!" Dieſer reichte ihm einen Doppelſtutzer und zwei Piſtolen. — „Jetzt folgt mir, ehrwürdiger Vater! Ich werde Euer Schutz, Ihr werdet der meine ſein!"

Vierzehntes Kapitel.

Giuſeppe, Battiſta, Ignazio und noch zwei Raubgenoſſen waren in der Mühle mit der Theilung der Beute beſchäftigt. Vor zwei Stunden erſt von dem mühſamen Zuge über's Gebirg eingetroffen, glühten ſie noch von der Hitze und dem bei der ſoeben gehaltenen Mahlzeit überreichlich genoſſenen Wein. Sie hatten die Waffen abgelegt, die Kleider ab-

geworfen, und saßen im offenen Hemd mit halbnackter, sonnverbrannter Brust da, gierig die erbeuteten Stücke betrachtend, die nach der Eintheilung, welche Giuseppe gemacht hatte, vor ihnen auf dem Tische lagen.

„Ihr seht, der Fang ist der reichste, den wir je gethan haben, seit unser Dolch uns ernährt," sprach Giuseppe. „Mein Antheil ist allein zweitausend Scudi werth. Doch ich entsage ihm zu Euren Gunsten, aber mir bleiben die Gefangenen!"

„In's Teufels Namen! Du magst Lösegegeld pressen so viel Du kannst," rief Battista.

„Meinethalben auch," bekräftigte Ignazio, „ich habe nicht gern etwas zu thun mit diesem gefährlichen Geschäft! — Ich bin's zufrieden. — Wir haben einen guten Tag gehabt! Auch daß Anselmo nicht mittheilt! Er muß nun fertig sein! Lassen wir ihn oben in der Höhle liegen, oder schaffen wir ihn sonst bei Seite?"

„Um die Todten könnt Ihr Euch später bekümmern!" entgegnete Giuseppe finster. — Jetzt haben wir's mit den Lebenden zu thun. Ihr sollt mit zu Gericht sitzen. — Aber ich sage Euch zuvor, sie sind mein, und an die Frauen darf mir Niemand rühren! Ihr sollt später wissen, warum. — Jetzt holt sie herauf, alle drei." — Zwei der Räuber gingen hinaus; sie öffneten den Keller, in welchem die Gefangenen eingesperrt waren. Mit bleichen, aber trotzigen Zügen trat der Graf Monteleone ein; die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden. Ihm folgten seine Gattin und seine Tochter ungefesselt. —

Giuseppe mit einem von Haß und Wein glühenden Gesicht, mit Augen, die gleich denen der Schlange giftig funkelten, und mit einem Zug verhöhnenden Spottes um den Mund, das dem Grinsen eines Teufels über die Qualen seiner Opfer gleich kam, hatte sich auf einem erhöhten Stuhl

am oberen Ende des Tiſches niedergeſetzt, ſeine Geſellen ihm zur Rechten und Linken, gleichwie einer Gerichtstafel. Die Hereingeführten ſtanden zitternd da, mehr wie Verurtheilte als wie Angeklagte.

„Ihr kennt mich, Graf Monteleone," hub er an; „ich brauche Euch nicht zu ſagen, wer ich bin! Allein ich kann Euch Beſcheid über Manchen geben, den Ihr zu kennen glaubt, den ich aber beſſer kenne, als Ihr. Seit Ihr meine Schweſter in Schande, Verzweiflung und Wahnſinn geſtürzt habt, und ich den Ketten und dem Elende entkam, in das Ihr mich begraben wolltet, hat mein Auge jeden Tag in Eurem Hauſe geſpäht, mein Ohr jeden Tag auf Euch gehorcht!" — — — Er hielt einige Augenblicke inne, als müſſe er die Wogen der furchtbaren Gährung in ſeinem Innern erſt wieder ruhiger werden laſſen. — „Ihr habt mein Leben vernichtet," fuhr er dann mit furchtbarer Stimme fort; „ich habe meine Tage daran geſetzt, mich zu rächen! Ihr habt mich aus einem unbeſcholtenen Mann unter die Verbrecher geſtoßen, und mir den Dolch des Banditen in die Fauſt gezwängt. Wohl denn, ich habe das Handwerk getrieben, zu dem Ihr mich zwanget. Ich war's, der Euren Sohn Luigi raubte! Hier wurde er auferzogen mit Eurem älteren Sohne, dem Sohne Agneſens. Ihr wähntet, er ſei wieder aufgefunden in Euer Haus zurückgekehrt; Ihr irrt. Euren ehelichen Sohn behielt ich, Agneſens Sohn habe ich Euch zugeſandt!"

„Allgnadenreiche Mutter Gottes," rief hier die Gräfin aus, und ſank kraftlos in die Arme ihrer Tochter Bianca. Der Graf murmelte ingrimmig: „Hatte ich's doch ſtets geahnt!"

„Aber er gehört Euch jetzt doch näher zu, als Ihr denkt," fuhr Giuſeppe fort, „denn mit Eurer ächten ehelichen Tochter hat er ſich heut im unauflöslichen Sakrament vermählt, denn ſie war gegen ihre Milchſchweſter vertauſcht."

„Teufel!" knirſchte der Graf. — Die Gräfin zuckte nur,

halb leblos. — „Verſtoßt ihn jetzt — Ihr verſtoßt Euer Kind mit. Sempronia iſt Eure Tochter, dort ſteht die meiner Nichte, ihre Milchſchweſter. Euren ehelichen Sohn behielt ich! Ich wollte ihn verderben, wie Ihr meine Schweſter verderbt habt. Er entfloh mir! Hätte mein Wille die Schickſale gelenkt, ſo wäre er jetzt das Haupt unſerer Schaar, und vielleicht hätte ſein Dolch heut das Herz ſeines Vaters durchbohrt!"

Hier ſtand Giuſeppe auf. Sein letztes grauenvolles Wort hatte ſelbſt die rohen Geſellen ſeiner Rotte mit einem kalten Schauder durchdrungen. Todesſtille herrſchte in dem Zimmer, da erhub der Erbitterte nochmals die Stimme:

„Gott hat es anders gewollt! Er iſt mir entflohen als Knabe! So iſt er wenigſtens verloren, verſchwunden, für ewig verſchollen auf der Erde!"

Da wurde die Thür mit einem krachenden Stoß aufgeſprengt. Eine königliche Geſtalt trat raſch in's Zimmer: „Gott hat es anders gewollt!" wiederholte Seſtoni's machtvolle Stimme Giuſeppe's Worte: „Er iſt nicht verloren, nicht verſchollen, hier iſt er!"

Stolz emporgerichtet ſtand Luigi Graf Monteleone mitten im Gemach! Vor ſeinem Herrſcher-Antlitz erzitterten die Räuber. — Sein Vater bebte ſprachlos, ſeine Mutter hing mit halb irrenden Blicken an ſeinem Antlitz, ihre Lippen zitterten, ihr Buſen flog, — „Du — mein Sohn," ſtammelte ſie, es verließen ſie die erſchütterten Kräfte, und ſie war im Begriff niederzuſinken. Aber Seſtoni fing ſie in ſeinen Armen auf, und preßte ſie mit namenloſem Gefühl ans Herz. Das war die Umarmung des Sohnes; es war kein Zweifel mehr, er war es, das Mutterherz fühlte ſeine Aechtheit mit unfehlbarem Bewußtſein. —

„Mutter," ſagte er endlich ſanft, „das Glück, wenn uns noch Glück erblüht — ſei einer ſpäteren Stunde aufbewahrt. Der Augenblick gehört anderen Pflichten!" —

Alle im Gemach, ſelbſt die wilden Naturen der Räuber, ſogar Giuſeppe nicht ausgeſchloſſen, waren von der Gewalt des Ereigniſſes ſo ergriffen worden, daß ihr Wille und ihre That völlig gefeſſelt waren. Noch ein Anderes wirkte auf die Gemüther. Dicht hinter Luigi war der Vater Lorenzo, als heiliger Klausner in der ganzen Gegend, ſelbſt von den Räubern, verehrt, eingetreten; ſeine ehrwürdige Geſtalt beherrſchte ihren wilden Sinn. Er winkte ihnen zum Gebet, und beugte ſelbſt das Knie; wie einer höheren Gewalt gehorchend, fielen die Räuber nieder. — Nur in Giuſeppe waren Zorn und Trotz mächtiger. Er überwand den Eindruck der Ueberraſchung ſchnell, und überſah die Gefahr ſeiner Lage. „Brüder!“ rief er, „wollt Ihr Euch ſchrecken laſſen von dem einen Mann! Er iſt unſer Gefangener! Ergreift ihn!“ Er wollte ſelbſt das Beiſpiel geben und nach den Waffen ſpringen, doch Luigi hielt ihm das Piſtol entgegen: „Halt! Wer mit der Wimper zuckt, iſt des Todes!“ — Die Uebergewalt ſeiner Männlichkeit beherrſchte die Räuber; Battiſta und Ignazio trugen überdies Scheu vor ihm, als ihrem Oberhaupt, und kannten ſeine alles beſiegende Kühnheit. — Niemand regte ſich, Giuſeppe ſtand eingewurzelt, er zitterte, doch vor Wuth. „Dieſe da ſind in meiner Gewalt,“ knirſchte er, auf die Gefangenen zeigend; „ihr Blut fließt, wenn Ihr — — —“

„Halt, Giuſeppe! Ihr Alle kennt mich! Ihr wißt, daß nicht meine Wimper zuckt vor dem Tod, und — — daß ich den Krieg verſtehe! Meint Ihr, ich hätte Euch nicht ſchon in meiner Gewalt? Du glaubſt, Giuſeppe, dieſe Frauen ſeien in Deiner Hand? Und wäre es auch, wir ſpielen Zug um Zug! — Blick hinüber auf die Felsplatte, Deine Frau Angelina und Deine Schweſter Agneſe, ſieh' ſie dort in meiner Gewalt!“

Er deutete durch das offene Fenſter hinüber, und man ſah Angelina und Agneſe drüben auf dem Fels, und neben ihnen den bewaffneten Bernardo.

„Eure Thore waren beſetzt und die Brücken Eurer Flucht abgebrochen, bevor Ihr ahntet, daß ich in Euer Verſteck dringen würde! — Wollt Ihr Euch jetzt ergeben?"

Alle ſchwiegen; Giuſeppe war ſtarr vor Ingrimm. Aber er war ohne Waffen, und er wußte, daß der Schuß des gefürchteten Pietro il Saſſo, denn unter dieſem Namen kannte er den berühmten Führer der Carbonari, nie fehle, und daß ſeine Kugel ihn durchbohre, ſo wie er nur den Finger rege. —

Luigi ließ ſich die Stimmung nicht entgehen. „Ignazio," befahl er, „löſe die Ketten des Grafen!"

Dieſer gehorchte. — „Bewaffnen Sie ſich, Graf Monteleone, ich bedarf der Verſtärkung," ſprach er raſch franzöſiſch zu dem Grafen Monteleone, und winkte ihm mit den Augen nach den Waffen der Banditen. Der Graf ahnte, wie es ſtehe, und folgte dem Wink.

Während deſſen leitete Luigi die Aufmerkſamkeit der Räuber ab, indem er ſie nochmals anredete: „Ich habe die Gewalt, Euch zu ſtrafen, Euch zu vernichten," ſprach er, „doch ich biete Euch Frieden. Ich bin, wie Ihr ſeht, in Begleitung des frommen Dieners des Herrn gekommen. Genug iſt geſchehen für die Rache; die Zeit der Verſöhnung iſt gekommen! — Ihr Beide, die Ihr ſchon zu meiner Schaar gehörtet, aber unwürdige That der würdigen vorzoget, wiſſet, Euer Haupt iſt verfallen, Euer Name verzeichnet unter den Geächteten. Hättet Ihr treu an den Eurigen gehalten, ſo wäret Ihr durch meine Fürſorge ſchon unverſehrt jenſeits der Gränze. Neapel dürft ihr nicht wieder betreten. Ihr müßt flüchten! Nehmt von dieſer Beute, die vor Euch liegt, das Gold und Silber mit, es ſei Euch geſchenkt, es wird Euch weiter helfen! Aber fort auf der Stelle! Meine Wache drüben iſt angewieſen, Euch durchzulaſſen zu Fuß und ohne Waffen." —

Ignazio und Battiſta, die nicht ſahen, was hier noch

Beſſeres zu gewinnen ſei, leiſteten auf der Stelle Folge. Sie rafften ihre Beute zuſammen, legten die abgeworfenen Kleidungsſtücke an, ergriffen die Hüte und gingen. — Giuſeppe ahnte die Abſicht, wollte den Mund öffnen, doch ein Blick Luigi's und eine Bewegung deſſelben mit dem Piſtol in der Hand ließen ihn verſtummen. —

So wie Battiſta und Ignazio die Mühle verlaſſen hatten, und über den hohen Steg ſchritten, trat Luigi an das Fenſter und winkte mit dem Hut hinaus. Bernardo, zuvor genau unterrichtet, trat ſogleich mit den beiden Frauen, die Pferde nach ſich führend, den Weg zur Mühle an. —

„Ihr Beide," herrſchte Luigi die beiden letzten Gefährten Giuſeppe's finſter an, „ſeid nicht nöthig zu dem, was hier geſchehen wird. Nehmt Euern Raub; er iſt Euch geſchenkt wie jenen. Aber fort auf der Stelle; erblickt Euch mein Auge noch einmal, ſo iſt's — zum letztenmal!" —

Auch ſie gingen. Jetzt war Giuſeppe allein. —

Luigi maß ihn mit ernſten, tief durchdringenden Blicken.

„Ich habe Dich beſiegt," ſprach er nach einigen Augenblicken tiefſter Stille, „doch ich will Dich auch an Großmuth beſiegen! Dir iſt ſchweres Leid widerfahren, Du haſt furchtbare Rache genommen! Allein der Herr ſpricht: Die Rache iſt mein! — Du haſt ſeinem Arm vorgegriffen — verwegen — und vergeblich! Wir vergeben Dir, ſiehe zu, daß Dir auch der Herr vergebe! Dieſer fromme Vater leiht Dir dazu ſeinen Beiſtand! — Folge ihm, und laß uns allein." —

Er deutete auf die Thür des Seitengemachs; der Vater Lorenzo nahm den Arm des Erſchütterten, und mit dem ſanften Wort: „Folge mir, mein Sohn!" führte er ihn hinaus. —

„Jetzt, jetzt meine Mutter!" rief Luigi aus, und in einer Wallung, die kein ſterbliches Wort ſchildert, ſanken ſie einander an's Herz! —

Als die lange Umarmung ſich endlich auflöſte, wandte

Luigi ſich zu ſeinem Vater, der, finſter zur Erde blickend, von Scham des böſen Bewußtſeins gedrückt, unbeweglich daſtand. —

„Mein Vater," ſprach er, „das Schickſal hat einen breiten Strom zwiſchen uns gewälzt, — doch auch den Steg hinübergebaut! Wir haben uns verloren und gefunden! Vater und Sohn reichen einander die Hand. Ob wir unſern Weg mitſammen gehen können — ich weiß es nicht. Doch wir dürfen uns mindeſtens nicht feindlich gegenüberſtehen. — Zur Beſiegelung dieſes Bündniſſes erfülle meine erſte Bitte."

„Sprich," ſagte Monteleone, und bot dem Sohn die Hand dar.

„Den Segen für den Bund mit dieſer," antwortete Luigi, und ergriff die Hand der marmorbleichen Bianca, „denn ſie iſt nicht meine Schweſter, — nicht Eure Tochter!"

„Sie iſt es doch, — ſie bleibt es," rief die Gräfin, und umſchlang die Geliebte. —

„Sie wird es bleiben, denn ſie iſt Deiner werth," entgegnete Luigi, indem er Bianca's zitternde, bleiche Lippen küßte. „Die Bande der Pflege, der Liebe, der Dankbarkeit haben die Bande der Natur erſetzt. — Und Dir wird noch eine zweite Tochter geſchenkt. Die holde Sempronia iſt ein Engel! Der ehrwürdige Vater Lorenzo wird Dir Alles enthüllen, wie er mir Alles entdeckt hat!"

Die Thür öffnete ſich; Angelina trat, begleitet von Bernardo mit der bleichen irren Agneſe, ein. Der Graf Monteleone warf den Blick auf ſie, und das Blut ſeiner Lippen trat zurück. —

„Jetzt eine zweite Bitte, mein Vater," ſprach Luigi, „laß ihren Sohn, der ſich heut mit Deiner Tochter vermählt, der Dir ſo lange für den Deinigen gegolten, auch ganz der Deinige ſein. Gieb ihn mir zum wahren Bruder!" —

„Es ſei," entgegnete Monteleone.

„Giuſeppe," rief Luigi, indem er die Thür zum Nebengemach öffnete, „tritt zu uns herein!"

Der zuvor ſo wilde, trotzige Mann hatte Thränen in den Augen, als er eintrat; Lorenzo glich einem Heiligen in der ſanften Verklärung ſeiner Züge. —

„Sie wiſſen Alles," begann Luigi zu dem frommen Vater; „hier waltet nur die Verſöhnung und die Liebe. — Willſt Du allein, Giuſeppe, noch länger der Rache das Obdach geben? Betrachte Deine arme Schweſter! Sie iſt ſanft, mild und gütig, — ſelbſt in ihrem verdunkelten Geiſte. Sei nun milde, wie ſie! — Vater, verſage dem ſchwer Gekränkten Deine Hand nicht!"

Abgewandten Blicks, — aus gegenſeitiger Scheu, nicht mehr aus Haß, — reichten Giuſeppe und Monteleone einander die Hände. —

„Der Segen des Allgütigen über Euch Alle," betete der Vater Lorenzo. — —

* * *

Jahre waren vergangen. Italien konnte Luigi's Heimath nicht ſein; er hatte den nahen Süden Frankreichs mit ſeinem verwandten milden Himmel gewählt. — Ihm erwuchs die reinſte Blüthe des Glücks aus den langen, ſchweren Geſchicken ſeines Lebens, aber auch aus dem ſtählernen Muth, mit dem er ſie beherrſcht. — Seine Mutter theilte ſein Glück, denn ihr Gatte war, zerfallen und zerſtört in ſich, bald nach

der Löſung jener tiefverwachſenen und verworrenen Schickſale geſtorben; vor ihm noch die unglückliche Agneſe. — Giuſeppe hatte ſich dem Orden des frommen Lorenzo zugewendet. — Agneſens Sohn, Pietro, von dem Vater anerkannt, führte den Namen des Monteleone weiter, beglückt durch ſeine holdſelige Sempronia; denn die kirchliche Geſtattung ſeiner Ehe, in einem ſonſt verbotenen Verwandtſchaftsgrade, hatte ſein Vater noch erwirkt. —

Giftige Saat ſtreuen Leidenſchaft, Haß, Rache des Menſchen; doch des Allmächtigen Hauch berührt die Keime, und geſegnete Friedensgefilde blühen daraus empor! —

Es iſt nichts ſo fein geſponnen.

Erſte Abtheilung.

Der Hochzeitstag.

Erſtes Kapitel.

„Schenk noch eins ein, Hänſel," rief der ſchwarze Caspar dem Gaſtwirth zum goldenen Hirſch zu.

„Nein, ſchenk noch zwei ein, und alle zwei auf meine Kreide geſchrieben," rief der dicke Steffen dawider. „Er ſchwätzt ſo, wie ſoll ich ſagen, grad' nicht plaiſirlich, aber daß man bis Mitternacht fort horchen könnte! Da muß man ihm doch das Maul ſchmieren! He?"

„Laßt's gut ſein, Steffen, den Nordhäuſer, den ich trinke, kann ich auch bezahlen," erwiederte der ſchwarze Caspar.

„Nix, nix; ich hab Dich in's Wirthshaus verlockt; es darf Dir kein Geld koſten!" antwortete Steffen, „aber erzähle noch ein Paar ſolcher Spitzbuben-, Raub-, und Mordgeſchichten! Wie Du nur zu all dem Zeug kommſt! — Hänſel, Knapphänſel!" rief er abermals dem Wirth, „wo bleiben unſere zwei! Was ſiehſt Du und guckſt auf die Landſtraße hinaus? Als ob Du auf den Müller-Mörder vigilirteſt! Rühre Dich lieber in Deinem eigenen Geſchäft, Knapphänſel, und laß dem Landreiter ſeine Arbeit, ſonſt . . ." er drohte ſcherzend . . . „verlierſt Du unſere Kundſchaft!"

Der Wirth lachte. „Eh Du mir aus dem goldenen Hirsch wegbleibst, dicker Steffen, spaziert der Inselberg nach Gotha! Du bist einmal hier festgewachsen!“

„Oho! Hänsel! Meinst Du? Bin ich nicht noch alle Abend nach Haus gegangen? Festgewachsen, seht doch!“

„Ich meine nur,“ lachte Hänsel, indem er die beiden Gläschen mit Nordhäuser klarem Kornbranntwein brachte, „Du nistest alle Tage in meiner Schenkstube, und kannst nicht davon lassen, wie der Storch alle Jahr auf meinem Hausgiebel!“

„Wenn Du nicht munterer aufwartest, Knapphänsel,“ scherzte Steffen weiter, „so werde ich mich bald wo anders einnisten, und Dir zeigen, daß ich kein Storch bin! Was hattest Du denn da zum Fenster hinauszugaffen, statt auf mein Commando zu hören?“

„Es kam da so ein seltsamlicher Kauz vom Walde her, ich dachte, er wolle hier ansprechen!“

„Wie er gleich die Augen nach Jedem wirft, der nur die Landstraße daherkommt! Als wenn seine zwei grauen Blinzaugen zwei Angelhaken wären, um Reisende zu fangen!“ spottete Steffen zu Caspar gewandt. „Ist ihm aber doch diesmal der Fang aus dem Netz gegangen!“ setzte er lachend hinzu.

„Da ist er,“ rief jedoch gleichzeitig der Wirth, indem die Thür aufging.

Der schwarze Caspar und der dicke Steffen drehten sich beide nach der Thür um. Es trat eine Figur ein, die wirklich, wie der Wirth gesagt hatte, eine seltsamliche zu nennen war.

„Ich glaube, der Kerl handelt mit Mausfallen,“ flüsterte Steffen dem Caspar zu.

„Oder mit Perrückenschachteln,“ antwortete dieser; „er hat ja eine ganze Trödelbude von Schachteln auf Bauch und Rücken.“

„Es iſt ein Froſchjäger, will ich wetten," begann Steffen wieder und maß den Eintretenden ſeitwärts ſchielend, „ſieh doch den Froſchſpieß, der ihm gleich zwiſchen die Beine ſchlenkern wird, daß er ſtolpert und auf's Naſenbein fällt."

„So ein Stück Jäger mag er ſein, wozu hätte er ſonſt die Flinte über die Schulter," fiel Caspar ein.

„Mein Seel! Die hatte ich gar nicht geſehen, ſie guckt auch nur mit der Naſenſpitze oben, und mit dem Stiefelabſatz unten aus dem Schachtelkram heraus."

Der Eintretende war inzwiſchen, ſeine Kappe lüftend, bis durch die Gaſtſtube gegangen, und ſagte mit dem Ton eines Ermüdeten zum Wirth: „Einen Krug Bier!" Dann erſah er ſich einen kleinen Tiſch im Hintergrunde, und fing an ſein ſeltſames Gepäck darauf abzuladen. Es beſtand in einer Menge von größeren und kleineren Schachteln und Pappkäſtchen, von denen er einen Theil in einem Netz, den andern nur durch Bindfaden zuſammengebunden über den Schultern und gurtartig um den Leib trug. Er ordnete Alles ſorgfältig, nahm dann ſein Gewehr ab und ſtellte es vorſichtig in die Ecke.

Die beiden Landleute ſahen ihm neugierig, aber noch mehr verwundert zu, denn außer der Seltſamkeit dieſes Krams, von dem ſie nicht wußten, was ſie daraus machen ſollten, ſah ihnen auch der Mann ſelbſt ganz eigen aus. Er hatte ſpärliches halb blondes, halb in's Röthliche ſchimmerndes Haar; um's Kinn war er glatt geſchoren. Eine Stumpfnaſe und ein paar glotzende Augen verſchönerten ihn gerade nicht; der Mund verzerrte ſich ihm unwillkührlich, man wußte nicht, ob ſpöttiſch oder grämlich.

„Das Pulver hat der auch nicht erfunden," raunte Steffen ſeinem Trinkgefährten zu.

„Du, der hat's vielleicht dick hinter den Ohren," murmelte dieſer zurück.

„Ein rechter Kahlmäuſer! Ich glaube, die Raupen haben ihm die Perrücke weggefreſſen," antwortete Steffen. „Sein Kopf ſieht aus wie ein abgetragenes Kalbfelltorniſter mit kahlgeſchundenen Stellen zwiſchen dem Rothhaar! Der Kerl kann nicht bis Drei zählen!"

„Mir kommt er vor, wie ein ſchäbiger tückiſcher Köter, der in der Sonne liegt. Du denkſt, er ſchnappt Fliegen mit dem faulen Maul, und ſchnipp ſchnapp beißt er Dich in's Bein, wenn Du ihm zu nahe kommſt!"

„Nein, Caspar, der beißt nicht, — der iſt froh, wenn ihn Niemand beißt," antwortete Steffen leiſe lachend. „Aber laß den Kerl ſitzen, wir wollen weiter plaudern, und uns ſo wenig um ihn kümmern, wie er um uns!"

In der That ſchien der Fremde ſich nicht nur wenig, ſondern gar nicht um die beiden Plauderer zu kümmern; er ordnete ſeinen Kram, und ſchaute nur zuweilen ſeitwärts nach dem Wirth, ob er ihm das beſtellte Bier nicht bald bringe, welches derſelbe im Hintergrunde der Stube hinter'm Schenktiſch aufkorkte, während ſich Caspar und Steffen über den Gaſt unterhielten. — Dieſe hielten aber ihr Wort, ſich nicht um den Hauſirer und ſeinen Trödelkram zu bekümmern, nicht ſtreng. Denn Steffen blinzelte immer ſeitwärts nach dem abſonderlichen Mann, und bemerkte mit Erſtaunen, daß ſich auch ein paar irdene Töpfe unter den Schachteln befanden, aus denen etwas Buntes herausguckte, was beinahe wie ein Blumenſtrauß ausſah.

„Eins wollte ich noch fragen," richtete er ſeine Worte an Caspar, „hat man denn gar keinen Verdacht, wer eigentlich der Thäter iſt? — Haben ſie gar keine Spuren?"

„Der Criminalrath aus Gotha," antwortete Caspar, „iſt freilich über drei Stunden in der Mühle geweſen, und mag ſeinen Verdacht haben, aber verplaudert hat er nichts davon."

„Mein Bier, Wirth, ich habe Durſt!“ rief die müde, aber noch mehr grämlich träge Stimme des Gaſtes zu dem Wirth hinüber, der damit zögerte, wie es ſchien, weil er nach Steffens und Caspars Geſpräch, die ihm näher ſaßen, hinhorchte. Denn ſie unterhielten ſich wiederum von einer Mord- und Diebsgeſchichte, die Caspar zuvor erzählt hatte. Es war der in der vorgeſtrigen Nacht geſchehene Einbruch in einer Mühle, zwei Stunden von dem Wirthshauſe, wobei der Müller erſchlagen, und viel Geld und Geldeswerth geraubt war. Der Vorfall machte natürlich großes Aufſehen in der Gegend, und der ſchwarze Caspar (oder Caspar Schwarz, wie er eigentlich hieß, nur ſeines ſchwarzen Haares und Bartes und finſtern Geſichts halber wurde er der ſchwarze Caspar genannt) hatte, da er auf dem Wege von der Ruhl nach dem goldenen Hirſch an der Mühle vorbeigekommen war, die genauen Umſtände erkundigt, und die Erzählung derſelben noch mit einer Menge anderer Raub- und Mordgeſchichten gewürzt, von denen er Kenntniß hatte. Dieſe unangenehme Unterhaltung war der Grund zu Steffens Freigebigkeit geweſen, da er gar zu gern beim Gläschen ſchreckliche Hiſtorien hörte, obwohl er ſie mit nichten gern erlebte; denn übermäßiger Heldenmuth war nicht der Fehler, den man ihm vorwerfen konnte.

„Alſo gar nichts haben ſie gefunden, gar keine Spur?“ fragte er nochmals. „Nicht einen abgeriſſenen Rockknopf, — wie bei dem Soldatendiebſtahl im Kirchengewölbe, wovon Du erzähltest, — oder Fußtapfen im Sande, mit einem ſchiefen Abſatz —“

„Daß ich nicht wüßte,“ unterbrach ihn Caspar. „Aber ich ſage nicht, daß keine Spuren da ſind,“ fuhr er fort. Denn der Criminalrath hat drei Stunden verhört, und unterſucht und nachgeſpürt. Und der hat ein Paar Augen! Kennſt Du ihn nicht?“

„Nein! — Du?“

„Biſt Du denn niemals in Gotha auf dem Gericht geweſen? Haſt Du niemals Termin gehabt?“

„Oft genug. Aber nicht in Criminalſachen! Gott ſei Dank, man hat an den verfluchten andern Prozeſſen ſchon genug!“ ſeufzte Steffen und kratzte ſich hinter'm Ohr, denn er beſann ſich, daß er um zwanzig Thalern verklagt war, die er dem reichen Oberförſter Teſchenberg ſchuldete, eine Reſtzahlung auf eine holländiſche Kuh, die er von ihm gekauft hatte, die aber gleich in den erſten Tagen nach dem Ankauf gefallen war. Steffen behauptete, das Thier ſei ſchon zuvor krank geweſen, und wollte den Reſt nicht zahlen. Der Oberförſter hatte ihn verklagt. — Natürlich war es, daß der Zuſammenhang ſeiner Gedanken ihn plötzlich auf dieſen ſeinen Verkläger leitete.

„Na,“ fing er an, „und morgen macht der Oberförſter Teſchenberg richtig Hochzeit, mit Förſters Röſe! Weißt Du das, Caspar?“

„Nein! Alſo ſo weit iſt's doch gekommen?“

„Hab' ich Dir doch auch einmal etwas Neues erzählt! Nun müßteſt Du zwei Nordhäuſer aufmarſchiren laſſen!“

„Drum ſah der Wilhelm auch ſo verbiſſen aus, als er mir oben an der Brücke begegnete.“

„Iſt er Dir begegnet?“ fragte Steffen. „Ja, der zieht ein ſchiefes Maul jetzt, denn die Röſe hätte er gar zu gerne gehabt. Nun ſchnappt ſie ihm der Oberförſter vor dem Maul weg. Weißt Du, Caspar, es iſt eigentlich eine ſchlechte Geſchichte. Nicht, daß ich mich wegen meiner Kuh ſo ärgerte; aber es ſchickt ſich ſchon nicht recht, daß der Oberförſter des Unterförſters Tochter heirathet, und vollends da er recht gut gewußt hat, daß ſie mit Hagen ſo gut wie verlobt war. Kapert ſeinem eigenen Jäger die Braut weg!“

„Das iſt die alte Geſchichte vom reichen und armen Mann,“ warf Caspar hin, „der Reiche nimmt das einzige

Schaaf des Armen; das kommt oft vor. Mich wundert nur, daß Reichhelm es zugiebt! Er hat sein Mädel lieb, sie ist die einzige, und Wilhelm ein geschickter Bursch! Förster wäre er auch geworden in etlichen Jahren, und da hätten die jungen Leute leben können. Was will der Alte mehr?"

„Du, die Sache steht nicht ganz richtig!"

„Wie so?" fragte Steffen.

„Reichhelm hat Schulden!" flüsterte Caspar. „Er soll sich haben vom Satan verblenden lassen, — er hat in Gotha gespielt. — Man munkelt noch so allerlei von der Holzkasse ... na, ich will mir den Mund nicht verbrennen. Der Oberförster soll aber die Geschichte zugedeckt haben, — und nun!"

„Was Du nur Alles herausschnupperst!" brummte Steffen. „Aber freilich, so gehen die Dinge in der Welt ... Thut mir aber doch leid um ... Da ist er!"

Die Thür öffnete sich wiederum, und ein junger Jägersmann trat ein. Eine schlanke Gestalt, ein männliches Gesicht, schwarze feurige Augen; etwas verfallene Wangen, aber doch durch die braune Farbe von Luft und Sonne die kräftige, gehärtete Natur ausdrückend. Seine Haltung indeß war tief traurig.

„Guten Abend," grüßte er mit leblosem Tone, ging an dem Tisch der Bauern vorüber, und setzte sich nah an's Fenster an den großen Tisch.

„Ein Glas Bier, Hänsel," sprach er zum Wirth, legte den grauen breiten Filzhut mit dem grünen Bande neben sich auf den Tisch, stützte den Kopf in die rechte Hand, und spielte mit der Linken an dem Hutbande.

„Du," stieß Steffen Caspar an, „der arme Kerl jammert mich. Er sieht aus wie ein krank geschossenes Wild."

„Mir kommt er wie ein Wolf in der Grube vor, so tückisch finster, wenn ich der Oberförster Teschenberg wäre, ich ginge ihm aus dem Wege."

„Was will er machen! Der iſt vornehm, reich, ſein Herr! Er iſt der arme Schulmeiſterſohn, Wilhelm Hagen; ohne Vater und Mutter, hat keinen Pfennig geerbt, und iſt der Untergebene. Er muß ſich's aus dem Sinne ſchlagen, und denken: Mein Mädel wird's gut haben!"

„Sie wird nun gewiſſermaßen ſeine Herrſchaft! — Siehſt Du, Steffen, das wäre mir das Aergerlichſte dabei!" flüſterte Caspar.

„Ei was, das iſt vielleicht das beſte," antwortete Steffen und ſchmunzelte, „ſie kann ihm manches Gute zuwenden!"

„Ich nähm's nicht, und ich bliebe nicht im Haus," antwortete Caspar.

„Ich erſt recht!" lachte Steffen. „Siehſt Du," neigte er ſich gegen Caspars Ohr, „in der Welt muß man klug ſein, und ſeinen Vortheil wahrnehmen. In ſolchem Oberförſterhauſe tragen die Dächer Hörner, da könnten ja auch . . ."

„Halt Dein gottloſes Maul, Du Sünder," drohte Caspar und legte ihm die Hand auf den Mund, „oder ich ſag's dem Paſtor, daß er Dir von der Kanzel herab eins auswiſcht. — Im Ernſt. Laß ſo etwas den Wilhelm nicht hören. Solche Verliebte verſtehen dergleichen Spaß nicht! Es könnte Dir ein Paar mit dem Ladſtock über Deinen breiten Rücken eintragen!"

„Nun, nun! Ich will nicht ſein Geheimer Rath ſein in der Sache!" lachte Steffen. „Aber . . . wir wollen ihn lieber ein Bischen munter zu machen ſuchen! Ein Wort mit ihm reden. — Nun? Wie ſieht's aus, Herr Jägersmann," rief er, ſich von Caspar abwendend, zu Wilhelm hinüber „habt Ihr nicht Neues?"

„Nichts!"

„Ihr kommt da auch von der Bergmühle her. Weiß man noch nicht, wer den Müller Armberger ermordet hat?"

„Ich weiß nichts!"

„Er ſoll ein hübſches Stück Geld im Schrank gehabt haben," fuhr Steffen fort, „das hat ihm den Tod gebracht!"

„Für Geld geſchieht Alles Nichtswürdige in der Welt," warf Wilhelm bitter hin.

„Er wollte die Wieſen bei Tambach kaufen, habe ich mir erzählen laſſen, dazu hatte er das Geld baar vorräthig," ſagte Steffen.

„Sein Mammon iſt ſein Unheil geworden," ſprach Wilhelm düſter. „Es geht vielleicht noch Manchem ſo!"

„O Herr Hagen, der Müller Armberger war kein Geizhals!" entgegnete Steffen. „Es thut mir leid um ihn. Solch ein Ende zu nehmen, hätte ich manchem Andern mehr vergönnt als ihm!"

„Ich auch," fuhr Wilhelm heraus. „Mein Glas Bier, Hänſel! Ich muß weiter!" wandte er ſich ungeduldig zum Wirth.

„Sieh doch," unterbrach Caspar das Geſpräch, und ſtieß Steffen an, „was der Kerl da drüben treibt. „Ich glaube, er ſchnitzelt Blumen aus Kohlſtrünken!"

Der Hauſirer oder was er ſonſt war, hatte eine Kohlrübe in der linken Hand und ein Meſſer in der rechten; er ſchnitt mit großer Gewandheit, anſcheinend um alle Andere unbekümmert, eine Blume aus dem weißen Fleiſch der Rübe.

„Was macht Ihr da? Landsmann," fragte Steffen und ſah neugierig hin.

„Es iſt mein Gewerbe," antwortete der Fremde mit träger Stimme, „ich ſchnitze Blumenſträuße aus allerlei Rüben; Mohrrüben, Runkelrüben, Kohlrüben, rothe Rüben! Wollt Ihr mir ein Sträußchen abkaufen?" Er ſprach dieſe Worte ſchleppend, ſchläfrig mit dem breiten Ton, den er gleich anfangs hatte hören laſſen. Doch ſtand er von der Arbeit auf, nahm etliche ſeiner Schachteln, und reichte ſie Steffen an den Tiſch hinüber. In jeder lag ein zierliches, aus Rüben geſchnitztes Sträußchen mit etwas Grün ausgeſchmückt.

„Weiß Gott, Ihr seid ein geschickter Kerl, man sollte es Euch nicht ansehen," rief Steffen aus. „Es wundert mich, daß Euch die Arbeit so flink von der Hand geht, da sich Euer Maulwerk so langsam rührt!"

„Ich habe nur nicht mein rechtes Messer — muß es von Eisenach her verloren haben, da hatte ich's noch! — Oder es hat mir's ein verdächtiger Kerl gestohlen, mit dem ich auf der Streu gelegen habe."

„So!" sagte Steffen gleichgültig und besah die Sträußchen.

„Wenn ich's nur gleich vermißt hätte, — aber seit vier Tagen hab' ich nichts geschnitzelt — und da weiß ich nicht eigentlich wann und wo — —"

„Was kostet so ein Sträußchen?" unterbrach Steffen die langweilige schleppende Rede des Mannes.

„Achtzehn Pfennig!"

„Holla! Dafür kann ich ja einen Laib Brod kaufen," rief Steffen aus. „Na meinethalben! Ich will meinem Mariechen solch ein Späßchen mitbringen. Gebt her! — Das Kind wird sich darüber freuen, meinst Du nicht, Caspar?"

Dieser nickte.

Er suchte sich ein Sträußchen aus für sein kleines Mädchen. — „Wozu führt Ihr denn aber den Froschspieß dort, und das Gewehr! Ihr schießt und spießt doch keine Kohlrüben?"

„Ich treibe mancherlei Handwerk. Eins hilft das andere ernähren," antwortete der Gefragte in einem so langsamen Tone, daß derselbe sehr im Widerspruch mit der Rührigkeit seiner Gewerbsthätigkeit stand. „Das ist ein Froschspieß; ich handle mit den Keulen."

„Wirklich, ein Froschspieß?" fragte Steffen lachend und erstaunt, „ich nannte das Ding nur zum Scherz so. Spießt und speißt Ihr denn die Frösche?"

„Ich spieße sie, Andere speisen sie," antwortete der Blumenschnitzer.

„Pfui Teufel! Ich möchte mir kein ſo ekelhaftes Gewürm in den Bauch kriechen laſſen," rief Steffen und ſchnitt ein Geſicht, indem er an ſeinen Bauch ſchlug, als wolle er dieſem die Verſicherung geben, es ſolle ihm nie ein ſolches Unglück widerfahren.

„Du biſt ein Narr," fiel ihm Caspar in's Wort. „Weißt Du nicht, daß die reichen Leute Froſchkeulen als Leckerbiſſen verzehren? In Gotha . . ."

„Meinethalben," unterbrach ihn Steffen, „nur nicht an meinem Tiſch. Holla, Hänſel, noch einen Nordhäuſer, mir iſt ganz übel geworden!"

„Aber ſchießt Ihr denn auch Fröſche," fragte Caspar, und ſah nach dem Gewehr des Froſchjägers hinüber.

„Ihr meint wegen meines Gewehrs? — Nein, das habe ich nur bei meinem Handel in Zahlung annehmen müſſen. Wollt Ihr mir's abkaufen?"

„Ihr ſeid wohl gar ein Wildſchütz," warf Caspar zwar in ſcherzendem Ton, aber mit der Miene des halben Vorwurfs hin, „dann nehmt Euch vor dem Herrn dort in Acht!"

„Ach nein," antwortete der Hauſirer breit und träg, „ich ſchieße kein Wild. Ich weiß ja, daß man nicht einmal ein Eichhörnchen ſchießen darf, ohne Strafe zu zahlen. — Wollt Ihr mir dafür bezahlen, was ich gegeben habe?"

„Alle Wetter, nein," fuhr Steffen heraus. „Habe ſchon verdrießliche Händel mit dem Herrn Oberförſter, wenn ich vollends erſt als Wildſchütz verdächtig würde, da würde mich der Herr da auf's Korn nehmen. Nicht wahr, Herr Hagen?"

Wilhelm, der inzwiſchen angefangen, ſein Glas Bier zu trinken, und gar nicht auf die Redenden gehört hatte, fuhr plötzlich heftig auf, und ſah zum Fenſter hinaus. Gleichzeitig hörte man einen Wagen mit ein Paar raſchen Pferden vorfahren.

„Das iſt der Oberförſter," raunte Steffen dem Caspar

zu. „Das ist ein verfluchter Streich für mich, wegen meines Prozesses.“

„Ach was,“ sagte Caspar, „hier ist nicht die Gerichtsstube, hier thust Du, als weißt Du von nichts. Er wird's auch so machen.“

Wilhelm ging, sichtlich in äußerster Aufregung, in der Stube auf und nieder. Die Thür öffnete sich, und der Oberförster trat ein. „Ein Glas Bairisch,“ rief er dem Wirth zu, „während meine Pferde Wasser und Heu frühstücken, will ich ... Was thust Du hier?“ unterbrach er sich plötzlich, da er Wilhelm gewahrte.

„Ich thue, was Ihr thun wollt, Herr Oberförster,“ antwortete dieser im gereizten, kurzen Ton, „ich trinke ein Glas Bier!“

„Giebt's etwa in der Forst nichts zu thun? Muß nicht der Dohnenstrich nachgesehen werden?“

„Ist geschehen!“

„Aber wer weiß wie!“

„Wie sich's gehört!“

„Antworte nicht so unbescheiden, Bursch,“ rief der Oberförster, und seine Augen flammten.

„Ich antworte die Wahrheit, wie ich muß!“ erwiederte Wilhelm fest.

„Ist der Bestand von gehauenem Holz im Jagen Nummer sechs revidirt? — Sind die Plätteichen nach der Ablage gebracht? — Hast Du nachgesehen, ob die bestraften Waldfrevler den Graben am Torfmoor fertig gemacht haben?“ fragte der Oberförster hastig hintereinander.

„Es ist Alles besorgt, was der Herr Oberförster mir aufgetragen hat!“ erwiederte Wilhelm in demselben Ton.

„So geh und schieß einen Rehbock für morgen, zu meiner Hochzeit!“

„Es ist Schonzeit, Herr Oberförster!“

„Du wirſt mich lehren, was ich zu thun und zu laſſen habe?“ rief Teſchenberg, der ſich mehr und mehr erhitzte. „Auf der Stelle fort, oder es wird nicht gut zwiſchen uns! Und ich rathe Dir, daß Du einen Rehbock triffſt, ſonſt ...“

„Ich werde ſchießen, was ich treffe,“ antwortete Wilhelm finſter und ſchoß finſtere Blicke auf Teſchenberg, die dieſen mehr als ſcharf trafen. Dann trank er ſein Glas Bier mit ruhigem Trotz aus, ergriff das Gewehr und ging, ohne ein Wort weiter zu ſagen, hinaus.

Zweites Kapitel.

„Dieſer trotzige Burſch,“ rief der Oberförſter, als er hinaus war, „aber er ſoll's nicht lange mehr treiben. Um Michaelis iſt ſeine Zeit um, da ſoll er fort!“

„Der arme Schelm,“ flüſterte Steffen zu Caspar.

„Ich wartete Michaelis nicht ab,“ antwortete dieſer eben ſo; „ich ginge morgen, lieber noch heut!“

„Ich glaube nicht, daß er einen Rehbock ſchießt,“ ſprach Steffen wie zuvor. „Er hat nicht die ruhige Hand zum Treffen.“

„Wer weiß, was der ſchießt, wenn es ihm ſchußgerecht kommt,“ murmelte Caspar.

„Wollten der Herr Oberförſter,“ redete der Hauſirer mit ſeinem ſchläfrigen Dialekt dieſen an, „nicht ein Sträußchen kaufen? Roſen und Nelken, Maiblumen und Aurikeln, Alles aus Rüben geſchnitten!“

„Das iſt hübſch gemacht!“ ſprach Teſchenberg überraſcht. „Was koſtet das Sträußchen hier mit der kleinen Roſe?“

„Drei Groschen, Herr Oberförster!"

„Sieh, der Gauner," raunte Steffens Caspar in's Ohr, „meins ist eben so schön und er hat nur achtzehn Pfennige gefordert!"

Der Oberförster nahm das Sträußchen und dachte: Röschen wird ihren Spaß daran haben. — „Aber das wird wohl rasch welk, Freund? Kann man es wohl bis morgen verwahren?"

„O, acht Tage und darüber. Die Sträußchen sind ja fast alle schon drei und vier Tage alt. Es kostet Zeit, sie zu machen! — Man muß sie nur in's Wasser legen, oder in feuchte Erde stecken, wie ich sie dort in den Töpfen und Schächtelchen habe."

„Die Pferde sind getränkt," rief eine Stimme durch die Thür. Es war der Hausknecht. Der Oberförster bezahlte und ging hinaus, der Wirth begleitete ihn mit vielen Kratzfüßen.

„Nein," rief Steffen, „das ging mir an die Seele, was der arme Kerl aushalten mußte! Darüber vergaß ich wahrhaftig meine zwanzig Thaler und meinen ganzen Prozeß! Die Braut nimmt ihm der Oberförster weg, und behandelt ihn wie einen Hund!"

„O, seine Hunde behandelt er besser! Die füttert er und streichelt und schmeichelt mit ihnen," antwortete Caspar. „Aber der Hagen! Der sah mir aus . . . ich mag es nicht denken, vollends sprechen!"

„Ein lieber, charmanter Herr ist das; der Herr Oberförster!" ließ sich die widerwärtige Stimme des Fremden, der dicht hinter die Beiden getreten war, hören. — Teschenberg fuhr eben raschen Trabes am Fenster vorüber.

„Daß er Euch lieb ist, glaube ich, er hat Euch noch einmal so viel bezahlt als ich für Eure Runkelrübenblumenfabrikation!" bemerkte ihm Steffen.

„Ei Herr Je! Bewahre," antwortete der Hausirer; „das Sträußchen war viel feiner geschnitzt als das Eurige. Für so einen Herrn ...."

„Also für uns Bauern ist das grobe gut genug?" sagte Steffen auffahrend. — Er hätte seinem Zorn, der eigentlich gegen den Oberförster gerichtet war, noch weiter Luft gemacht gegen den Hausirer, allein eben kam der Wirth zurück, und redete seine Gäste an: „Wißt Ihr, wo der Herr Oberförster hinfährt?"

„Nun?"

„Nach Gotha! Er hat dort Geldgeschäfte wegen der Hochzeit. Denn die Sache ist richtig, der Kutscher hat es meinem Hausknecht erzählt. Fünfhundert Kronthaler giebt er dem Alten, außer dem, was er an Schulden für ihn bezahlt hat!"

„Ja, so Einer kann wohl ein hübsches Mädchen zur Frau kriegen!" rief Steffen. „Wenn er für's Stück fünfhundert Kronthaler baar zahlen will, — ich glaube, er kann alle Mädchen im Herzogthum kaufen! Was meinst Du, Hänsel!"

„Ja, so geht's!" antwortete dieser, „das sind gute Heirathsgeschäfte für die Väter! Andere wollen eine Mitgift haben, und der zahlt! Morgen, grad vor der Traurede, hat der Kutscher im Vertrauen erzählt, bekommt der alte Reichhelm das Geld. Er hat's zur Bedingung gemacht, denn es scheint, er traut nicht, daß der Oberförster nachher Wort hält. Und der hat wieder nicht getraut, daß der Alte ihm die Tochter geben würde, wenn er lange vorher zahlte. So muß es Zug um Zug gehen, und weil der Oberförster doch die Kronthaler nicht blank aufzählen kann in der Kirche, so wechselt er heut die Summe in Gotha in Banknoten um, und die muß der Förster in der Brieftasche haben, sonst zieht er sein Wort zurück, ehe die Braut das Ja heraus hat!"

„Du bist ein Narr, Hänsel, mit Deiner Kirche! In der

Kirche wird er ihm das Geld nicht zahlen! Aber zu Haus in der Unterförsterei. Es ist ja abgemacht, daß er die Braut und den Vater morgen früh dort abholt, und mit ihnen zum Pfarrer fährt; von da geht der Zug in die Kirche, und sie werden getraut vor dem Gottesdienst."

„So!" meinte Häusel.

„Ja! die Trauung ist schon morgen früh," bestätigte Steffen.

„Da muß er doch noch heut zurück aus Gotha."

„Freilich, er kommt heut Abend wieder," antwortete der Wirth.

„Er wird schlechtes Fahren haben bei den jetzigen Wegen, und Mondschein ist auch nicht," meinte Caspar.

„Er fährt nicht, er kommt zu Pferd," berichtigte der Wirth. „Mit dem Wagen ginge es zu langsam. Er muß nur jetzt fahren, weil er das viele Silber im Wagen hat. Zurück, mit den Banknoten in der Brieftasche, setzt er sich zu Pferde; das Reitpferd war vorn an die Wagenpferde angehangen, auf der andern Seite; Ihr habt's nur nicht sehen können von hier!"

„Ja, da kann er noch bei rechter Zeit nach Haus sein," gab Steffen zu.

„Besonders, da er gewiß den Richtweg reitet; das spart eine Stunde," sagte Caspar.

„Welchen Richtweg?" fragte Steffen.

„Nun, den durch die neu ausgehauenen Waldgestelle; kennst Du den nicht?"

„Ich komme seit Jahr und Tag nie nach der Gegend der Oberförsterei herunter, das kannst Du Dir wohl denken," sagte Steffen; „sind neue Wege gehauen?"

„Ei wohl, seit vorigem Jahr; vom Teich bei der Vogelwiese ab muß er links abreiten, am ersten Gleichen hart rechts vorbei, auf die Sägemühle zu, und dann, im Eichbusch dahinter,

fängt das Geſtell an. Das läuft gerad durch, an dem Bruch vorüber, bis zum Spitzberg, und von dort durch den Fichtenwald, bis wieder an die große Straße. Da ſpart er eine volle Stunde!"

„So! Den Weg kannte ich gar nicht!"

„Zum Reiten geht's da, zu Wagen iſt's gar nicht zu paſſiren," ſetzte der Wirth hinzu; „es iſt nicht einmal ein ordentlicher Fußſteg; bloß für die Jäger. Sumpf, Wurzeln, Farrenkraut bis an den Bauch, Felſenſtücke, hohes Gras. Ich bin einmal hindurch gegangen, aber ich mache es nicht wieder. Lieber hier herum, am goldenen Hirſch vorbei."

„Und hinein!" ſpottete Steffen. „Damit Du Deinen Groſchen verdienſt."

„Und Du, damit Du nicht verdurſteſt! Was wollteſt Du anfangen, ohne den goldenen Hirſch!"

„Du haſt Recht, Hänſel, — ich liebe die große Landſtraße und die Wirthshäuſer daran; die Buſchklepperſteige taugen nichts für mich. — Bei Buſchklepper! Potz alle Welt! Wenn das ſo ein Gaudieb wüßte, wie der, der den Armberger todtgeſchlagen hat, daß der Oberförſter mit fünfhundert Kronthalern da muthmaßlich| zur Nachtzeit durchreitet!"

„Ja! Das wäre ein guter Fang," meinte auch der Wirth. „Wenn die Spitzbuben Alles wüßten!"

„Drum heißt's überall das Maul halten," ſagte Caspar Schwarz; „wenn ich der Oberförſter wäre, und wüßte, daß mein Kutſcher das Eurem Hausknecht erzählt hat, ich ließe ihn ein Gericht mit dem Peitſchenſtiel koſten, wovon er ſatt werden ſollte!"

„Ach was! Mein Jürgen wird nicht auf ihn lauern!"

„Wenn auch! Es könnte ihn doch in Verſuchung führen!" meinte Caspar Schwarz. „Siehſt Du, Hänſel, ich habe ſo viel ſolcher Criminalgeſchichten im Kopf! Das Ding mit der Verſuchung iſt eine eigene Sache. Es macht, daß Leute zu

Verbrechern geworden ſind, die ihr Lebtag nicht daran dachten, und fünfzig Jahr in ehrlicher Haut geſteckt hatten. Da könnte ich Euch halbe Tage lang erzählen!"

„Erzähl' doch, Caspar!" rief Steffen begierig. „Hänſel, noch zwei, verſtehſt Du! Auf meine Kreide!"

Hänſel ſprang eilig nach den beiden Gläschen, um ſobald als möglich wieder beim Tiſch zu ſein, und von der Erzählung nichts zu verlieren. Steffen lehnte ſchon mit beiden Armen übereinandergeſchlagen auf dem Tiſch, und ſtarrte Caspar groß an.

„Es war einmal ein Hirt," hub dieſer an, „in einem Dorf bei Bremen, glaube ich, dicht an der Lüneburger Haide.*) Der hütete Jahr aus Jahr ein die Schaafe auf der dürren Haide, wo ſie das bischen Gras zwiſchen dem Haidekraut rupften. Da war ringsum kein Baum, kein Strauch, kein Hügel, kein Haus, und der Himmel grau, grau — von einem Ende bis zum andern. Da wurde ihm Zeit und Weile lang. Der Hund hielt die Schaafe in Ordnung, und der Hirt lag auf dem Rücken und ſchnarchte, und wenn's ihm zu langweilig wurde, legte er ſich zur Abwechſelung auf den Bauch."

„Das wird ſo ein Kerl geweſen ſein, wie der da, ſo ein ſchläfriger Mops," ſagte Hänſel, der mit dem Branntwein herzugetreten war, leiſe, und deutete auf den Hauſirer hinter ſich, der ſchon ſeit einer ganzen Zeit mit dem Kopf auf dem Tiſch lag und eingeſchlafen war.

„Gott ſei bei uns!" rief der ſchwarze Caspar, „wenn das ſo ein Kerl wäre, und ſich hier niederließe!"

„Wie ſo?" fragte Steffen.

„Hört nur weiter! Der Hirt alſo lag und ſchlief und ſchnarchte und gähnte und reckte ſich den ganzen Tag. — Nur eine Pfeife Tabak rauchte er zu Zeiten. Da hatte ihm ein

*) Nach einem wirklichen Criminalfall.

Bauer letzthin ein Päckchen Tabak aus Bremen mitgebracht; davon ſtopfte er ſich ſeinen Thonſtummel, und blies den grauen Rauch in den grauen Himmel hinein. Endlich war der Tabak verbraucht; er hatte ſich die letzte Pfeife geſtopft. Wie er das Papier, worin er gewickelt war, — es war ein Stück Zeitung — ſo in der Hand hielt, dachte er: Willſt doch einmal ſehen, ob du noch ein Bischen leſen kannſt. Der Schulmeiſter hat dir doch ſo manchen rothen und blauen Strich über den Rückgrat gemacht; es wäre ſchade, wenn Alles umſonſt geweſen wäre. So fängt er an zu buchſtabiren. Und ſiehe da, es geht! Das vertreibt ihm die lange Weile. Er lieſt endlich das ganze Zeitungsblatt durch."

„Na, und was iſt denn dabei für eine Verſuchung," fragte Steffen.

„Hör' doch zu Ende! Du dicke Ungeduld! — In der Zeitung ſteht auch eine Criminalgeſchichte, von einem Kerl, der Menſchen todtgeſchlagen und das Fleiſch gefreſſen hat."

„Na, Gott ſei bei uns," rief Steffen aus. „Habt Ihr denn nichts als Geſchichten, um Eſſen und Trinken auf ewig zu verleiden! Erſt Fröſche und dann Menſchenfleiſch!"

„So dachte der Hirt Anfangs auch. Er ſpie aus, vor Ekel. Aber er las die Geſchichte immer wieder, und daß der Menſchenfreſſer vor Gericht ausgeſagt hatte, das Fleiſch habe delikat geſchmeckt! Und je jünger, je beſſer! Weil aber die Zeitung mitten durchgeriſſen war, ſo hörte die Geſchichte juſt da auf, und von der Beſtrafung ſtand nichts darin, daß der Kerl mit glühenden Zangen gezwickt und gerädert worden war. Sonſt hätte der Schaafhirt wohl andere Gedanken gekriegt! Aber wenn er ſo rechten Hunger hatte, und immer wieder las, das Fleiſch ſchmeckte ſo zart und delikat, wie junge Rebhühner, . . . ſo denkt er endlich: Koſten möchteſt du doch einmal."

„Pfui Satanas! Menſchenfleiſch freſſen!" rief Steffen

„Genug, der Appetit kommt ihm an, und je mehr er lieſt, je toller wird es damit. Er wird Euch ganz verrückt auf das Menſchenfleiſch. Und wie er einmal Abends heim getrieben hat, und in ſeine Hütte geht, die ganz abſeit am Ende des Dorfes ſtand, wo ringsum Niemand wohnte, ſo erſieht er ſich's, als ein kleines Mädchen vorbeigeht, und winkt ihr, ſie ſolle herein kommen. Und wie ſie in der Hausthür iſt, ſchlägt er ihr mit der Axt auf den Kopf ..."

„Gott ſteh uns in Gnaden bei," rief Steffen.

„Na, das war die erſte. Er ſchlachtete ſie ab, wie ein Lamm, kochte und bratete das Fleiſch, und es ſchmeckte delikat. Nun war er in den Appetit gekommen. Was in der Dämmerung an ſeiner Hütte vorbei kam, das wurde gelockt, und er verzehrte dreizehn Menſchen, bis es heraus kam!"

„Aber wie kam es denn heraus?" fragte Steffen neugierig.

„Ja, das war eine ſeltſame Geſchichte! Ein Unrecht bringt das andere an's Licht. Die reiche Schulzentochter hatte eine Liebſchaft mit dem armen Schulmeiſter, und der Vater war dagegen. Da trafen ſich die zwei Liebſten immer auf dem Felde im Zwielicht, und dann gingen ſie einzeln zu Hauſe. Eines Abends geht das Mädchen denn voraus, und der Liebhaber will ein halbes Stündchen ſpäter in's Dorf kommen. Aber er iſt ſo verliebt, daß er immer leiſe auf ein paar hundert Schritte hinter ſeinem Mädchen her ſchleicht. Da ſieht er, daß ſie mit dem Hirten ſpricht, ein Stückchen mit ihm geht. Es wird dunkel, er verliert ſie aus den Augen. Spät Abends ſpricht er noch ſo ſcheinbar beim Schulzen an, um nach etwas zu fragen, eigentlich aber um ſeine Liebſte noch einmal zu ſehen; da findet er das ganze Haus in Angſt und Sorge, weil die Tochter noch immer nicht heimgekommen iſt. Jetzt ſchießt's ihm auf! Seit Jahr und Tag hatten ſich immer in der Nähe des Dorfs Menſchen verloren: reiſende Handwerker, Bettler, Kinder, Mädchen; bis in die nächſten Dörfer

hatte man ſie noch geſehen, dann war ihre Spur verſchwunden. Er weiß zwar noch nicht, was er denken ſoll, aber er denkt doch allerlei Arges, und fährt gleich mit dem Wort heraus: der Hirt muß von ihr wiſſen! Mit dem hab' ich ſie, als es dunkel wurde, dicht am Dorf gehen ſehen! Sie laufen hin; ſein Haus iſt verſchloſſen; ſie klopfen an, es antwortet Niemand und Niemand will aufthun; aber der Schulzenſohn hat gleich beim Ankommen Licht durch eine Ritze in dem Laden geſehen, und das iſt jetzt verſchwunden. Es muß alſo Jemand im Hauſe ſein! Sie ſuchen von hinten in das Gehöft zu kommen. Da ſehen ſie im Finſtern etwas über den Zaun klettern. Halt Werda! rufen ſie."

Caspar ſchrie das ſo laut, daß plötzlich der Hauſirer, der ſchlafend mit dem Kopf auf dem Tiſch gelegen hatte, auffuhr, und rief: „He — was giebt's denn?"

Steffen und der Wirth, die der gräulichen Geſchichte mit offenem Munde und ſtarrenden Augen zugehört hatten, fuhren vor Schreck ordentlich zuſammen. Der Fremde war ihnen ganz außer Acht gekommen.

„Schwarzer Caspar!" brummte Steffen halb ärgerlich, halb lachend, „was erzählſt Du auch ſo, als ob wir ſelber hier den Spitzbuben greifen ſollten!"

„Aber was war's mit dem Kerl, der über'n Zaun kletterte?" fragte der Wirth neugierig.

„Was wird's geweſen ſein! Es war der Hirte, der entwiſchen wollte! Denn als er ſo viele Leute vor ſeinem immer zugeſchloſſenen Hauſe hörte und die Stimme des Schulzen erkannte, mußte er wohl Verrath merken! Er dachte, hier iſt's aus mit mir, — nun in die weite Welt bei Nacht und Nebel, auf Gerathewohl! Aber er wurde gegriffen, ſie drangen in's Haus, und da fanden ſie denn das friſch abgeſchlachtete Mädchen und ganze Tonnen eingeſalzenen Menſchenfleiſches!"

„Pfui Teufel! Caspar! Du lügſt," ſprang hier der

Steffen vom Tisch auf und fuhr zurück; „Du willst mir nur Alles heut verekeln!“

„Nein, so wahr ich hier sitze,“ betheuerte Caspar. „Die Geschichte habe ich gedruckt gelesen, mit allen Umständen, die ich Euch erzählt habe, und noch viele mehr!“

„Das ist ja gräulicher als alle Menschenfresserei in den Mährchen, die meine Großmutter mir erzählte!“ rief Steffen, und schüttelte sich vor innerem Schauder.

„Ist aber doch Wort für Wort wahr!“ beharrte Caspar ruhig. „Der Hirt hat in Reue und Angst Alles eingestanden vor Gericht, wie er in zwei Jahren dreizehn Menschen geschlachtet und verzehrt hat, und was er nicht gleich vertilgen konnte, hat er eingepökelt!“

„Der scheuselige Unflath,“ rief Steffen ganz außer sich.

„Ja, die Begierde hat ihn angefallen wie ein Wahnsinn, und darnach hat er nicht mehr davon lassen können! Ueber fünfzig Jahre war er ein ehrlicher guter Kerl gewesen! So weiß Keiner, zu was er noch einmal kommt!“

„Donnerwetter!“ fluchte Steffen heraus, „so was sollst Du nicht sagen! Das ist gotteslästerlich! Denkst Du, daß wir Menschenfresser werden sollen!“

„Der Hirte hat's auch nicht gedacht!“ beharrte Caspar eigensinnig.

„Was bin ich Euch schuldig, lieber Herr Wirth,“ fragte der Hausirer dazwischen, und zupfte den Hänsel, der dem Gespräch unverwandt zuhorchte, am Aermel; „ich hätte fast die Zeit verschlafen, und will noch bis Gotha!“ setzte er hinzu; „Wie weit ist's denn noch?“

„Vier Stunden gut, wenn Ihr tüchtig marschirt; und Euer Bier kostet achtzehn Pfennig!“ Zugleich streckte er ihm die Hand hin, um sie in Empfang zu nehmen!

„Vier Stunden, — o Jemine,“ seufzte der Hausirer kläglich, „ich dachte zwei Stunden! — Mit der Last geh ich

ſechs Stunden, wenn andere vier rechnen. — Da muß ich ja in Gotha übernachten!"

„Wo bleibt Ihr denn in Gotha!" fragte Hänſel.

„Ich weiß noch nicht! Wo rathet Ihr mir an, — ich bin ganz unbekannt."

„Im Mohren werdet Ihr's gewiß gut haben!"

„Das iſt aber, wie ich gehört habe, ſo ein vornehmes Wirthshaus! Wird mir viel zu theuer ſein!"

„Es iſt auch Platz für Eures Gleichen da. Kleine Leute bringen auch was ein. Das weiß der Wirth. Ihr könnt auch eine Streu haben!"

Während dieſer Unterredung hatte der Hauſirer ſeine Schachteln aufgeſtapelt, und ſie, ſammt den Käſtchen und Töpfchen, über die Schultern gehangen. Er grüßte und ging hinaus.

„Ein wahres Schaafsgeſicht, das," platzte Steffen heraus, als die Thür hinter ihm geſchloſſen war.

„Ein curioſes Geſchäft das, was er macht," ſagte der Wirth, und ſah ihm nach wie er gebückt unter ſeiner Laſt an den Fenſtern vorüber ging.

„Und mühſelig auch, — aber, für ihn mag's paſſen. Denn großes Kopfzerbrechen wird's nicht koſten, und ſo viel Courage, wie der alte Fritz, braucht er auch nicht dazu. Hat der Kerl einen Schreck gehabt, als Du „Wer da?" riefſt; er fiel beinahe unter den Tiſch."

„Und das Herz fiel ihm in die Hoſe," lachte Caspar.

„Ei was! Darüber iſt nicht zu ſpotten!" murrte Steffen; „das Pulver hat der arme Kerl nicht erfunden, aber ſolch ein Aufbrüllen, bei ſolcher höllenverfluchten Geſchichte zumal, kann jedem Menſchen einen Schreck in die Glieder jagen!"

„Ja, das hab' ich an Dir geſehen!" lachte Caspar.

„Es iſt aber auch nichtswürdig und ordentlich gottes-

läſterlich, was Du Alles aus dem Maul ſchüttelſt," rief Steffen ärgerlich. „So etwas zu behaupten, — Alles ſoll möglich ſein! Daß man am Ende gar noch ſelbſt zum Menſchenfreſſer würde!"

„Wer weiß!"

„Halt's Maul, ſag ich Dir, Caspar! Das iſt lauter ungewaſchenes Zeug! Auch daß jedes Verbrechen heraus kommen ſoll! Es laufen ungehängte Spitzbuben genug umher!"

„Das ſieht man!" ſpottete Caspar.

„Ach was! Mir iſt's nicht zum Spaßen! Der Müller Armberger iſt todtgeſchlagen, und kein Menſch wird herauskriegen von wem!"

„Wer weiß! — Wenn's der Herr Criminalrath aus Gotha beim rechten Zipfel anfaßt!"

„Was man beim Zipfel faſſen will, muß erſt einen haben. Wenn aber keine Spur da iſt, und kein Menſch dabei geweſen."

Caspar ſang, ihn unterbrechend:

Es iſt nichts ſo fein geſponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

„Das iſt alter Weiber Singſang!"

„Höre, Steffen," redete Caspar ihn plötzlich ſehr ernſt an, und ſah ihm ſcharf in's Geſicht: „Du verwahrſt Dich ſo dagegen, daß alle Verbrechen entdeckt werden, und daß jeder dazu kommen kann. Das Ding iſt mir verdächtig! Ich glaube, Kerl, Du haſt den Müller..."

„Ich den Müller erſchlagen!" rief Steffen, und ſprang eine halbe Elle in die Höhe. Dann ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch: „Bin ich nicht etwa auch ein Menſchenfreſſer?"

„Wer weiß!"

Drittes Kapitel.

Es war ein ſchöner, ſtiller Sonntagsmorgen. Blau wölbte ſich der Himmel über den Wald, und die Sonne ſchien durch die Wipfel, daß die Bäume wie vergoldet ſchimmerten.

Das Förſterhaus lag rings von der prächtigen Waldung umgeben; nur ein kleiner Platz, mit dem feinſten Raſen bedeckt, war dafür ausgelichtet. Der alte Reichhelm ſtand in der Thür des Hauſes, feſtlich gekleidet, die grüne Staatsuniform an, den Hirſchfänger an der Seite, den Hut mit dem grünen Federbuſch auf. Er ſchaute halb verwundert, halb ungeduldig hinaus, und murmelte: „Das hat man von einem vornehmen Schwiegerſohn; läßt Stunden lang auf ſich warten. — Ich wollte, es wäre Alles vorbei," ſetzte er nach einigen Augenblicken nachdenklicher Pauſe hinzu, und ſah dabei nicht aus wie ein Vater, der den glücklichſten Tag im Leben ſeiner einzigen Tochter erlebt!

Dieſe befand ſich noch droben in ihrem Giebelſtübchen, das nach der Morgenſeite hinaus lag, und von dem ſie den in dieſer Richtung etwas niedrigeren Wald weit überblicken konnte, ſo daß ſie den Dorfkirchthurm darüber hervorragen ſah. Dort ſollte ſie getraut werden. Die Mädchen des Dorfs erwarteten ſie bei dem Pfarrer Erich, deſſen Pfarrhaus mit der Kirche auf einer Anhöhe dicht neben derſelben ſtand, ſo daß auch die Giebelſpitze des Dachs gleichfalls über den Bäumen ſichtbar war. Schon ſeit einer halben Stunde trug die leichte Morgenluft die hellen Glockentöne zu Röschens Ohr hinüber, welche die Dorfbewohner zu ihrer Hochzeitfeier luden. — Sie war gekleidet wie eine Braut, allein ſie ſah nicht aus wie eine. Das weiße ſeidene Kleid, das ihr der Oberförſter geſchenkt, und das ſie faſt beſchämt trug,

weil es ſie über ihren Stand dünkte, der Myrthenkranz im reichen blonden Haar, der Strauß an der Bruſt und der Schleier, — das Alles war bräutlich! Aber die bleichen Wangen des ſonſt ſo roſigen Mädchens, die verweinten Augen, die ſonſt heller gelacht hatten als der blaue Himmel draußen, das war nicht bräutlich! Wohl läßt es gar ſchön, wenn eine Braut am Hochzeitstage fromm iſt, und in ihrem Kämmerlein ſtill kniet und betet. Aber es muß ein warmes Dankgebet ſein, für das Glück, das der Himmel ihrem Herzen bereitet; ein Gelübde zugleich, daß ſie mit treuer Liebe, Gehorſam, Sitte und Pflicht den Weg an der Seite des Mannes wandeln wolle, der ihres Lebens Schutz iſt, und dem ſie dafür ſeine oft ſo mühſelige Bahn zu verſüßen die heilige Sorge übernommen hat! Sie mag auch wohl Gott bitten um die Stärke und Weisheit, deren ſie bedarf zur Uebung der eigenen ſchweren Anſtrengungen, die der Ehefrau, die der Mutter obliegen. Sie mag bitten um die Stärke der Liebe, die ſich erweiſet in Geduld, Sanftmuth, Fügſamkeit, ſelbſt bei rauher Heftigkeit des Mannes. Um die Weisheit des Herzens, die ſich bewährt in der Treue und Folgſamkeit gegen die kleinen Pflichten, die täglich, ſtündlich erfüllt werden müſſen, wenn das Glück nicht durch tägliche Tropfen der Bitterkeit unterhöhlt werden ſoll, wie endlich der härteſte Stein; die Pflichten der Ordnung, Achtſamkeit und Zierlichkeit; die der freundlichen Anmuth in jeglichem Thun, und gegen Jeglichen, Kinder und Geſinde, Freunde und Fremde, und vor allem gegen den Mann! Das Alles mag eine Braut wohl erbitten, innig und von Herzen, auch mit Thränen! — Aber nicht ſolche Gebete ſollen ſich aus ihrer ſtummen Bruſt zum Himmel ringen, wie Röschen aufwärts ſandte; nicht ſolche Thränen ſoll ſie vergießen, wie über ihre erblaßten Wangen floſſen! Es war das Gebet, es waren die Thränen der Herzensangſt. „O Vater im Himmel, laß mich den ſchweren Kampf beſtehen!

Univ. Bibl. München

Laß mich meinen Schmerz überwinden! Laß mich die rauhe Bahn der Pflichten gehorsam und getreulich wandeln, auf die Deine dunklen Wege mich geführt!" Auch oft ausschauen mag die Braut nach dem Bräutigam; aber auch nicht wie Röschen, die oft hinausblickte, und nicht wußte, solle es sie mit Sorge oder mit Kränkung erfüllen, daß er so säumig war. Bald lehnte sie im Fenster, und blickte zur Rechten hinaus, wo der Weg von der Oberförsterei herkam, ob sie den Wagen nicht sehe, in dem der Bräutigam sie abholen und zum Pfarrhause führen solle, wo die Brautjungfern ihrer schon lange harren mußten; bald wandte sie sich wieder zu ihrem Betpult und lag auf den Knien, faltete die Hände und weinte.

Ein Name hauchte sich öfters leise über ihre Lippen: „Wilhelm!"

Die Thür öffnete sich. Der Vater trat ein. „Er ist noch immer nicht da," sagte er finster; „allein nun muß er doch gleich kommen. Röse, nimm Dich zusammen! Was hast Du für verweinte Augen! Denke, was Du mir versprochen hast!"

„Ach Vater, das Herz will mir brechen," rief sie schluchzend und sank an seine Brust.

Freudig schlug Reichhelms Herz auch nicht. Aber er drückte sein väterliches Gefühl mit Gewalt zurück, und sagte: „Es ist ja doch nun einmal so weit! Was hilft jetzt das Klagen und Weinen. Es kann Dir nur Schaden bringen. Wenn er sieht, daß Du ihn so ungern nimmst, wird er Dir grollen, und kann Dich hart behandeln. Also, trockne die Thränen, Röse, er muß ja gleich hier sein."

„Ach Vater, Ihr habt leicht reden! Aber ich! Alle die langen Jahre der Trauer liegen vor mir. Wo soll ich den Muth hernehmen! Macht Euch das Geld und das Vornehmsein denn so sehr glücklich, daß Ihr uns beide so un-

glücklich deßhalb machen wollt? Wenn ich an Wilhelm denke, so ſchlägt mir auch das Gewiſſen — ich bin ihm treulos! Und wenn man kein gutes Gewiſſen hat, wo ſoll man da Kraft finden!"

„Röſe," fuhr bei dieſem Wort der Alte heftig auf, doch mehr verzweiflungsvoll als zürnend: „willſt Du daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jage!"

„Vater!" ſchrie Röschen entſetzt auf.

„Und anders könnte es nicht kommen, wenn Du nicht den Oberförſter heiratheſt!" ſagte er mit furchtbar rollenden Augen. „Du fragſt, ob mich das Geld denn ſo ſehr glücklich macht, ... Röſe, nicht glücklich, unglücklich, unglückſelig macht es mich!" Er preßte die geballten Fäuſte an die Stirn und ſchluchzte laut.

„Um Gotteswillen, Vater, was habt Ihr!" rief die Tochter bebend.

„Es muß heraus! Es drückt mir das Herz ab! Ach Röſe! Kannſt Du denken, ich hätte Dich verkauft um Gewinnſucht? Ach" .... er ſtockte, es kämpfte in ihm, er wollte etwas ſagen, und vermochte es nicht. „Ja, ich will Dir Alles ſagen," hub er endlich wieder an, „dann wird mein Herz leichter werden! Du ſprachſt vom Gewiſſen! Röſe, Röschen! Deines alten Vaters Gewiſſen iſt nicht rein! Es laſtet auf ihm wie ein Felſen! Höre denn! Der Böſe hat mich verblendet! Auf der Kirmeß habe ich geſpielt, — erſt getrunken, und dann geſpielt — und Alles verloren! Und da ich's dachte wieder zu gewinnen, borgte ich und verlor wieder, und endlich .... ach, laß mich meine Schande nicht ausſprechen!"

Röschen hing in den Armen des Vaters, der ſie heftig an ſich preßte. „Die fehlenden Gelder in der Holzkaſſe hat der Oberförſter gedeckt," fuhr er fort, „er bezahlt auch meine Schulden. Heut noch bringt er mir das Geld, ſonſt ſchleppen ſie mich morgen in den Schuldthurm ...."

Röschen ſank faſt in die Knie, nur die feſt um den Hals des alten Vaters geſchlungenen Arme hielten ſie noch. „Ich will Alles, Alles für Euch thun, Vater,“ rief ſie, ... „und Wilhelm wird mir vergeben! — Ich will auch heiter werden ....“

„Und nun kommt er nicht,“ unterbrach ſie der Vater, „und mir ſteigt die Angſt auf, es iſt ihm wieder leid geworden, und Schande und Elend kommt über mich und Dich!“

„Er wird kommen, er wird gewiß kommen, Vater,“ tröſtete ihn Röschen, „er hat es ja noch geſtern beim Abſchied zu uns geſagt. — Um ſieben Uhr früh bin ich vor Deiner Thür! Das waren ſeine letzten Worte.“

„Es iſt aber bald acht Uhr und ſie läuten drüben im Dorf ſchon zum zweiten Male,“ antwortete der Vater. „Wenn wir nicht bald hinüber kommen in's Pfarrhaus, muß der Gottesdienſt angehen, und die Trauung kann nicht vorher mehr ſtattfinden.“

„Weißt Du was, Vater, wir wollen immer zuſammen hinunter gehen. Wenn der Oberförſter — wenn mein Bräutigam,“ verbeſſerte ſie ſich, „indeſſen kommt, mich abzuholen, ſo ſagt ihm Chriſtine, daß wir ſchon fort ſind, weil wir dem Pfarrer Beſcheid ſagen wollten wegen der Verſpätung. — Holt er uns ein mit dem Wagen, ſo iſt es gut. Wo nicht, ſo wiſſen doch auch der Pfarrer und die Mädchen drunten, daß wir nicht Schuld ſind an dem Verzögern!“

Der alte Förſter ſtand unſchlüſſig.

„Ja, laß uns gehen, lieber Vater,“ drängte Röschen. „Die Morgenluft wird mich erfriſchen; im Gehen trocknen die Thränen leichter, und ich werde friſcher und heiterer ſein nach dem Gang! — Habe nur keine Angſt und keinen Gram mehr, liebſter Vater,“ bat Röschen mit herzlichem Ton.

Sie gingen.

Es war ein kurzes Stündchen bis zum Pfarrhauſe und

Dorf hinunter. Ein ſchattiger Waldpfad, auf weichem Raſen. Die Vögel ſangen, die Sonne ſchien, die Bäume rauſchten flüſternd, ein mildes Lüftchen mit Balſamdüften des Waldes umhauchte die Wandelnden. Rings umher in der Natur Alles ſo entzückend, ſo ſelig friedlich; Gottes ſchöne Erde kümmert ſich nicht um den Schmerz der Menſchen, die auf ihr wohnen! Sie grünt und blüht, und Himmel und Sonne lächeln, ob auch Alles in Kummer und Thränen verginge!

Röschen raffte ihre ganze Kraft zuſammen; ſie ging ſtill an der Seite des Vaters, allein ihr Herz wurde muthiger. Wußte ſie doch jetzt, daß ſie ein edles Opfer brachte für ihren alten Vater. Er hatte ſich ſchwer verirrt; aber die Tochter wollte nicht richten, ſie wollte nur retten!

„Haſt Du Wilhelm geſtern noch geſprochen?“ fragte, nachdem ſie ein Weilchen ſtumm nebeneinander hingegangen waren, der Förſter.

„Ja, Vater, geſtern Abend,“ erwiederte Röschen erröthend, „als es dämmerte. Er hat mir Lebewohl geſagt, — auf ewig!“

„Auf ewig!“

„Ja; er hat dem Oberförſter den Dienſt gekündigt. „„Ich kann's nicht aushalten dort zu bleiben,““ ſagte er. — „Ich konnte mir das wohl denken!“ fügte ſie leiſe hinzu.

„Und was will er anfangen?“ fragte der Förſter.

„In die weite Welt gehen; Soldat werden,“ ſchluchzte ſie.

„Soldat!“ wiederholte Reichhelm. „Und geſtern Abend hat er Abſchied von Dir genommen? — Mir war, als hätte ich ihn heut früh, vor Tagesanbruch, um das Haus ſtreifen ſehen. Es ließ mir keine Ruhe in der Nacht. Ich ſah eine dunkle Geſtalt mit einem Gewehr an den Büſchen Deiner Fenſter gegenüber hinſchleichen.“

„Er mag es geweſen ſein,“ antwortete Röschen ſchlichtern; „aber ich weiß von nichts, Vater; gewiß nicht!“

„Ich glaube Dir's, Kind;“ antwortete er. „Ich dachte ſelbſt erſt, es ſei ein Wilddieb, und wollte mein Gewehr nehmen . . . .“

„Ach!“ rief Röschen dazwiſchen, erſchreckt vor dem Gedanken, daß der Vater auf Wilhelm hätte ſchießen können.

„Sei ruhig, Röſe, es iſt nichts geſchehen; ich dachte . . . . ein Wilddieb! . . . . Mag der arme Teufel einen Haſen oder meinethalben ein Reh ſchießen, — es giebt ſchlimmere Leute . . .“

Er ſchwieg; Röschen ſenkte das Haupt; ſie gingen ſtumm zuſammen weiter.

Jetzt tönte das Läuten abermals und ihnen ganz nahe und hell in's Ohr. Sie waren gleich aus dem Walde, und hatten dann nur noch ein Stückchen zwiſchen den Feldern zu gehen, und die kleine Anhöhe hinan, auf der Kirche und Pfarrhaus lagen.

„Da wird er kommen,“ rief der Förſter und ſah ſich nach dem Walde um, weil er Pferde zu hören vermeinte. Es war aber ein Reiter, der aus dem Buſch hervorſprengte; einen Wagen ſah man nicht. „Das iſt ja der Chriſtoph, der Kutſcher,“ rief Reichhelm verwundert, „er kommt zu Pferde. Es muß etwas vorgefallen ſein!“

Seine Sorge, daß irgend ein Unfall die Hochzeit ſtören, und er doch noch ſeinem Schickſal anheim fallen werde, wuchs in dieſem Augenblick mächtig; es laſtete wie ein Stein auf ſeinem Herzen.

„Mein Jeſus! Wie ſieht der Chriſtoph aus,“ ſprach Röschen ängſtlich zu ihrem Vater, als er näher herankam, „ſo bleich wie der Tod, und das Haar fliegt ihm ſo wild um den Kopf!“

„Vom raſchen Reiten,“ meinte der Förſter; doch ein Schauer überrieſelte ihn.

Jetzt war der Reiter dicht heran, hielt das Pferd an, kam im Schritt näher. „Was bringſt Du uns, Chriſtoph,“

rief ihm Reichhelm entgegen; „ist etwas vorgefallen? Wir haben bis auf den letzten Augenblick auf den Herrn Oberförster gewartet!"

„Ihr würdet bis an den jüngsten Tag vergeblich warten," antwortete der Kutscher, tief Athem schöpfend, „der Herr ist ermordet!"

„Jesus Maria!" rief Röschen aus, und sank in die Knie. Der Vater fing sie auf, stand aber wie verstarrt, nur daß er an allen Gliedern zitterte. Er konnte zu der Frage nach dem „Wie" kein Wort über die Zunge bringen.

Christoph, wie er roh mit der Nachricht herausgebrochen war, nach Art gemeiner Naturen in einer Art von Stolz, daß er so Unerhörtes mittheile, ließ auch mit dem Bericht nicht auf sich warten. „Auf dem Richtwege, mitten im Fichtenwalde, drunten am Spitzberg hat ihn Raubgesindel angefallen, aber er muß noch gelebt haben, denn sie haben ihm auch noch den Hirnschädel eingeschlagen. — Da er in der Nacht nicht zu Haus kam, — sie erwarteten ihn schon um eilf Uhr, dachten sie erst, er würde mit mir kommen, heut früh um fünf Uhr, denn ich bin vor drei Uhr aus Gotha weggefahren. Da ich ihn aber auch nicht brachte, wurde uns Allen bange. Wir machten uns auf, ich sattelte mir den Rappen und ritt den Richtweg, weil ich wußte, daß der Herr ihn nehmen wollte; der Hausknecht Jakob und mein Stallbursch gingen rechts und links die Fußsteige. Eine Stunde war ich geritten, da traf ich die Leiche im Blute. Der Fritz hat das Pferd aufgefangen."

Reichhelm hörte die Erzählung halb in dumpfer Betäubung; jedes Wort traf ihn wie ein Keulenschlag. Es war ihm, als müsse ihm Kopf und Brust springen.

„Und wer .... habt Ihr keine Spur gefunden, ... vermuthet man denn ...." fragte er im verworrenen Herausstoßen der halb abgebrochenen Phrasen.

„Wer? Ja wer!“ antwortete Chriſtoph. „Spuren haben wir noch nicht .... aber was man vermuthet ....“

„Nun? Und was?“ fragte Reichhelm und ſein Herz ſchlug noch ſtärker, und ſein bleiches Antlitz wurde fahl grau. „Ich will mir nichts um den Hals reden ... man vermuthet genug, aber ich ſage nichts, ich weiß von nichts. — Der Wilhelm iſt ſeit geſtern ....“

„Schweig! Um Jeſu Gnaden willen,“ — rief der Förſter mit unterdrückter Stimme, todeserſchreckt, ... „Du brächteſt mein Kind um!“

Er fühlte, daß Röschen, zum Bewußtſein zurückkehrend, ſich in ſeinen Armen bewegte. Eine grauenvolle Ahnung durchſchauerte ihn. — Wenn Wilhelm in der Verzweiflung, ... er hatte Abſchied von Röschen genommen, — war auf immer fort!

„Vater,“ traf jetzt die bebende Stimme ſeines Kindes das Ohr des Unglücklichen! Er war dem Wahnſinn nahe!

Mühſam raffte er endlich ſeine Beſonnenheit ſo weit zuſammen, daß er Chriſtoph bat, vollends nach dem Pfarrhauſe zu reiten, das Unglück dort zu melden, und Hülfe für Röschen, die zu kraftlos war, weiter zu gehen, herbei zu holen. Chriſtoph ritt davon. Reichhelm ließ Röschen auf dem Raſen am Fuß eines Hollunderbuſches nieder, ſetzte ſich zu ihr, und nahm ihr Haupt in ſeinen Schooß. Die Ohnmacht kehrte ihr zurück; ſie blieb bewußtlos, tief athmend in den Armen des Vaters. Dieſer ſtarrte ſein bleiches Kind mit unverwandten Augen an, und indem ihm die Thränen herabfloſſen, murmelte er nur, ganz leiſe flehend: „Gott im Himmel! Strafe mich nicht zu ſchrecklich! Laß ſie nicht ſterben! O guter Gott, ich hätte ſie ja gemordet!“

In ſeine Angſt und ſeine Schmerzen tönte das friedliche Geläut der Dorfkirchenglocken fortdauernt hinein. Plötzlich verſtummte es. — Reichhelm ſchauderte zuſammen. Jetzt

war die Nachricht dorthin gekommen! Nur wenige Minuten dauerte es, da kamen der Pfarrer und die geputzten Dorfmädchen, die Röschen zur Kirche hatten geleiten wollen, und suchten die unglückliche Braut auf der Landstraße auf. Der Pfarrer nahte dem Vater mit sanft tröstendem Zuspruch; die Mädchen richteten Röschen auf. Sie erwachte halb aus ihrer tiefen Ohnmacht, so daß sie, auf beiden Seiten gestützt, sich nach dem Pfarrhause führen ließ. Dort hatten sich alle Dorfbewohner versammelt. Auch Steffen und Caspar Schwarz. Der erste war fast so bleich wie der Förster; Caspar sah so finster aus, wie eine schwarze Wetterwolke.

„Ich denke," murmelte er Steffen zu, da sie beide etwas zurückgezogen standen, „am Ende werden wir beide vor Gericht erscheinen müssen!"

„Wie das, wie so?" fragte dieser bestürzt.

„Hm! Erinnerst Du Dich nicht an gestern? Hast Du vergessen, was der Wilhelm mit dem Oberförster vorhatte? — Er ist fort!"

„Halt Dein Maul!" fuhr ihn Steffen an, „was brauchen wir davon zu wissen. Willst Du einem Menschen den Strick an den Hals reden?"

„Es könnte noch etwas Anderes werden als der Strick ... das Rad!"

„Schweig! Was weißt Du, — *nichts* weißt Du, Du *kannst* nichts wissen, Du *darfst* nichts wissen," eiferte Steffen, der eben so gutmüthige Scheu trug, den Verdacht gegen den unglücklichen Wilhelm zu bestärken, als eigennützige Furcht hegte, sich selbst in den Prozeß hineinzuschwatzen. „Niemand wird uns fragen, und Du wirst doch nicht des Teufels sein und davon schwatzen," fügte er hinzu, da Caspar eine bedenkliche Miene zog.

„Du verstehst nichts von Criminalsachen!" antwortete er. „Der Christoph hat zu des Hänsels Knecht geschwatzt, —

der Hänſel zu uns! Wer weiß wie ſich das herumplaudert! Wir müßten's eigentlich von Rechtswegen anzeigen, was wir gewußt und gehört haben."

„Ich glaube, Dich reitet der Teufel! Du biſt verrückt," rief Steffen und glühte vor Eifer. „Der Oberförſter iſt todt, und mag ihn erſchlagen haben, wer will, ich weiß von nichts!"

Caspar ſchwieg. „Siehſt Du aber jetzt," hub er nach einigen Augenblicken ebenſo an, „wie einer hineinkommen kann in's Netz des Teufels? Der Wilhelm war gewiß ein redlicher Kerl, der ſein Tage nicht an Mord und Todſchlag gedacht hat, und dem es keiner gewahrſagt hätte, daß er noch zu Galgen und Rad kommen könnte!"

„Ich wollte, Du kämeſt ſelbſt dazu, wenn Du nicht Dein Läſtermaul halten kannſt! Weißt Du denn ſo gewiß, daß es der arme Hagen geweſen iſt?"

„Hm!" ſummte Caspar und ſchüttelte den Kopf, „man müßte wenig erlebt und gehört haben von Mord und Räubergeſchichten, wenn man ſich hier irren ſollte! — Ich ſage Dir aber nur, wie man zu etwas kommen kann! Hätte der Chriſtoph nicht geplaudert, — es iſt beinahe wie bei dem Hirten, wovon ich erzählte!"

„Erinnere mich nicht an die Schaudergeſchichte, mir wird übel!"

„Erinnere Dich nur erſt recht daran, es kann Dir zur Warnung und Vorſicht dienen, wenn ...."

„Was! Du bleibſt am Ende dabei, ich könnte ſelbſt ein Menſchenfreſſer werden?"

„Wer weiß! Es iſt Mancher geworden, was er nicht gedacht hat."

„Du ..... mit Deinem verfluchten „Wer weiß!" Ich wollte ...." fing Steffen eben an, Caspar zu antworten, als eine Stimme ihn anredete: „Lebrecht Steffen, Euch und

Caspar Schwarz muß ich auch befragen." — Es war der Dorfschulze. Steffen zuckte zusammen, als habe ihn eine Schlange gebissen. „Mich?" fragte er.

Während sich Caspar und Steffen nämlich so eifrig unterhielten, hatte der Schulze sich in der Pfarrstube von Christoph Alles erzählen lassen, was dieser wußte. Es sollte nun mit Hülfe des Pfarrers, da dem Schulzen die Sache allzuschwer von der Hand ging, ein Protokoll aufgenommen und nach Gotha geschickt werden. Christoph hatte erwähnt, daß er gestern am Gasthof zum goldenen Hirsch gehalten, wo in Steffens und Caspar Schwarzens Gegenwart ein Wortwechsel zwischen dem Oberförster und Wilhelm stattgefunden habe, wovon der erstere unterweges zum Kutscher gesprochen. Die Aussage der beiden Zeugen wurde mithin wichtig.

„Siehst Du, daß ich's verstehe," sagte Caspar leise nach des Schulzens Anrede.

So sehr sich Steffen innerlich sträubte, es blieb ihm keine Wahl, er mußte in die Pfarrstube kommen, und sich vernehmen lassen.

Es ging verwirrt zu im Pfarrhause. Während in der Arbeitsstube des Pfarrers das Verhör stattfand, und das Protokoll angefertigt wurde, lag drüben Röschen wie von einem Fieber geschüttelt auf dem Bett der Pfarrerin, und diese pflegte sie. Von den Mädchen, die die Brautführerinnen sein sollten, leisteten einige der Predigerfrau Hülfe; die andern standen traurig beisammen. Eine nach der andern schlich endlich fort; denn mit der Hochzeit war es freilich vorbei. — Förster Reichhelm saß neben seiner Tochter am Bett, und sagte kein Wort, aber er dachte: „Ach, wenn sie stürbe und ich mit!" — Die Bauern standen noch eine Weile in der Hausflur und draußen vor der Thür in Gruppen zusammen, und Jeder gab seine Meinungen und Vermuthungen über die That.

Die Einen glaubten, sie sei aus Rache geschehen, und Wilhelm habe dem Oberförster aufgelauert. Die ihm wohl wollten, meinten indessen, beide könnten wohl zufällig aufeinander getroffen sein, und augenblicklicher Zorn das Unglück angerichtet haben.

„Wir werden ganz berüchtigt werden in unserer Gegend," äußerte Einer, „vor zwei Tagen der Müller Armberger, und jetzt der Oberförster!" — „Huy!" schoß es Einem auf, „wenn die beiden Mordthaten von derselben Hand verübt wären, — wenn der Wilhelm versucht hätte, reich zu werden, um die Heirath des Oberförsters rückgängig zu machen!" — „Albernes Geschwätz," fuhr Caspar Schwarz, der eben aus der Verhörsstube trat, dazwischen, als er diese Muthmaßung hörte, „da müßte ja der Wilhelm verrückt gewesen sein! Es hätte ihn ja gleich in Verdacht gebracht, wenn er plötzlich so viel Geld gehabt hätte!" Die Bauern sperrten dumm den Mund auf, und mußten gestehen, daß Caspar Recht hatte.

„Wenn er aber bloß Rache am Oberförster nehmen wollte, hätte er ihn doch nicht zu berauben brauchen," wandte Einer ein. Caspar stutzte: „Hm!" sagte er: „Aber wer weiß, ob ihn der Teufel nicht nachher verblendete, und wenn er fort wollte, mußte er das Geld haben!"

„Freilich, freilich," murmelten die Andern.

Indessen war das Protokoll fertig geworden, und der Schulze eilte in's Dorf, um sogleich anzuspannen und nach Gotha zum Criminalgericht damit zu fahren.

Der Pfarrer hatte gleichfalls seinen Wagen anspannen lassen, um Röschen nach Haus zu bringen; ihr Vater begleitete sie, von Sorge, Gewissensangst und Herzenskummer fast zermalmt. Er saß neben der Tochter, die in ihrem weißen Brautkleide, matt mit dem Haupte an ihn gelehnt, einer geknickten Lilie glich. Und immer wieder kehrte ihm der düstre Wunsch

zurück: „O, wäre das der Wagen, der uns beide zu einer Gruft führte!“

Das war das Ende eines Hochzeitstages!

Aber es war nicht das Ende des Endes! Es folgte noch manches Bittere nach!

Der Schulze kam zum Criminalgericht. Ein Rath fuhr sogleich nebst etlichen Gerichtsgehülfen mit Courierpferden hinaus an die Stelle, wo die Mordthat geschehen war. Die Leiche war noch dort, von dem Stallbuben Fritz und dem Hausknecht Jakob bewacht. Der Rath untersuchte die Blutspuren, er forschte auf dem Boden nach Fußtritten; aber im hohen Grase und Farrenkraut ließ sich nichts entdecken. Das schärfste Jägerauge erkannte keine Fährte, obwohl zertretenes Gras genug. Das Geld, was, nach sicherer Ermittelung, der Oberförster bei sich getragen hatte, war fort; aber die Brieftasche und die leere Börse waren da; auch die Uhr. Der Thäter war vorsichtig genug gewesen, nichts zu nehmen, was ihn verrathen konnte; das Geld bestand in Bankscheinen, die jeder lösen konnte. Der Schuß war gleich über die Hüfte durch die Weichen, die Kugel auf der andern Seite wieder hinausgegangen. Die Brieftasche war unverletzt davon. Als der Criminalrath sie besichtigte, murmelte er: „Wenn der Schuß durchgegangen wäre, hätten die Bankscheine durchlöchert werden müssen. Das wäre ein Kennzeichen geworden! Muthmaßlich hat also ein sehr geübter Schütze oder ein sehr geübter Verbrecher den Schuß gethan!“

Der Schädel war an zwei Stellen eingeschlagen. Entweder hatte der Getroffene noch so viel Kraft gehabt, um sich zur Wehr zu setzen, und es war ein Kampf entstanden; oder, was wahrscheinlicher blieb, er war vom Pferde gestürzt, hatte aber noch gelebt, und der Mörder ihn durch die Kolbenschläge vollends getödtet. — Der Criminalrath betastete die einge-

drückten Stellen genau. Plötzlich glitt ein Zug des Erstaunens über sein Gesicht; er zupfte und rupfte etwas in dem blutig zusammengeleimten Haar; offenbar hatte er einen Gegenstand gefunden, der ihm wichtig schien. Doch äußerte er nichts; man sah nur, daß er sich abwandte und etwas in seine Brieftasche zu legen schien, eine Flocke des Haares oder etwas dergleichen.

Natürlich wurde auch über diese Untersuchung ein Protokoll aufgenommen in der Oberförsterei, wohin man die Leiche brachte. In Folge des Verdachts, der sich gegen Wilhelm herausstellte, wurde dieser durch die Amtsblätter aufgefordert, sich zur Vernehmung zu stellen, zugleich aber auch mittelst eines beigefügten Signalements seine Person genau beschrieben, und die Gerichte aufgefordert, ihn, als eines schweren Verbrechens verdächtig, wo er sich betreffen lasse, zu verhaften, und nach Gotha zu senden.

Der alte Reichhelm wurde verhaftet, schon am Tage darauf, von seinen Gläubigern. Da er von seinem Gewissen gedrückt, auch seine durch den Oberförster verdeckten Unrechtlichkeiten selbst angab, wurde er seines Dienstes entlassen, indeß von weiterer Bestrafung abgesehen. Er saß nun gänzlich mittellos, gebrochenen Herzens, einsam im Gefängniß, denn Röschen konnte ihm nicht beistehen, da sie am Nervenfieber schwer krank im Hause des Pfarrers lag, der die Unglückliche zu sich genommen.

So vergingen einige Monden. Von Wilhelm war keine Spur aufgefunden; das Verbrechen blieb unenthüllt, aber doch war es unzweifelhaft, daß er es begangen.

Endlich war über Jahr und Tag verstrichen; Wilhelm blieb verschollen. Da warb ein junger Pachter, ein Brudersohn des Pfarrers Erich, um Röschens Hand. Durch Zufall war er gerade an dem Unglückstage zum Besuch bei seinem Oheim, und hatte Röschen in ihrem Schmerz und in ihrer

hingebenden Liebe geſehen. Das Bild des reizenden Mädchens in ihren Thränen war ihm tief in's Herz gedrungen. In ſolcher Jugend verſchönt der Schmerz, und erhöht den Reiz der Liebe. Der junge Mann war von der heftigſten Leidenſchaft ergriffen worden. Allein er war blutarm, und konnte nicht daran denken, zu heirathen; ſeine kleine Verwalterſtelle bei einem Gutsbeſitzer in Meklenburg warf das nicht ab. — Doch das Glück wollte ihr wohl: er hatte einen Gewinnſt im Hamburger Lotto gemacht, damit eine eigene Pachtung übernommen, die Wirthſchaft eingerichtet, ſo daß es gut gehen konnte, und kehrte nun in's Pfarrhaus zurück, wo das arme Röschen Aufnahme gefunden hatte, um um ſie zu freien. Sie kämpfte einen ſchweren Kampf; doch ſie ſah, daß es ein braver redlicher Menſch war, der Pfarrer redete zu, und ſo ſagte ſie ihr Ja. Und ſagte es, wenn nicht mit liebendem, doch mit dankbarem Herzen, denn er verſprach ihr, ihren alten, kranken, verzweifelnden Vater aus dem Schuldgefängniß zu befreien, und hielt Wort. Am Hochzeitstage war Reichhelm auf freiem Fuße, wohnte dem ganz ſtillen Feſte in tiefer Rührung und Reue bei, und zog dann mit der Tochter auf ihr Pachtgütchen, wo ihm der wackere Schwiegerſohn eine Freiſtatt für den Reſt ſeiner Lebenstage angeboten hatte.

Röschen weinte wohl manchesmal im Stillen und dachte an Wilhelm, und wollte nicht glauben, daß er ſo ſchwere That verübt habe, — aber ſein Verſchwinden und ſein Verhalten ſprach ihn offenbar ſchuldig. „Es iſt Dir nun einmal von Gott beſchieden, ſagte ſie ſich im ſtillen Gebet, daß Du das Opfer kindlicher Pflichten werden ſollſt.“ Und ſo fand ſie ſich in ihr Loos, und war ſo glücklich, als Treue, ſanfter Gehorſam und reines Bewußtſein eine Frau machen können.

Das Paar war in der Dorfkirche getraut worden. Die ganze Gemeinde hatte der heiligen Handlung in ernſter, ſtiller Theilnahme beigewohnt. Auch Caspar und Steffen.

Etliche Monate darnach, an einem rauhen regnigten Novemberabend, ſaßen ſie wieder beim Hänſel, und ſchwatzten gemüthlich, während ſie ihr Gläschen tranken. Sie kamen wieder auf das alte Thema — Criminalgeſchichten.

„Es iſt nix mit Deinen Reden!“ rief Steffen, „Du haſt doch Unrecht. Nicht alle Verbrechen kommen an den Tag. Kein Menſch hat erfahren, wer den Müller Armberger umgebracht hat!“

„Es iſt noch nicht aller Tage Abend!“

„Und keiner weiß auch, wer den Oberförſter erſchoſſen hat!“

„Oho!“

„Nun, Du kannſt doch nicht mit Gewißheit ſagen, daß es der Wilhelm geweſen iſt, und kein Menſch kann's ſagen! Er kann ſo unſchuldig ſein wie ich und Du, die wir auch von dem Gelde gewußt, und den Oberförſter doch nicht erſchoſſen haben, und nimmermehr Einen erſchießen werden!“

„Wer weiß!“

„Daß Dich die Peſt!“ — fuhr Steffen auf; „nein, ſolche Reden ſind vertracktes dummes Zeug. Möchteſt unſer einen gar ſelbſt auf's Rad ſchwatzen. Aber ich bleibe dabei, alle Verbrechen kommen nicht an den Tag, und die beiden Mordthaten werden auch nicht mehr herauskommen!“

„Wer weiß!“

Zweite Abtheilung.

Die Enthüllung.

Erstes Kapitel.

Vor einen Gasthof in einer kleinen Stadt im Hannöverschen rollte ein eleganter Reisewagen mit vier Pferden bespannt. Auf die Töne des blasenden Postillons eilten der Wirth und ein Mittelding zwischen Kellner und Hausknecht vor die Hausthür, dem muthmaßlich einsprechenden Fremden entgegen. Zwanzig Köpfe steckten sich aus den Fenstern der umliegenden Häuser; denn eine Extrapost war, obwohl nicht in jenen Zeiten überhaupt eine Seltenheit, doch eine sehr seltene Sache in dem Städtchen; vollends eine vierspännige!

Ein Mann in rüstigen Jahren, dessen ganze Haltung den Soldaten verrieth, wenn auch nicht ein schwarzer, mit grauem Haar stark versetzter Schnurrbart ein besonderes Kennzeichen abgegeben hätte, saß im zurückgeschlagenen Fond des Wagens; ein Diener auf dem Bock neben dem Postillon. Eine runde schwarze Feldmütze ohne Schirm noch Abzeichen bedeckte sein Haupt; die Stirn zeigte eine breite Narbe; das Angesicht war sonnverbrannt, das Auge dunkel und ernst, der Mund weich. Tiefe Falten um das Kinn verriethen äußere und innere Lebenskämpfe, durch die der Reisende angegriffen und gestählt zugleich erschien.

„Kann ich einige Zimmer bei Ihnen haben?“ fragte er den Wirth; „es könnte aber ſein, daß ich mehrere Tage hier bliebe.“

„Mein ganzes Haus ſteht Ew. Gnaden zu Befehl,“ erwiederte der Wirth, „allein für dieſe Nacht würden ſich Ew. Gnaden etwas behelfen müſſen! Denn wir haben einen Ball im Hauſe, zu dem ich außer dem Saal noch alle guten Zimmer eingeräumt habe. Nur nach hinten hinaus könnte ich Ew. Excellenz (er wechſelte in den Titeln, je nachdem ihm der Reiſende vornehm erſchien) noch zwei kleine Zimmer anbieten!“

„Da wird es wohl heut ſehr unruhig im Hauſe hergehen,“ bemerkte der Fremde. „Das iſt das Schlimmſte bei der Sache. Ich liebe die Stille. Indeſſen, auf eine Nacht laſſe ich's ankommen; ich bleibe hier. Wilhelm,“ rief er ſeinem Diener zu, „beſorge das Abpacken!“

Raſch in ſeinen Bewegungen, wie er es in ſeinen Entſchlüſſen zu ſein ſchien, ſetzte er ſchon den Fuß auf den Wagentritt, als er das letzte Wort noch im Munde hatte, und ſchritt dem Hauſe zu. Der Kellner-Hausknecht, das einzige männliche dienende Individuum des Hauſes, nahm ihm den Mantel ab, und ging voran, ihm den Weg nach den Zimmern zu zeigen. Er führte den Gaſt eine ziemliche breite und helle Vorderſtiege hinauf, dann aber in den Seitenflügel durch einen ſchmalen und nicht allzuhohen Corridor, der nach dem Hofe offen war; die letzte Thür dieſer etwas gebrechlichen und unvollkommen bedeckten hölzernen Gallerie, war die zu den Zimmern der Fremden. Die Fenſter des einen gingen nach dem ſchmalen Seitengäßchen hinaus, das mit dem Flügelgebäude des Gaſthauſes parallel lief; die des andern lagen aber nach dem Garten. Ein Blick auf die ganze Localität zeigte, daß es, außer den Zimmern im Vordergebäude, die beſten im Hauſe ſein mußten.

Kaum war der Diener mit dem Gepäck eingetreten, als auch schon der Wirth, nach dem meist sehr lästigen Gebrauch kleinstädtischer Gastwirthe, im Zimmer erschien, angeblich um nach den Befehlen des vornehmen Gastes zu fragen, eigentlich aber für die eigene Neugier die möglichste Ausbeute zu erlangen.

Diesmal aber kehrte sich die Sache um. Der Fremde fragte; aber nicht wie ein müßig Neugieriger, sondern kurz, bestimmt, wie ein Feldherr, der sich zu orientiren hat, wie ein Fürst, der von seinem Untergebenen Auskunft verlangt. So hoch er sich dabei über die Vertraulichkeit mit dem Wirth, Herrn Schwalbe, stellte, so mußte dieser doch mit allen seinen Kenntnissen über die Amtsverhältnisse, Ein- und Umwohner, nahe liegenden Landgüter, ansäßigen Familien u. s. w. herausrücken. Schwalbe war über diese Ausforschung, so abhängig er dabei von dem Fremden war, dem man beinahe unwillkührlich gehorchen mußte, doch keinesweges ungehalten. Denn diese Aufgabe befriedigte den Kitzel seiner Eitelkeit in eben dem Maaße, als die andere, den Fremden auszuforschen, seine Neugier befriedigt hätte. Er verließ nach einer Viertelstunde den Gast unter den tiefsten Verbeugungen, und konnte sich das Zeugniß geben, daß auf vier Meilen in der Runde kein Rittergut liege, dessen Besitzer er diesem nicht genannt habe, und in der Stadt keine ballfähige Familie — er rechnete nach dem heutigen Ball — wohne, von der der Reisende nicht gleichfalls Namen, Stand und Beschäftigung erfahren habe, mit einer möglichst reichlichen Zugabe an biographischen und familienhistorischen Notizen. — So ging Elias Schwalbe, seinen eigenen Namen hatte er dem Gast auch nicht verheimlicht, sehr selbstzufrieden die Stiege im Vorderhause hinab. Nur, wie nichts im Leben vollkommen ist, einen kleinen Stachel der Unzufriedenheit trug er im Herzen mit hinab. Der Fremde hatte sich wahrhaft undank-

bar gezeigt; denn als, für so viele eben so authentische als anziehende Mittheilungen, Elias Schwalbe wohl mit vollem Recht eine kleine Gegengabe nicht einmal forderte, sondern nur erbat, nämlich Stand und Namen des Fremden, um Beides landesvorschriftsmäßig in sein Buch einzutragen, hatte dieser kurz geantwortet: „Mein Diener wird das besorgen!“ — Wenig Urbanität, auf Ehre! dachte Schwalbe im Aufwärtssteigen. Eine berechtigte Forderung, eine Pflichterfüllung einerseits, so preciös an den Bedienten zu verweisen, — aber, erfüllen muß ich die Pflicht, so widerwärtig es mir jetzo ist; die Polizeiverordnung muß respektirt werden! Was wird der Herr Polizei-Hauptmann sagen, wenn er heut auf den Ball kommt, und ich ihm nicht einmal Rapport abstatten kann!“ Er war mit diesen Gedanken in ziemlich gesetztem Schritt auf den letzten Stufen der Treppe angelangt, als er plötzlich, als habe ihm ein unsichtbarer Reiter die Sporen gegeben, in den ungesetztesten Sätzen den Rest hinunterflog. Die Ursache war die: Es rollte unvermuthet früh schon ein Wagen vor die Thür, der Ballgäste brachte. Schwalbe schoß vor's Hausthor, und wetterte den Hausknecht-Kellner an, daß er noch nicht am Wagenschlag sei, um dem Herrn Oberforstmeister von Allersleben hinaus zu helfen. Sehr unnöthige Scheltworte, da schon der Diener des Oberforstmeisters das Geschäft ausführte, und seinen etwas beleibten Herrn, wie den beiden Gästen, die mit im Wagen saßen, hülfreiche Hand leistete.

„Nun Herr Schwalbe? Alles in Ordnung?“

„Hoffe, hoffe unterthänigst, Herr Oberforstmeister, aber noch sehr früh, gerruhen zu bemerken, — noch sehr früh!“

„Als Ressourcenvorsteher muß ich etwas zeitig nach dem Rechten sehn“, war des Oberforstmeisters Antwort. „Darf ich bitten mir zu folgen, Herr Präsident, Herr Assessor!“ wandte er sich zu den beiden Herren, einem älteren, und

einem jüngeren, die ihn begleiteten; „ich muß mir ſchon erlauben, voranzugehen, um Sie auf die richtige Fährte zu leiten!“ Mit dieſer weder allzuſeitenen, noch allzufeinen Metapher, — er liebte es in Jagdgleichniſſen und Ausdrücken zu reden, — ſchritt er voran, die Treppe hinauf; Schwalbe wedelte dienſteifrig hintennach.

Der Ball war zwar ein gemeinſamer des ganzen Städtchens, d. h. aller Mitglieder der Reſſource, wozu auch ein großer Theil des umwohnenden Landadels gehörte, allein er war doch diesmal auch beſonders zu Ehren der beiden Herren veranſtaltet, die ſich in der Begleitung des Oberforſtmeiſters befanden. Es waren der Kammerpräſident Seebach aus Gotha und ſein Neffe, Aſſeſſor Adolph Seebach, die, entfernte Verwandte des Oberforſtmeiſters, einen Beſuch bei ihm machten, und denen er mittelſt dieſes Feſtes, welches er als Vorſteher der Reſſource veranſtaltet hatte, das ganze Städtchen und die Umgegend mit einem Schlage vorſtellen wollte.

Mit der Selbſtgefälligkeit eines Bewohners der Stadt, welcher Ehre und Glanz derſelben repräſentiren ſollte, zeigte er den Gäſten die Räume, in denen das Feſt ſtattfinden ſollte. „Nicht wahr“, flüſterte er dem Präſidenten zu, damit der Wirth es nicht hören ſollte, „das ſind ganz hübſche Zimmer? Der Wirth iſt ein naſeweiſer, ſonſt aber geſcheidter Kerl in ſeinem Fach. Er verſteht etwas einzurichten. Für eine kleine Stadt ſind dieſe Tapeten und Meubles doch ganz anſtändig.“

„Ich kenne manche Wohnung vornehmer Leute in großen Reſidenzen, die nicht ſo reich eingerichtet iſt“, erwiederte der Präſident höflich.

„Sind auch die Zimmer im oberen Stockwerk eingerichtet, lieber Schwalbe?“ fragte der Oberforſtmeiſter; das Adjectivum war eine Folge der ausgeſprochenen Zufriedenheit des Präſidenten.

„Zu Befehl, Herr Oberforſtmeiſter! — Ich habe alle Betten ausräumen laſſen, alles in die Polterkammern geſchafft. Keinen Däumling könnte ich heut die Nacht über beherbergen, wenn das Schickſal wollte, daß noch Jemand einträfe. Er muß weiter fahren, ich kann ihm nicht helfen, und im „ſchwarzen Bären“ oder „rothen Ochſen“ ſein Unterkommen ſuchen. — Nur einen Gaſt habe ich nicht abweiſen können; er ſah mir gar zu reputirlich aus; dem habe ich die beiden Hinterzimmerchen für dieſe Nacht gegeben, die einzigen, die ich nicht mit Gerümpel und Bettſtellen vollgeſtopft habe!“

„So?“ antwortete der Oberforſtmeiſter zerſtreut, indem er ſich in den Zimmern umſah. „Noch ein paar Wandleuchter, Schwalbe, könnten wir anbringen! Die Zimmer werden nicht hell genug ſein.“

Schwalbe verbeugte ſich. „Werd's noch raſch beſorgen!“ antwortete er. „Habe da noch ſchöne Lampen mit Reverbers, von der Gartenbeleuchtung, — wenn die belieben ſollten?“

„Ja, ja, ganz gut; nur hell! — Iſt den Herren gefällig den Tanzſaal zu ſehen?“

Auf ein höflich beiſtimmendes Zeichen ſchritt der Oberforſtmeiſter voran, die Gäſte folgten, Schwalbe ſtrich hinterdrein.

„Eine recht hübſche Enfilade,“ bemerkte der Präſident gefällig, indem ſie durch die Vorderzimmer gingen; „und hier öffnet ſich ja noch eine ganze Folge von Zimmern!“

Sie traten in diejenigen, welche im rechten Seitenflügel des Hauſes mit den Fenſtern nach dem Hof lagen. An dieſe ſtieß der Tanzſaal, im Hinter-Quergebäude, mit den Fenſtern in den Garten. Er war geräumig genug, die Wände grell roth gemalt, mit breiten, bunten Arabesken; oben lief eine Gallerie um, die auf der linken ſchmalen Wandſeite den Orcheſterraum bildete.

„Hm! Hübſch! Freundlich! Geräumig!“ ſagte der höfliche

Präſident, dem im Uebrigen die derb aufgetragene Malerei und Herausputzung nicht ſonderlich behagte.

„Und, ich ſage Ihnen, meine Herren," ſprach der Oberforſtmeiſter halb laut mit bedeutſamem Lächeln, „Sie werden zufrieden ſein mit dem jungen Wildſtand, den ich Ihnen heut hier vorführen will!"

Schwalbe, den es etwas wurmte, daß der Oberforſtmeiſter nicht näher auf ſeine Andeutung über den merkwürdigen Gaſt eingegangen war, äußerte, ſehr pfiffig, wie er glaubte: „Einer wird nicht ſehr vergnügt ſein über den heutigen Ball .... mein Gaſt, der hier in dem anſtoßenden Zimmer wohnt. Das Orcheſter hat er faſt über dem Kopf und die Tanzenden dicht neben ſich."

„Ja, das ſind verzweifelte Lagen, in die ein Reiſender kommen kann," bemerkte der Präſident zu dem den Wirth zerſtreut, aber fragend anblickenden Oberforſtmeiſter; „es iſt mir ſelbſt einmal ſo ergangen, in Frankfurt, wo mein Schlafzimmer auch an den Tanzſaal ſtieß."

„Meinethalben," rief der Oberforſtmeiſter, und bezog das Wort auf die Rede des Wirthes, die er ſo zerſtreut angehört hatte, daß ihm erſt jetzt, etwas nachträglich, der Sinn derſelben klar wurde.

Der Präſident, den das „meinethalben" unwillkührlich etwas empfindlich traf, war Weltmann genug, nur innerlich darüber zu lächeln.

„Es ſcheint ein vornehmer Mann, der Herr dort," hub Schwalbe wieder an, und deutete mit der Hand nach der Wandſeite, wo das Zimmer lag.

„Wer iſt es denn?" fuhr der Oberforſtmeiſter gedankenlos mit der Frage heraus, obgleich er aus des Wirths Worten doch gerade entnehmen mußte, daß dieſer ſelbſt es nicht wiſſe. Er bekundete aber ſeine Gleichgültigkeit gegen die Antwort

dadurch, daß er unmittelbar fortfuhr: „Die Mouſſelin-Drapperie um die Gallerie muß noch etwas in Ordnung gebracht werden, Schwalbe; und vergeſſen Sie nicht nachzuſehen, ob die Luftklappen nach dem Dach hergeſtellt ſind, damit ſie ſich leicht öffnen laſſen, und wir nicht wie neulich in der Hitze und im Lampendunſt erſticken.“

Schwalbe beantwortete beide Aufträge mit einer Verbeugung, dachte aber weniger an die Ausführung derſelben, als daran, daß er dem Oberforſtmeiſter noch nicht Rede und Antwort geben konnte über Stand und Namen des Gaſtes. Um es aber baldigſt zu können, beſchloß er ſich jetzo zurückzuziehen, um den Diener des Mannes aufzuſuchen, der, obgleich er nur einen Dienſtmann zu haben ſchien, doch mit vier Pferden Extrapoſt eingetroffen war, mithin ſo reich und vornehm ſein mußte, als Mancher mit zwei oder drei Bedienten.

„Gewandter Menſch das, dieſer Schwalbe,“ bemerkte der Oberforſtmeiſter beifällig hinter ihm her; „Alles wahrhaft ſehr hübſch! — Nun lieber Vetter,“ wandte er ſich zum Aſſeſſor, welcher bisher den ſtummen Begleiter abgegeben hatte, „Sie werden auch aufthauen, wenn Sie unſere jungen Rehlein hüpfen ſehen!“

„O, ich hoffe, Herr Oberforſtmeiſter,“ antwortete der junge Aſſeſſor, „daß Sie mich auch außerdem nicht für einen Schneemann halten werden!“

„Pah! Ihr ſeid von der Criminaljuſtiz, die verſteinert Euch das Herz!“

„Ich bitte, lieber Oberforſtmeiſter, dagegen muß ich auch proteſtiren!“ fiel der Präſident lächelnd ein. „Ich habe auch eine Anzahl von Jahren im Criminalfach fungirt, aber ich räume Ihnen eine Verſteinerung meiner Herzkammer nicht ein!“

„Ich wahrhaftig eben ſo wenig!“ betheuerte der Aſſeſſor.

„Uns Jägern bleibt das Herz doch waldfriſcher! —

Wir ſind auch immer auf's Zielen und Treffen aus! Stehen immer auf dem Anſtand! Machen auch zuweilen eine Parforce-Jagd!" beſchloß der Oberforſtmeiſter ſeine Rede lachend.

„Sie werden ſehen, daß wir Ihnen übermorgen bei der großen Jagd nicht nachſtehen werden," antwortete der Aſſeſſor. „Parforce-Jagd auf die Schönheit freilich, die verbietet uns unſer Codex penalis."

„Das Jagdgeſetz läßt ſie zu," lachte der Oberforſtmeiſter wiederum, „und wer der Mann darnach iſt, macht Gebrauch davon. — Hören Sie, lieber Vetter — denn Sie müſſen mir ſchon geſtatten, daß ich Sie am liebſten ſo nenne, — ich verwette mein beſtes Doppelgewehr, wenn Sie heut Abend ein gewiſſes junges Fräulein Feldheim im Kreiſe unſerer Schönen erblicken werden, ſo . . . . ."

„So ſollte ich eine Parforce-Jagd auf ſie anſtellen?"

„Alle Jagden der Welt ſtellen Sie an! Parforce-Jagd, Treib-Jagd, Pürſch-Jagd, Sie lauern auf dem Anſtand, Sie ſtellen ihr Netze . . . ."

„Oder vielleicht ſie mir . . . ."

„Da dürften Sie ſich glücklich ſchätzen!"

„Alſo einen ſolchen Phönix beſitzen Sie hier?" fragte der Präſident mit einem Lächeln, das etwas ungläubig ausſah.

„Und wie war der Name? Feldheim?"

„Erich-Feldheim nennt ſich der Vater," verſetzte der Oberforſtmeiſter.

„Feldheim, — ich kenne die Familie nicht!"

„Feldheim heißt das Gut, das er beſitzt, er hat die Erlaubniß erhalten, ſich Erich-Feldheim zu nennen, urſprünglich hieß er Erich, und hat erſt mit dem Ankauf des großen Gutes den Adel gewonnen, vor etwa zehn Jahren!"

„Ach ſo!" ſagte der Präſident vornehm. — „Indeß, eine junge Schönheit wiegt alten Adel auf. Ich bin in der That ganz neugierig geworden!"

„Ich auch," ſagte der Aſſeſſor, dachte aber das Gegentheil. „Es wird ſo ſein," meinte er in der Stille, „wie mit allen Herrlichkeiten kleiner Städte, wie mit dieſem Saal zum Beiſpiel. Entweder eine aufgeblaſene Tulpenpracht, oder ein Gänſeblümchen! Und das letztere wäre mir beinahe noch lieber als das erſte, wo man den Hochmuth mit verwinden muß!"

Der Oberforſtmeiſter hatte die Uhr gezogen, und ſagte: „Ich bin doch etwas zu früh geweſen; mein Dienſteifer läßt mich immer vorbrennen. Eine halbe Stunde dauert es wenigſtens noch, bis die erſten Gäſte kommen. Wollen wir indeſſen im Garten eine Cigarre rauchen? Uebrigens haben wir auch Rauchzimmer; der obere Stock iſt dazu eingerichtet."

Der Vorſchlag ward angenommen. Die Herren verließen den Saal, und wandten ſich einem Corridor zu, von dem eine Treppe in den Garten führte. Auf dieſem begegnete ihnen Schwalbe mit ſehr verdrießlicher Miene. Er trug ein großes Buch unterm Arm.

„Was haben Sie, lieber Schwalbe? Sie ſehen ja ſo trübſelig aus, wie eine angeſchoſſene Creatur!" fragte der Oberforſtmeiſter ſcherzend.

„Nichts, nichts! Herr Oberforſtmeiſter; nur mein Fremdenbuch. — Der Angekommene (er ſetzte nichts von vornehm oder reich hinzu) hat durch den Bedienten ſeinen Namen einſchreiben laſſen!"

„Zeigt doch!"

„Nicht des Sehens werth!"

Der Oberforſtmeiſter nahm das Buch, las, lachte verwundert auf, und rief aus: „Schulz — Müller!" Das ſind freilich ein paar ſehr bedeutungsvolle Namen! Die beiden Gäſte lächelten.

Schwalbe's Aerger ſtieg. „Der Diener hat ſie ſo eingeſchrieben," ſagte er empfindlich. „Schulz iſt der Herr, Müller der Dienſtbote. Wären ſie nicht mit vier Pferden

Extrapoſt angekommen, ich würde darauf dringen, daß ſie mir ihre Päſſe auslieferten."

„Alſo wer nicht mit vier Pferden Extrapoſt reiſt, darf nicht Schulz oder Müller heißen?" fragte der Oberforſtmeiſter ſpottend.

„Ich wette, es ſteckt ein vornehmes Incognito darunter," bemerkte der Präſident, um den Wirth zu necken, brachte aber eine völlig andere Wirkung hervor. Denn dieſer ergriff dieſen Ausweg, welcher die Wichtigkeit des Ereigniſſes nicht nur nicht aufhob, ſondern erhöhte, mit Begierde. „Das wird es ſein, gnädigſter Herr!" rief er belebt aus; „das muß es ſein! Ich verſichere Ew. Gnaden, es ſteckt etwas dahinter! So hat der Kammerdiener (er ließ den Diener ſofort auf dieſe Stufe ſteigen) auch die Rubrik ausgefüllt. Kommen? „von auswärts." Reiſen wohin? „Unbeſtimmt." Zweck der Reiſe? „Privatangelegenheiten."

„Die Auskunft iſt wirklich etwas incognitoartig, und es läßt ſich Manches dabei denken," ſcherzte der Präſident.

„Und vermuthen!" fiel der Wirth ein.

„Ja, ja, es ſind feine Füchſe," fügte der Oberforſtmeiſter hinzu. „Es wird ſchwer ſein, ihnen die Fährte abzulauern!"

Sie ſtanden jetzt an der Treppe, die in's Erdgeſchoß und von dort in den Garten führte. „Schicken Sie uns einige Cigarren in den Garten," beſtellte der Oberforſtmeiſter an Schwalbe, indem er ſeinen Gäſten mit der Hand zum Vortritt auf der Treppe winkte.

Sie ſtiegen hinunter, während Schwalbe oben verharrte, und ſich nach einigen Verbeugungen umwandte, um wieder an ſein Geſchäft im Vorderhauſe zu gehen.

„Incognito!" murmelte er für ſich, und legte den Finger an die Naſe. „Incognito! Das iſt's! Das ſteckt dahinter! Ein Graf, wenn nicht ein Prinz! — Der wird Schulz heißen! Lächerlich! Aber ich will wohl dahinter kommen!"

Zweites Kapitel.

Der Fremde befand ſich in ſeinem Zimmer, ſo unſcheinbar es an ſich und in ſeiner Einrichtung war, doch ganz behaglich. Denn die grünen Baumwipfel vor den Fenſtern und die ſonſtige tiefe Stille, entſprachen ſeiner Neigung. Sein Diener Wilhelm war, nachdem er mit dem Wirth beſprochen hatte, was er beſprechen wollte, die einzige Perſon, mit welcher er verkehrte. Dieſer hatte ihm ſeinen Thee, mit allem Comfort engliſcher Art, deſſen er dabei gewohnt war, ſervirt, und ließ dann ſeinen Herrn allein, weil ungeſtörte Einſamkeit deſſen Neigung war.

Er trank den Thee, auf und abgehend, während er ſich von Zeit zu Zeit in das offene Fenſter lehnte, und in den Garten hinunterblickte, von dem er indeſſen, außer den nächſten Baumwipfeln vor ihm, nur einzelne Stellen durch die Lücken des Gebüſches überſah. In einer derſelben wurde ein Weg auf wenige Schritte ſichtbar, in welchem der Oberforſtmeiſter, der Präſident und der Aſſeſſor auf und ab wandelten.

Da ſich nach und nach Mehrere zu dieſen Spaziergängern geſellten, indem ſchon Einige der Ballbeſucher eingetroffen waren, die auch die Blicke ſichtlich neugierig nach den Fenſtern des Zimmers hinauf richteten, zog ſich der Fremde zurück, nahm ein Buch, ſetzte ſich in das Sopha hinter den Theetiſch und las.

Eine Zeit lang blieb er dabei völlig ungeſtört. Dann aber begann eine Qual für ihn, die ihn äußerſt ungeduldig machte. Er hörte die Töne des ſeine Inſtrumente ſtimmenden Orcheſters, und bald darauf die, wenigſtens etwas erquicklicheren, einer Polonaiſe. „Wenn ich dieſe ganze Nacht durch

die Muſik erfreut werden ſoll, ſo wird das keine der vergnüglichſten für mich ſein," dachte er, verſuchte aber weiter zu leſen. Eine Stunde hielt er es aus, dann aber ſprang er auf, legte das Buch weg, und ſagte: „es iſt unmöglich!" Er verſuchte, ob es in dem Nebenzimmer mit den Fenſtern nach der Gaſſe aushaltbar ſei; die Muſik ſchallte hier noch ſtärker unmittelbar von dem nach dem Hofe offenen Corridor hinein, da zwar nicht der Tanzſaal ſelbſt, aber der Orcheſterraum ein Fenſter nach dem Hofe hinaus hatte, deſſen ſämmtliche Flügel, um den armen Muſikern friſche Luft auf ihrem heißen Platz zu verſchaffen, offen ſtanden.

„Ich werde einen Spaziergang machen," dachte er, griff nach ſeiner Reiſemütze und ging.

Während deſſen hatte im Tanzſaal ein lebhaftes Treiben begonnen. Der Oberforſtmeiſter, nebſt einigen ihm zur Aſſiſtenz gegebenen Collegen in der Vorſteherſchaft der Reſſource, machte den zuvorkommendſten Wirth. Er hatte es für ſeine Pflicht gehalten, ſeine beiden Gäſte nach allen Seiten vorzuſtellen. Der Präſident ſaß in einem der Nebenzimmer am Spieltiſch mit mehreren Herren ſeines Alters. Der Aſſeſſor tanzte ſehr munter.

„Nun, ich ſehe, lieber Herr Vetter," ſprach er zu ihm, „meine Prophezeihung trifft zu, und unſere junge Baumſchule behagt Ihnen!"

„Eine Flora von auserleſener Schönheit," antwortete der Aſſeſſor galant.

„St! St!" flüſterte der Oberforſtmeiſter, „die reizendſte Blüthe iſt noch nicht ſichtbar. Ich weiß nicht, was Feldheim ſo verſpäten kann! — Da iſt er mit ſeiner Tochter!"

Das Eintreten eines Herrn in ſchwarzem Frack von ſchlichtem Ausſehn, an deſſen Seite ein reizendes junges Mädchen ging, fiel mit dem letzten Strich des Walzers, der eben getanzt wurde, zuſammen. Allersleben konnte daher den Af-

ſeſſor, nachdem dieſer ſeine Dame auf ihren Platz geleitet, ſogleich der neuen Erſcheinung zuführen. Er riß ihn faſt fort am Arm, damit ihm Niemand zuvorkommen ſollte, und ſagte unterweges nur: „Es iſt unſer Krondiamant! Wir alle ſind ſtolz darauf!“

Wirklich war die junge Dame, die höchſtens achtzehn Jahre zählen mochte, ausgezeichnet ſchön. Sie hatte nichts Blendendes, aber ihr Weſen war von dem zarteſten Reiz überhaucht. Eine leichte Geſtalt; reiches, dunkelblondes Haar; jugendliche Schüchternheit in den Zügen; das ſanfteſte blaue Auge, und ein Lächeln, das wie ein freundlicher Sonnenblick um Lippe und Wange ſpielte.

Der Aſſeſſor war ganz verwirrt von der holden Erſcheinung. Des Verkehrs in der Welt völlig gewohnt, ſogar etwas zu leicht damit ſpielend, fühlte er ſich doch plötzlich befangen, faſt verlegen. Von allen den ſchmeichelnden Artigkeiten, die ihm, wenn er einer Tänzerin vorgeſtellt wurde, ſo leicht über die Lippen floſſen, wollte ſich ihm keine einzige zu Gebot ſtellen. Er machte nur eine ſtumme, faſt verlegene Verbeugung, und es war ein Glück, daß der Oberforſtmeiſter gleich um den nächſten Tanz für ihn warb, denn der gewandte Hofmann hätte nicht das Geſchick, ja nicht den Muth dazu gehabt. — Erſt nachdem Wilhelmine, dies war der Name des Fräulein Erich-Feldheim, mit der natürlichſten Freundlichkeit ihr „ſehr gern“ ausgeſprochen hatte, und dem Tänzer die Hand reichte, durchzuckte dieſen ein warmer Lebensſtrahl, der ihm ſeine geiſtigen Kräfte, über die er einen Augenblick die Herrſchaft verloren hatte, zurückgab. Er bat mit einem richtigen Gefühle, daß er dadurch in der Gunſt der Tänzerin ſteigen werde, ſie um die Güte, ihn noch zuvor ihrem Vater vorzuſtellen, was der Oberforſtmeiſter nicht ſowohl verſäumt hatte, als nicht ſogleich ausführen konnte, da im Eintreten Wilhelmine durch einige ältere Bekannte ihres Vaters, die dieſen

ſogleich begrüßten, ein wenig von ihnen getrennt worden war.

„Lieber Vater," ſagte ſie mit einer Stimme, deren Wohllaut in dem Aſſeſſor das unbeſchreibliche Gefühl erneute, was er bei ihrem „ſehr gern" empfunden, „Herr Aſſeſſor von Seebach, mit dem mich der Herr Oberforſtmeiſter von Allersleben ſo eben bekannt gemacht hat, wünſcht Dir vorgeſtellt zu ſein!"

„Ach," antwortete Feldheim ſogleich, „es freut mich, Sie kennen zu lernen; ich habe ſchon von Ihrem Beſuch bei dem Herrn Oberforſtmeiſter gehört!"

Es folgte hierauf eins der hundertfach im Leben wiederholten, gleichgültigen Geſpräche, denen jedoch ein gebildeter Mann immer einen eigenthümlichen, ſeine geiſtige Stellung bezeichnenden Charakter zu geben vermag, und in denen ſich die Individualität der Sprechenden auch unwillkührlich ausdrückt. Der Aſſeſſor wußte nach zwei Minuten, wo die erſten Töne der Muſik ihn mit ſeiner Tänzerin auf den Platz riefen, daß er mit einem einfachen, aber herzlichen Mann zu thun hatte. Feldheim ſeinerſeits, der trotz ſeiner Einfachheit nicht ohne gewiſſe Welterfahrung war, konnte nicht verkennen, daß er einem ſehr gebildeten Mann von natürlicher Freiheit des Benehmens gegenüber ſtand, woraus ein richtiger Blick auch das Maaß der feineren Innerlichkeit überhaupt zu nehmen verſteht, und ſich ſelten irren wird. Am meiſten iſt dieſer Blick den Frauen eigen; ſie erkennen, ſo lange ſie unbefangen urtheilen, das leiſeſte Symptom eines Widerſpruchs zwiſchen äußerlichem Schein und innerem Sein. Denn wo dieſer vorhanden, gleicht auch die feinſte Kunſt und vollendetſte Uebung derſelben ihn nicht ganz aus. Wer nicht das Richtige empfindet, vermag es vergeblich zur Aeußerung zu bringen, wogegen die wirklich richtige Empfindung das feinſte Maaß in ſich trägt, dieſe Unterſchiede zu prüfen. Wilhelmine beſaß dieſes feine Maaß, und ſo dürfen wir uns nicht verhehlen,

daß ihr neuer Bekannter ſich in den wenigen Minuten mehr Rechte bei ihr erworben hatte, als die meiſten ihrer älteren.

Im gegenſeitigen Finden beglückt, ſchwebten ſie durch die Wellen der äußeren Freuden hin, von einer reineren, inneren ungleich höher getragen; wie ſtets in erſter Genußfriſche mehr durch die unmittelbare Empfindung beſeligt, ohne ſie ſich zum Bewußtſein zu bringen.

Während dieſe Glücklichen, ohne es zu wiſſen, mitten in den rauſchend bewegten Wogen des Feſtes allein waren, wie auf einer unſichtbaren Zauberinſel, ging der Fremde, äußerlich ganz allein, innerlich aber mit tief wallenden Empfindungen beſchäftigt, in den einſamen Gaſſen des Städtchens und auf dem von alten Bäumen beſchatteten Wege, der ſich außerhalb der Thore um daſſelbe hinzog, ſpazieren. Er ging wohl eine halbe Stunde, ohne nur einem einzigen Menſchen zu begegnen, daher erſchreckte er faſt, als unvermuthet hinter einem ſtarken Baume eine männliche Geſtalt vor ihn trat, die mit abgezogenem Hut, äußerlich demüthig, aber mit widerwärtigem Sprachton, der eine gewiſſe rohe Gleichgültigkeit bei der Bitte hatte, ihn um eine Gabe anſprach. So weit das Halbdunkel des Abends, bei noch tief und hinter weißgrauem Gewölk ſtehendem Mond, es erkennen ließ, war der Bettler ein alter Mann mit ſtumpfen Zügen und ſpärlichem grauen Haar. Er empfing die Gabe mit ziemlich kühlem Dank, und wollte noch weitſchweifig über ſeine Verhältniſſe ſprechen; doch der Fremde, dem dies läſtig war, winkte ihm mit der Hand zurück und ging ſchnell weiter. Da fiel es ihm auf, daß er plötzlich eine zweite tiefe Männerſtimme hinter ſich hörte, und beim raſchen Umdrehen in der That zwei Männer ſah, von denen der eine eben erſt aus dem Dunkel hervorgetreten ſein mußte. Sie waren ſichtlich erſchreckt, als er ſich umwandte, und der Eine trat ſchnell wieder in das die Allee begrenzende Gebüſch zurück. — „Sollte ich hier einer Gefahr ausgeſetzt

gewesen sein," dachte der Fremde, und fühlte unwillkührlich mit der Hand nach seiner Brusttasche. „Könnte ich hier in diesem friedlichen Städtchen meine Terzerole gebrauchen? Hm! Es ist doch gut, daß ich aus alter Gewohnheit Abends nie unbewaffnet gehe!"

Er zog eins der Terzerole hervor, spannte den Hahn, sah sich aufmerksam über die Schulter nach rückwärts um, ging aber ruhigen Schrittes weiter. Da ihm Niemand folgte, steckte er nach einiger Zeit das Terzerol wieder ein, und dachte: Es wird doch wohl nichts dahinter gesteckt haben, und die armen Schelme mögen sehr unschuldig von Dir für Strauchdiebe gehalten worden sein.

So setzte er den Spaziergang ruhig fort. Erst nach zwei Stunden kehrte er zurück, und wollte versuchen, ob die Ermüdung ihm die Nachtruhe verschaffen würde, die das Geräusch des Balles ihm verjagte: „Wir wollen sehen, welche Kraft von Beiden die stärkere ist," sagte er, „zuletzt schläft man auf der Tortur ein."

Als Wilhelm, der ihn unten im Hause erwartete, und ihm hinaufleuchtete, die Thür vom Corridor zu seinem Zimmer wieder aufschloß, kam ihm der Gedanke, ob er wohl in dem Vorzimmer ruhiger schlafen werde, wenn die offenen Fenster des Orchesters geschlossen würden. Er beschloß den Versuch zu machen, und ging deshalb selbst zu den Musikern hinauf, die ihren Eingang auf einer besonderen kleinen Treppe vom Corridor aus hatten. Das Betreten der Gallerie, wo sie saßen, belehrte ihn indeß schon, daß sein Versuch fehlschlagen werde, denn es war, trotz der offenen Fenster, eine solche Hitze daselbst, daß er das Schließen derselben unmöglich vorschlagen konnte. Halb zufällig, halb neugierig, that er dabei, im Hintergrunde stehend, einen Blick in den Saal, von dem er die Hälfte übersehen konnte. Da verfärbte er sich plötzlich; ein fliegendes Roth wechselte mit Erblassen auf seinen Wangen;

er ſah wie mit durchbohrenden Augen auf eine und dieſelbe Stelle, ſeine Lippen bebten. Zweimal ſtrich er ſich mit der Hand über die Stirn, wie Jemand, der einen ſchweren Kopfſchmerz hat, dann zog er das Taſchentuch, drückte es vor das Geſicht, und verließ das Orcheſter.

„Mein Schreibzeug, Wilhelm," rief er haſtig, als er faſt athemlos in's Zimmer trat, wo dieſer ſeiner wartete.

Der Diener ſah ihn erſtaunt an, holte aber das Verlangte. — „Packe meine Uniform aus, ich muß mich ankleiden," gebot er weiter, indem er das Schreibzeug öffnete, und ein Blatt aus der Mappe mit Papieren nahm.

Wilhelm ſah ihn lange an; da er aber wußte, daß ſein Herr ſeine Befehle immer mit der größten Beſtimmtheit gab, vollzog er ſchweigend, was ihm geboten war, indem er den Reiſekoffer öffnete, und die verlangte Uniform, nebſt Allem, was dazu gehörte, auspackte, die Kleidungsſtücke über den Arm nahm, und herausging um ſie noch einmal zu bürſten.

„Wart einen Augenblick," rief ſein Herr ihm nach. „Der Wirth hat mir da etwas von einer Reſſource und ihren Vorſtehern geſagt; frage nach dem Namen des erſten derſelben, und gieb mir ſogleich Beſcheid."

Während Wilhelm dieſe Geſchäfte vollzog, hatte ſein Herr nach längerem Beſinnen einige Zeilen auf ein Blättchen Poſtpapier geſchrieben, ſteckte ſie in ein Couvert, und ſiegelte daſſelbe.

Wilhelm trat, mit der Uniform über den Arm, wieder ein, und meldete kurz militäriſch: „Der erſte Vorſteher der Geſellſchaft im Saal, Herr Obriſt, iſt der Oberforſtmeiſter von Allersleben."

„Oberforſtmeiſter! Hm! Seltſam! Auch das noch," murmelte der Obriſt vor ſich hin, und ſchrieb auf das Couvert die Adreſſe, wie Wilhelm ſie ihm bezeichnet hatte.

„Jetzt hilf mich ankleiden!"

In wenigen Minuten war es geſchehen.

„Geh mit dieſem Billet hinunter in den Saal, und laß durch einen der Bedienten dem Herrn Oberforſtmeiſter dieſes Blatt einhändigen. Du warteſt auf die Antwort!“

Der Obriſt ſah ſo ſeltſam aus; ſein Auge war ſo unſtät, die Lippe zitterte ihm nach dem Sprechen auffallend nach, was nur der Fall war, wenn er ſich in äußerſter Gemüthsbewegung befand. Wilhelm blickte ihn mit theilnehmender Beſorgniß an. Er kämpfte mit ſich ſelbſt, ob er eine Frage thun dürfe. Der Obriſt kam ihm zuvor.

„Sei ruhig,“ ſagte er keineswegs ruhig, „es iſt nichts, worüber Du Beſorgniſſe zu haben brauchſt.“

Wilhelm athmete leichter auf; ſein redliches Geſicht ſprach dieſe Empfindung deutlich aus. „Gott ſei Dank, — ich fürchtete ſchon, es möchte eine Geſchichte werden, wie die mit dem Lord ... immer kann ich den verdammten Namen nicht ausſprechen!“

„Nein, Wilhelm, es iſt kein Duell,“ antwortete der Obriſt lächelnd. „Aber es iſt etwas, das mir wichtiger iſt!“

„Das wußte ich ja gleich!“ rief der Diener eifrig. „Sie ſehen ja viel zu unruhig aus, damals ...“

„Bei dem Ehrenhandel war ich ruhiger, willſt Du ſagen,“ ſprach der Obriſt wie zuvor.

„Wie von Stein! Das wäre auch etwas bei Ihnen, Herr Obriſt, vor einer bloßen Kugel! Ich habe Sie ja geſehen, wo es Kugeln hagelte, kalt wie ...“

„Du könnteſt mich aber ſehr erhitzt ſehen, wenn Du nicht auf der Stelle gehſt,“ antwortete der Obriſt ſehr ruhig, aber ſehr entſchieden, und Wilhelm ging auf der Stelle.

Drittes Kapitel.

Der Oberforſtmeiſter war eben im lebhaften Geſpräch mit dem Aſſeſſor und Wilhelminen, die ſchon wieder zuſammen tanzten, als ſein Bedienter, der, wie viele der anweſenden Mitglieder, zur Aufwartung gezogen war, da es dem „Hotel“ an geeigneten männlichen Dienſtboten fehlte, ihm das Briefchen mit den Worten übergab: „Der Bote wartet auf Antwort!“

„Jetzt? Hier? Ein Briefchen?“ ſprach der Oberforſtmeiſter erſtaunt, indem er das elegante Couvert mit der fremden Handſchrift betrachtete. „Was kann denn das ſein! Mit Erlaubniß!“ wandte er ſich zu dem jungen Paar, und öffnete. „Ei ſieh,“ rief er aus, unſere Geſellſchaft vermehrt ſich! Das geheimnißvolle Incognito, das unſerm Wirth ſo viel Kopfbrechen gemacht hat,“ ſagte er ſcherzend zum Aſſeſſor, „hat ſich aufgeklärt. — Hören Sie doch!“

„Ein Fremder, den die Klänge Ihres Ballfeſtes, da er der Wand-Nachbar des Saales iſt, zu lebhaft anlocken, fragt ergebenſt an, ob die Beſtimmungen Ihres Vereins ihm den Zutritt für dieſen Abend geſtatten würden, und erſucht Sie, geehrteſter Herr, in dieſem Fall um die große Gunſt, ſich unter Ihrem Schutz in den heiteren Kreis einführen zu dürfen.

Schulz, Obriſt in engliſchen Dienſten.“

„Ich dächte,“ ſprach der Aſſeſſor, „man könne ſo wenig der geſelligen Bildung, die dieſe Zeilen verrathen, als der Stellung des Briefſchreibers dieſe ſeine Bitte abſchlagen.“

„O, was glauben Sie von mir! Ich denke auch nicht daran!“ anwortete der Oberforſtmeiſter. „Ich bin ſogar ſehr begierig, die Bekanntſchaft dieſes engliſchen Militärs mit

deutſchem Namen zu machen! — „Sage dem Diener, Johann, der Herr Obriſt werde der Geſellſchaft und mir ſehr willkommen ſein; ich würde ihn am Eingang erwarten, um ihn ſogleich einzuführen!“

Johann ging; ſein Herr folgte ihm bis an die Saalthür. Nach wenigen Minuten öffnete ſich dieſe, und ein ſtattlicher Mann in ſcharlachrother Uniform mit reicher Goldſtickerei trat ein. Sein Erſcheinen, von dem die Nachricht ſchon im ganzen Saal in Umlauf war, erregte großes Aufſehen. Aller Augen wandten ſich zu ihm hin. Der Oberforſtmeiſter trat ihm mit einigen höflichen Worten entgegen, die der Obriſt auf's Verbindlichſte beantwortete. Er vereinte den feinen Anſtand eines Mannes, der in den Kreiſen der großen Welt heimiſch iſt, mit der würdigen Haltung des Kriegers. Dieſe letztere wurde ſehr unterſtützt durch das männliche, gebräunte Antlitz, die Narben, und — den Schnurrbart, den der Obriſt, abweichend von der gewöhnlichen engliſchen Sitte, trug; wäre nicht die Uniform geweſen, man würde ihn eher für einen franzöſiſchen oder deutſchen Offizier, als für einen Engländer gehalten haben.

Der Oberforſtmeiſter ſtellte ihn mehreren Herren vor, die ſich in der Nähe des Eingangs befanden. Der Obriſt ſprach mit allen ſehr gewandt, allein wie dem Oberforſtmeiſter vorkam, etwas unruhig, zerſtreut. Er ließ ſeine Blicke öfters durch den Saal ſchweifen, und verfolgte die tanzenden Paare. „Hm!“ dachte Allersleben, „ſollte er noch der Mann ſein, der nach den jungen Mädchen ſieht? Hätten die ihn hierher gezogen? Es wäre nicht unmöglich! Er kann kaum ein Fünfziger ſein! Und, das geſtehe ich, wenn ich ein Mädchen wäre, ich zöge dieſe geſunde Edeltanne manchen der jungen windigen Pappel-Bürſchchen, die ſich ſteif und geſchniegelt hier im Walzer drehen, vor. — Sieh doch, wie ſein Auge dem Aſſeſſor folgt! Ich glaube wahrhaftig, er denkt ihm die Tänzerin

abzujagen! Freilich, ſolch einem ſchlanken Reh geht jeder Jäger nach!"

Der Tanz war inzwiſchen wieder vorüber. Der Obriſt hatte den Aſſeſſor und Wilhelminen nicht aus den Augen gelaſſen. Als dieſer ſeine Tänzerin zu einem Sitz führte, wandte ſich der Obriſt mit der Bitte an Allersleben, ihn mit der jungen Dame bekannt zu machen. Dieſer verbeugte ſich bejahend, murmelte aber zwiſchen den Zähnen: „Dacht ich's doch! Er geht auf das reizende Mädchen, wie der Stößer auf die Taube!"

„Fräulein von Feldheim, der Herr Obriſt Schulz wünſcht Ihnen vorgeſtellt zu ſein!"

Wilhelmine verneigte ſich mit anmuthiger Freundlichkeit, und wollte ein gewöhnliches Wort der Höflichkeit erwiedern, als ſie, indem ſie den Obriſten unbefangen anblickte, plötzlich ganz verwirrt wurde. Sein Auge war mit einem ſo eigenthümlichen Forſchen auf ſie geheftet, in ſeinen Zügen drückte ſich eine ſo wunderbare Bewegung aus, daß ſie die Worte nicht finden konnte zu der Phraſe, die ihr auf der Zunge ſchwebte. Der Aſſeſſor bemerkte dieſe ſeltſame Art des Obriſten auch, und ſie dünkte ihm eine nicht ſehr höfliche. „Was dieſer Engländer mit ſeinem Graukopf ſich auch noch um unſere jungen Tänzerinnen kümmert," dachte er, „und ſie anſieht, als wolle er ſie feſtbannen, wie die Klapperſchlange einen Kolibri. Ich glaube, er denkt am Ende gar daran, ſie zum Tanz aufzufordern! Es fehlte eben noch, daß dieſe Herren von der alten Garde uns in's Gehege kämen!"

In der That ſchien es dem Obriſten mit Wilhelminen faſt eben ſo zu gehen, wie ihr mit ihm, denn er ſprach kein Wort, und war ſichtlich in Verlegenheit. Endlich fragte er: „Sie ſind nicht in dieſer Gegend geboren, wie ich gehört habe, mein Fräulein?"

„Nein. Es werden aber bald zehn Jahre ſein, daß

mein Vater sich hier angekauft hat," antwortete sie, froh, daß die Frage ihr aus der Verlegenheit half.

„Wir wohnen nur anderthalb Stunden von hier," setzte sie hinzu, da die Verlegenheit des Stockens einzutreten drohte.

„Hier ist der Herr von Feldheim," unterbrach glücklicherweise der Oberforstmeister, indem er auf den Vater Wilhelminens deutete, welcher eben aus den Vorzimmern in den Saal trat. Hinter ihm ging der Präsident. Der geschäftige Oberforstmeister stellte die Herren einander vor. Der Obrist hatte zwar seine ganze Gewandtheit wieder gewonnen, doch entging es Allersleben nicht, daß er in ganz besonderer Aufregung war. Er schien es selbst zu fühlen, indem er, sich halb entschuldigend sagte: „Ich bin so lange nicht in Deutschland gewesen, daß mich meine eigene Muttersprache etwas in Verlegenheit setzt; und in jedem Gesicht glaube ich eine alte Erinnerung wiederzufinden, so daß mich auch das ganz verwirrt macht. — So dünkt mich, daß ich dem Herrn Präsidenten schon irgendwo begegnet sein müßte!"

„Wohl möglich," erwiederte Seebach, „obwohl ich mich nicht erinnere, wo ich die Ehre gehabt haben sollte, Herr Obrist. Ihr Name ist mir wenigstens nicht . . . ."

„Es ist eigentlich gar kein Name;" antwortete der Obrist lächelnd, „kaum ein Vorname, der so allgemein wäre. Daher verwischt er sich wohl leichter jedem Gedächtniß!"

Es war seltsam, daß der Obrist, während er mit dem Präsidenten sprach, doch immer sein Auge bald auf Feldheim, bald auf dessen Tochter heftete, und sich offenbar mehr mit diesen, als mit dem Herrn Kammerpräsidenten beschäftigte.

Der Assessor bemerkte dies besonders, und wurde immer aufgeregter. „Ich finde es fast unschicklich, wie er sie mit seinen starren Blicken verfolgt," dachte er, und seine Züge verhehlten seinen Aerger nicht.

Der Obrist hatte sich indeß mit Feldheim in ein Ge-

ſpräch eingelaſſen. Er fragte nach deſſen früheren Schickſalen; wie er ſich auf ſeinem Gute hier gefalle, wo er ſonſt anſäßig geweſen ſei. Feldheim verwunderte ſich trotz ſeiner argloſen Gutmüthigkeit über dieſe Art der Ausforſchung, und dachte nur: „Fremde ſind doch ſehr neugierig!“ Der Obriſt ſchien noch etwas wiſſen zu wollen, und ſetzte mit den Worten an: „Darf ich fragen ob ....“ dann veränderte er die Phraſe und ſagte etwas verlegen: „ich wollte mich .... ich halte es für Pflicht, mich nach Ihrer Frau Gemahlin, nach der Mutter einer ſo lieblichen Tochter zu erkundigen!“

Der Aſſeſſor biß ſich bei den Worten: „lieblichen Tochter“ auf die Lippen. Er rief ſchnell: „Mein Fräulein, es wird ſchon zum Contretanz angetreten,“ und zog Wilhelminen eilig in den Saal.

„Sie ſind ſehr gütig,“ antwortete Feldheim, „meine Frau iſt heut nicht hier — ſie iſt unpäßlich.“

„Doch nicht gefährlich?“ fragte der Obriſt theilnehmend.

„O dann würden auch wir nicht hier ſein,“ antwortete Feldheim mit natürlichem Ausdruck.

Die aufrauſchende Muſik unterbrach das Geſpräch. Der Obriſt zog ſich etwas zurück, betrachtete aber fortwährend den Tanz, und folgte Wilhelminen in jeder Bewegung.

Wie ſie der Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit war, ſo war er der der ganzen Geſellſchaft. Dieſer Verein einer ernſten und feinen Haltung hatte den Männern imponirt, die Frauen gefeſſelt. Auch Wilhelmine ſah ſich öfter nach ihm um, als dem Aſſeſſor lieb war. Und hätte ſie ſich nicht immer mit derſelben unbefangenen, herzlichen Freundlichkeit zu ihm gewandt, die ſchnell jede dunkle Falte in ſeinem Innern ausglättete, er würde unruhige Augenblicke gehabt haben!

Der Abend endete damit, daß der Obriſt zwiſchen dem Präſidenten und Oberforſtmeiſter bei Tafel ſaß, und dieſer ihn zu ſeiner großen Jagd auf übermorgen eingeladen hatte;

eine Einladung, welche er mit der ungemeinen Kenntniß vom Jagdweſen verdankte, die er, als ein Mann, der zwanzig Jahre in England zugebracht, wohl beſitzen mußte, und die ſich beim erſten Geſpräch über Jagd-Gegenſtände, das er mit Allersleben gehabt, ſogleich kund gegeben hatte.

„Dieſe Teufelskerle, dieſe Engländer," raunte der Oberforſtmeiſter dem Präſidenten in's Ohr, „ſind doch in Allem, was Jagen und Reiten anlangt, zu Haus! Am Ende ſticht der uns übermorgen noch aus!"

Viertes Kapitel.

Die Jagd wurde vom ſchönſten Wetter begünſtigt. Die ganze Nachbarſchaft war dazu geladen, auch Erich-Feldheim. Der Obriſt hatte um die Erlaubniß gebeten, ſeinen Diener Wilhelm, der ein vorzüglicher Schütze ſei, mitbringen zu dürfen, um ſich den unteren Forſtbeamten anzuſchließen. Beide thaten wahre Meiſterſchüſſe. Bei dem Mittagseſſen, welches im Freien unter herrlichen alten Linden und Kaſtanien vor der Förſterwohnung mitten im Walde eingenommen wurde, bildeten die beiden vorzüglichen Schützen den Hauptgegenſtand des Geſprächs.

„Das muß wahr ſein, Herr Obriſt," ſagte der Oberforſtmeiſter zu ihm, „wenn Sie vor zweihundert Jahren ſo geſchoſſen hätten, wären Sie in den Verdacht gekommen, Freikugeln zu führen!"

„Oder gar Samiel ſelbſt zu ſein," antworte dieſer lächelnd.

„Nein, das 'bliebe Ihrem Diener," rief der Präſident dazwiſchen, „ich habe ihn zwei Schüſſe thun ſehen, das waren ächte Samielſchüſſe!"

„Und welche? wenn ich fragen darf.“

„Wir ſtanden an dem Moor drüben bei der Windmühle, das ſich bis zum See hinunter zieht. Da bemerkten wir ein Reiherneſt auf einer Fichte, über hundert und zwanzig Schritte von uns. Der Reiher reckte nur eben einmal den Kopf aus dem Neſt, und auf der Stelle war er weg! — Mit der Kugel-Büchſe!“

„Ein guter Schuß!“ ſagte der Obriſt trocken.

„Ein guter? Die Jäger ſchlugen die Hände über den Kopf zuſammen, und die meiſten meinten, es ſei ein Glücksfall.“

„O gewiß nicht,“ antwortete der Obriſt ſicher.

„Das war es auch nicht, denn der Schütz ging darauf die Wette ein, daß er von demſelben Standpunkt den Aſt treffen wolle, auf dem das Neſt ſich befand; die Stelle wurde genau bezeichnet. Er viſirte kaum, und die Kugel ſaß!“

„Das glaube ich!“ ſagte der Obriſt wiederum ſehr ruhig, ohne alle Verwunderung. „Er iſt ein Jäger, der ſein Fach von Jugend auf gründlich gelernt und lange geübt hat. — Wir haben in England ſehr viel auf der Jagd gelegen; auch in Amerika und Indien!“

„Indien? Sie waren in Indien?“ fragte Allersleben mit verwundertem Intereſſe.

„Mehrere Jahre; und zweimal!“ verſetzte der Obriſt. „Es iſt das Loos des engliſchen Soldaten, unter allen Himmelsſtrichen heimiſch zu werden!“

„Und die Jagden in Indien? — O erzählen Sie uns davon!“ rief der Oberforſtmeiſter. „Haben Sie auch eine Tigerjagd gemacht?“

„Sehr viele! Auch Elephantenjagden. — Meiſt aber gegen viel unſchuldigere Creaturen: wilde Lamas, Gemſen, Gazellen, Rehe, Geflügel! Indeſſen auch gegen Krokodille.“

„Krokodille! Das muß eine Teufelsjagd ſein!“ rief Allersleben aus.

„Sie iſt nicht ſo gefährlich als der Name klingt," entgegnete der Obriſt lächelnd, „wenn man die Gebräuche und Vorſichtsmaaßregeln kennt, und befolgt, die die Erfahrung dabei gelehrt hat, gehört nur etwas kaltes Blut dazu, um ziemlich ſo ſicher zu ſein, wie bei unſern Wolfs- und wilden Schweinsjagden, vollends bei der Bärenjagd. Einen feſten Schuß muß man freilich haben!"

„Nun, den haben Sie!"

„Ich ſchmeichle mir, einige Uebung zu beſitzen," ſprach der Obriſt höflich.

Das Geſpräch hatte die Aufmerkſamkeit der anderen Gäſte angezogen, und der Obriſt wurde von allen Seiten aufgefordert, etwas von ſeinen indiſchen Jagden und Jagderlebniſſen zu erzählen. Er that es in der einfachſten Weiſe; vermied jede Uebertreibung des Abentheuerlichen, jede Ausſchmückung; um ſo anziehender waren den Jagdfreunden die einfachen Thatſachen. Aus Allem ging hervor, daß der Obriſt, wie er ſich auch ſchon durch die That bewährt hatte, ein vorzüglicher Jäger und Schütz, und ein Mann von dem geprüfteſten Muth ſein mußte.

Nur Einer unter den Gäſten ſchien nicht ſehr aufmerkſam auf dieſe lebendigen Schilderungen zu ſein. Es war der Aſſeſſor. — Der Oberforſtmeiſter neckte ihn einmal, nickte ihm zu, und ſprach mit etwas gedämpftem Ton: „Sie ſind ganz wo anders mit Ihren Gedanken als in Indien, lieber Vetter. Und ich glaube zu errathen, wo!"

Der Aſſeſſor erröthete, und machte eine Bewegung mit der Hand, welche die Bitte ausdrückte, daß Allersleben nicht fortfahren möge.

„Ich dachte allerdings augenblicklich an etwas Anderes," ſagte er, „doch ich bin nicht ſo unaufmerkſam als Sie glauben!"

Der Oberforſtmeiſter verfolgte den Gegenſtand, den er im Sinne hatte, nicht weiter, bemerkte aber mit Lächeln, daß

ſein junger Vetter ſehr häufig nach der Uhr ſah, und dann immer nach Erich-Feldheim hinüber blickte. „Ich begreife, daß es ihm zu lange hier dauert," dachte der Oberforſtmeiſter, „aber ich freue mich der Urſach!"

Die Sache war die: Der Aſſeſſor hatte am Tage nach dem Ball einen Beſuch in Feldheim gemacht, war ſehr freundlich empfangen worden, und hatte die Einladung erhalten, heut, nach der Jagd, mit Feldheim wieder dorthin zu fahren und den Abend in der Familie zuzubringen.

Ueber das Loos ſeines Herzens war entſchieden! Wie faſt immer, hatten wenige Augenblicke vollbracht, was dreißig Jahre nicht entwickeln konnten. Wilhelminens ſanfte, liebliche Schönheit, und ihr dieſem Aeußeren ſo völlig entſprechendes Innere hatte den Funken der Liebe in ſeine Bruſt geworfen. Er glühte um ſo höher, zündete um ſo ſicherer, je freier der Boden war, auf den er fiel. Seebach hatte noch nicht geliebt; die flüchtige Theilnahme, die er jugendlich für dieſes und jenes Mädchen, das ihm begegnet war, empfunden, hatte noch nie Wurzel geſchlagen. Es waren jene kleinen, angenehm reizenden Berührungen und Anziehungen geweſen, deren Macht jedoch nicht ausreichte, um für einen Lebensentſchluß zu binden. Der friſche Boden ſeines Herzens war nur leicht angeritzt; jetzt drang die Pflugſchaar tiefer ein, der wunderbare Same war in die warme, kräftige Furche gefallen, und ſchwellte nun mit ſeiner ganzen Triebkraft empor. Bei dem Manne bricht dieſe geheime Gewalt glühender Empfindung ſchneller zur lichten Flamme des Bewußtſeins empor, als in der weiblichen Bruſt. Seebach wußte ſchon, was er wollte, was geſchehen müſſe. In Wilhelmine war dieſelbe tiefe Wärme der Gegenſeitigkeit erwacht, allein ſie blieb noch in der Hülle der zarten Knospe verſchloſſen, erfüllte ſie mit der Seligkeit eines träumeriſchen Halbbewußtſeins. Sie bedurfte noch des

erklärenden Wortes des Geliebten, als Schlüssel zu dem süßen Geheimniß der eigenen Brust.

Kein Wunder also, daß den Assessor die Jagd und die indischen Jagdgeschichten nicht lebhaft interessirten. Es schien aber, als wenn dasselbe mit dem Erzähler der Fall sei. Das eigene schauerliche, ernste und doch unruhige Wesen, welches schon bei seinem ersten Erscheinen auf dem Ball an ihm zu bemerken war, ließ sich auch jetzt wahrnehmen. Eine gewisse Zerstreuung war oft unverkennbar; er beschäftigte sich im Innern häufig mit etwas Anderem, als was er äußerlich that. So richtete er während seines Erzählens offenbar seine Aufmerksamkeit vielfach auf Feldheim. Dieser saß etwas entfernt von ihm, doch ein wachsamer Beobachter konnte bemerken, daß der Obrist ihn sehr häufig in's Auge faßte, und mitten in der eigenen Rede auf dessen Gespräche zu achten schien. Dennoch hatte er den Tag über wenig mit ihm gesprochen, ihm auch noch keinen Besuch auf dessen Landgut gemacht, wiewohl die Andeutungen dazu von beiden Theilen gegeben waren. — Mehrere der Gesellschaft, auch Allersleben und der Präsident, hatten diese besondere Theilnahme des Obristen bemerkt; sie fiel ihnen auf, ohne daß sie sie erklären konnten. Am meisten achtete der Assessor darauf, und er war es auch gewesen, der den Blick der Andern zuerst darauf gelenkt hatte. Seine eifersüchtige Besorgniß suchte die Ursach in Wilhelminen, der gegenüber der Obrist allerdings eine ungewöhnliche Erregung gezeigt hatte. Er wurde um so unruhiger, und der Entschluß reifte in ihm, es wo möglich noch heut zu einer Erklärung zu bringen. Nicht ohne Kampf. Denn, abgesehen von der natürlichen Schüchternheit, die sich eines jungen feurig liebenden Mannes bemächtigt, wenn er das Wort herausfordern soll, das ihm in solcher Stimmung das Alles oder das Nichts des Lebens zu entscheiden dünkt,

ſo traten auch andere nicht unerhebliche Erwägungen hinzu. Er war erſt wenige Tage, ja wenige Stunden von Wilhelminen gekannt; werde ſeine Empfindung ihr nicht als eine leichtſinnige, ohne tiefere Wurzel erſcheinen, und ſie ihn wegen ſeiner ſchnellen Werbung zurückweiſen? Würden die Eltern nicht noch im höheren Grade ſo denken? Obenein war er nicht ganz ſein eigener Herr. Er hing von der Güte ſeines Oheims, des Präſidenten ab, und wie dieſer beſonnene, ſcharfſichtige, die Welt genau kennende und prüfende Mann über eine ſo ſchnelle Wahl denken würde, ob ihm die Verhältniſſe deſſelben zuſagen könnten, da über Feldheim wenig Zuverläſſiges hier bekannt war, das Alles waren Fragen, die den Aſſeſſor ſehr beſchäftigten und beunruhigten.

Unter ſolchem Bedenken über ſich ſelbſt, mußte ihm natürlich der Gedanke, daß der Obriſt gleiche Abſichten hege, um ſo ſchwerer auf's Herz fallen. Er mußte ſich geſtehen, daß einzig das Alter des Obriſten ein ungünſtiger Umſtand für denſelben war, ohne ein unbedingt hindernder zu ſein. Allein ob Rang und muthmaßlicher Reichthum, verbunden mit einer ſonſt ſo ausgezeichneten Perſönlichkeit wie die des Obriſten, nicht das Bedenken über ſein reiferes Alter ſelbſt bei Wilhelminen aufwiegen könnten, — bei ihren Eltern vollends — das waren Gedanken, die den Aſſeſſor in große Unruhe verſetzten.

Endlich war die Mahlzeit beendet. Die Gäſte ſtanden vom Tiſch auf, um den Kaffe, der an einem andern Tiſch eingeſchenkt wurde, im Auf- und Niederwandeln unter den ſchönen Bäumen einzunehmen, oder ſich hie und dort an behaglichen Plätzen vereinzelt dazu niederzulaſſen.

Einige traten in ein offenes Gartenzimmer, wo die Jäger ihre Gewehre theils angehängt, theils angelehnt hatten. Der Präſident, ein Freund ſchöner Jagdgewehre und Waffen überhaupt, betrachtete dieſelben mit mehreren der Herren, und

nahm ſie einzeln prüfend in die Hand. Auch der Aſſeſſor, der immer in der Nähe ſeines Oheims war, um dieſen ſo bald als möglich zur Rückfahrt zu veranlaſſen, nahm, obwohl ſehr zerſtreut, an dieſen Betrachtungen Theil. Einer der Herren reichte ihm ein Gewehr zu, und bemerkte: Auch ein recht gutes Gewehr, wiewohl etwas nach altem Stil gearbeitet.

„Ah, es iſt das, was ich ſelbſt bei der Jagd gebraucht habe;“ bemerkte der Aſſeſſor, indem er es hinnahm; „es ſchießt ſich gut. Schade, daß der Kolben beſchädigt iſt.“

„Der Kolben beſchädigt?“ fragte der Präſident, der halb abgewendet neben dem Aſſeſſor ſtand, aufmerkſam, und wandte ſich um.

„Ja es iſt ein Stückchen ausgeſprungen,“ antwortete der Neffe gleichgültig, und wollte eben hinzuſetzen: „Wäre es nicht Zeit zur Rückfahrt, lieber Onkel?“ als dieſer ihn mit einer, bei ihm äußerſt ſeltenen Lebhaftigkeit unterbrach. „Wo da? Zeig' her!“ Zugleich griff er ſchnell nach dem Gewehr.

Mit Staunen ſah der Aſſeſſor, daß ſich der Ausdruck der höchſten Ueberraſchung und Beſtürzung in den ſonſt ſo kalten, feſten Zügen des Präſidenten ausdrückte. Doch eben ſo ſchnell verſchwand derſelbe wieder, und er ſagte, doch unverkennbar mit abſichtlicher Gleichgültigkeit: „Schade, aber es iſt ja nur ein fehlender Splitter, der hätte ſich wohl leicht einfügen laſſen!“

„Gewiß, aber eben darum hat man es wohl verſäumt,“ antwortete der Aſſeſſor. „Allein die Damascirung iſt ſchön, nicht wahr?“

„Sehr ſchön;“ lautete die Antwort; der Präſident beſah das Gewehr ganz beſonders aufmerkſam.

„Was fällt Ihnen an dem Gewehr ſo auf?“ fragte der Aſſeſſor. „Sie betrachten es ja ſo, ſo . . . ſo eigenthümlich?“

„Weil es so eigenthümlich gearbeitet ist;“ erwiederte der Präsident lächelnd. „Du hast also dies Gewehr geführt?“

„Ja, lieber Onkel. — Meinen Sie nicht,“ fragte jetzt der Assessor etwas verlegen, da der Präsident schwieg und fortfuhr das Gewehr aufmerksam zu beschauen, „meinen Sie nicht, bester Onkel, daß wir wohl jetzt zurückfahren könnten?“

„Hast Du's so eilig, wieder in die Stadt zu kommen? — Ich möchte doch Allersleben nicht drängen!“ entgegnete dieser.

„Wenn ich's redlich gestehen soll, ja, lieber Oheim,“ versetzte der Assessor. „Ich möchte wohl heut noch einer Einladung zu Herrn Erich-Feldheim folgen, allein ich muß doch erst das Jagdkostüm ablegen.“

„Ah, also daher steht der Wind?“ sprach der Präsident lächelnd. — „Gehört das Gewehr zu denen Allerslebens?“

Was er nur mit dem Gewehr so beschäftigt ist, dachte der Assessor, da der Präsident es nach der Frage schon wieder so aufmerksam besah; ich finde doch so etwas Außerordentliches nicht daran; und er versäumte in der Zerstreuung zu antworten.

„Du hast meine Frage nicht gehört, Lieber,“ hob der Präsident wieder an; „ist das Gewehr eines von Allersleben?“

„Ich glaube nicht;“ antwortete der Assessor jetzt rasch; „vergeben Sie, lieber Onkel, ich war etwas zerstreut. Ich bekam das Gewehr hier von den Leuten des Försters.“

„So! — — Du möchtest gern rasch nach Haus? — Ich glaube Allersleben wird noch bleiben wollen, allein ich will es auf mich nehmen, daß Du allein fährst. Wir werden wohl noch bleiben. — Ich habe sogar von einer Spielparthie hier im Hause gehört!“

„Schicke dann den Wagen nur wieder zurück; es ist für die raschen Pferde ja kaum ein halbe Stunde!“

Der Assessor ging vergnügt. Er sprach noch mit Feld-

heim, der ihn aufforderte zu kommen, wie er da ſei; allein der kleinen Toilettenſorgſamkeit, die ſich immer einſtellt, wenn wir einem weiblichen Gegenſtande beſondere Aufmerkſamkeit widmen, war auch der Aſſeſſor unterworfen. Er wollte ſich erſt umkleiden, und dann von der Stadt aus kommen. — Er beurlaubte ſich bei Allersleben und einigen anderen Herren, und ſtieg in den Wagen.

Mit abwechſelnd freudig und ſorglich wallender Bruſt machte er die Rückfahrt.

Der Präſident war, mit dem Gewehr in der Hand, in dem Gartenzimmer geblieben. Er betrachtete es nochmals, in eine Ecke zurückgezogen, ganz genau. „Ja," dachte er bei ſich ſelbſt, „ich täuſche mich nicht! Meine Erinnerung iſt zu feſt. Es iſt genau die Form! — Es muß daſſelbe ſein! — Nach länger als zwanzig Jahren endlich eine Spur! — So wäre denn doch kein Dunkel ſo tief, daß nicht ein Lichtſtrahl hinein fiele, kein Faden ſo fein geſponnen, der nicht an's Licht der Sonne käme! — Nun, ich will ihn verfolgen, mit aufmerkſamſter Schärfe; aber vorſichtig, ganz unvermerkt, damit Niemand etwas ahnt, und mir nicht die Entdeckung entſchlüpft in demſelben Augenblick, wo ich ſie zu ergreifen hoffe!"

„Lieber Präſident, — unſer Spieltiſch iſt eingerichtet!" rief der Oberforſtmeiſter durch die offene Thür. „Iſt's gefällig?"

„Sogleich;" lautete die Antwort. Der Präſident ſetzte das Gewehr in die Ecke, und folgte dem Oberforſtmeiſter.

Fünftes Kapitel.

Als der Aſſeſſor auf einem von Wurzeln und Löchern etwas unbequemen Holzwege langſam durch den Wald fuhr, hörte er hinter ſich Peitſchenknall und ein Poſthorn. Es war der Obriſt, der mit ſeinem engliſchen Wagen, mit vier Poſtpferden beſpannt, ihm raſch nachkam, und bald, da der Poſtillon von dem Poſtvorrecht, daß ihm der vordere Wagen ausweichen müſſe, Gebrauch machte, und dies durch ſein Signal ankündigte, in vollem Trabe an ihm vorüberfuhr. Er grüßte im Vorbeifahren ſehr höflich; man kann aber nicht ſagen, daß Seebach den Gruß überaus verbindlich erwiederte, denn ſchon wieder ſchoß ſeinem eiferſüchtigen Herzen der Gedanke auf, der Obriſt benutze ſein ſchnelleres Fuhrwerk, um ihm zuvor- und ſelbſt den Abend noch nach Feldheim zu kommen. Er hatte ihn nach Tiſch mit Wilhelminens Vater ſprechen und gegen dieſen äußern hören, er werde ſich nächſtens die Ehre eines Beſuchs geben. Was konnte aber nächſtens anders bedeuten, als dieſen Abend ſelbſt? — Verdrießlich ſah er ihn daher den Vorſprung gewinnen, und hatte er erſt die große Straße, ſo war er vollends mit ſeinen Courierpferden nicht mehr einzuholen. Indeß, ſein Unmuth half ihm nichts, der Wagen des Obriſten war ihm bei den Wegkrümmen und dem dichten Gebüſch bald aus dem Geſicht, und er hörte nur noch von ferne den Peitſchenknall, das Raſſeln der Räder und das Kniſtern der Büſche, die der Wagen in den engen Wegen rechts und links ſtreifte.

In Kurzem erreichte auch er die große Straße und die Stadt. Schnell war er umgekleidet, und bald ſaß er wieder in einem andern Wagen, den er gemiethet hatte, um nach dem Gut Feldheim, dem Wohnſitz Wilhelminens, hinaus-

zufahren. Vor Sonnenuntergang hoffte er dort einzutreffen, obgleich es ſchon ziemlich ſpät war, und bereits röthliche Strahlen die Fluren färbten. Er verſprach dem Kutſcher ein gutes Trinkgeld und fuhr danach raſch über Feld dahin.

Kurz vor dem Dorf führte der Weg durch ein Wäldchen, das, obwohl nicht groß, doch ziemlich dicht war, und neben großen alten Bäumen viel buſchiges in einander verwachſenes Unterholz hatte. So geſchah es, daß ganz plötzlich aus dem Dickicht die Geſtalt eines alten Bettlers hervortrat, der mit dem Hut in der Hand um eine Gabe flehte. Der Alte hatte ſich dieſen Standpunkt offenbar mit großer Berechnung gewählt, weil gerade hier der Weg eine ziemlich ſteile Höhe hinan ſtieg, und folglich alle Wagen langſam fahren mußten. Im raſchen Vorüberfahren wäre ſchwerlich ein Almoſen zu erwarten geweſen. Der Aſſeſſor zog die Börſe, und ſuchte nach einem kleinen Geldſtück, obgleich der Bettler ihm in hohem Grade mißfiel. Sein Schädel war faſt kahl, nur umgeben mit ſchlaff herabhängendem, dünnem Haar, das, obgleich vor Alter ergraut, doch noch die Spuren durchſchimmern ließ, daß es einſt röthlich oder fad blond geweſen ſei. Indem der Alte fortwährend rief: „Lieber gnädiger Herr, ſchenkt mir einen Heller;“ verzog ſich ſein Mund zu einem widerwärtigen Grinſen und Greinen, was den heiſeren, breiten Kehllaut ſeiner Sprache noch unangenehmer erſcheinen ließ. Ein Paar Augen, die wie herausgequollen im Kopf ſtanden, und eine ſtumpfaufgeworfene Naſe, welche in ihrer Unförmlichkeit und in dem Kupferroth die Spuren des Branntweins allzudeutlich verrieth, vollendete das abſtoßende Bild. Der Aſſeſſor warf ihm das Geldſtück hin, und wandte ſich raſch wieder ab. Doch nicht ſo raſch, daß er nicht wahrgenommen hätte, wie der Bettler zuerſt gierig auf die Münze ſah, um zu wiſſen, was er erhalte, und dann erſt ſein greinendes „danke, gnädiger Herr,“ herausſchnarrte.

„Der ſoll Nichts wieder von mir haben," dachte Seebach für ſich, da ihm nichts mehr zuwider war, als wenn Jemand für ein Geſchenk oder Almoſen in gieriger Haſt zuerſt nachſchaute, wie viel er bekommen, und dann ſeinen Dank in gleichgültiger Gewohnheit oder gar in verdrießlichem Ton ausſprach, weil ihm das Geſchenk zu gering war. Freilich die Unſitte faſt aller Almoſen-Empfänger dieſer Gattung. Ein Weilchen ſpäter ſah Adolph ſich nochmals nach dem Bettler um, und bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſer in rüſtigſtem Schritt dem Wagen folgte. „Der kann gewiß nicht ſchnell genug in ein Wirthshaus kommen, um den Groſchen zu vertrinken," dachte Seebach und ärgerte ſich, daß er einem ſo Unwürdigen ein Geſchenk gewährt. „Als er mich anſprach, that er ſo elend, als könne er keinen Fuß mehr rühren, und jetzt läuft er der Schenke zu, ſo ſchnell wie ein Poſtbote." Er konnte es nicht laſſen, ſich nochmals umzuſchauen, — da war der Bettler verſchwunden. „Er hat ſich wieder in Buſch und Hinterhalt gelegt," dachte Seebach; „ein Vagabund erſter Art!"

Nach einer Viertelſtunde war der Wald zu Ende, und das ſtattliche Herren-Wohnhaus zu Feldheim lag, in einer Entfernung von tauſend Schritten etwa, zwiſchen alten Linden vor Seebachs Augen. Das Herz ſchlug ihm mächtig, als er ſich dem Dorf näherte. „Wenn nur der Obriſt nicht da iſt," dachte er. — Und gleich darauf ſagte er zu ſich ſelbſt: „Du mußt heut einen Entſchluß faſſen — gerade wegen des Obriſten! Jede Stunde, die Du verſäumſt, kann machen, daß Du unwiederbringlich zu ſpät kommſt. — Es wird ſich doch im Laufe des Abends ein Augenblick finden, wo Du Wilhelminen allein triffſt!"

Es fand ſich nicht nur ein Augenblick im Laufe des Abends, ſondern gleich der erſte führte ihm das liebliche Mädchen allein entgegen, und dehnte ſich zu mehr als einer Stunde aus.

Wilhelmine war dem Aſſeſſor mit unbefangener Freundlichkeit entgegengetreten, als ſie ihn vorfahren ſah, und empfing ihn mit den Worten: „Seien Sie herzlich willkommen! Aber Sie müſſen vorläufig ſchon mit mir allein vorlieb nehmen; der Vater iſt noch nicht von der Jagd zurück, und meine Mutter muß ihr Zimmer hüten!“

In der Ueberraſchung des Glücks, mit Wilhelminen allein zu ſein, hätte Seebach faſt die lächerliche Ungeſchicklichkeit begangen, eine Aeußerung der Freude darüber zu thun. Doch faßte er ſich ſchnell: „Iſt Ihre Frau Mutter noch krank?“

„Eigentlich krank nicht mehr; nur ſo angegriffen, daß ſie der Ruhe bedarf! — Meine Mutter iſt überhaupt ſehr oft leidend,“ ſetzte ſie traurig hinzu; „eine beſtimmte Krankheit hat ſie nicht, allein ſie iſt immer ſehr ſtill, und oft niedergeſchlagen und ſchwermüthig. Das iſt einmal ihr Weſen ſo; doch ſie iſt ſo gut, ſo freundlich, ſo liebevoll!“

Die ſchwärmeriſche Liebe Wilhelminens für ihre Mutter lieh ihr in Seebachs Augen eine Art Heiligenſchein der Verklärung. Sie war ihm indeſſen vorangegangen durch die Hausflur in das Gartenzimmer nach der entgegengeſetzten Seite.

„Darf ich Ihnen einige Erfriſchungen anbieten? Von unſern ſchönen Früchten?“ fragte ſie freundlich.

Seebach dankte, und ſchenkte ſich nur ſelbſt ein Glas Waſſer ein, aus einer Caraffe, die auf dem Tiſche ſtand.

„Vielleicht iſt es Ihnen gefällig unſern Garten zu ſehen?“ fragte ſie unbefangen. „Darf ich ſie führen?“

Seebach ſtrahlte vor Glück. Er war ein guter Menſch. Seine Seele erhob ſich in dieſem Augenblick dankbar gegen Gott, der ihm ſolche Seligkeit beſcheerte. Mit wallendem Entzücken nahm er Wilhelminens Arm, der ſich leicht auf den ſeinigen legte, und ging mit ihm hinaus in den Garten, wo ſich alte herrliche Bäume, liebliches Gebüſch, Grün des Raſens und Blumenbeete mit wohlgepflegten Obſtgeländern und An-

lagen des Nutzens zwanglos vereinigten. Die eben ſinkende Sonne durchfunkelte alle Gebüſche in ihrem ſchon etwas herbſtlichen Ton mit goldigem Schimmer, und erhöhte die Pracht der bunten Laubfärbungen. Der Abend war mild und ſtill.

Selig, wem ein ſolcher Spaziergang beſchieden iſt; wem Jugend und herzensreine Liebe eine ſolche Stunde bereiten, um das köſtlichſte Samenkorn für die Lebenszukunft auszuſtreuen! — Wir wollen das junge Paar nicht begleiten! — Was ſie ſich ſagten, wie aus dem leiſen Hauch und Duft der erſten ſchüchternen Rührungen ſich die ſüße, ahnende Beklemmung erzeugte, wie endlich ein glühendes, kühnes Wort die Bande der männlichen Bruſt ſprengte, und ein heiliger Thränenſtrom die der weiblichen ſanft löſ'te, . . . wer, den die Bahn des Lebens einmal über dieſen Frühlingsgipfel geführt hat, bedürfte ſolcher Schilderung zum Verſtändniß ihres Glücks, und wer, der nie auf ſo reiner Höhe gewandelt, verſtände ſie?

Nach einer Stunde kehrten beide zurück, Wilhelmine mit feucht ſchimmernden, ſeligen Augen, Seebach, den wir, zu Wilhelmine in ſeinem Glück, jetzt Adolph nennen wollen, mit hoher Wangenröthe und ſtrahlendem Blick der Freude, der nur ſanft auf der Geliebten weilte, der Welt aber ſich ſtolz und muthig zuwendete. Stolz, in dem Bewußtſein, die höchſte Staffel des Lebens erklommen und erobert zu haben, muthig in dem, ſie gegen alle Gefahren und Bedrängniſſe der Welt zu behaupten. Der heilige Bund war geſchloſſen, in dem die weibliche Seele ſich durch die Erkenntniß des Berufs erhoben fühlt, ihr Daſein einer zweiten hingebend duldend zu opfern, die des Mannes, ſchützend, tragend, kämpfend dafür einzutreten.

Adolph hatte Wilhelminen gebeten, ihr Glück zu verſchweigen, bis er mit ſeinem zweiten Vater, dem Präſidenten geſprochen; ſie dagegen die Bedingung geſtellt, es ihrer

Mutter ſogleich zu vertrauen — aber nur als ſüßes Geheimniß. Wie gern willigte er in dieſe kindlich fromme Bitte der Geliebten, durch die ihm der reine Demant ihres Herzens, den er gewonnen, noch reiner erſchien. Ohne Hehl hatte er dagegen auch ihr bekannt, daß er die raſche Kühnheit ſeines Entſchluſſes zum Theil der Sorge ſchulde, die ihm der Obriſt eingeflößt.

„Er?“ fragte Wilhelmine mit einem holden Lächeln und dem innigſten Blick ihres ſanften Auges. „Er erſcheint mir wie ein Mann, den ich verehren möchte, aber Du?... Jetzt laß mich zur Mutter hinauf.“

Dieſe bewohnte ein Zimmer im oberen Stockwerk des Hauſes, das ſein Fenſter auf der Giebelſeite hatte, wo man das Dorf überblickte. Sonſt hätte ſie das aus dem Garten vertraulich arglos Arm in Arm zurückkehrende Paar vielleicht geſehen, und das Geheimniß errathen, bevor es ihr vertraut wurde. So erfuhr ſie es aus der Tochter kindlichem Geſtändniß mit überraſchter Freude. Die Reinheit ihres Kindes und das Glück deſſelben bewegten ſie gleich ſüß; Glück, denn ſie vertraute Wilhelminen's Wahl, obgleich ſie Adolph noch nicht geſehen. Jetzt mußte die Tochter ihn ihr ſogleich zuführen.

Er fand eine Frau von etwa vierzig Jahren: bleich, doch mit Spuren edlen Reizes, in denen die große Aehnlichkeit mit der Tochter nicht zu verkennen war. Sie lag von der Unpäßlichkeit noch matt, und durch das beglückende, aber doch aufregende Ereigniß angegriffen, auf einem Ruhebett. Liebreich hielt ſie Adolph die Hand entgegen, der ſie voll Inbrunſt an die Lippen drückte.

„Seid glücklich, meine lieben Kinder,“ ſagte ſie ſanft; „o möge von Euch ein Schickſal fern bleiben, wie das meinige war.“ — „Und möchten Sie,“ fügte ſie offenbar, um eine falſche Deutung ihrer Worte durch Adolph zu hindern, ſchnell

hinzu, „möchten Sie, mein lieber Sohn, ſtets meiner Wilhelmine ein ſo ſanfter, redlicher Freund ſein, wie ihr Vater es mir unabläſſig geweſen und noch iſt. Ich achte es, daß Sie ſich zuerſt dem vertrauen wollen, den Sie als Vater verehren; es iſt mir ein Unterpfand Ihrer Dankbarkeit vor ihm, wie Wilhelminens Drang, mir zuerſt ihr Herz zu öffnen, mir eins ihrer Liebe iſt! — Genießet denn Beide heut des verſchwiegenen Glücks, — ich übernehme es, Wilhelmine, Deinem Vater mitzutheilen, was er wiſſen muß. — Seien Sie unbeſorgt," wandte ſie ſich nochmals zu Adolph, „das Recht Ihres Oheims ſoll dadurch nicht verletzt werden."

Sie lehnte ſich nach dieſen Worten erſchöpft zurück in die Ottomane, auf der ſie lag.

„Willſt Du allein ſein, beſte Mutter?" fragte Wilhelmine.

„Ja, liebes Kind," antwortete die Mutter, „meiner Ruhe halber, und weil ihr unten nicht fehlen dürft, wenn der Vater kommt, der, ſo höre ich, noch einige Gäſte mitbringen wird!"

„Mag der Obriſt nun kommen!" dachte der Aſſeſſor, „jetzt fürchte ich ihn nicht mehr."

So verließen die glücklichen Kinder die glückliche Mutter. Kaum waren ſie im Gartenzimmer eingetroffen, als ſie den Wagen Feldheims hinter der Gartenmauer heranrollen ſahen. In zwei Minuten trat Feldheim ſelbſt ins Zimmer; er kam ohne Gäſte, ganz allein. — Wilhelmine flog ihm entgegen. Ihre Umarmung war ſo innig, ihre Gefühle drängten ſie unwillkührlich dazu, daß der Vater ganz erſtaunt war, und fragte: „Wilhelmine, bin ich denn ein Jahr fort geweſen?"

Sein raſcher Blick maß die Tochter, er ſah ihr verklärtes Auge, er ahnte, was geſchehen war; auch Seebachs Haltung verrieth es zu deutlich. Er war eben im Begriff eine forſchende Frage zu thun, als er ſich beſann, und dachte: „Nein; ihr Vertrauen muß mir entgegenkommen." — Auch

entſann er ſich rechtzeitig eines Auftrags von dem Präſidenten, deſſen Ausführung nicht ganz leicht, wenigſtens nicht ſo unbefangen hätte geſchehen können, wenn das Verhältniß, das er ahnte, zur Sprache gekommen wäre.

„So lieb es mir iſt, Sie in meinem Hauſe zu begrüßen, Herr Aſſeſſor," redete er dieſen an, „ſo muß ich Sie doch daraus vertreiben."

„Wie das?" fragte Apolph betroffen. Wilhelmine wurde bleich.

„Es iſt kein Zweifel," dachte Feldheim. „Ihr Herr Oheim," fuhr er fort, „hat mich beauftragt, Sie zu erſuchen, doch ſofort nach Haus zu kommen. Er hat, wie er mir ſagte, Briefe empfangen, in Folge deren er Ihnen einen wichtigen Auftrag zu geben habe!"

„Was kann das ſein?" fragte Seebach beſtürzt. „Ich wüßte doch nicht . . . ."

„Ich weiß es auch nicht," erwiederte Feldheim mit einem leichten Lächeln, da er bemerkte, wie überaus unangenehm dieſe Nachricht auf den Aſſeſſor wirkte; „allein ich denke," ſetzte er hinzu, „es wird eine eilige Geſchäftsangelegenheit ſein, wobei er Ihrer Feder bedarf, da er von Briefen aus „Gotha" ſprach!"

„Hm! Höchſt ſeltſam!" antwortete Adolph, in hohem Maaße unangenehm berührt, „die Poſt war ja ſchon längſt eingetroffen, als ich noch in der Stadt war; es waren keine Briefe für uns angekommen. Sollte er einen Courier gehabt haben?"

„Ich weiß nichts darüber," verſetzte Feldheim, „ich kann mich nur meines Auftrags entledigen, der mir natürlich kein angenehmer iſt, da er einen willkommenen Gaſt aus meinem Hauſe entfernt!"

Adolph überlegte, daß es gerade jetzt ſehr wichtig ſei, den Oheim nicht zu erzürnen, und daß es zugleich ſehr auf-

fallen werde, wenn er nur einer geſelligen Unterhaltung wegen ſich einem angeblich dringenden Geſchäft entziehen wolle. Er beſchloß daher, ſo ſchwer es ihm wurde, auf der Stelle Gehorſam zu leiſten. „Sie geſtatten mir doch, daß ich mich für dieſen verlorenen Abend durch einen andern entſchädige?“ fragte er Feldheim.

„Ich bitte darum!“

„Morgen vielleicht?“ fragte der Aſſeſſor etwas übereilt; die Lebhaftigkeit ſeiner Gefühle führte ihm aus dem Geleis der geſelligen Formen.

„Morgen, ſehr gern,“ lautete die freundliche Antwort. So ſchied er denn mit dem Troſt des Wiederſehens auf morgen, und auf's Freundlichſte entlaſſen. Ein leiſer Händedruck Wilhelminens, als er ihr die Hand beim Abſchied küßte, zeigte ihm, daß ſie ihn ſo bedauernd ſcheiden ſah, als er mit Bedauern ging.

Es war ſchon ziemlich dunkel, als ſein Wagen das Dorf verließ. Die Herbſtabende beſchenken uns nicht mit einer ſo langen Dämmerung, wie die des Frühlings und Sommers. Als er den Wald erreichte, war es völlig Abend. Er ſah eine Geſtalt, die ſich ſchnell am Saum des Gebüſches hinbewegte. Es kam ihm vor, als ſei es der Bettler von zuvor. „Ob der Vagabund die Nacht hier zubringt?“ fragte er ſich. „Am Ende iſt es ein bloßer Tagedieb.“

In der Stimmung ſeiner Seele konnte er ſich unmöglich lange mit dieſem unbedeutenden Gegenſtande beſchäftigen. Wilhelminens Bild umſchwebte ihn; er ſah ihr liebliches Antlitz, hörte den weichen Wohllaut ihrer Sprache; doch mehr als Alles bewegte ihn der Gedanke an die Reinheit ihrer Seele, die Wärme ihres Herzens. — „Welch ein überſeliger Menſch bin ich,“ dachte er. „Sollte aber der Oheim“ — — zog plötzlich ein finſteres Gewölk durch den reinen Himmel ſeines Glücks, „etwas wider deine Verbindung einzuwenden haben?

— Ich kann es mir nicht denken!“ Doch beunruhigte ihn einigermaßen das ganz unvermuthet, seltsame Geschäft. Der Gedanke quälte ihn, dasselbe sei nur ein Vorwand, der Präsident habe etwas von seiner Liebe bemerkt, und suche das Verhältniß so schnell als möglich zu hemmen.

Während er sich durch diese Besorgnisse aufregte, fuhr plötzlich im raschen Trabe ein Wagen an ihm vorüber, den er in der Dunkelheit nicht zuvor gesehen, bei dem nicht chaussirten Wege und dem Geräusch seines eigenen Wagens auch nicht vorher gehört hatte. Beim dichten Vorüberfahren erkannte er aber trotz der Nacht, daß es vier Pferde seien, und ein Postillon vom Sattel fahre. — „Sollte es der Obrist sein? Freilich! Denn wer fährt hier so, als er? — Und noch so spät! — Wenn er mit einer Absicht auf Wilhelminen nach Haus führe! Wenn er vielleicht schon mit dem Vater gesprochen hätte! Wenn“ — die Eifersucht wurde bei Adolph, wie man sieht, sehr leicht angeregt, und war erfinderisch in Vermuthungen. — „Wenn die ganze Sache von dem Geschäft nur ein Vorwand gewesen wäre, dich zu entfernen!“ — —

Alle diese Gedanken schossen mit urplötzlicher Schnelle in ihm auf. Allein ein Gedanke an Wilhelminen, an ihr Wort über den Obristen verscheuchte sie sämmtlich wieder. — „Ob dir aber eine solche Werbung, wenn auch Wilhelmine sie zurückweist, nicht dennoch Schwierigkeiten bereiten würde? Ob ihr Vater sie nicht begünstigt! Ob“ — — bei diesem letzten „Ob“ hielt er vor dem Hause des Oberforstmeisters.

Der Präsident trat ihm schon oben auf der Treppe entgegen. „Es ist mir leid gewesen, Dich zu stören,“ sprach er, „allein ich muß Dich augenblicklich fortsenden!“

„Fortsenden?“ rief Adolph, und stand wie erstarrt.

„Ja, nach Gotha!“

„Nach Haus? — Lieber Oheim!“

„Die Sache ist von großer Wichtigkeit,“ sagte der Prä-

ſident ernſt. „Hier iſt ſchon der Brief für Dich geſchrieben!“ Er übergab ihm einen verſiegelten Brief.

„An die Criminal-Direktion?“ las Adolph ſtaunend.

„So iſt es!“

„Und was betrifft die Sache?“ fragte der Aſſeſſor in höchſter Aufregung.

„Du wirſt dort Deine Inſtruktionen erhalten; jetzt aber mußt Du ſogleich abreiſen. Du fährſt mit Courierpferden. Unſer Reiſewagen hält bereits angeſpannt im Hofe, und ich habe das Nöthigſte für Dich ſchon einpacken laſſen. Nur das Nöthigſte, denn Du mußt auf der Stelle hierher zurück!“

Der Aſſeſſor war wie betäubt. Indeß kannte er den Präſidenten; er war in Geſchäftsſachen von der unerbittlichſten Strenge. Daher raffte er ſich mit voller Kraft zuſammen und ſprach: „Lieber Oheim, ich bin bereit, Ihren Auftrag ſofort zu vollziehen. Allein darf ich Sie um zehn Minuten für eine mir ſehr wichtige Angelegenheit bitten?“

Der Präſident zögerte einen Augenblick mit der Antwort, und ſprach dann ſehr ernſt: „Lieber Adolph, ich wünſche, daß Du das Geſpräch bis zu Deiner Rückkehr aufſchöbeſt!“

„Ich darf es nicht, Oheim! Die Pflichten gegen dritte Perſonen laſſen es nicht zu!“

Der Präſident war geübt in der Selbſtbeherrſchung; doch ſah man, daß etwas in ſeinen Zügen vorging, was auf einen heftigen inneren Kampf ſchließen ließ: „Nun ſo ſprich,“ ſagte er endlich, und ſah mehr bekümmert als ungehalten dabei aus.

Adolph ergoß ſein Herz in einem Strom feuriger Worte; er bat den Oheim mit voller Innigkeit ihm die Einwilligung zu ſeiner Verbindung nicht zu verſagen. Der Präſident hatte ihn mit tiefem Ernſt angehört, aber war nicht von der Glut des Neffen entzündet worden.

Mit feſter Ruhe ſprach er: „Lieber Adolph; dem An-

ſchein nach iſt Deine Wahl zu billigen. Allein eine ſo wichtige Entſcheidung läßt ſich nicht ſofort treffen, ſondern fordert die ſorgfältigſten Prüfungen, und ich habe Gründe, weshalb ich gerade dieſe Angelegenheit nicht vor Deiner Rückkehr auf irgend eine Weiſe berühren kann. Ich werde alſo auch in Deiner Abweſenheit keinen Schritt darin thun, ſondern nur den Herrn Erich-Feldheim, der Höflichkeit gemäß, benachrichtigen, daß ein wichtiges Geſchäft Dich plötzlich entfernt habe. Und nun reiſe."

Adolph kannte ſeinen Oheim, oder vielmehr der Aſſeſſor kannte den Präſidenten. Erzürnte jener dieſen, ſo waren Neffe und Oheim noch viel ſchwerer zu verſöhnen. Er wagte daher, wie ſchwer ihm der Gehorſam wurde, kein Wort des Widerſpruches mehr, denn der Neffe bedurfte der Einigkeit mit dem Oheim zu dringend. — Zehn Minuten ſpäter rollte er ſchon auf der Landſtraße davon. — Kaum hatte er das Haus verlaſſen, ſo eilte der Präſident zum Oberforſtmeiſter hinüber: „Was ich von der Zukunft fürchtete, Freund, iſt ſchon geſchehen," rief er in einer Aufregung, die bei dem ruhig kalten Geſchäftsmann und feſten Charakter von doppeltem Gewicht war, „Adolph hat ſich ſchon erklärt!"

„Die Jugend iſt immer auf der Hetzjagd beim Verlieben," antwortete der Oberforſtmeiſter.

„Es wäre ſchrecklich, wenn unſer Verdacht ſich beſtätigte," ſprach der Präſident, und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Daraus kann ihm aber kein Vorwurf erwachſen," verſetzte der Oberforſtmeiſter, „denn wer hätte ſo etwas ahnen können! — Ich glaube es aber auch nicht," ſetzte er heftig hinzu, und trat mit dem Fuß auf.

„Was gäbe ich darum, wenn ich es nicht glauben müßte!" erwiederte der Präſident. „Allein rufen Sie ſich noch einmal alle Umſtände in's Gedächtniß, und Sie werden nicht zweifeln

können. Daß das Gewehr dasjenige iſt, womit die Mordthat verübt wurde, darauf leiſte ich einen Eid!"

„Hm!" ſummte Allersleben.

„Feldheim beſitzt es ſeit länger als zwanzig Jahren, — das ſtimmt mit der Zeit der That. Er war ein armer Burſch — plötzlich wurde er ſo reich, daß er pachten konnte, — er ſelbſt hat beim Verkauf des Gewehrs an den Förſter geäußert, daß er es gern los werde, weil ſich unangenehme Erinnerungen daran knüpften."

„Das zeugt für ſeine Unſchuld. Er würde nicht davon geſprochen haben, wenn ſich ein ſolches Verbrechen daran knüpfte," fiel der Oberforſtmeiſter lebhaft ein.

„Sie irren! Gerade ſolche Unvorſichtigkeiten begehen die Thäter! Das iſt immer das Fädchen, woran man ſie fängt, — ſo auch, daß er den Kolben ſeines Gewehrs nicht unterſuchte!"

„Wenn er es aber nun von dem Thäter gekauft hätte? Der Jäger Wilhelm Hagen galt ja bis jetzt für den Mörder ...."

„Nur der Verdacht laſtete auf ihm, aber er vermindert ſich jetzt in hohem Grade, denn es iſt erwieſen, daß der Jäger ein Gewehr aus der Ruhla hatte, und dies iſt aus einer Roſtocker Fabrik, ganz in der Nähe des Gutes, wo Feldheim damals Verwalter war."

„Hm!" murmelte der Oberforſtmeiſter wieder. „Freilich, eine ſtarke Spur .... doch kann die Fährte falſch ſein!"

„Sie kann freilich — es kann auch das große Loos zweimal auf dieſelbe Nummer fallen, allein die Wahrſcheinlichkeit iſt ſehr unglaublich!" —

„Hm! Hm! Aber das muß ich geſtehen, beſter Vetter! — Wie Sie ſo ganz arglos dem Feldheim, dem Förſter, und allen den Andern dieſe Umſtände abgehorcht, ihnen die

Künſte abgefragt haben! Sie haben eine Witterung, — ein Spürgenie ....“

„Wohl Schade, daß ich kein Hühnerhund geworden bin!“ ſcherzte der Präſident bitter. „Vielleicht bin ich einer geweſen, nach der Lehre von der Seelenwanderung, oder werde dermaleinſt einer!“ Er ging dabei haſtig im Zimmer auf und nieder. Es war ſeine Art, ſeine heftigſten Aufwallungen durch Sarkasmen zu beſchwichtigen. — Doch diesmal überwältigte ihn der Ernſt doch. „Der arme Junge!“ rief er aus, „ſo vom Gipfel des Glücks in den Abgrund zu ſtürzen! — Doch: Fiat justitia, pereat mundus!“

Sechstes Kapitel.

Es iſt wahr, was der Dichter ſingt: Die Liebe iſt ſchwer zu verbergen, wie das Feuer, und ſchwerer!

Denn noch ſo ſtill gehegt
Sie gar leicht aus den Augen ſchlägt!

Einem Mutterblick entgeht nichts; einem Vaterblick Vieles, aber doch nicht Alles. Feldheims Vaterblick hatte, wir wir geſehen, Etwas in Wilhelminens Augen geleſen, was wie Liebesglanz daraus aufſchlug. Und in ihrem ganzen Weſen, denn ſie war, trotz der Beſtürzung über die plötzliche Abberufung Adolphs heut doppelt aufmerkſam, doppelt zärtlich gegen ihren Vater, und doppelt freundlich gegen alle ihre Umgebungen. Es ſchien, als ob die Fülle der Liebe in ihrem Herzen ſich auf Alle Andere um ſie her ausſtrömen müſſe, da der Eine, dem ſich der ganze Strom zugewandt hätte, fehlte.

Feldheim mußte alſo wohl immer ſicherer werden. Und vollends als ſeine kränkelnde Gattin ihn bitten ließ, einen Augenblick zu ihr hinauf zu kommen! —

Er trat ein und fand ſie ſehr bewegt. Mit einfachen, offenen, herzlichen Worten ſagte ſie ihm, was geſchehen war, und fragte: „Wirſt Du Deine väterliche Zuſtimmung geben?“

Feldheim, nach Art der Männer, Bedenklichkeiten zu zeigen, wo ſie eigentlich keine haben, wenn auch welche haben könnten, antwortete: „Ich ſage nicht Nein, ich ſage nicht Ja, man muß ſorgfältig prüfen!“

„O, Lieber, ſage Ja; in meinem Innern ſpricht eine Stimme für den jungen Mann, die ſich ſelten bei mir regt, die mich aber nie getäuſcht hat. Er iſt unſerer lieben, einzigen Tochter werth. O Feldheim, zerſtöre nicht die ſüßeſte Wonnezeit des Lebens — es iſt ein zu bitterer Schmerz!“

Ihre Thränen brachen hervor; ſie ſank an die Bruſt ihres Mannes.

„Das war wider Dein Verſprechen,“ ſprach er ernſt aber weich; „das hätteſt Du mir jetzt nicht anthun ſollen!“

„O lieber, beſter Mann, vergieb! Allein die Gewalt der Erinnerungen, jetzt, da Wilhelmine auf derſelben Stelle des Lebens ſteht, überwältigte mich! — Es iſt undankbar! Ich bin ja glücklich!“

„Biſt du es?“ fragte er innig.

„Sage nur Ja, und ich bin es!“ hauchte ſie.

„Nun wohl denn, ich ſage Ja,“ erwiederte er. „Biſt Du nun glücklich, Röschen?“

„Ja, ja!“ rief ſie und hing an dem Halſe ihres Mannes.

„Was war das?“ rief dieſer — und fuhr mitten in der Umarmung auf, und ſah ſcharf nach dem Fenſter.

„Ich hörte nichts, Lieber!“

„Ich ganz deutlich! Es war der Ton einer männlichen Stimme! Hier am Fenſter — ein Ausruf, oder Seufzer!“ —

Feldheim war mit raſchen Schritten dem Fenſter zugegangen, das halb offen ſtand. „Wer iſt da?“ rief er hinaus, und blickte ſpähend in die Krone einer Linde, deren Zweige ſtark geſtutzt waren, weil ſie ſonſt das Haus berührt und das Fenſter verdunkelt haben würden. Er beugte ſich hinaus. Es war ihm, als höre er Schritte, die ſich raſch entfernten; das Dunkel ließ aber nichts unterſcheiden.

„Seltſam!“ rief er verwundert.

„Du haſt Dich gewiß getäuſcht,“ beruhigte ihn ſeine Gattin. „Wer ſollte dieſen Baum zu ſeinem Sitz wählen? Es wird das Geräuſch der Zweige im Luftzuge geweſen ſein!“

„Es iſt ganz windſtill! — Ich glaube deutlich eine tiefe männliche Stimme zu hören, obwohl ich kaum begreife, wie das möglich wäre, und was Jemand davon haben könnte, uns zu belauſchen!“

„Er hätte wenigſtens nichts Uebles gehört!“ tröſtete Röschen.

„Doch möchte ich nicht, daß es ſchon bekannt würde;“ entgegnete Feldheim. — „Wir ſind aber ganz geſtört worden. Ich wollte Dir nur ſagen, daß ich ſchon auf dem Ball ſo meine Muthmaßungen hatte, und, wie wir Väter nun ſind, in der Stille Erkundigungen über den Aſſeſſor einzog. Nicht bloß der Oberforſtmeiſter und der Präſident, ſondern auch einige andere Herren, die ihn kennen, gaben ihm das beſte Zeugniß. Vermögend iſt er nicht; nur ein kleines Erbtheil von der Mutter beſitzt er. Sein Oheim unterſtützt ihn noch. Aber er hat gute Ausſichten.“

„Und wir ſind ja wohlhabend genug!“

„Ja, ich denke wir ſind es; und Du biſt glücklich — nicht wahr, Du biſt glücklich!“ Mit dieſen Worten küßte Feldheim ſie herzlich und wünſchte ihr eine gute Nacht! Sie bedurfte auch der Einſamkeit und Ruhe bei ihrer Kränklichkeit. Bald ſuchte ſie ihr Lager in einem Alkoven des Gemaches

auf, und ſchlief mit dem Gebet ein: „Gütiger Gott, laß mein Kind eine glücklichere Braut ſein, als mich!“

Schöne und düſtere Träume zogen wechſelnd durch ihre Seele. Bilder der Vergangenheit, Bilder der Zukunft ſchwebten vorüber. Die letzten weilten am längſten. Sie ſah die Kirche, den Altar, an dem das junge Paar ſtand. Da trat plötzlich eine finſtere Geſtalt hinter ſie, ſchritt zwiſchen beide ein, und riß ſie auseinander. Die Altarlichter erlöſchten, dichte Finſterniß war umher, ein klirrender Schlag drang in ihr Ohr. — Sie fuhr auf; ſie war aus dem Schlummer erwacht. Mit Mühe beſann ſie ſich, wo ſie ſich befand, erkannte ihr Schlafgemach wieder. „Es war ein böſer Traum, der mich geängſtigt hat,“ ſprach ſie vor ſich hin. „Aber was rauſcht denn ſo nahe um mich?“

Es hatte ſich draußen heftiger Wind erhoben, und ſie hörte das Sauſen deſſelben in den Bäumen; aber ſo ſtark, daß ſie darüber verwundert ſein mußte. Plötzlich wiederholte ſich der klirrende Schlag, den ſie im Traum vernommen. Es war das Fenſter, welches Feldheim aus Unachtſamkeit offen gelaſſen hatte, und das jetzt im Winde klirrend zuſchlug. Sie ſtand auf, trat in ihre Nachtſchuhe, die vor dem Bett ſtanden, ging im Dunkeln dem Fenſter zu, und ſchloß es. Als ſie ſich wieder zu Bett legen wollte, und in dem ganz dunklen Alkoven nach der richtigen Stelle taſtete, berührte ſie mit der inneren Fläche der Hand das Nachttiſchchen vor ihrem Bett, wo ſie das Licht gelöſcht hatte. Mit Verwunderung fühlte ſie einen fremden Körper unter ihren Fingern, der einem Ringe glich. Sie wußte mit Beſtimmtheit, daß ſie Abends keinen Ring abgelegt, ſondern nur das Licht auf den Tiſch geſtellt hatte. Indem ſie ihn faſſen wollte, bemerkte ſie auch, daß er auf einem Blättchen Papier lag, von dem ſie auch mit Beſtimmtheit wußte, daß ſie es nicht hingelegt hatte; ſie gerieth in das höchſte Erſtaunen. Ihr krankhafter

Zuſtand machte, daß dieſe befremdenden Umſtände ſtärker auf ſie wirkten; ſie zitterte fieberhaft. Von einem leichten Schauer geſchüttelt, warf ſie ihr über dem Stuhl vor'm Bett hängendes Nachtgewand über, und zündete ihr Licht an. Nun ſah ſie voll Erſtaunen in der That ein weißes Blättchen auf dem Nachttiſch und daneben den Ring, den ſie in der Hand gehabt. Sie griff nach dem Blättchen. Beim erſten Blick darauf that ſie einen Schrei: „Röschen, Du biſt glücklich! Lebe wohl! — Wilhelm!" waren die Worte, die ſie las. Bebend, daß ſie ſich kaum auf den Knieen halten konnte, faßte ſie den Ring. Es war der ihres erſten Verlöbniſſes, den ſie, als Förſters Röschen, Wilhelm geſchenkt hatte.

Die Sinne ſchwanden ihr; ſie wankte, ſank auf das Bett nieder, und blieb völlig bewußtlos liegen.

„Es iſt doch ſeltſam," ſagte am andern Morgen Wilhelmine, während ſie den Früſtückstiſch ordnete, daß die Mutter noch nicht hier iſt, und auch noch nicht geſchellt hat. Ich möchte doch hinauf gehen!"

„Thue das, Kind, aber wecke ſie nicht, wenn ſie noch ſchläft; bei ihrer Kränklichkeit und Schwäche werden die Bewegungen des geſtrigen Abends ſie etwas ermattet haben, und nichts iſt ihr ſo wohlthätig als der Morgenſchlaf."

„Eben darum wollte ich ſie nicht ſtören," antwortete Wilhelmine, ſonſt wäre ich natürlich ſchon längſt bei ihr geweſen. Gleich nachdem ich aufgeſtanden war, ſchlich ich an ihre Thür und öffnete ſie leiſe. Allein es war noch Alles ſtill hinter den Vorhängen. — Ich hätte ſie ſo gern wachgeküßt, — aber Du haſt Recht, lieber Vater, dieſer Morgenſchlummer iſt die beſte Arznei für ſie. — Nun trinke Deine Taſſe, indeß will ich wieder einmal zuſchauen!"

Sie ging. Nach zwei Minuten kam ſie leichenblaß zurück, und rief: „Vater, die Mutter liegt beſinnungslos auf ihrem Bett — ſie muß ſchwer krank ſein!"

Sie eilten hinauf; die Dienſtboten, welche benachrichtigt wurden, folgten. Sie fanden die Kranke in der That ohne Bewußtſein, aber tief und ſchwer athmend, ihr Puls ſchlug fieberhaft.

„Sie muß in der Nacht aufgeſtanden ſein, und ſich erkältet haben,“ meinte Feldheim. Denn er ſah, daß ſie das Nachtkleid und die Schuhe anhatte. „Wir wollen ſie gleich ordentlich betten.“

Um die Kranke bequem anfaſſen, entkleiden und in's Bett bringen zu können, wurde ein Seſſel auf die Seite gerückt, und das Nachttiſchchen in eine dunkle Ecke des Alkovens gerückt. Niemand achtete auf den Ring und das Blättchen, die darauf lagen. Nur den zu Boden gefallenen Leuchter mit dem zerbrochenen Licht hob die Magd auf, und ſtellte ihn auf den Tiſch, ſo daß das Papierblättchen ganz bedeckt ward, und auch der Ring ohne genaues Nachſuchen nicht zu ſehen war. Die Urſach ihres Zuſtandes blieb alſo der Umgebung ganz verborgen; Erich-Feldheim würde den Inhalt der Worte ſo gut verſtanden haben, als ſeine Gattin ſelbſt.

Wilhelmine übernahm ſogleich die Pflege; ein Bote wurde nach der Stadt zum Arzt geſandt. Große Beſtürzung und Verwirrung herrſchte im Hauſe. Als der Arzt nach zwei Stunden kam, fand er die Kranke im heftigen Fieber; ſie war immer noch bewußtlos und redete irre. Die ſeltſamſten Vorſtellungen, für die der Schlüſſel nicht zu finden war, da Niemand die Ereigniſſe, die ſie erzeugt hatten, kannte, kreuzten ſich in ihren Fieberträumen. Der Arzt muthmaßte irgend eine ſtarkaufgeregte Begebenheit als Urſach der Krankheit; Feldheim geſtand ihm eine ſolche zu, bat aber darüber ſchweigen zu dürfen, da die Angelegenheit ein Geheimniß bleiben müſſe. Es war für den Arzt weniger bedeutend, *was*, als *daß* etwas der Art geſchehen ſei; und da ihm Feldheim noch dazu ſagte, daß es hauptſächlich eine *freudige* Erſchütterung

geweſen ſei, welche ſo auf die gereizten Nerven der Kranken gewirkt habe, ſo durfte er über den Standpunkt aus, dem er das Uebel aufzufaſſen habe, nicht zweifelhaft ſein. — Er verordnete beruhigende, kühlende Mittel, und verſprach, den Abend wiederzukommen.

Schon dieſe Erkrankung der Mutter war eine dunkle Wolke, die über den roſigen Morgenhimmel, der ſeinen Schimmer in Wilhelminens Bruſt warf, hinzog. Er ſollte ſich noch tiefer verhüllen!

Kaum war der Arzt fort, als ein Bote aus der Stadt mit einem Briefe an Feldheim eintraf. „Hm! Seltſam, murmelte dieſer, als er geleſen, und reichte das Blatt Wilhelminen hin. Es war vom Präſidenten und lautete:

„Da mein Neffe dieſen Abend, wie er mir ſagt, in Ihrem Hauſe erwartet wird, halte ich es für Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß ein dringendes Geſchäft ihn gezwungen hat, geſtern Abend unverzüglich nach Gotha abzureiſen.

von Seebach.“

Wilhelmine erblaßte. Die Zeilen waren ſo kalt, ſo abgemeſſen; es fehlte jede ehrende, oder freundliche Anrede, nur im Höflichkeitsgebrauch; auch die Unterſchrift gab ohne allen Beiſatz nur den Namen! — Eine wie Eis in ihre Bruſt fallende Ahnung ſagte ihr, daß dieſe Abreiſe, dieſe Zeilen eine ſchwere Bedrohung ihres Glückes enthielten.

„Nach der Form dieſes Billets,“ hub Feldheim an, „ſcheint der Neffe noch nicht mit ſeinem Oheim von Dir geſprochen zu haben!“

„Er kann ihm noch nichts geſagt haben!“ rief Wilhelmine, und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Allein er wollte doch — es war auch Pflicht — vielleicht, daß das dringende Geſchäft ihn gehindert hat;“ entgegnete Feldheim, ſelbſt unſicher in ſeiner Annahme. „Beruhige Dich, mein Kind; es kann ein ſehr wichtiges Ereigniß

dazwiſchen getreten ſein, das in jedem Fall im Zuſammenhange mit des Aſſeſſors Stellung ſteht, denn der Präſident gab mir ja ſchon, als ich geſtern vom Forſthauſe wegfuhr, den Auftrag, ſeinen Neffen wegen eines dringenden Geſchäftes zurückzubeſcheiden! — Es wird ſich Alles aufklären, ich werde Nachmittag hineinfahren!"

Er vermied es, auszuſprechen, was er fürchtete, daß er gerade dieſe Kürze und Kälte der Zeilen für ein Zeichen halte, daß Adolph mit ſeinem Oheim geſprochen habe, dieſer aber der Verbindung entgegen ſei. —

Armes Mädchen! Nur eine Nacht ſollte der Traum Deines Glückes währen? Wirklich nur der Traum einer einzigen Nacht ſein?

Wilhelmine ging, um in der Pflege der Mutter ihren Troſt zu ſuchen.

Feldheim fuhr nach Tiſch zur Stadt. Er beſuchte den Oberforſtmeiſter und den Präſidenten. Der erſte war verlegen, der zweite war nicht zu ſprechen. Er hatte Beſuch. Feldheim ließ ſeine Karte zurück, und entfernte ſich mit ſchwerem Herzen. Alles deutete ihm an, daß der Aſſeſſor mit ſeinem Oheim geſprochen habe, und dieſer der Verbindung völlig entgegen ſei. Er fing ſogar an zu muthmaßen, daß das Geſchäft doch eine auf dies Verhältniß begründete Erfindung ſei. Denn was er, Feldheim, ſelbſt geahnt hatte auf dem Ball, konnte das nicht auch dem Präſidenten aufgefallen ſein? Konnte er nicht deshalb wünſchen, den Beſuch deſſelben in Feldheim zu ſtören, ohne ihn geradehin zu unterſagen, was unſchicklich und auffallend geweſen wäre? Das Geſchäft war der Vorwand der Abberufung, und die Sendung nach Gotha das entſchiedene Ablehnen. — Denn, daß Adolph in einigen Tagen zurückkehren werde, hatte der Präſident nicht an Feldheim geſchrieben, aus guten Gründen der Vorſicht.

Indem Feldheim das Haus verließ, ſah er unten in der Thür einen untergeordneten Polizeibeamten ſtehen, dem er zu dieſem kleinen Poſten verholfen hatte.

„Was thut Ihr hier, Ehrhardt?“ fragte er ihn, faſt in dem Bedürfniß, ſich durch irgend etwas in ſeinen Gedanken zu zerſtreuen. „Ich warte auf den Herrn Polizeihauptmann; er iſt oben bei dem fremden Herrn!“

„Alſo der iſt oben;“ dachte Feldheim, und es beruhigte ihn einigermaßen, indem daraus noch hervorging, daß der Präſident wirklich Beſuch hatte. Es fiel ihm freilich auf, was der Polizeihauptmann dort zu thun haben könnte.

„Wie geht es Euch denn, ſeid Ihr zufrieden?“ fragte er Ehrhardt weiter.

„O ja, recht ſehr,“ antwortete dieſer, „und das verdanke ich nur Ihnen, Herr von Feldheim!“

„Sind die Kinder wohl?“

„Recht wohl, Ihnen zu dienen! Ich habe da dem Mädel etwas gekauft!“ Er zeigte mit ſchmunzelndem Lächeln ein kleines Sträußchen.

„Sind das Blumen? — Nein!“ ſprach Feldheim fragend.

„Ja, Blumen, aber was für welche? Von Rüben geſchnitzt! Iſt das nicht artig?“

„Wahrlich, ganz hübſch! Woher habt Ihr das?“

„Ein alter, halbbetrunkener Mann bot vorher allerlei Sträußchen der Art zu Kauf!“

„So!“ erwiederte Feldheim zerſtreut, da ihn ernſtere Dinge beſchäftigten, als die Blumen, die er übrigens ganz hübſch fand. — Er ging weiter, um den Obriſten aufzuſuchen. Sein Weg führte ihn durch ein kleines Gäßchen zwiſchen zwei Gartenmauern. An der Erde blinkte etwas. Er bückte ſich und hob ein Meſſer vom Boden auf, das eine ganz eigenthümliche Geſtalt hatte; zwei Klingen, die eine hakenartig gekrümmt, die andere eine Art von Schaufel. Er ſah

ſich um, ob Jemand da ſei, der es verloren haben könnte. Es war Niemand zu ſehen. Vielleicht triffſt du noch den Eigenthümer, dachte er, ſchloß die krumme, offene Klinge, und ſteckte das Meſſer ein. — —

In der Gaſthofsthür ſtand Herr Schwalbe; er verneigte ſich mit bekannter Geläufigkeit und Rückengelenkigkeit. Auf die Frage nach dem Obriſten erwiderte er: „Muß ſehr bedauern, Herr von Erich-Feldheim; iſt aber geſtern Abend verreiſt; mit dem Wilhelm.“

„Hat hinterlaſſen, er werde morgen oder übermorgen wiederkehren! — Alle Sachen ſind zurückgeblieben,“ ſetzte er hinzu, mit einer Miene, als wolle er ſagen: „O, für meine Sicherheit wegen der Bezahlung habe ich geſorgt!“

Feldheim gab ihm eine Karte für den Obriſten, und ging weiter. „Es giebt Tage, wo man nichts erreicht, was man beabſichtigt,“ murmelte er im Gehen. „Das iſt ſolch ein Unglückstag! Möchte ſich nur nichts Schlimmeres dahinter bergen. — Den Arzt hoffe ich wenigſtens zu treffen.“ Das gelang ihm. Er hatte ſchon ſeinen Wagen vor die Thür deſſelben beſtellt, und fuhr mit ihm hinaus.

Die Kranke befand ſich noch in ihrem alten Zuſtande, doch hatte ihr Fieber etwas nachgelaſſen. Gefahr beſorgte der Arzt nicht. Feldheim betrachtete daher ſeine Gattin mit getröſteterem, ruhigerem Herzen als ſeine Tochter. Denn was ſollte er dieſer ſagen? — Die Wahrheit, dachte er zuletzt, und konnte, ohne dieſe zu verletzen, noch das tröſtende Wort hinzufügen, der Oberforſtmeiſter habe ihn verſichert, es ſei in der That ein ſehr dringendes Geſchäft, was den Aſſeſſor zur Abreiſe genöthigt habe, allein vermuthlich werde er in einigen Tagen zurückkehren.

Siebentes Kapitel.

Einer nach dem Andern ſchleppte ſich in banger Trauer für Wilhelmine hin. „Wenn er mir noch eine Zeile geſandt hätte — und wäre es ein Abſchiedswort geweſen," ſeufzte ſie oft bei ſich ſelbſt. — „Allein nicht ein einziges Wort! — O gewiß hat ihm der Oheim jede Verbindung mit mir unterſagt! Aber, wenn er auch gehorchen mußte — und mußte er denn? — Ausſprechen durfte er es doch gegen mich, daß wir getrennt ſind. Das fordert doch die Ehre des Mannes! — Ja, das hätte er auch gethan;" dachte ſie plötzlich freudiger, „alſo iſt meine Furcht unbegründet. Es wird einige Schwierigkeiten geben, die er mir aus Schonung verſchweigt, allein es wird ſich Alles aufklären. Nur Geduld!" In dieſen wechſelnden Gedanken, bald im Licht roſiger Hoffnungen, bald im tiefen Wolkenſchatten der Beſorgniß, ſchwanden ihre Tage hin.

„Ein Brief, Fräulein," ſprach der eintretende Diener, und legte ihn vor ſie hin. — Das Poſtzeichen Gotha! Er war von ihm! Ein ſeliges Entzücken durchzitterte ihre Bruſt und ſtrahlte aus ihren Augen, — doch indem ſie den Finger anſetzte, das Siegel zu brechen, zuckte ſie ſchauernd zurück, und dachte: „Wenn es das Abſchiedswort wäre!" Sie erbrach und las:

„Theuerſte Wilhelmine!

Ich habe ſo ſchnell abreiſen, und ſo ſchnell reiſen müſſen, daß es mir unmöglich war, Dir früher Nachricht von mir zu geben; doch hatte mir mein Oheim verſprochen, ſogleich meine Abreiſe Deinem Vater anzuzeigen. So wirſt Du, meine innig Geliebte, keine Beunruhigung empfunden haben!" —

„Ach!“ dachte Wilhelmine, und legte die Hand über die Augen.

„Was unſer Bündniß anlangt, ſo habe ich mich meinem Oheim, wie ich mußte und Dir verſprach, ſofort offen entdeckt. Er ſchien mir betroffen, und lehnte es ab, in dieſer ernſten Angelegenheit irgend einen Schritt zu thun, oder einen Entſchluß zu faſſen vor meiner Rückkehr.“

„Das ſieht bedenklich aus,“ dachte Wilhelmine, aber dennoch kehrte Freude in ihr Herz zurück, da dieſe Worte die beiden äußerſten Gefahren, vor denen ſie gezittert hatte, das völlige Nein des Präſidenten, und die Nichtwiederkehr des Geliebten entfernten. Sie durfte wieder hoffen, und hoffte freudig, wie ſtets die Jugend.

„Obgleich dieſe Antwort, wie Du denken kannſt, nicht meinen Wünſchen entſprach, und mich im erſten Augenblick niedergeſchlagen und unruhig machte, ſo muß ich doch jetzt einräumen, daß mein Oheim nicht anders antworten konnte. Denn er hatte nicht zehn Minuten Bedenkzeit, da der Reiſewagen ſchon angeſpannt war, und ich auf der Stelle fort mußte. Das Geſchäft war ihm in dieſem Augenblick über Alles wichtig, und da ich ihn ſo zwar als Geſchäftsmann kenne, wußte ich, daß ich nichts ſo Uebles thun könnte, als ihm hier widerſprechen. Der Auftrag, den ich habe, muß wichtig ſein, denn ſonſt würde ihn mein Oheim nicht ſo behandeln; allein es umgiebt ihn ein ſtrenges Geheimniß, und ich ſelbſt weiß noch nicht, was er betrifft. Hier erhielt ich, nachdem ich meinen Brief übergeben, und der Director des Gerichts ihn geleſen, nur die Antwort: „„Sie kommen eben noch zu rechter Zeit. Morgen wäre der Herr, dem die Sache obliegt, ſchon verreiſt geweſen, da die Gerichtsferien anfangen. Ich denke, Sie werden morgen ſchon Abfertigung erhalten.““ So könnte ich denn, da ich eben von dem Gerichtsdirector komme, und dieſen erſten Augenblick der Muße benutze, Dir zu ſchreiben, morgen ſchon

wieder unterweges, und vielleicht an dem Tage, nach dem Du dieſe Zeilen empfängſt, wieder bei Dir ſein."

Ein Roth der Freude überflog Wilhelminen's Wangen bei dieſen Zeilen.

„Morgen, oder gar ſchon heut," dachte ſie beglückt, „wenn er wirklich ſo ſchnell abgefertigt worden iſt, und ſeine Reiſe vielleicht noch ſchneller iſt, als die des Briefes, der ja ſchon in der Nacht in der Stadt eingetroffen iſt. — Er könnte heut Abend kommen!"

„Mit welcher Sehnſucht ich der glücklichen Stunde entgegengeſehe, wo ich Dir wieder in's Auge blicken kann — ach wie ſoll ich Dir das ſchildern!"

„Und wozu," jauchzte es in Wilhelminen's Seele, „das fühl ich ja ſelbſt, und noch mehr wie er!"

„Wilhelmine" ... und nun folgten die Ergüſſe eines liebenden Herzens, wie ſie in ſolchen Augenblicken Jedem entſtrömen. Auch dem Geſchäftsmann, wie der Aſſeſſor einer war, wenn die Stunde für ihn gekommen iſt, wo er das Roman-Kapitel ſeines Lebens beginnt, das bekanntlich jeder Menſch in dem ſeinigen antrifft. — Und wäre er ſonſt ein Menſch? — Laſſen wir aber dieſe Liebesergüſſe dem Herzen allein, gegen das ſie ſich ausſtrömen. Laſſen wir Wilhelminen in ihrer ſtillen Seligkeit allein.

Sie war allein im Hauſe, denn ihr Vater hatte eines Geſchäftes halber ſchon früh eine kleine Reiſe angetreten, von der er jedoch Nachmittags zurück ſein wollte. Er hatte ein kleines Beſitzthum, das er vor Jahr und Tag wegen einer Schuld annehmen mußte, verkauft, wofür er die Zahlung in einem einige Meilen entfernten Oertchen auf der Gerichtsſtube empfangen mußte. —

Wie das Unglück ſelten allein, ſondern faſt immer mit einer zahlreichen Familie kommt, ſo auch das Glück. Dem Guten geſellt ſich das Gute. Zu der Freude des Briefes

hatte Wilhelmine auch die, daß es mit ihrer Mutter ungleich beſſer ging; es war eine Kriſis eingetreten, der Arzt gab ſchon für dieſen, gewiß aber für den nächſten Tag, die Zuverſicht, das Fieber werde ſie verlaſſen, und dann das Bewußtſein zurückkehren. — So ging denn das liebende Mädchen, in ihrem ſüßen, träumeriſchen Hoffnungsglück, als ein freundlich waltendes Weſen im Hauſe umher, das überall im Kreiſe ihrer Pflichten die Liebe ſpendete, von der ſie ihr Herz überquellen fühlte; frommer Dank für das Glück, das ſie ſelbſt empfangen. Wie nahe ihr dieſes bereits war, ahnte ſie nicht.

Wenige Stunden, nachdem ſie den Brief Adolphs erhalten, war dieſer ſchon ſelbſt in der Stadt wieder eingetroffen. Er wußte noch nichts über die Bedeutung ſeiner Sendung. Er brachte nur zwei große Packete Akten, vom Gericht wohl verſiegelt und an den Präſidenten addreſſirt, mit; desgleichen eine Schachtel und ein Käſtchen, beide gleichfalls durch Siegel geſchloſſen. Der Präſident empfing ihn herzlich aber ernſt. „Ich freue mich, daß Du glücklich zurückgekehrt biſt, und das, weshalb ich Dich ſendete, mitbringſt. Die große Beſchleunigung der Reiſe war nothwendig, weil ich dieſe Akten nur durch einen Beſchluß des Collegii erhalten konnte, der, wärſt Du nicht pünktlich eingetroffen, ſich bis nach den Gerichtsferien verzögert haben würde. — Nun ruhe Dich aus, und erquicke Dich.“

Es war Adolph gar nicht um Ausruhen und Erquicken zu thun. Er wollte mit ſeinem Oheim über ſeine Verlobung ſprechen. Dieſer ſah es ſeiner Miene an, und kam ihm zuvor. „Was Dir jetzt mehr am Herzen liegt, Adolph, weiß ich. Zwiſchen uns jetzt nichts darüber. Ich werde aber heut Nachmittag zu Erich-Feldheim fahren, doch unter der einzigen Bedingung, daß Du ſein Haus heut nicht beſuchſt, ſondern das Ergebniß meines Beſuchs abwarteſt.“

Der immer entſchiedene Oheim ſprach dieſe Worte mit einem ſolchen Ton unwiderruflicher Beſtimmtheit, daß dem Neffen nichts übrig blieb, als ſich zu fügen. Er ging nach ſeinem Zimmer. Der Präſident ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, ſchrieb ein Billet und ſchellte dem Bedienten. „Sogleich zum Herrn Polizeihauptmann damit," ſprach er und gab das Blatt dem Diener. „Ich laſſe den Herrn Oberforſtmeiſter fragen, ob es ihm jetzt gefällig ſei."

Dieſer war nach wenigen Minuten im Zimmer, und brachte ein Gewehr mit. Nach einer Viertelſtunde kam auch der Polizeihauptmann. Der Präſident verſchloß hierauf das Vorzimmer, damit Niemand lauſchen könne, und ſein eigenes. Hierauf bat er die Herren an einem in der Mitte des Zimmers ſtehenden Tiſch, um welchen drei Stühle ſtanden, Platz zu nehmen; Schreibmaterial, und was ſonſt zu einer ſchriftlichen Geſchäftsverhandlung nöthig, lag auf der Tafel. Der Präſident nahm die Mitte, und die Herren ſetzten ſich zu beiden Seiten.

„Ich habe die Aktenſtücke und Beweismittel, um die es ſich handelt, meine Herren, ſo eben erhalten. Es iſt nothwendig, daß wir ganz ſtreng in der Geſchäftsform verfahren, damit ſich nicht die geringſte Einwendung erheben kann. Ich werde daher über das, was wir verhandeln, ein Protokoll aufnehmen. Vor zwanzig Jahren war ich Criminalrath des Gerichts zu Gotha. Es geſchahen kurz hintereinander zwei Mordthaten. Der Müller Armberger wurde in ſeinem Hauſe erſchlagen und beraubt; zwei Tage darauf der Oberförſter Teſchenberg im Walde erſchoſſen. Beide Thaten hatten ſcheinbar nichts miteinander gemein; für die letztere ſtellten ſich jedoch Verhältniſſe heraus, die einen Jäger des Förſters, Wilhelm Hagen, der That ſo dringend verdächtig machten, daß er, da er ſich am Tage des Verbrechens entfernt hatte, mit Steckbriefen verfolgt wurde. Er iſt ſeitdem

verſchollen geblieben. Vollſtändige Beweiſe gegen ihn lagen nicht vor, und ſind bis jetzt nicht geführt. Von dem Mörder des Müllers war keine Spur zu ermitteln. Obwohl kein beſonderer Umſtand damals den Verdacht erregte, daß der Jäger dabei betheiligt ſei, ſo iſt das gleichwohl nicht unmöglich, und ein dunkles Gefühl, dem ich als Richter jedoch nicht Raum geben konnte, ließ mich immer vermuthen, daß beide Verbrechen doch wohl in Zuſammenhang ſtehen könnten. Jetzt, nach zwanzig Jahren, taucht mir endlich eine Spur von äußerſter Wichtigkeit auf, die mich bis jetzt zwar nur auf den Mörder des Oberförſters leitet, aber einen Andern bezeichnet als den Jäger. Möglich, daß beide ſchuldig ſind, daß die Mordthaten nicht von einem Einzelnen begangen wurden. Möglich, daß auch dieſe Spur nicht völlig zu dem Thäter führt, aber ich darf ſie nicht unbeachtet laſſen. — Ich habe die Akten über beide Prozeſſe hieher kommen laſſen, ſo wie einige Gegenſtände, die bei denſelben als Beweisſtücke aufbewahrt ſind. Wir haben uns, was die letzteren anlangt, vorläufig nur auf das eine zu beſchränken, welche die Ermordung des Oberförſters betrifft; erſt, wenn ſich dadurch der Verdacht herausſtellte, daß der Thäter auch das zweite Verbrechen begangen habe, würde ich die andern entſiegeln. — Hören Sie jetzt:

Als ich an Ort und Stelle, wo die Mordthat gegen den Oberförſter Teſchenberg verübt war, deſſen Leichnam genau unterſuchte, fand ich in ſeinem dichten, von geronnenem Blut zuſammengeleimten Haupthaar, über der Stelle, wo ihm der Schädel eingeſchlagen war, einen Holzſplitter, der, wie ich, trotz des daran klebenden Blutes, ſogleich ſah, von dem Gewehrkolben herrühren mußte. Ich ſteckte ihn ſogleich zu mir, und legte ihn als Beweisſtück den Akten bei. Vorſichtig ſchwieg ich jedoch über dieſen Fund und ließ nur in der Stille alle Gewehre, ſo weit dies möglich war, unterſuchen. Keins hat ſich gefunden, was die Spuren eines ſolchen Verluſtes getragen

hätte. Erſt vor wenigen Tagen habe ich ein ſolches hier entdeckt. Sie ſehen es vor ſich. Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo muß der Splitter in dieſe Oeffnung paſſen. Ich werde ihn jetzt in ihrer Gegenwart entſiegeln, und Sie mögen ſelbſt prüfen."

Die Siegel wurden unverſehrt befunden, die Schachtel, auf der der Splitter, als zu den betreffenden Akten gehörig, genau bezeichnet war, geöffnet.

„Bei Gott!" rief der Oberforſtmeiſter, ſo wie er das Holzſplitterchen ſah, „Sie haben Recht!"

„Es iſt gar kein Zweifel," rief gleichzeitig der Polizeihauptmann.

Der Verſuch ergab, daß Form und Holzart auf das Genaueſte übereinſtimmte, ſo genau, als es nach ſo langer Zeit beim fortdauernden Gebrauch nur möglich war; an einigen Stellen war gar keine Spalte zu entdecken, wenn der Splitter aufgelegt war.

„Gegen dieſen Beweis ad oculos wird kein Criminalrichter der Welt etwas einzuwenden haben," ſprach der Präſident. „Das Werkzeug der That hätten wir alſo unwiderſprechlich in Händen. Allein wer iſt der Thäter? Kaum läßt ſich's glauben! Wer ſich aber in den Criminalfällen weit umgethan hat, weiß, daß noch viel Unglaublicheres geſchehen und an den Tag gekommen iſt. Ich brauche Ihnen den Mann nicht zu nennen, auf den die Spur hinleitet. Vielleicht, daß er ſich davon ganz reinigt, — bei Gott, ich will es wünſchen!" — ſprach der Präſident mit herzlichſtem Ton, und dachte dabei an ſeinen Neffen, „allein ich fürchte . . . doch ich darf nicht vorgreifen. Die Maaßregeln aber, die ich Sie in der Stille zu treffen bat, damit er weder ahnte, welche Entdeckung wir gemacht, — denn ein böſes Gewiſſen hat einen unglaublich leiſen Schlaf, — noch ſich uns, wenn er Verdacht ſchöpfte, entziehen könnte, werden Sie jetzt gerechtfertigt finden. Ich

werde nunmehr das Protokoll über dieſe Verhandlung aufnehmen, und dann bitte ich Sie, ſich ſogleich mit mir hinauszubegeben, zu Herrn Erich-Feldheim, damit uns nicht vielleicht im letzten Augenblick unſer Plan fehlſchlägt; denn es hat mich alle dieſe Tage her beunruhigt, daß ich unvorſichtiger Weiſe verlauten ließ, mein Neffe ſei in einem Geſchäft nach Gotha geſendet worden. Einem Schuldigen konnte das ſehr bedenklich erſcheinen, und ihm Anlaß geben, ſich vielleicht zu entfernen!"

„Fürchten Sie nichts, Herr Präſident," fiel der Polizeihauptmann ein, „Herr Erich-Feldheim hat keine Ahnung, und hätte er ſie, ſo iſt jeder ſeiner Schritte bewacht. Selbſt bei dem Geſchäft, das er heut ganz in der Ordnung unternommen hat, iſt er von einem meiner Leute beobachtet worden. Ich weiß bereits, daß er ſchon nach Hauſe zurückgekehrt iſt."

„Ich danke Ihnen für die große Sorgfalt und Geſchicklichkeit, mit der Sie mich unterſtützt haben!" erwiderte der Präſident. „Sie allein, Herr Hauptmann, können die Sache durchführen, da Ihnen allein das Recht der vorläufigen Bewachung und Vernehmung zuſteht. Mein Geſchäft iſt hier am Ende. — Ich werde jetzt mit dem Herrn Oberforſtmeiſter allein voranfahren, damit meinem armen Neffen nichts auffalle. Sie folgen uns wohl mit Ihren Beamten von Ihrer Wohnung aus."

Sie trennten ſich.

Eine Stunde ſpäter fuhren der Präſident und der Oberforſtmeiſter bei Erich-Feldheim vor, und erſuchten ihn um ein Geſpräch in ſeinem Zimmer. Er nahm beide auf das Freundſchaftlichſte auf. Der Präſident begann die Unterredung mit der Angelegenheit ſeines Neffen. Es war natürlich, daß er ſich über die genauen Familienverhältniſſe des Mannes, der ihm verwandt werden ſollte, erkundigte. Er that es mit aller Feinheit eines Weltmannes, und wußte das,

was er als Criminalrichter erfragen wollte, auf das Geſchickteſte dabei zu berühren. Die ganze Gegenwart, auch der ganze Verlauf von zwanzig Jahren, beruhigte ihn vollkommen. Allein an dieſem Ausgangspunkte fand ſich immer wieder das Argwohn erregende Dunkel. Es mußte jetzt mit Entſchiedenheit zur Aufhellung deſſelben geſchritten werden, denn der Diener meldete den Polizeihauptmann. Scharf beobachtete der Präſident die Züge Feldheims, als dieſer, der ſein Haus ſonſt nie betreten hatte, gemeldet wurde. Sie zeigten allerdings einige Verwunderung; doch nichts von dem Erſchrecken des Schuldbewußtſeins. „Wenigſtens," dachte der Präſident, „ahnt er noch nicht, in welcher Angelegenheit der Polizeihauptmann kommt!"

Dieſer entſchuldigte ſein Kommen ſehr höflich, erklärte aber ſogleich, er erſcheine in ſeiner Amtspflicht, da ein ihm ſo eben zugegangener Befehl ihn nöthige, einige Nachforſchungen anzuſtellen, wobei es ihm wünſchenswerth ſei, wenn die anweſenden Herren, die mit dadurch betroffen würden, zugegen blieben.

Erich-Feldheim war im höchſten Maaße erſtaunt über dieſe Eröffnung. „Ich begreife gar nicht," fing er etwas verwirrt an, „beſonders wie der Herr Präſident, der mir bis jetzt ganz fremd geweſen iſt, — ich muß ſehr um Entſchuldigung bitten," wandte er ſich zu dieſem. „Ich konnte nicht ahnen, daß wir bei einem Geſpräch, wie das unſrige, plötzlich auf eine ſolche Art unterbrochen werden würden!"

„Ich bin ſelbſt Beamter," ſprach der Präſident mit ernſter Höflichkeit, „und weiß daher, daß es für amtliche Handlungen nie einer Entſchuldigung bedarf. — Ich bin zu Allem bereit." —

„Die Herren erlauben mir Platz zu nehmen; ich muß in der Ordnung verfahren;" nahm der Polizeihauptmann wiederum das Wort. Alle ſetzten ſich nieder. „Bringen Sie

das Gewehr hierher," befahl er dem Unterbeamten, der ihn begleitet hatte. Es war Ehrhardt. Er brachte das Gewehr und legte es auf den Tisch.

„Sie werden wissen, Herr Erich-Feldheim, daß Sie dieses Gewehr vor einiger Zeit an den Oberförster Schweder verkauft haben!"

„Ja, vor etwa drei Jahren!"

„Sie besaßen es seit langer Zeit?"

„Ja, fast seit zwanzig Jahren," erwiederte Erich-Feldheim, dessen Verwunderung im Steigen war. Der Präsident glaubte mit Unruhe Spuren der Bestürzung in seinen Zügen wahrzunehmen.

„Von wem haben Sie es erworben?"

„Von einem Unbekannten," antwortete Feldheim etwas betreten. Der Präsident erschreckte über diese Antwort; die ganz gewöhnliche Ausflucht, um einen sträflichen Besitz zu bemänteln.

„Von einem Unbekannten? Ein Gegenstand, der doch nicht ganz werthlos ist?" — bemerkte der Polizeihauptmann. „Das ist seltsam!"

Diese Aeußerung, die vielleicht etwas über die Befugnisse des Verhörenden ging, nahm Erich-Feldheim übel auf.

„Ich finde diese Aeußerung seltsam," sprach er lebhaft, „ich begreife überhaupt gar nicht, wie man dazu kommt, mich so auffallend in Gegenwart geachteter Gäste über ein Besitzthum zu vernehmen, das seit langen Jahren unbestritten das meinige war, und seit Jahren schon nicht mehr ist."

Dem Präsidenten mißfiel diese Wendung Feldheims; er dachte, es sei ein Versuch, seine Bestürzung durch verstellten Zorn zu verbergen; ein gleichfalls sehr gewöhnlicher Kunstgriff!

„Warum dies geschieht, Herr Erich-Feldheim, darüber werde ich mich natürlich, und vielleicht bald, vor Ihnen zu

rechtfertigen wiſſen. Daß es unerlaubt iſt, von Unbekannten zu kaufen, werden Sie ſo gut wiſſen, als ich."

„Ich war damals noch jung und unerfahren; der Kauf geſchah nicht in dieſem Lande. Ich glaube, daß es in meiner Stellung nicht nöthig wäre, nach zwanzig Jahren darüber Rechenſchaft geben zu müſſen."

„Sie waren damals nicht nur jung, ſondern auch ganz unbemittelt, nicht wahr?" fragte der Polizeihauptmann ruhig weiter.

„Ich war doch ſo viel bemittelt, um ein Gewehr kaufen zu können."

„Das wollte ich mit meiner Frage nicht bezweifeln. Nur feſtſtellen, daß Sie unbemittelt waren. Sie hatten bald darauf anſehnliche Mittel, um eine Pachtung zu übernehmen. Ich muß Sie um die Erklärung bitten, wie Sie dazu kamen."

„Durch einen Gewinnſt in der Hamburger Lotterie!" antwortete Erich raſch.

Der Präſident ſchüttelte den Kopf. Eine Antwort ganz den früheren ähnlich, dachte er . . .

„Sie haben gelegentlich beim Verkauf des Gewehrs geäußert, es knüpften ſich unangenehme Erinnerungen für Sie daran. Welcher Art?"

„Nun, bei Gott!" rief Erich-Feldheim entrüſtet, wie das in ein Verhör über einen verkauften Gegenſtand gehört, das iſt mir denn doch unbegreiflich!"

„Ich muß um eine erklärende Antwort bitten, Herr Feldheim, denn Ihre Aeußerung iſt durch Zeugen erweislich!"

„Es iſt kein Geheimniß," warf Feldheim heraus, „aber ich werde ſchmerzlich dadurch berührt, und begreife nicht, woher das Recht kommen ſoll, mich darüber zu befragen. Um aber der Sache ein Ende zu machen, will ich die Frage beant-

worten. Ein Freund von mir hat ſich mit dieſem Gewehr erſchoſſen."

Die Antwort erſchütterte die Anweſenden. Der Präſident wußte nicht, was er darüber denken ſollte.

„Sie verheiratheten ſich bald darauf . . . ."

Feldheim ſprang auf und unterbrach: „Auch das?"

„Und veränderten ihren Wohnort?" fuhr der Polizeihauptmann fort.

„Ja," rief er entrüſtet. „Ich heirathete meine jetzige Frau, die ich als unglückliche Braut kennen lernte, deren Bräutigam am Hochzeitstage erſchoſſen war . . ."

„Gott im Himmel!" rief der Präſident.

. . . . „und die mich bat, aus Gründen, die ich nicht angeben will (es war die Rückſicht für ihren Vater) und nicht anzugeben brauche, einen weit entfernteren Wohnort zu wählen. Wiſſen Sie nun genug?"

„Erlauben Sie mir eine Frage" — fiel der Präſident ein, „der erſchoſſene Bräutigam . . . . ſein Name?"

„Oberförſter Teſchenberg!"

„Gott im Himmel!" rief der Präſident aus, „den Umſtand kannte ich nicht! Sie nannten ſich damals Erich! — ein Verwandter des Pfarrer Erich? Sie hielten ſich bei ihm auf?" Alle dieſe Fragen warf der Präſident, der trotz ſeiner gewöhnlichen Amtsruhe, doch jetzt die Faſſung etwas verloren hatte, ſo raſch hintereinander heraus, daß Feldheim kaum Zeit hatte, ſie mit Ja zu beantworten.

„Armer Adolph!" ſprach der Präſident für ſich, „ſo habe ich keine Hoffnung für Dich!" Denn der ihm völlig unbekannte Umſtand, daß Erich-Feldheim derſelbe ſei, der des Oberförſters Braut ſpäter geheirathet hatte, daß er alſo in den Tagen der Mordthat erweislich dort geweſen war, ließ ihm keinen Zweifel mehr, daß er auch wirklich der

Thäter ſei. Dieſe Umſtände, die ſo unamtlich und plötzlich in das Verhör traten, hatten demſelben ſchnell eine andere Wendung gegeben. Der Polizeihauptmann rückte nun gerade auf die Sache los.

„Mit dieſem, Ihrem Gewehr," ſprach er feſt, „iſt der Oberförſter Teſchenberg erſchlagen worden. Wir haben die Beweiſe! Er zog zugleich das Schächtelchen hervor, in welchem ſich der Splitter befand.

Erich wurde bleich wie der Tod.

„Heiliger Gott," rief er aus, „welch ein Fluch haftet auf Dir, Du arme Frau! Den Geliebten traf der Verdacht des Verbrechens, und jetzt Deinen Mann! — Ich bin unſchuldig an dieſer That," rief er in der äußerſten Heftigkeit, „ich kaufte das Gewehr erſt einige Wochen ſpäter!"

Der Präſident zitterte. Wer wollte ſagen, ob ein Schuldiger durch ſein Bewußtſein, ob ein Unſchuldiger durch ſo gräßlichen und wahrſcheinlich gerechten Verdacht in ſolche Bewegung gerieth.

Der Polizeihauptmann wollte während deſſen die Schachtel öffnen; es war ein Bindfaden darüber gebunden. Der Knoten ließ ſich nicht raſch löſen, er verlangte ein Meſſer. Der Oberforſtmeiſter ſah eins auf einem Tiſchchen liegen, und reichte es hinüber. Der Präſident warf zufällig einen Blick darauf.

„Um Gottes Willen!" rief er. „Wem gehört das Meſſer?"

„Ich habe es gefunden," ſtotterte Erich ſchon ganz verwirrt.

„So iſt denn keine Hoffnung," rief der Präſident aus; „mit einem ſolchen Meſſer, genau einem ſolchen, iſt der Müller Armberger ermordet — es iſt in dem Käſtchen — ſo hätten wir alſo einen Thäter für beide Thaten!"

Bei dem Gewicht dieſes Doppelverdachts, der auf Erich fiel, verließen ihn ſeine Kräfte, er ſtieß einen Schrei aus, und ſank betäubt in ſeinen Seſſel. Der Präſident und der Oberforſtmeiſter ſprangen ihm zu Hülfe, daß er nicht auf den Boden fiel.

Es war inzwiſchen über den Verhandlungen dunkel geworden. Der Polizeihauptmann ſprach: „Wir müſſen einhalten. — Beſorgt inzwiſchen Licht, Ehrhardt; laßt aber nichts von dem, was hier vorgeht, im Hauſe verlauten, daß wir die kranke Frau und die Tochter möglichſt ſchonen!“

Ehrhardt, der dem Angeklagten ſeine kleine ſorgenloſe Stellung verdankte, ging mit Thränen in den Augen hinaus, während die drei im Zimmer Zurückgebliebenen ſich um Erich beſchäftigten, und ihn zum Bewußtſein zurückzubringen verſuchten.

„Armer Adolph!“ ſeufzte der Präſident an's Fenſter tretend, und in die Dämmerung hinausſtarrend; „allein die Tochter eines Mannes heirathen, der dem Schaffot anheim fallen muß! . . . . Es iſt unmöglich!“

Ehrhardt hatte die Lichter auf den Tiſch geſetzt. —

Es dauerte noch eine gute Viertelſtunde, bis ſich der Unglückliche völlig erholte. — Draußen war es indeſſen völlig finſter geworden. Das Verhör wurde fortgeſetzt.

„Alſo das Meſſer erkennen Sie für Ihr eigenes an?“ fragte der Polizeihauptmann.

„Ja und Nein,“ anwortete Feldheim, der ſich etwas gefaßt hatte. „Ich habe es, ſo wahr Gott über mir lebt, geſtern erſt gefunden, auf der Straße.“ —

Ehrhardt, der das Meſſer von Weitem ſah, war hinzugetreten und unterbrach die Verhandlung mit den Worten: „Das iſt ja genau ein Meſſer, wie es der Kerl hatte . . . .“

In dieſem ſpannenden Augenblick fiel draußen, dicht am

Hauſe, oder in demſelben ein Schuß und unterbrach Ehrhardts Worte. Alle ſprangen erſchreckt auf.

„Mörder, Diebe!“ hörte man in der Hausflur rufen. Alle ſtürzten hinaus.

Achtes Kapitel.

Der Aſſeſſor verzehrte ſich in Unruhe und Sehnſucht. Er wußte indeß zu gut, wie übel ſein Onkel eine Verletzung ſeiner Beſtimmung aufnehmen werde, um ſie zu brechen. Doch ſie ein wenig zu *umgehen*, das dachte er, könne wohl erlaubt ſein. So machte er ſich denn endlich am ſpäteren Nachmittag auf, und ging zu Fuß den Weg nach Feldheim hinaus. Er wollte wenigſtens in der Nähe der Geliebten ſein, den Garten umſtreifen, vielleicht, daß er ſie von Weitem luſtwandeln ſähe — oder was junge Liebe ſonſt an ähnlichem Traumglück ſinnt und hofft. — Es begann zu dämmern als er faſt den Ausgang des Waldes erreicht hatte. In der Ferne ſah er einen Wagen kommen. Es konnte ſein Oheim ſein. Er ſchämte ſich, von ihm hier getroffen zu werden, und trat in's Gebüſch. Zufällig traf er auf einen kleinen angenehm umbüſchten Fußpfad, der ihn zu einer alten herrlichen Eiche führte. Es lüſtete ihn, ſich unter den Baum auf den üppigen Raſen niederzulegen. Er ſetzte ſich mit dem Rücken an den Stamm gelehnt. Vor ihm öffnete ſich durch einen Hügeleinſchnitt der Blick bis zu dem Dorf, und er ſahe gerade das Dach des Wohnhauſes vor ſich. Hinter ihm dichtverwachſenes Gebüſch. — Tiefe abendliche Stille ringsum; ſie wurde nur unterbrochen durch das Rollen des Wagens

auf der Landſtraße, das ſich allmählig näherte. Ein eigenes Gefühl der Bangigkeit und Wehmuth ergriff Adolph, und weckte ihm die innigſte Sehnſucht nach der Geliebten. „Ob ſie jetzt ſo an dich denkt, wie du an ſie?“ dachte er; „ob ſie ahnt, daß du ihr ſo nahe weilſt und harrſt?“

Der Wagen kam näher und näher; Adolph beſchloß, ſo wie er vorüber ſei, ihm nachzugehen, den Oheim ſogleich zu Haus aufzuſuchen, und vorzugeben, er habe nur einen Spaziergang um die Stadt gemacht. —

Plötzlich raſchelte etwas dicht hinter ihm; es mußte auf der andern Seite des Stammes ſein.

„Du, Chriſtoph!“ rief eine rauhe Stimme, „verſchlafen wir auch nicht die Zeit?“

„Nun, was gibt's denn,“ tönte die Antwort eines halb Verſchlafenen. „Es iſt ja noch heller Tag!“

„Der Teufel auch, die Sonne iſt weg. Das letzte Abendroth blinzelt durch's Gebüſch. Jochem wird ſchon auf uns warten!“

„Laß ihn warten! — Ich glaube an der ganzen Geſchichte iſt nichts. — Er hat ſich von dem ſchwarzen Hans etwas weißmachen laſſen. — Sie hätten ja ſonſt dem Kerl gleich auf der Landſtraße auflauern können, wenn er das Geld bei ſich hat!“

„Dummkopf! Wie Du red'ſt! Iſt er denn nicht am hellen Tag gefahren?“

„Es hieß ja aber doch erſt, wir ſollten ihn hier im Buſch faſſen.“

„Ja, Anfangs; aber Jochem hat ja ausſpionirt, daß er ſchon Nachmittags zu Haus kommt. Nun müſſen wir die Eier aus dem Neſt holen.“

Adolph horchte mit angehaltenem Athem auf dieſes räthſelhafte aber doch ſehr verſtändliche Geſpräch. Ihm war nicht ganz wohl zu Muthe dabei; er ſuchte nach, ob er nicht

irgend eine Vertheidigungswaffe bei ſich führte, denn das fühlte er wohl, wenn man ihn als Horcher ertappt hätte, würde es ihm ſchlecht ergangen ſein.

Es raſchelte jetzt hinter ihm im Laub, als ob die Leute ſich aufrafften. Doch ſprachen ſie weiter.

„Das Neſtausnehmen kann der Jochem allein beſorgen. — Wachehalten will ich mit.“ —

„Ja, das wird er auch! Für den doppelten Antheil muß er auch mehr wagen. Er weiß ja auch allein Beſcheid.“

„Haſt Du denn die Strickleiter?“

„Die iſt ja im Heuſchober verſteckt, dicht an der Gartenmauer.“

Dieſes Wort fiel Adolph centnerſchwer auf's Herz. Er hatte bei ſeinem erſten Beſuch in Feldheim einen Heuſchober auf einer Wieſe, die dicht an der Gartenmauer lag, geſehen. Es war alſo auf einen Anſchlag gegen die Wohnung ſeiner Geliebten abgeſehen.

„Nun mach', ſag' ich, wir wollen fort!“ brummte der eine der beiden Kerle hinter der Eiche.

„Ich denke noch nicht daran,“ antwortete der andere. „Es iſt noch viel zu hell. — Die Sache könnte ſchief ablaufen. Ich habe vorher hier einen Polizeihund am Waldſaum umherſchnuppern ſehen — und im Dorf war auch einer, gerade dem Schloß gegenüber. Das iſt verdächtig. Am Ende haben ſie Wind von unſerm Anſchlag.“

„Das iſt unmöglich. Der Jochem iſt zu ſchlau, iſt zu gerieben. — Wenn der das Garn ſpinnt, hält der Faden. — Es muß etwas Anderes im Dorf los ſein, was die Blaujacken auf die Beine gebracht hat. Der Hauptmann iſt ja auch hinausgefahren.“

„Ah bah! Der fuhr ſpazieren, das weiß ich. Der Wagen, der eben vorbeirumpelte, das wird ſeiner geweſen ſein. — Ich ſage Dir, es iſt Zeit.“ —

Das Dunkel hatte indeß zugenommen. Adolph war in einer Aufregung, die Worte nicht zu ſchildern vermögen. Ohne alle Vertheidigungsmittel, — nicht einmal einen Stock hatte er bei ſich, — in der Unmöglichkeit durch das dichte Gebüſch raſch zu flüchten, — ſo wie er es gewagt hätte, war er entdeckt, und unfehlbar ergriffen, — doch drängte es ihn den Plan des Raubgeſindels zu vereiteln, Feldheim zu warnen.

Da ließ ſich eine Pfeife hören, hinter ihm, ziemlich entfernt.

„Das iſt der Jochem! — Sollen wir hin?“ —

„Warte erſt, bis er zum zweitenmale pfeift, damit wir wiſſen, ob er näher kommt, oder weggeht. —“

Sie lauſchten, Adolph mit ihnen. Es blieb ſtill.

„Laß uns gehen!“ rief der Eine ungeduldig.

„Keinen Schritt!“ war die Antwort. „Wenn er nicht zweimal pfeift, iſt's nicht geheuer. Wir wollen uns ſtill halten, wie die Maus im Loch, wenn die Katze davor ſitzt!“

Adolph hörte, wie ſie ſich wieder niederſtreckten; dann blieben ſie völlig ſtill; auch er regte keinen Finger.

Es wurde dunkler und dunkler. Fünf Minuten vergingen — zehn — keiner der Kerle gab einen Laut von ſich; Adolph hörte nur zuweilen das leiſe Kniſtern des Laubes und Mooſes, bei ihren unwillkührlichen Bewegungen.

Endlich pfiff es wieder; in zwei kurzen Pauſen.

„Horch! Er pfeift auf Antwort!“ murmelte es. — Bald darauf tönte dicht hinter Adolph im Dunkel die Pfeife. Seine Lage wurde immer ſchauerlicher. Die Antwort folgte bald, in drei kurzen Tönen.

„Er pfeift auf Herkommen. Halt Dich ſtill!“

Wieder vergingen einige Minuten.

„Er kommt, ich höre etwas!“ ſprach der Eine, und richtete ſich auf.

Jetzt hörte auch Adolph das ferne Rauſchen und Kniſtern

der Zweige, wie wenn Jemand ſich durch verwachſenes Gebüſch drängt. Nach einiger Zeit wurden Schritte hörbar. Abermals pfiff es leicht dicht hinter ihm.

„Nun hat er unſere Fährte hierher," ſagte die eine Stimme, und nach wenigen Minuten hörte er einen Dritten dicht herankommen.

„Jochem?" fragte es.

„Freilich," war die Antwort.

„Jetzt müſſen wir aufbrechen; rührt Euch," ſagte der Kommende. Die beiden Kerle hinter dem Buſch ſprangen auf. Adolph war wie des Todes. Seine Hoffnung, daß man ihn im Dunkeln nicht ſehen werde, bei dieſen geübten Buſchkleppern eine ganz vergebliche.

„Nicht dort hinaus nach der Landſtraße; da ſchnuppern Spürhunde herum, gleich hier hinunter nach dem Moor, und dann den Fußſteig durch's Feld!" ſagte eine Stimme.

Das war Adolph's Rettung! Die Kerle gingen ſeitwärts in's Gebüſch, ohne den Raum auf der andern Seite des Baumes zu berühren. Er hörte ihre ſich mehr und mehr entfernenden Tritte, und als ſie endlich verklangen, er ſich ſicher wußte, rief er aus: „Dank Dir, o Gott, — ich bin gerettet — und ich kann vielleicht Wilhelminen retten!" — —

— — Wilhelmine war, während das Verhör mit ihrem Vater ſtattfand, von dem aus ein ungeahntes furchtbares Geſchick ſie bedrohte, das gleich einem düſteren Wetter hinter hoher Bergwand aufſtieg, um nicht eher ſichtbar zu werden, bis es ſich über unſerm Haupt entladet — Wilhelmine war in dieſer Zeit von den Hoffnungen ſüß gewiegt, die Adolph's Brief in ihr erregt hatten, bald im Garten auf und nieder gegangen, bald hatte ſie der Mutter ihre Pflege gewidmet. Seit der hereinbrechenden Dämmerung hatte ſie dieſelbe nicht mehr verlaſſen, ſondern bewachte einen erquickenden Schlaf, welcher die Kranke gefeſſelt hielt. Sie ließ die volle

Dunkelheit anbrechen, und saß eine gute Weil ohne Licht am Bett, nur dem Athem der Schlummernden lauschend. Da erwachte diese mit der Frage: „Ist es denn noch nicht Morgen?“

„Morgen? liebe Mutter!“

„Du hier, Wilhelmine?“ unterbrach der ängstliche Ruf der Kranken sie, „wie kommst Du hierher?“

„Ich wache an Deinem Krankenbett, liebe Mutter!“

„Bin ich krank, — bin ich — war das Alles ein Traum? Sag mir, Wilhelmine, ist es noch nicht bald Morgen?“ fragte sie verwirrt.

„Liebe Mutter, der Abend hat ja eben erst begonnen; kaum eine halbe Stunde ist es ganz dunkel! — Fühlst Du Deinen Kopf noch so schwer, — erhitzt Dich das Fieber noch so sehr?“

„Fieber? Habe ich Fieber gehabt?“ —

„Seit vier Tagen!“ —

„Vier Tage? Unmöglich! — Ach Wilhelmine — so war dies nur ein Fiebertraum? — Das Blatt — der Ring — —“

„Welches Blatt, welcher Ring? — Ach, sie kommt noch immer nicht zur Besinnung,“ seufzte Wilhelmine still für sich.

„Liebste Tochter! Ich bitte Dich dringend, zünde Licht an, — ich muß sehen, ob der Ring nicht da ist, — das Blatt auf dem Tischchen!“ — —

Wilhelmine hielt diese Worte für Fieberträume der Kranken, wie sie deren ja viele in diesen Tagen gehabt, glaubte ihr aber doch den Willen thun zu müssen, verließ den Alkoven, wo sie hinter der zugezogenen Gardiene gesessen hatte, und ging dem Spiegel zu, vor dem die Feuermaschine auf dem Marmortischchen stand. Wie sie durch's Zimmer schritt, war es ihr, als höre sie das Knistern eines Fußtritts, und leicht erschreckt warf sie einen Blick nach dem Fenster: es war offen.

„Der Wind bewegt die Zweige,“ dachte sie. — Doch plötzlich stutzte sie, denn es schien ihr, als stehe neben dem

Fenſter eine dunkle Geſtalt. Sie zuckte zuſammen, doch ſchalt ſie ſich furchtſam und dachte: „Kinderei! Wer könnte hier ſein!“

In dieſen Gedanken war ſie an den Spiegeltiſch getreten, drehte den Hahn der Maſchine um, die Lichtflamme ſchlug auf, und ſie zündete den danebenſtehenden Wachsſtock an. In dem Augenblick aber, wo ſie ihn brennend erhob, und der Lichtſchimmer auf den Spiegel fiel, that ſie einen Schrei des Entſetzens, denn ſie ſah dicht hinter ſich eine gräßliche Geſtalt; ein wildes Geſicht mit ſtarren Augen, ſchwarzem ſtruppigen Haar und langem Bart. Blick und Schrei waren Eins; in gleichem Augenblick aber fühlte ſie ſich auch ſchon von einer rieſenſtarken Fauſt in den Nacken gepackt, ſie ſah einen Dolch über ſich blinken, und hörte die Worte: „Einen Laut! Und Du biſt des Todes!“

Ihre Mutter im Bett ſtieß einen Schrei der Angſt aus; Wilhelmine ſank, ſchon halb bewußtlos, in die Knie; im gleichen Augenblick krachte ein Schuß, und ſie ſtürzte zu Boden.

Hinter ihr aber mit einem gräßlichen Fluch das fremde Ungethüm. — — —

Was in den nächſten Minuten nach dieſem entſetzensvollen Ereigniß geſchehen, darüber breitete ihre Ohnmacht ihr einen dichten Schleier. Doch als ſie erwachte, war das Zimmer von dem Licht erleuchtet, und ſie fand ſich in den Armen des Obriſten und ihrer Mutter! Am Boden lag, zitternd und ſich wälzend, der Gräßliche, der ſie zu morden gedroht hatte. Auf der Treppe hörte man eilige Tritte und Stimmen; plötzlich öffnete ſich die Thür und Adolph, ihr Vater, und gleich nach ihm der Präſident, der Oberforſtmeiſter, der Polizeihauptmann, Ehrhardt, und das ganze Geſinde des Hauſes ſtürzten herein.

„Wilhelmine, biſt Du gerettet!“ rief Adolph — — „ach! — die Räuber!“ . . . . . mehr konnte er todeserſchöpft nicht herausbringen.

„Herr Obriſt?“ fragte der Oberforſtmeiſter ſtaunend.

„Ich war ſo glücklich, ein gräßliches Verbrechen zu verhüten,“ antwortete der Obriſt.

Zwei Diener hatten den am Boden liegenden, ächzenden Räuber emporgehoben.

„Allwaltender Gott der Gerechtigkeit,“ ſchrie Feldheim wie ſinnlos auf, „das iſt der Menſch, von dem ich das Gewehr kaufte!“

„Das iſt der Kerl, der die Blumen ſchnitzt — ihm gehört das Meſſer,“ rief Ehrhardt wie im Jubel. „Nun ſoll bald Licht werden! — Herr Präſident, das iſt der Mörder des Müllers und des Oberförſters, — und mein Wohlthäter iſt nicht — — —“

„Nein, bei Gott nicht — — —“

„Und auch des Jägers Wilhelm nicht,“ rief der Obriſt ſtolz in die Mitte tretend. „Röschen! — Kennſt Du mich denn nicht?“ —

„Wilhelm!“ rief Feldheims Gattin halb zuſammenbrechend. — „Wilhelm! Du biſt es? Du biſt unſchuldig! O ſo bin ich glücklich, ſo ſind wir alle glücklich!“

Und ſie waren es! — — Wenige Worte erklärten Alles!

Wilhelm war nur in der Verzweiflung und Erbitterung in die Weite gegangen. Er hatte ſich als Diener bei einem engliſchen Offizier, der durch Gotha reiſete, am nächſten Morgen verdungen, war mit dieſem ſogleich nach Hamburg und von dort nach England gegangen, ohne von dem Tode des Oberförſters etwas zu erfahren. Erſt nach Jahr und Tag, nachdem Röschen ſich mit Erich, der durch ſein Gut den Namen Erich-Feldheim führte, verheirathet hatte, erfuhr der Geflüchtete zufällig durch einen Landsmann, der ihn ſelbſt gar nicht kannte, dieſe Vorgänge, und welcher Verdacht auf ihm laſte. Im Schmerz darüber, daß Röschen ihm dennoch verloren ſei, und über die Anklage, die auf ihm laſtete, entſchloß

er ſich, Soldat zu werden, und mit einem Regimente nach Indien zu gehen. Denn der Beweis ſeiner Unſchuld würde ihm immer ſehr ſchwer geworden ſein, weil er die Nacht nicht unter Dach, ſondern im Walde zugebracht hatte, und erſt mit dem Morgen nach Gotha gekommen war; er konnte alſo kein Alibi, keinen anderen Aufenthalt nachweiſen. — Durch ſein Anfangs gleichgültiges, faſt raſendes Wagen des Lebens, das ihn drückte, zeichnete er ſich ſo aus, daß er von Stufe zu Stufe ſtieg, bis zu dem Rang, den er jetzt einnahm. Nun erſt kehrte er nach Deutſchland zurück, und da er erfuhr, wo Röschen lebe, ſuchte er dieſe Gegend auf. In Wilhelminen erkannte er auf dem Ball das vollkommene Bild ihrer Mutter. Mehrere Abende umſchlich er ſtill das Haus, um ſeine Jugendgeliebte von fern zu beobachten; ſo ſaß er in dem Baum, als Feldheim jenes Geſpräch mit ihr hielt, und legte auch das Abſchiedsblatt auf den Tiſch. Da er den ſchrecklichen Verdacht, der auf ihm laſtete, nicht unbedingt vernichten konnte, wollte er nicht in ihrer Nähe weilen. Er hatte nur noch Briefe aus England abwarten müſſen, und in dieſer Nacht wollte er fort. Sein Wagen hielt jenſeit des Dorfes, wo er ihn ſchon das erſtemal hatte halten laſſen, als er ſich in das Gemach ſtahl. Ohne jetzt die Abſicht zu haben, noch einmal geheimnißvoll zu Röschen einzudringen, ſtreifte er nur unter ihrem Fenſter hin, um vielleicht ihre Geſtalt noch einmal aus der Ferne zu ſehen. Da ſah er den Räuber vom Baum aus einſteigen, er war zweifelhaft, ob hier wirklich ein Verbrechen beabſichtigt werde, doch eine dunkle Ahnung leitete ihn richtig. Er ſtieg in den Baum, ſah den Angriff des Räubers auf Wilhelminen, und rettete ſie, indem er ihn mit einem ſeiner Terzerole, die er, ſchon zur Nachtreiſe gerüſtet, bei ſich trug, niederſchoß. Der Aſſeſſor war gleichzeitig unten vorm Hauſe eingetroffen, und da er den Schuß hörte, glaubte er richtig, der Ueberfall, deſſen Plan er belauſcht hatte, werde ſchon aus-

geführt. Er war es daher, welcher „Räuber und Mörder!“ rief, und das ganze Haus in Allarm brachte.

Der Mörder, schwer getroffen, durch alle zusammentreffenden Zeugen und Zeugnisse überwältigt, gestand, den Tod vor Augen, den Mord, den er an dem Müller verübt, sowie den an dem Oberförster. Zu letzterm hatte ihn das zufällig mit angehörte Gespräch in dem Wirthshaus zum goldenen Hirsch verleitet. Sein Geschick als Ausschneider der Blumen aus Rüben und Blättern diente ihm, seinem Vagabundenleben eine ganz unschuldige Gestalt zu geben. Adolph erkannte auch sogleich in ihm den Bettler, der ihn so angewidert hatte; der Obrist den Verdächtigen, dem er auf seinem ersten Spaziergange um die Stadt begegnet war. — Auch der Umstand, daß Wilhelmine einen Kopf mit schwarzem struppigen Haar und Bart gesehen, erklärte sich bald. Denn als der Getroffene sich im Blut wälzte, hatte sich die Perrücke, durch die er sich bei verbrecherischen Unternehmungen verkappt, abgestreift. Sie wurde mit Blut besudelt am Boden gefunden. Die spätere Untersuchung ergab auch, daß er seinen Kram von Schachteln und Töpfchen nicht ungeschickt nützte. Denn zur Hälfte nur waren dieselben mit den geschnitzten Sträußchen erfüllt; in der anderen Hälfte waren Dietriche, Feilen und andere kleine Instrumente zur Verübung des Einbruchs versteckt. Auch sein angeblicher Froschspieß war nur ein geschicktes Werkzeug, um beim Einbruch und Oeffnen von Thüren und Fenstern zu dienen. So streifte er, mit seinem Hausirerschein versehen, oft Tagelang unerkannt um die Orte, wo er Raub geübt. Die Verkappungen brauchte er bei Ausübung der Verbrechen. Sein natürliches Haupthaar war das röthlich fad blonde, spärliche; daher erkannten ihn Feldheim, Ehrhardt und der Assessor auch sogleich; sein abstoßendes Gesicht vergaß schwerlich Jemand, der ihn einmal, wenn auch vor langen Jahren gesehen. —

Den schweren Ereignissen dieses Tages und den Schreckensaugenblicken des Abends folgte, nachdem sich Alle von der ersten Wirkung des grauenvollen Eindrucks erholt, die beglückendste Stunde.

Röschen war nicht nur glücklich, sondern unaussprechlich glücklich; das tiefe, unverwindbare Leid ihres Lebens war nur gewesen, das Wilhelm ein Verbrecher sein sollte, daß er Allen dafür galt, — sie hatte es nie glauben können! —

Feldheim athmete leicht auf, befreit von der Last eines unverschuldeten, furchtbaren Geschickes. Eifersucht kam nicht in sein Herz, sondern er war glücklich zugleich, mit seiner treuen Gattin.

Der Obrist, Wilhelm Hagen, war auch glücklich. Die Blüthe der Liebe, welche sich in der Jünglingsbrust entfaltete, fand in der reichen Brust des Mannes einen Boden, wo sie zu einer milden lebenserquickenden Frucht wurde. In den ersten Minuten fühlte er, und Feldheim und seine Gattin mit ihm, daß die innigste Freundschaft sie vereinigen werde.

Und daß der Präsident jetzt kein Bedenken mehr in seines Neffen Verbindung mit Wilhelminen fand, daß er die Verpflichtung doppelt fühle, der liebreichste Vater Beider zu sein, darüber konnte wohl Niemanden ein Zweifel aufsteigen.

So umarmten sich denn noch an diesem Abend Adolph und Wilhelmine als glückliche Verlobte, und genossen der seligsten Stunden unmittelbar nach den schrecklichsten.

* * *

„Caspar Schwarz, schwarzer Caspar," rief der alte Steffen, der nicht mehr so rundleibig war, als vor zwanzig Jahren, dem eben in die Gaststube zum goldenen Hirsch ein-

tretenden Gevatter zu, der aber jetzt beſſer der graue Caspar hätte heißen können, da er ganz grauköpfig war, „Caspar, weißt Du's ſchon? Jetzt iſt's heraus, wer den Müller Armberger und den Oberförſter Teſchenberg ermordet hat; nicht der Wilhelm!“

„Nun! ſagt ich's nicht immer? Aber wer denn?“

„Beſinnſt Du Dich noch auf den verfluchten Satanskerl, dem ich ein Blumenſträußchen aus Kohlrüben abkaufte für mein kleines Mariechen? — Gott behüte ſie in ihrem ſechsten Kindbett, denn ....“

„Der war es?“ rief Caspar, und unterbrach die lange Rede, die Steffen über ſeine verheirathete Tochter zum Beſten geben wollte. „Das hab' ich ja gleich geſagt! Der Kerl hatte den Teufel im Leibe. Aber woher weißt Du das?“

„Da, lies das Gerichtsblatt aus Gotha! Der Steckbrief gegen den Wilhelm widerrufen, glänzend zu Ehren erklärt, jetzt iſt er Obriſt ....“

„Gieb her!“ rief Caspar, „ich muß ſelbſt ſehen!“ und riß ihm das Blatt aus der Hand.

Der Mund blieb ihm offen ſtehen vor Verwunderung.

„Hm, Hänſel, Knapphänſel, gieb noch einen her!“

„Noch zwei,“ rief Steffen lachend, „dem Kerl bleibt das Maul offen ſtehen, er will, daß man ihm etwas hineingießt!“

„Siehſt Du, rief Caspar triumphirend. „Es kommt doch Alles heraus!“

„Da magſt Du recht haben! Aber, daß Du oder ich noch einen todt ſchlagen, das wird doch nicht wahr werden!“

„Wer weiß!“

Was! Wir ſollten einen Menſchen ſo ſchändlich aus der Welt ſchaffen?“

„Wer weiß!“

„Oder etwa Menſchenfreſſer werden, wie Dein Hirt aus .... wie hieß doch das Neſt!“

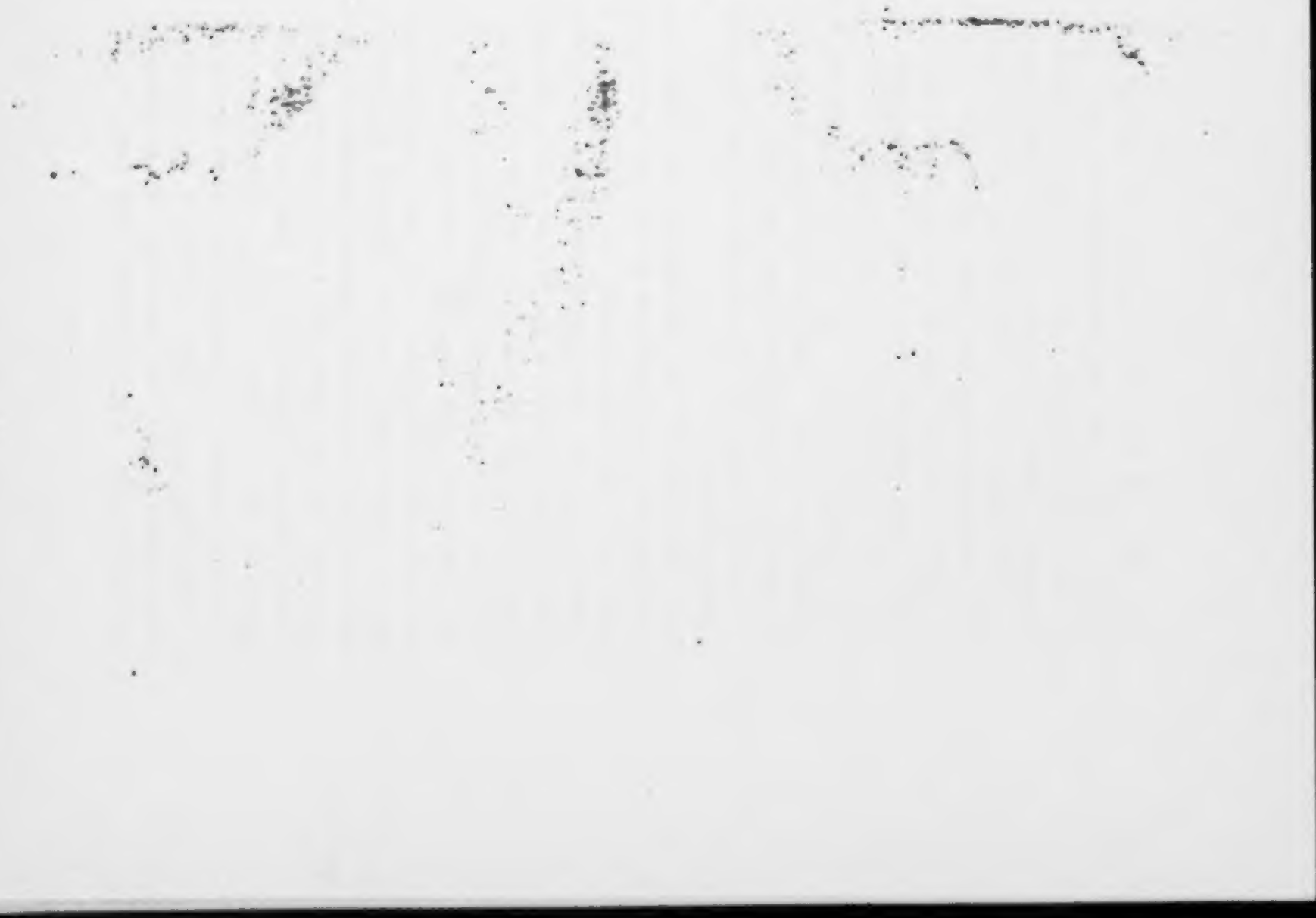
„Wer weiß!“

„Zum Teufel! Ich weiß! Denn lieber wollte ich ja aus dem Hirſch wegbleiben, und in dieſem ganzen Leben keinen einzigen Nordhäuſer mehr aus der Welt ſchaffen!“

„Wer weiß!“

Liebe.

Eine Erzählung in vier Abtheilungen.



Erſte Abtheilung.

„Gieb mir mein Zeichenbuch, Aloys, und geh' hinunter in's Dorf; ſuche im Gaſthaus eine gute Wohnung für mich zu bekommen; ein Zimmer muß nach der Nordſeite liegen. Ich komme in einigen Stunden nach; ich will bei dem günſtigen Licht hier noch etwas zeichnen."

So lautete der Auftrag eines jungen Mannes an ſeinen Diener, der darauf eine Reiſetaſche, die er an einem Riemen über der Schulter trug, öffnete, und ſeinem Herrn ein elegantes Zeichenbuch daraus reichte. Er that es indeſſen mit ziemlich mürriſcher Miene.

„Wenn aber das Gepäck noch nicht drunten iſt, Herr Holm?" fragte er; „wir ſind raſch über die verwünſchten Felſen geklettert!"

„Du biſt etwas träger Natur, Aloys," erwiederte dieſer. „Der Führer iſt gewiß ſchon dort. Jedenfalls richte Alles ein, wie ich es gewohnt bin. Vor Nacht bin ich unten!"

Mit dieſen Worten wandte er dem mürriſch blickenden Diener den Rücken, und ging, das Zeichenbuch leicht in der Hand tragend, einen Seitenpfad in die Gebüſche, der ihn dicht am Rande pittoresker Felſen hinleitete, welche tiefe und reiche Blicke in's Thal gewährten. Nach einem be-

ſchwerlichen, ſogar nicht gefahrloſen Wege hatte er eine ſchroffe Kuppe erreicht, ſah aber dort ſeine Anſtrengungen herrlich belohnt. Das Thal, welches ſich zur Rechten in ein anderes, breiteres Hauptthal öffnete, lag in allen ſeinen Windungen ihm zu Füßen. Es war eigentlich nur eine Seitenſchlucht des Hochgebirges, die einem wild rauſchenden Waldwaſſer zum zerklüfteten Bett diente, das ſich, aus ſchmelzendem Schnee der Hochalpen zuſammen geſtrömt, etwa zwei Stunden weiter aufwärts, von dem ſchroffſten Felſenſtock die ſteile Granitwand herabſtürzte. Dort war das Thal durch das wilde Gebirg völlig geſchloſſen; von dort her aber zog es ſich in der wundervollſten Miſchung von Fels, Wald, grünen Triften, Rebengeländen und goldblitzenden Getreidefeldern hin, die die ſanfteren Abhänge der Berge umgürteten, während die Rebe die ſteilen Anſteigungen zwiſchen die Klippen hinein mit ihrem Grün umſpann, der Wald die ſchroffen Lehnen bedeckte, wo die Felsſpitzen oft weit übergewölbt, oder zackig emporgethürmt, aus den Wipfeln der Fichten und Buchen aufragten.

Von dem Sitz, den Holm genommen, überſchaute er das Ganze der Thalwindung; kaum eine Hütte, die ihm verdeckt geblieben wäre. Und gerade zu ſeinen Füßen hatte er den lieblichſten Anblick. Er ſah in einen Weinberg hinunter, der ſich bis dicht an den Fels aufwärts zog; in dem oberſten Theil deſſelben waren Frauen und Mädchen mit der Pflege der Reben beſchäftigt. Die beweglichen Geſtalten in der maleriſchen Landestracht, hoben ſich im Contraſt gegen das junge Grün um ſo friſcher hervor, als die Kleidung im Ganzen lebhafte Farben hatte. Das dunkelrothe Mieder, und das weiße Schleiertuch über dem Haupt, ſtrahlten beſonders im hellen Licht der Nachmittagsſonne. Der Weinberg ſenkte ſich neben einer dunklen, tief eingeſchnittenen

Waldſchlucht hinunter. Am Fuß blickte ein ſauberes Haus aus umgebenden Gebüſchen der alten Nußbäume hervor. Hinter demſelben ſchlang die Landſtraße ſich um den Hügel und verlor ſich zwiſchen den Häuſern des Dorfes, die in unregelmäßiger Reihe dem blitzenden, ſchäumenden Lauf des Baches folgten. Dieſer reizende Vorgrund umgab ſich in ſchönen Abſtufungen mit den mannigfachſten Anhöhen, Felſen, Waldhängen, bis zu dem blauen Duft und den Schneeſpitzen des Hochgebirges hinauf.

Holm ſetzte ſich, und warf in leichten Umriſſen die Grundzüge der Landſchaft auf ein Blatt ſeines Zeichenbuchs. — „Und wie viele intereſſante Einzelſtudien," murmelte er vor ſich hin, während er zeichnete, „dort unten das reizend gelegene Haus — die prächtigen Ulmen auf dem Hügelvorſprung daneben, — die Gruppe der alten Nußbäume — der Fels drüben am Bach neben der Mühle, — ich glaube hier werde ich einige Zeit verweilen."

Zwiſchen dem Zeichnen warf er oft einen Blick in den Weinberg hinunter, und beobachtete das Treiben der jungen Winzerinnen. „Da wären auch wohl angenehme Einzelſtudien zu machen!" dachte er lächelnd, „man müßte aber näher gehen."

Er ſchloß ſein Buch und begann, ein geübter Bergſteiger, ſich einen Pfad abwärts zu ſuchen. Anfangs ſtieg es ſich, mit Hilfe der Gebüſche und Zweige, ziemlich leicht, doch bald wurde es ſchwieriger. Es galt nur noch, eine ziemlich hohe Felswand hinabzukommen; bald ſpringend, bald ſich an den Händen herablaſſend, gelangte er endlich faſt bis in den Weinberg. Die überragenden Zweige einer Buche mußten dazu benutzt werden. Gewandt ſchwang ſich Holm in den Baum, klimmte auf den breit ſich ausdehnenden Zweigen vor, und ließ ſich endlich an der Spitze eines der-

ſelben nieder; doch er langte nicht ganz; ungeduldig gab er ſich einen ſtärkeren Schwung, da brach der Zweig — er ſtürzte hinab! — — —

Er erwachte wie aus einem ſchweren Traume. — Staunend, nach dem Faden ſeiner Erinnerungen ſuchend, blickte er um ſich. In einem kühlen Gemach, deſſen Fenſter von Weinlaub umrankt waren, durch welches das Gold der Abendſonne ſpielte, befand er ſich auf einem ſorglich zugerichteten Lager. — Es war ganz ſtill um ihn her, Niemand im Gemach. — Er wußte ſich ſeines Sturzes und des dumpfen, betäubenden Schmerzes, den er darauf empfand, zu erinnern; doch wie er hierher gekommen, war ihm völlig unbewußt. Da öffnete ſich leiſe eine Thür, und mit kaum hörbaren Schritten trat die Geſtalt eines jungen Mädchens in der maleriſchen Tracht des Landes ein, und dicht nach ihr eine ältere Frau.

„Ich glaube — er wacht, Mutter!“ rief ſie dieſer mit gedämpfter Stimme, doch mit dem Ton freudiger Ueberraſchung zu! —

Holm glaubte jetzt erſt recht in wunderbare Träume einzuſinken. — Die lieblichſte Geſtalt, das holdeſte jungfräuliche Antlitz erſchien vor ſeinen Blicken, wie in himmliſcher Verklärung, denn der Abendſonne Glanz überleuchtete gerade die Züge des jungen Mädchens. Sie ſtand lauſchend, leiſe vorgebeugt, mit dem Ausdruck der innigſten Theilnahme.

„Wo bin ich hier?“ fragte Holm, der ſich überzeugte, daß nicht der Traum, ſondern die Wirklichkeit ihm dieſe holdſelige Erſcheinung bereite.

Die Mutter antwortete: „Ihr ſeid in guter Pflege, lieber Herr — iſt Euch beſſer?“

„Bis auf ein wenig Kopfschmerz," erwiederte er, „fühle ich mich ganz wohl — aber sagt mir" — bei diesen Worten bewegte er die Hand halb zufällig gegen die Stirn, und fühlte eine Wunde an derselben.

„Wir haben die Kopfwunde verbunden, so gut wir vermochten," sprach die freundliche Frau. „Schmerzt sie Euch?"

„Sehr wenig, sehr wenig" — erwiederte Holm gerührt, „ich bin Euch tief verschuldet in Dank," setzte er hinzu, und reichte der Frau, welche näher zu seinem Lager getreten war, die Hand hin.

Sie nahm sie unbefangen; in wenigen Worten erzählte sie ihm, daß die Mädchen im Weinberg, die schon sein Herabklettern an der gefährlichen, für unzugänglich geachteten Felswand mit Angst verfolgten, ihn nach seinem Sturz, wo er betäubt am Boden gelegen, hinabgetragen hätten, in diese Wohnung. — Er erfuhr, daß er sich in dem einladenden Hause am Fuß des Weinberges befinde; daß seine Pflegerin Regina, ihre Tochter Beata heiße. Er drückte der Mutter warm die Hand, und reichte sie auch der Tochter, die sie eben so harmlos annahm, und den herzlichen Druck herzlich erwiederte.

In wenigen Minuten war Alles geordnet. Holm fühlte in sich die Kraft aufzustehen; er hatte nach seinem Diener gesandt. Dieser war eingetroffen, das Gepäck mit dem Führer auch. Sie erschienen beide, um ihn nach dem Wirthshaus zu geleiten. Er war noch schwach, doch konnte er, auf Beide gestützt, den kurzen Weg zurücklegen, und schied von seinen Pflegerinnen mit dem innigsten Dank, und von ihren freundlichsten Wünschen geleitet.

Es war eine ſchöne Zeit, die Albert Holm von jetzt ab verlebte. Das romantiſche Thal fügte zu ſeinen Reizen auch den, daß es von jener anziehenden Bevölkerung bewohnt wurde, in der ſich italieniſche und deutſche Sitte, Sprachen, Tracht und Körperbildung miſchen; es iſt als ob die beiden Grenzländer ſich gegenſeitig ihr Beſſeres gegeben hätten. Die deutſche Herzlichkeit, der Ernſt, der Fleiß, verbinden ſich innig mit der italieniſchen Anmuth, Lebhaftigkeit, Naivetät und gläubigen Frömmigkeit. Je nach Alter und Eigenthümlichkeit waltete das eine Element vor, oder das andere. Regina war mehr eine deutſche, Beata, in der Blüthe der Jugend, mehr eine italieniſche Natur. Regina fleißig, ſorglich, ſittig, arglos und freundlich; Beata anmuthig, von leicht empfänglichem Geiſt und Herzen, unſchuldig, fromm, ſchwärmeriſch. —

Holm fand ſich durch die holde Natur des Mädchens, durch die Reinheit ihrer Seele, ihres offenen Herzens, unwiderſtehlich gefeſſelt. — Er trennte ſich faſt nicht von ihr. Die Mutter in ihrer reinen Geſinnung hatte kein Bedenken dagegen; die ſtrengen Formen der Sitte regelten die Lebensbeziehungen nicht in dieſem glückſelig abgeſchiedenen Thal. Und was ſollte Uebles bei dem harmloſen Verkehren der Jugend mit der Jugend ſein? Geſchah doch Alles unter den Augen der Sonne ſelbſt, vor Nachbarn und Freunden. Das Thun dieſer freundlichen Leute war in Allem ſo offen wie ihre Seele. Beata ſaß mit dem Spinnrocken im Schatten der Nußbäume vor dem Hauſe, und Albert — ſo nannte ſie ihn nach ſeinem Wunſch mit dem vertraulichen Vornamen — neben ihr, und zeichnete. Oder ſie bleichte ihre Linnen, während er auf einem ſchattigen Platz daneben ſeine Staffelei aufgeſtellt hatte und das Bild der Landſchaft, das er von hier aus aufgenommen, im Einzelnen ausführte. — Dann bat er ſie: „Beata! ſtelle Dich ſo! Mehr nach dem Gebüſch

zu! Stütze Dich ein wenig auf den Zweig!“ Und ſo zeichnete er ſie in den Vordergrund der Landſchaft. Dann trat ſie näher, blickte ihm über die Schulter, und rief mit dem hellen Glockenlaut ihrer Stimme: „Wie täuſchend genau! Wie ſchön! — Auch die umgebrochene Fichte dort! — — Und das ſoll ich werden?“

„Und recht ähnlich, denke ich, Beata! Aber dazu mußt Du mir noch beſonders ſitzen, im Zimmer!“

„Ihr wolltet mich ja auch mit einem Körbchen mit Trauben malen, und mit den Winzergeräthſchaften, wie Ihr mich zuerſt geſehen. Ihr haltet doch Wort?“

„Gewiß, Beata! Ganz in der Tracht, wie ich Dich zuerſt ſah, dort am Felſen!“

„Ach, ich mag nicht dahin ſchauen! — Wenn Ihr das Leben verloren hättet bei dem Fall!“

„Dir danke ich's,“ ſprach er lächelnd und reichte ihr die Hand, und ſie lächelte ihn unbeſchreiblich ſüß an, ſagte aber, das Italieniſche einmiſchend: „No, no! Die Madonna hat Euch behütet, Alberto!“

„In der Tracht der Madonna will ich Dich auch malen.“

„O nimmermehr,“ rief ſie, und erröthete.

„Du haſt das Antlitz dazu!“

„Nein, nein, Alberto! das iſt ein Scherz! das wäre ja ſündig, gottlos! — Wie könnte mir dann die Madonna noch gnädig ſein!“

„Nun ſo male ich Dich, wie Du zur Kirche gehſt! Fromm und züchtig! — Das ſchenken wir der Mutter zu ihrem Namenstage!“

„Wollt Ihr? Wirklich? Alberto?“ So überraſchten ſie drei holdſelige Fragen faſt zugleich, und ihr ſtrahlendes Auge ſagte, wie glücklich ſie darüber ſein werde. „Das iſt am 7. September, ſo lange müßt Ihr alſo noch bei uns bleiben,“ fügte ſie nach einigen Augenblicken hinzu. — Plötzlich über-

flog ein halb ängſtlicher, halb unmuthiger Zug ihr ſchönes Geſicht. „Da kommt Aloys,“ ſprach ſie leiſer. „Ich weiß nicht, aber ich ſcheue mich vor ihm! — Er ruft Euch immer ab!“

„Es iſt wohl Mittagszeit,“ lächelte Holm. „Du weißt ja, das ſagt er mir immer an!“ —

„Habt Ihr ihn denn gern um Euch?“ fragte ſie, nachdem Aloys, da er ſeinem Herrn angezeigt hatte, daß das Mittagsmahl bei ihm im Gaſthauſe bereit ſei, wieder zurückgegangen war. —

„Nein!“ erwiederte Holm. „Ich werde ihn wohl nicht mehr lange bei mir behalten,“ ſprach er nach kurzem Schweigen, und eine Wolke des Ernſtes lagerte ſich auf ſeiner feinen Stirn. „Er iſt auch noch nicht lange in meinen Dienſten. Mein Diener erkrankte auf der Reiſe; Aloys erſetzte ihn während der Krankheit. Ich mußte weiter, und nahm ihn mit, während der Kranke zurückblieb, um nach ſeiner Geneſung in ſeine Heimath zu reiſen. — Aloys muß nun ſchon bei mir bleiben, bis ich an einem Ort bin, wo er einen andern Dienſt und ich einen andern Diener finden kann. — Ich habe ihn nicht zu loben, doch auch nicht eben über ihn zu klagen.“

Beata ſchüttelte leiſe das ſchöne Haupt. Albert trug ſein Malergeräth in's Haus und ging, Beaten mit traulichem Händedruck grüßend. „Heut Abend,“ ſprach er im Gehen, „ſteigen wir aber endlich einmal auf die Felsſpitze, und ſehen die Sonne unter- und den Mond aufgehen. Es wird keine Stunde dazwiſchen liegen.“

Beata nickte; ſie folgte ihm lange mit den Augen. —

Beide ſaßen auf der Felsſpitze. — Der Purpurduft des Abends hauchte ſchon ſeine Zauberwellen über die ganze Land-

ſchaft. Die Alpenſpitzen glühten, das warme Gold floß bis in die grünen Thäler hinab; es blitzte ſelbſt aus den Schaumwellen des Baches herauf. Albert hatte Beata gelehrt, die Schönheit der Landſchaft, in der ſie aufgewachſen war, näher zu verſtehen, durch ſein begeiſtertes Wort, wie durch die lebendige Wiedergabe der Reize in ſeinen Bildern. — Er hatte mehr gethan! Er hatte einen Zauber in ihre Bruſt gehaucht, durch den ihr jeder Genuß zur Wonne, jede Freude zur Seligkeit emporſchwellte. Das ahnungsloſe Herz liebte! So wurde ihr das Thal zum Paradies, die Erde zum Himmel! —

Das Bild der goldüberhauchten Landſchaft ſtrahlte in erhöhter Schönheit aus ihrer Seele zurück, wie aus der Abſpiegelung in klarer Fluth! Sie blickte mit ſeligen Augen zu Albert hinauf, deſſen Herz ſelbſt in trunkener Wonne zitterte, — doch zugleich von Schauern berührt! Der tiefe Schatten der Wirklichkeit fiel kalt und ſchwarz in das goldene Traumbild ſeines Glücks!

Er erbebte, als ſie ſich leiſe, arglos zu ihm neigte, und er ihr holdes Haupt an ſeiner Schulter fühlte, während ſie mit dem Finger hinab in den Weinberg deutete, wo drunten die Mutter ſtand und zu ihnen hinauf ſchaute. „Wenn ſie doch mit heraufgeſtiegen wäre," ſprach Beata; „doch ſeit des Vaters Tode iſt ſie zu viel krank geweſen! Sie wird immer ſchwächer!"

Eine Thräne glänzte in den Augen des Mädchens. Albert legte ſanft, aber ſchweigend ſeinen Arm um ſie.

Die Goldkugel der Sonne berührte den Rand der Erde; lange, kühle Schatten fielen ins Thal, jetzt dufteten nur noch die höchſten Alpengipfel als Purpur-Roſen in das Himmelsblau hinauf, noch einen Augenblick, und ſie ſtanden als kalte, weiße Schneeroſen in der öden Einſamkeit der Höhe.

Es zuckte ein unerkanntes Etwas mit ſchauerlicher Berührung durch Alberts Bruſt. Er blickte hinauf, wo die eben

noch ſo durchſichtigen glühenden Alpenſpitzen, da der Sonnenſtrahl ſie nicht mehr berührte, wie überſchneite Leichenſteine einſam in die todte Leere emporſtarrten. „So erliſcht," dachte er, „die warme Purpurflamme des Lebens und der Liebe in einem Hauch, und die bleiche Todesfackel berührt uns mit eiſigem Schauer."

Beata fühlte nur den ſeligen Hauch des Lebens. — Der milde Juniabend duftete vom Thal herauf aus tauſend Blüthen; die eingeſogene Wärme der Sonnenſtrahlen drang aus Feld und Wald, und erfüllte die Lüfte mit ſüß abſpannender Schwüle. Sie nahm den Strohhut von dem Haupt und ließ den leiſen Abendhauch durch ihre Locken ſpielen.

„Wir warten doch auf den Mond?" fragte ſie den tief in ſich verſunkenen Freund.

„Gewiß," erwiederte er, „du findeſt doch auch bei ſeinem Schimmer die ſicheren Wege abwärts, die du mich heraufgeführt?"

Sie lächelte nur, als ob das zu bezweifeln wäre. —

Die Abendgluth verſchwebte am Himmel; der Goldglanz dämpfte ſich zu lichtem Roſenhauch, — dieſer verwandelte ſich in Veilchenduft — nur einzelne Goldfunken glühten noch im blauen Azur — ſie erlöſchten allmälig, ein Silberrauch zog über die Höhen, — die Farben erbleichten, verhüllten ſich, wandelten ſich allmälig in tiefes Dunkel — plözlich ſchwebte der Mond licht zwiſchen zwei dunkeln Waldgipfeln herauf, — und nun floß der milde Silberſtrom ſeines Friedens in ſanften Wellen ins Thal hinunter.

Noch nie hatte Beata dies ſo geſehen, und doch hatte ſie es unzähligemal ſo geſehen! Allein das Auge ihrer Seele war gewandelt! — Es kam über ſie, wie eine ſtille Heiligung, wie Geiſtergruß, wie ein ſeliges Verkünden von dort! — Sie brach in Thränen aus — war es Schmerz oder Seligkeit, wovon ihre junge Bruſt überfloß?

— Sie hing in ſüßer, unauflöslicher Umarmung an Alberts Bruſt. —

Zitternd an ihn geſchmiegt, ſchwebte ſie an ſeiner Seite die verhüllten Waldpfade hinunter, durch deren flüſterndes Laub das leiſe Mondlicht zitterte. — Die letzten Nachtigallen hauchten ihren kurzen Frühlingsgeſang in lang flötenden Tönen aus! — Drunten, unſichtbar in der Tiefe, rauſchte der Bach, droben, über den Wipfeln der hohen Buchen und Fichten zog die leiſe Geiſterſtimme des Abendhauchs.

Die warme Juniluft trug den Duft der Roſen aus dem Thal bis hier herauf. — Leuchtkäfer zogen die blitzenden Kreiſe durch das Halbdunkel, und verſchwanden wie erlöſchende Funken. Einer ſank auf Beatens Locken nieder, und blinkte wie ein Juwel mitten über ihrer Stirn. — Albert ſagte es ihr; ſie ſchaute lächelnd, ſelig ſtumm zu ihm auf; durch eine Waldöffnung ſtrahlte der Mond, und umfloß das holde Antlitz mit ſeinem milden Glanz. — Sie war hinreißend ſchön! — Alberts Lippen brannten auf den ihrigen — — ſie ſank hin in ſeiner liebewarmen Umarmung! — Beata! — Das war der Gipfel deines Glücks! — — Der Abgrund iſt daneben! — —

Ein Quell brach hell ſprudelnd aus dem Fels hervor; auf der Steinbank daneben ſaß eine Geſtalt. Es war Regina. Die Tochter flog der Mutter ans Herz! —

„Ihr ſeid lange geblieben," ſprach die Mutter, ohne Vorwurf, „darum ging ich euch entgegen." —

Schweigend erreichten alle Drei die im Mondlicht hell aus dem Schatten des Grüns ſchimmernde Wohnung. War es Ahnung, die ihnen die Lippe ſchloß? — War es die Ueberfülle des Glücks? — „Gute Nacht, Mutter — Gute Nacht, Beata," waren die einzigen Worte, die Albert ſprach; doch der Händedruck zum Abſchied war wärmer als je. —

Eine Woche war verſtrichen. — Albert hatte viel an Beatens Bild gemalt. Sie hatte ihm bereitwillig, doch nicht mehr ſo unbefangen geſeſſen wie früher. — Er war öfter zerſtreut, ſtand vor dem Bilde, ließ die Hand mit dem Pinſel ſinken, und verſank in lange, ſtumme Betrachtung. — Seine Stirn umzog ſich zuweilen düſter. — Doch dann war er plötzlich wieder geſammelt, heiter, liebreich, belehrend; Beata lauſchte ſeinen Worten mit jedem Tage unverwandter, verſtehender!—

Langſam verfloſſen ihr die Stunden, wo ſie ihn nicht ſah. Er ritt öfters, oder ging auch zuweilen, zwei Stunden weit, in das nächſte Städtchen, wo eine Poſtſtation war; er holte dort ſeine Briefe immer ſelbſt, nie ſandte er Aloys darnach, der ſonſt Alles für ihn beſorgte. — An ſolchen Tagen war er oft ſchon von Mittag an entfernt, und kehrte erſt Abends wieder. — Beata ging ihm zuweilen, nach Verabredung, entgegen, das Thal hinab, bis zu dem Heiligenbilde, das eine Stunde von dem Dorf an der Brücke ſtand, wo der Bach ſich mit einem andern vereinte.

Dort ſaß ſie eines Abends auf einem bemoosten Felsſtück, das, eine natürliche Bank, dicht an der Landſtraße lag. — Albert war zu Fuß hinüber; er ſchien ſich verſpätet zu haben, denn die gewohnte Zeit war ſchon ſeit einer Stunde verfloſſen, und Beata ſah ihn noch immer nicht. Endlich bog er um den Felsvorſprung. Er ging langſam, ernſt ſinnend, wie es ſchien, vor ſich hin. Er ſah nicht nach Beaten aus, wie er ſonſt pflegte, — winkte ihr nicht mit dem Tuch, wie er immer that, ſobald er ſie erblickte! Ihr Herz ſchlug unruhiger. — Sie ging über die Brücke hinaus, ihm weiter entgegen. — Faſt hätte ſie ihn ſchon anrufen können, ſo nah war er ihr, doch er hatte noch nicht aufgeblickt! Er trug etwas in der Hand, ein Käſtchen ſchien es; er war ſo verloren in ſeinen Gedanken, daß er gar nicht zu

wiſſen ſchien, auf welchem Theil des Weges er ſich befinde. — Endlich ſchlug er das Auge auf, blickte gerade vor ſich hin, und ſah Beata; er ſchreckte zuſammen! Sie eilte ihm freudig winkend entgegen; er erwiederte den Wink, doch anders als ſonſt! Allein er ſchloß ſie doch herzlicher, inniger, ja faſt heftig an ſein Herz, als ſie einander erreicht hatten. —

Seine milde Anſprache verſcheuchte ſchnell Beatens Beſorgniſſe. Dieſe ging neben ihm hin, und ergoß ſich in herzlichen, liebenden Worten. Er hörte ſie lächelnd, und doch ernſt. —

„Was trägſt du hier?“ fragte ſie unbefangen. Er wurde bleich. — „Laß das Beata!“ erwiederte er. „Es knüpfen ſich verdrießliche Gedanken für mich daran. Dieſe Zuſendung, die ich heut mit einem Briefe erhielt, wird mich nöthigen, dich binnen Kurzem zu verlaſſen.“

„Albert,“ entfloh halb erſterbend das Wort ihrem Munde, und ſie erbleichte, als trete der Tod ſie an. —

„Nur auf kurze Zeit,“ antwortete er mit mühſam errungener Ruhe.

„Und du mußt?“ fragte ſie, „und bald?“

„In einigen Tagen. Doch ſei ruhig, liebſtes, ſüßes Herz; ich kehre ſchnell wieder. Nicht einmal Aloys ſoll mich begleiten, ich werde nur zu Pferd ſein, ſo kurz iſt die Reiſe.“

Sie lächelte wieder, konnte aber doch ihre Thränen nicht ſogleich bezwingen.

Der Abend verſtrich beklommen. Auch in den folgenden Tagen, obwohl Albert faſt den ganzen Tag bei ihr zubrachte, und ihr Bild, in dem ſie das Körbchen mit Trauben trug, zu vollenden trachtete, war er ſichtlich in ernſter, trüber Stimmung, und kämpfte vergeblich, durch freundliche, liebliche Worte den finſtern Gaſt zu verſcheuchen.

Nach drei Tagen reiſ'te er ab. — Es war ein Freitag. — Beata hatte ihn gewarnt, im kindiſchen oder kindlichen Aberglauben, es ſei ein Unglückstag.

„Jeder Tag, wo ich von dir gehe, iſt ein Unglückstag," hatte er geantwortet.

Sie begleitete ihn, obwohl er zu Pferd war, bis zu dem Marienbilde; ſo lange ging er, die Zügel über dem Arm; er hatte nicht gewollt, daß Aloys das Pferd nachführen ſolle. — Der Augenblick des Abſchiedes war da. — Beata zerfloß in Thränen! Vergeblich tröſtete ſie Albert immer mit den Worten: „Es ſind ja nur wenige Tage, längſtens fünf!" Er ſchien ſelbſt an ſeinen Troſt nicht zu glauben, ſo bleich war er, und fuhr von Zeit zu Zeit zitternd zuſammen, als ob ein Fieberfroſt ihn anfalle. — Endlich riß er ſich los; er ſchwang ſich auf's Pferd; langſam, Schritt vor Schritt ritt er dahin, und winkte noch oft zu Beata zurück, die, an das Geländer der Brücke gelehnt, ihm nachſah. Jetzt hatte er die Felsecke faſt erreicht; da ſetzte er die Sporen ein, und flog in wilden Sprüngen dahin. Beata bedeckte ſich mit den Händen erſchreckt die Augen, als ſie ihn den gerade dort ſich ſteil abſenkenden Weg ſo ſtürmiſch dahinjagen ſah. Dann wandte ſie ſich um, ſank vor dem Muttergottesbilde auf die Kniee, und betete in heißer Andacht.

Der dritte Tag nach Alberts Abreiſe war angebrochen. Beata ſtand mit der Frühſonne im Garten vor dem Hauſe; „die Hälfte der ſchweren Zeit iſt verfloſſen," dachte ſie dankbar.

Da kam haſtigen Schrittes der Wirth des Gaſthauſes, wo Albert wohnte, daher, von dem er auch das Pferd zur Reiſe hatte. Es war ſonſt wenig ſeine Art raſch zu gehen, Beata vermuthete daher eine wichtige Botſchaft.

„Es iſt ein Unglück geſchehen, Beata," rief er ihr entgegen, „eile, hole Deine Mutter!"

Eile! das war ſchnell geſagt. Aber ſie ſtand wie eine Bildſäule, ihre Kniee bebten, die Füße wurzelten ihr am Boden. „Ein Unglück — Giuſeppe" — war Alles, was ſie mühſam herausbringen konnte, denn ſie ahnte, es betreffe Albert! — — Zum Glück kam die Mutter zufällig von ſelbſt.

„Regina," rief ihr der Wirth entgegen, „kommt doch gleich ſelbſt zu mir herüber, und Du auch, Beata, — ich bin ein unglücklicher Mann. Wahrſcheinlich iſt es der finſtere Burſch, der Aloys geweſen! Alles erbrochen, geraubt!"

„Was denn, Giuſeppe, was denn?" fragte Regina, während Beata ſtumm zitterte.

Mühſam erfuhren ſie endlich von Giuſeppe, daß die Zimmer, die Alberto bewohnte, ausgeplündert ſeien, ſein Schreibtiſch, die Schränke erbrochen, Alles fort, geraubt!

Regina war beſtürzt; Beata athmete wieder freier auf, denn ſie hatte Schrecklicheres erwartet. Alle eilten hinüber in das Gaſthaus.

Unterwegs erfuhren ſie, daß Aloys nicht zu finden ſei. Sein Bett war unberührt. Er ſchien in der Nacht die Schränke in den Zimmern ſeines Herrn, die er frei betreten konnte, erbrochen zu haben, und unter dem Schutz des Dunkels geflüchtet zu ſein. Der Wirth hatte dies eben jetzt entdeckt, als er die Thür des Zimmers nur angelehnt fand, und ſie halb zufällig öffnete, weil er Aloys darin vermuthete. Da ſah er die aufgebrochenen und ausgeleerten Schränke, und Vieles unordentlich auf dem Boden verſtreut, was der Dieb nicht hatte mitnehmen können oder wollen.

Mit beſtürztem Befremden betrachteten auch die Eintretenden die Spuren des Raubes. Der Kleiderſchrank war leer, doch lagen einige größere Kleidungsſtücke am Boden.

Ein großer leerer Koffer ſtand offen. „Der kleinere fehlt,“ rief der Wirth. „Nur den hat er fortſchaffen können!“ Der Schreibtiſch war ganz aufgebrochen, alle Fächer und Käſtchen ausgeräumt; einige der Schubkaſten ſtanden ausgezogen, leer auf den Stühlen im Zimmer. Briefe und Papiere lagen auf dem Boden.

„Man muß Alles ſammeln und wohl aufbewahren,“ ſprach Regina. „An den Briefſchaften pflegt den Herren am meiſten gelegen zu ſein.“

Beata zog halb zufällig ein Schubfach auf. Darin lag das Käſtchen, welches Albert neulich mitgebracht hatte, und worüber er die beunruhigende Andeutung gegeben. Es war eine Art Futteral, etwas breiter als ein Buch. Beata nahm es heraus; es war offen, ſie ſchlug den Deckel auf, und das Miniaturbildniß einer reizenden jungen Dame, in ſehr vornehmer reicher Kleidung fiel ihr in die Augen. — „O Mutter, ſieh,“ rief ſie unwillkürlich, „wie ſchön, das hat er gewiß ſelbſt gemalt!“

„Das hat der Schelm auch in Händen gehabt,“ rief der Wirth, „das war in Gold und Diamanten gefaßt, ich habe es geſehen; die Faſſung hat er losgebrochen. Wirklich lag die Elfenbeinſcheibe, worauf das Bild gemalt war, nur unbefeſtigt innerhalb des breiten Rahmens von koſtbar eingelegtem Holz, in dem der goldene Ring, der das Bild zunächſt umgeben hatte, befeſtigt geweſen war. Beata nahm das Bild aus dem Futteral heraus; dabei fiel ein Blatt, das darunter gelegen, heraus. Es war ein Brief. — Von einer dunkeln Ahnung getrieben, warf ſie einen Blick hinein. Plötzlich erbleichte ſie, ſie zitterte, ſie las mit fliegender Bruſt, die Hand mit dem Blatt ſank ihr herab, und ſie ſelbſt in die Kniee. Giuſeppe ſah ſie einſinken; er fing ſie raſch auf, ſonſt wäre ſie auf den Fußboden geſtürzt. „Heilige Mutter Gottes, mein Kind,“ rief Regina, und umſchlang ſie mit

ihren Armen. Beide trugen beſtürzt die Bewußtloſe auf das Bett.

„Iſt denn der Brief Schuld?“ fragte Giuſeppe halb für ſich, und nahm das Blatt, das Beata noch immer krampfhaft in der Hand hielt. — Regina beſchäftigte ſich, der Tochter das Gewand zu öffnen. — Giuſeppe las, nicht ohne einige Mühe, denn er war des Leſens nicht ſehr kundig, aber von Neugier getrieben:

„Lieber Sohn!

Deine romantiſchen Streifzüge werden nun ein Ende haben müſſen, was du mir auch von dem Reiz derſelben ſchreibſt. Denn etwas Anderes hat glücklicherweiſe auch ein Ende erreicht, mein Prozeß mit dem Grafen Arenburg. Wir haben uns verglichen. — Du, mein lieber Sohn, biſt in einer Weiſe betheiligt, die dich überraſchen wird; zuverläſſig aber nur angenehm, ich denke, mehr als angenehm. Du weißt, Arenburg hat eine einzige Tochter, die Gräfin Bianca. Ueber ihre Liebenswürdigkeit herrſcht nur eine Stimme. Daß ſie zu den reizendſten Damen unſerer Kreiſe gehört, wird dir das Bild ſagen, welches ich dir hier, von Arlhofen meiſterhaft gemalt, wie dir dein eigenes Urtheil am beſten ſagen wird, überſende. Aber es iſt auch ohne Schmeichelei gemalt, und bereits vor drei Monaten, als ein Geburtstagsgeſchenk für den Vater, alſo ohne irgend eine Beziehung auf die jetzt eingetretenen Verhältniſſe. Du weißt, wie ich über das Schließen ehelicher Verbindungen denke, die nachhaltig beglückend, nicht blos für den freilich oft ſehr ſüßen Rauſch und lockenden Schein des Augenblicks geſtiftet werden ſollen. Hier treten die günſtigſten Verhältniſſe und Bedingungen ein, die liebende, vorſorgliche Eltern nur für das Glück ihrer Kinder wünſchen und erſinnen können. Daß ich in einem ſolchen Fall auf die Andeutung, die letzte Spur unſeres Zwieſpalts durch eine Verbindung unſerer beiden Häuſer

auszugleichen, wobei das ſtreitige Gut Winterhalden zur Mitgift deiner Braut beſtimmt wird, mit Freuden und in dem vollen Bewußtſein deiner Zuſtimmung einging, wirſt du vorausſetzen. Ich wußte, daß du dich noch nirgend anders gebunden haſt, und ſo konnte ich für dein Wort einſtehen. Wirklich, mein lieber Albert, ich bin ſehr beglückt über dieſe Löſung unſerer langjährigen Zwiſtigkeiten, und beſonders deshalb, weil ich die feſte Ueberzeugung habe, du wirſt noch viel beglückter dadurch ſein. Denn du wirſt eine Gattin erhalten, wie dein Rang, dein Vermögen, deine Bildung, deine Stellung zur Welt, ſie dich nur irgend wünſchen laſſen. Schön, geiſtvoll, liebenswürdig in ſeltenen Maße. — Und du biſt ein ſolches Kind des Glücks, daß dir nicht einmal die Prüfung einer Verzögerung aufgelegt wird. Arenburgs Geſchäfte fordern, daß er in einigen Tagen nach Rom abgeht; zuvor ſoll Alles im Reinen ſein. Wir haben daher für den nächſten Sonntag, den 24. Juni, ein Zuſammentreffen in Mailand verabredet, wo ſich die Gräfin Bianca ſoeben bei ihrer Großtante befindet. Dort ſoll die Verlobung vor der Abreiſe des Grafen nach Rom ſtattfinden. Ich erwarte dich daher am 23., Sonnabend Abend ſpäteſtens daſelbſt, ohne weitere Benachrichtigung hierher, die mich nicht mehr treffen würde, weil ich hier in der Umgegend und in Kärnten erſt die Geſchäfte der Uebernahme der Güter ordnen muß. Eile denn deinem Glücke, deinem ſeltenen Glücke entgegen! Mir ſchlägt das Herz vor Freude, dich zu umarmen, denn es ſagt mir, du wirſt nie ſo im Einklang geweſen ſein, als diesmal, mit deinem in heißer Liebe und Sorge für dich handelnden Vater.

Laibach, den 16. Juni 18.. Graf Holm."

„Sonntag den 24.," brummte Giuſeppe für ſich; „nun das wäre ja heut!"

In dem von Weinlaub umrankten Zimmer, in Regina's Hauſe, wo Albert die erſte Pflege durch Beata empfangen, kniete dieſe, in tiefer Inbrunſt betend, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau. Unfern von ihr im Fenſter lehnte die Geſtalt eines greiſen Eremiten. Es war der Vater Antonio, der hoch hinauf am Berge, wo, nahe dem ewigen Schnee, auf einer der letzten Bergkuppen eine Kapelle erbaut war, ſeine Einſiedelei hatte, und den armen Gebirgsbewohnern ringsumher den Troſt und die Hilfe der Kirche gewährte. Er war Beata's Beichtvater. Ihm hatte ſie ihr ganzes Herz geöffnet. Sanft tröſtend, ernſt ermahnend ſprach er ihr zu. Er hatte fromme heilige Entſchlüſſe in ihr erweckt. Sie betete zur heiligen Jungfrau um Kraft für die ſchwere Aufgabe ihrer Seele.

Es war tiefſtill in dem Gemach; nur die leicht vom Luftzuge bewegten Blätter flüſterten. Der Strahl der Sonne, die ſich ſchon gegen die Berge hinabſenkte, wob einen verklärenden goldenen Schein um das Haupt der Betenden. — Sie ſtand auf.

„Hat dich das Gebet geſtärkt, meine Tochter?" fragte Antonio.

„Es hat mir Kraft gegeben, meinen Entſchluß zu erfüllen."

„Du haſt dein Herz ganz überwunden?" fragte Antonio, und öffnete ihr die Arme.

„Ich folge ganz Eurem Wort und Rath, ehrwürdiger Vater," ſprach ſie leiſe, doch unter hervordringenden Thränen.

„Und vergiebſt ihm, was er an dir verſchuldet?"

„Von ganzem Herzen und von ganzer Seele, frommer Vater. Es ſoll keine Schuld an ihm haften. Ich will nicht Vater und Sohn trennen, nicht Urſache ſein, daß er irgend eine Pflicht verletze. Und ich werde glücklich ſein — wenn er glücklich wird!"

„So wird Gottes Segen auf dir ruhen," ſprach der

Greis und legte beide Hände auf des frommen Kindes Haupt. „Und er wird dir geben, was er ſeinen Auserwählten giebt.“

Da trat Regina leiſe ein.

„Treue Mutter!“ ſprach Antonio, „ſchließe deine fromme, reine Tochter in die Arme! Sie hat den ſchwerſten Kampf beſtanden. — Jetzt laßt mich für Euch handeln, daß der unvermeidliche Schmerz ſo gelinde ſei, wie möglich!“

„Aber fort, fort von hier — ich darf ihn nicht wieder ſehen!“ rief Beata, „ich widerſtünde ſeiner Bitte nicht!“

„Wohin, wohin?“ fragte Regina weinend.

„Laßt mich nur ſorgen,“ erwiederte Antonio. „Das ſei mein Werk!“

Zweite Abtheilung.

„Licht!“ — befahl der Graf Holm dem eintretenden Diener, nachdem er geſchellt hatte. — „Es wird ſchon dunkel und Albert iſt noch nicht hier! — Ich fange an, unruhig zu werden!“

Er ging mit raſchen Schritten auf und ab. — „Er ſollte ſeinen alten Vater nicht warten laſſen! Mein Brief kann ihn doch nicht verfehlt haben, da ihn alle anderen ſeit zwei Monaten getroffen?“

Der Diener trat ein, und ſetzte zwei Armleuchter auf den Tiſch. „Iſt Franz noch nicht zurück? — Ah, da iſt er,“ unterbrach der Graf ſich ſelbſt beim Eintreten eines zweiten Dieners. „Nun, haſt du überall nachgefragt?“

„In allen Hotels, Herr Graf,“ erwiederte der Eintretende; „allein es iſt Niemand eingetroffen.“

Indem hörte man raſche Schritte auf dem Corridor, die Thür öffnete ſich, und Albert lag in den Armen ſeines Vaters.

„Ich fürchtete ſchon, mein Brief habe dich nicht getroffen, Albert," ſprach der Graf Holm, nachdem die beiden Diener ſich entfernt hatten; „denn du kommſt ſpät! Denke, in welche Verlegenheit ich gerathen ſein würde, wenn du morgen nicht hier geweſen wäreſt!"

„Mein theurer Vater!" begann Albert mit einiger Befangenheit, „wie würde ich verſäumt haben — —"

„Was iſt dir?" fragte der Graf und ſah ſeinen Sohn ſcharf an. „Du biſt ja ſo feierlich und ſo verlegen zugleich — du haſt etwas auf dem Herzen, Albert!"

„Du würdeſt mich deiner nicht werth halten," erwiederte Albert nach einigen Augenblicken eines ſichtlichen inneren Kampfes, „wenn ich ein lügneriſches Nein ſagte, oder dir durch irgend eine andere unwahre Wendung ausweichen wollte. Und ich wäre deiner nicht werth, wenn ich es thäte!"

„Wo ſoll das hinaus?" fragte Graf Holm ahnend und betroffen. „Aber ſprich, du haſt Recht, meine erſte Forderung an dich, mein erſtes Recht iſt Wahrheit!"

„So höre mich mit Güte an, beſter Vater," erwiederte Holm, „doch laß mich mein Bekenntniß ununterbrochen thun, ſonſt verliere ich den Muth, ganz wahrhaft zu ſein."

„Setzen wir uns!" antwortete der Graf. „Ich werde dich nicht unterbrechen — — denn ich ahne zuvor — doch ſprich, du ſelbſt ſollſt mir ſagen, wann ich dir antworten ſoll."

Sie ſetzten ſich zu einander auf das Sopha, und Albert begann. Er erzählte dem Vater männlich, offen, ohne Rückhalt, was ihm begegnet war. Dieſer, mit feſter Selbſtüberwindung unterbrach ihn nicht durch ein Wort, ein Zeichen.

„So traf mich dein Brief, voller Güte und Fürſorge;"

ſchloß Albert. „Ich rede nicht von meiner unausſprechlichen Liebe zu dieſem reizendſten aller Geſchöpfe, voll heiliger Unſchuld; denn über mich mußte ich Herr werden: allein ich weiß, daß ich das Herz tödte, das ſich mir hingegeben, das ſich tauſendmal für mich opfern würde! Habe ich gefehlt — und ich glaube ich that es, — darf ich nun zu dem Fehler ein Verbrechen fügen? In dir, mein Vater, habe ich ſtets das Vorbild alles Edlen und Würdigen verehrt, entſcheide du ſelbſt!"

Der Graf ſchwieg. Er ſah finſter aus, aber doch nicht zürnend. „Albert!" hub er endlich an, „biſt du ganz wahr geweſen? Du haſt mir nicht, geſagt, — mit einem Wort: wie weit biſt du gegangen?"

„O, mein Vater!" rief dieſer lebhaft, „auch nicht ein leiſer Hauch des Unwürdigen trübt den Spiegel der Seele Beata's!"

„Und dennoch —" rief der Graf in übereilter Aufwallung, hielt aber plötzlich inne, in der Erwägung, wie falſch dieſes „dennoch" ſei, da ſich nun das Band als ein viel tiefer wurzelndes, viel heiligeres darſtellte. — „Was dachteſt du, Albert?" rief er aufſtehend aus, und ging raſch auf und nieder, „daß du in einem müßig träumeriſchen Spiel die Würde deiner Stellung, die Pflichten deines Lebens, ja ich darf ſagen, das Glück des Lebens verſcherzteſt! Denn ein echtes Glück erblüht nie aus unnatürlicher Miſchung und Zerſtörung der Verhältniſſe, die den Bau der Geſellſchaft zuſammenhalten — nimmermehr! Der Blüthenfrühling, um deſſentwillen du die Früchte vernünftiger Lebensſaat verſchleudern willſt, geht ſchnell vorüber! — O, es iſt mehr als die Zukunft, die du zertrümmerſt! Du zerſtörſt auch eine reiche Gegenwart; für den Wahn deines Glücks fügſt du Andern die Wirklichkeit bitterer Schmerzen zu, die wohl ein anderes Recht an dich hatten!"

Albert ſtand erſchüttert. Er hatte den Zorn ſeines Vaters erwartet, er hatte heftige Vorwürfe, Drohungen gefürchtet, und beſchloſſen, ihnen Stand zu halten. Jetzt traf ihn ein ſchärferes Geſchoß, der Pfeil der Wahrheit! Und er fühlte, daß er auf den Tod verwundet werde.

Der Vater ging in ſchmerzlicher Wallung auf und nieder, und ſprach kein Wort. Albert ſtand düſter vor ſich hinblickend, halb auf die Lehne des Sophas geſtützt; eine Thräne, die er mit aller Anſtrengung vergeblich zurückzuhalten ſuchte, umſchleierte ſein Auge.

Einige peinliche Augenblicke verſtrichen. Da trat der Kammerdiener des Grafen, die Thür ſchnell öffnend, ein, und meldete: „Se. Excellenz der Graf Arenburg und die Gräfin Tochter.“

„In dieſem Augenblick!“ rief Graf Holm erſchüttert, und der ſonſt ſo feſte, beſonnene Mann verlor beinahe die Faſſung. „Was kann der außergewöhnliche Beſuch bedeuten!“

Albert machte eine Bewegung gegen ſeinen Vater zu. „Was willſt du jetzt thun?“ fragte dieſer ihn mit der Miene tiefer Bekümmerniß.

„Nehmen Sie den Beſuch an, mein Vater,“ bat Albert; „was dann geſchieht, wird der Augenblick beſtimmen.“

Der Graf winkte annehmend, der erſtaunte Kammerdiener trat zurück.

„Beſter Vater,“ rief Albert, und faßte die Hand des Grafen; „ich mag leidenſchaftlich, mag übereilt gehandelt haben; doch ich werde nichts Ihrer und meiner Unwürdiges thun!“

„Da ſind ſie,“ unterbrach ihn der Graf. — Die Flügelthüren öffneten ſich und Graf Arenburg trat, die Gräfin Bianca am Arm, in den Saal.

„Wir überfallen Sie, theuerſter Freund,“ begann der Graf noch in der Thür. „Allein Depeſchen, die ich vor

zwei Stunden erhielt, zwangen mich sofort auszufahren und eine Menge Besuche zu machen. Da fürchtete ich, daß wir den Ihrigen verfehlen würden, deshalb kam ich Ihnen zuvor! Und — ich muß schon morgen früh reisen! Unser Geschäft," fügte er lächelnd, mit einem Blick auf seine Tochter und Albert hinzu, „wird daher wohl etwas beschleunigt werden müssen!"

„Welch unerwartete Veränderung," begann Graf Holm, der seine Fassung wieder gewonnen hatte. „So eben ist mein Sohn eingetroffen. Erlauben Sie, daß ich ihn Ihnen vorstelle."

Es geschah; Albert war so befangen, daß er kaum die unerläßlichen Worte der Höflichkeit hervorzubringen vermochte; ebenso sein Vater. Der Augenblick war von höchster Peinlichkeit. — Doch in Albert bewegte sich noch ein neues Gefühl, das ihn wunderbar überraschte. Die Gräfin Bianca stand zum erstenmale vor ihm. Ihr Bild hatte er in seiner Aufregung nur flüchtig betrachtet. Sie war schön in demselben; doch der Hauch des Lebens verlieh ihr noch einen ungleich höheren Reiz. Ein liebliches Erröthen überflog ihre zarte Weiblichkeit athmenden Züge; ihre Gestalt war hoch und doch leicht schwebend. Sie lächelte in holdestem Reiz, den der Ausdruck der Schüchternheit, ja der Verschämtheit noch mehr erhöhte.

„Sie kannten meine Tochter noch nicht?" redete Graf Arenburg Albert an. „Nun, ich hoffe, Sie werden bald bekannt mit ihr werden; sie gibt sich wie sie ist. — Lieber Graf," wandte er sich zu Holm, „es bleiben noch einige kleine Puncte in unsern materiellen Geschäften zu ordnen. Ich habe die Papiere mitgebracht; lassen Sie uns in Ihr Cabinet gehen, während wir das junge Paar hier sich selbst überlassen, um die ersten Schritte der näheren Bekanntschaft zu thun."

„Mit Freuden," ſprach Holm, dem es lieb war, allein mit dem Grafen zu ſein. Er ſchellte: „Licht in mein Arbeitszimmer!" befahl er. — Nach wenigen Augenblicken, die unter verlegenen Worten äußerer Höflichkeiten vorübergingen, war Albert mit der Gräfin Bianca allein. Er hatte ſie auf das Sopha geführt, und auf einem Seſſel neben ihr Platz genommen. Die Wogen ſeiner Bruſt wallten ſo ſtürmiſch auf, daß ſie ihm Worte und Athem faſt zugleich raubten.

Bianca, welche nur das Gefühl einer weiblichen Verſchämtheit empfand, wie ſie unter dieſen Umſtänden einem reinen Weſen ſo natürlich war, fand zuerſt ein Wort für Den, der ihr zum Gatten beſtimmt war.

„Finden Sie," fragte ſie mit einem anmuthigen Lächeln, „daß ich meinem Bildniß ähnlich ſei?"

„O, Sie übertreffen es weit, Gräfin!" rief Albert etwas ungeſchickt, da dieſer Ausruf wie die allergewöhnlichſte Schmeichelei klang. Er wollte den Mißgriff verbeſſern, und fuhr mit dem Wort „allein" fort. Da er aber in der That noch keinen Gedanken zu dieſem „allein" hatte, ſo ſtockte er verlegen.

„Sie wollten vielleicht ſagen," verſetzte die Gräfin, indem ſie das Auge ſenkte, „von dem, worauf es Ihnen vielmehr ankommen muß, vermochte der Maler nicht — wie ſoll ich mich ausdrücken — er vermochte kein Unterpfand davon zu geben, wie von meiner äußeren Geſtalt!"

„Gräfin," unterbrach ſie Albert beſtürzt, und ergriff ihre Hand.

„Nun," fuhr ſie ſehr ſanft fort, „geben Sie mir nur Muth durch einiges Vertrauen, ſo hoffe ich .... den beſten Willen wenigſtens will ich meiner Kraft verbinden, Ihnen das zu ſein, was Sie zu erwarten das Recht haben!"

Albert war wie von einem Blitzſtrahl getroffen. Er

hatte nur an eine ſchöne, weltgewandte, auch geiſtreiche Braut gedacht; an eine Dame, wie ſie das Muſterbild der glänzenden Salons ſein kann! Und in dieſen erſten einfachen Worten ſprach ſich ein ſo zartes, weibliches Herz aus, eine ſo rührende Demuth, ein ſo inniges Pflichtgefühl, — daß er wie überwältigt davon war. „Gräfin!“ rief er aus, und drückte ihre Hand an die Lippen, — „Vertrauen!“ und ſeine Thränen brachen hervor.

Bianca konnte die wahre Bedeutung derſelben nicht verſtehn; in ihrem beglückten Herzen legte ſie ſich dieſelben als ein ſchönes Zeichen für ſich ſelbſt aus. „Ich will es Ihnen nur bekennen, lieber Graf,“ fuhr ſie mit leiſem Wohllaut fort, „ich habe mich ein wenig, nein, ich habe mich recht ſehr vor Ihnen gefürchtet! Sie kannten mich nicht; allein ich kannte Sie. Ich hatte Sie in Wien auf einem Balle bei der Gräfin Palfy geſehn; ſchon vor zwei Jahren, es war mein erſter Eintritt in die Geſellſchaft. Unſere Väter waren damals noch uneinig. Allein ich hatte viel von Ihnen gehört, Ihrem Geiſt, Ihrem Talent — Ihrem Charakter,“ ſetzte ſie hinzu. „Mein Vater ſelbſt hatte mir, ganz unpartheilich, wie er iſt, davon geſprochen. So waren Sie der Gegenſtand meiner großen Aufmerkſamkeit, während ich Ihnen wohl ganz unbemerkt blieb.“

Albert war nicht in der Faſſung, das letzte Wort durch eine gewandte Unwahrheit zu erwiedern! „Gräfin!“ fiel er mit zitternder Stimme ein, „hätte ich Sie damals gekannt!“

„Sie würden ein Kind gekannt haben,“ antwortete ſie unbefangen. „Allein, Sie begreifen wohl, daß ich mich auch jetzt vor dem Manne ein wenig fürchtete, den das Urtheil meines Vaters ſelbſt unter den damaligen Verhältniſſen ſo hoch ſtellte. — Und, — ich fürchte mich noch — Sie müſſen mir Muth machen, durch rechte Nachſicht — —“

Albert war durch dieſe Sprache faſt kindlicher Demuth,

die das reinſte Siegel der Aufrichtigkeit trug, überwältigt. „Ich Ihnen Muth machen, Gräfin? — Ich Nachſicht gegen Sie üben? — Nein, es iſt zu viel, ich ertrage es nicht!“ rief er heftig aus.

„Mein Gott! Was iſt Ihnen, — was habe ich —“

Doch bevor Bianca das Wort vollenden konnte, lag Albert zu ihren Füßen, bedeckte ihre Hand mit heißen Küſſen und ſprach: „Gräfin, Sie müſſen meine Beichte hören!“

„Sie erſchrecken mich,“ ſprach ſie erbleichend, von irgend einem Geſpenſt dunkler Ahnung ſchauerlich berührt!

„Nein, nicht ſo,“ begann Albert plötzlich mit gefaßter Stimme, und ſtand auf. „Ich will wenigſtens Ihre Achtung nicht verlieren. Sie haben mir mit dem ſchönſten Vertrauen Ihr Herz geöffnet, und ich habe in das reinſte Heiligthum geſchaut. So darf ich Ihnen denn wenigſtens Nichts verhüllen, wenn auch Ihr Blick auf ſchwere Verirrung, auf düſtres Unheil fallen muß. — Hören Sie mich an — —“ Und mit männlicher Faſſung ſagte er ihr Alles. — Unter dem Hören erbleichte ſie; die Roſe ward zur Lilie. Sie glich einem Marmorbilde, auf dem der roſige Hauch des Abends allgemach verduftet, während es der Mond mit bleichem Schimmer überhaucht.

Beide hatten ihre Liebe erkannt, in dem Augenblick, wo die Fackel derſelben durch die Hand des Geſchickes umgewendet wurde, wie die geſenkte Fackel des Todes!

Die Väter traten ein. Graf Holm hatte es für eine Pflicht der Ehre gehalten, dem Vater Biancas eine Andeutung über das, was er von Albert erfahren, zu geben. Ein Blick genügte ihnen daher, zu erkennen, was hier vorgegangen war.

„Mein Vater!“ ſprach Bianca mit bebender Stimme, und ſank an ſeine Bruſt, dieſer umſchloß die geliebte Tochter mit Innigkeit.

Graf Holm drückte die Hand vor Stirn und Augen. Albert ſtand bleich mit geſenktem Haupt. — Einige Augenblicke waltete die tiefſte Stille!

„Ich bin der Schuldige! rief Albert endlich ſchmerzvoll ausbrechend. „Sprecht das härteſte Urtheil über mich, ich will es ſtumm ertragen! Härter kann es nie ſein, als das, was das Schickſal über mich verhängt! — Allein — ich darf kein ehrloſer Verräther ſein!“

Albert ritt die gewohnte Straße nach dem reizenden Thal zurück! Ein Kampf der Gefühle wogte in ſeiner Bruſt, der ihn faſt betäubte. „Beata!“ rief es in ſeinem Innern, „wie ſoll ich vor dich hintreten! Wird dein holder Reiz, deine heilige Unſchuld, dein frommes Vertrauen mir die Seligkeit zurückgeben, die ich noch vor wenigen Tagen allein dadurch empfing. Verrathe ich dich nicht, auch wenn ich mich bekämpfe, wenn ich ſiege! — Wird nicht ein dunkles Geheimniß in meiner Bruſt für dich bleiben müſſen, und iſt nicht ſchon das ein Verrath?“

Die Brücke, wo ſie ſich getrennt hatten, lag vor ihm; es nahm ihn Wunder, daß ſie ihm nicht entgegengekommen, denn er hielt doch ſein Wort der Rückkehr. — Sein Befremden ſtieg mit jedem Schritt. Er erreichte endlich das Haus, und weder ſie noch Regina traten aus der Pforte. Er ſprengte im Galopp nach dem Wirthshauſe, um das Pferd abzugeben, und dann zu Beaten zu eilen. Da trat ihm Giuſeppe entgegen, mit der Nachricht von dem Erbrechen ſeiner Schränke, von Aloys Flucht.

„Der Elende!“ rief Albert. „Ich traute ihm nie Gutes zu, — doch mag er flüchten. Der Vorfall iſt nicht der Rede werth, Giuſeppe, beruhigt Euch nur!“ — Er ahnte freilich

nicht, wie er in ſein Leben eingegriffen hatte. Raſchen Schrittes eilte er hinüber nach Regina's Hauſe.

Pater Antonio ſaß auf der Schwelle vor der Thür. Albert hatte ihn öfter geſprochen und grüßte ihn mit Ehrfurcht. „Mein lieber Sohn!“ ſprach der Greis, „ich bin es, der Dich an dieſer Stelle zu empfangen hat!“

Albert ſtand, von Ahnungen getroffen, wie ein Bild von Erz.

Nun folgte er dem Winke des ehrwürdigen Vaters, der ihn in das Gemach führte, wo er zum erſtenmale dieſes Haus betreten. Hier ſagte ihm Antonio Alles; Albert hörte ſtumm, was der Greis ſprach.

„Die fromme Tochter,“ ſchloß er, „hat ihre wahre Pflicht erkannt und ihr Herz beſiegt. Du, mein Sohn, wirſt nicht wollen, daß die tiefe Wunde berührt werde, daß ſie wieder aufbreche. Frage mich nicht, wohin ſie ging, — ich darf es Dir nicht ſagen! Es war die Bedingung ihres Gehorſams, meine Lippe hat es ihr mit heiliger Zuſage verſprochen!“ — — Es war zu viel für den Gebeugten. Das Bewußtſein verließ ihn. Er lag erkrankt mehrere Tage auf demſelben Lager, wo Beata ihn gepflegt hatte; jetzt war Antonio der Pfleger ſeines Körpers, ſeiner Seele.

Nach einer Woche hatten Jugend und äußere Kraft die ſchweren Kämpfe im Innern beſiegt. Sein Leib war geneſen, wie krank auch ſein Herz war. — Er hatte oft lange, innige Geſpräche mit dem frommen Vater. In ſeiner Seele war ein Entſchluß reif geworden. Er ſchrieb an ſeinen Vater:

„Mein theurer Vater!

Eigene Schuld, ich will es nicht leugnen, aber auch hartes Geſchick, haben, nach dem Schluß Deſſen, der Alles lenkt und führt, mein Leben geknickt. In den Papieren, welche ich dir beifüge, — ſie ſind zumeiſt von der Hand

des frommen Eremiten Antonio — findeſt du die volle Erklärung über die ſchweren Vorgänge, die mich getroffen. Mit der Größe meines Schmerzes vermindert ſich meine Schuld; denn du ſiehſt, daß, wenn meine Wahl eine irrende war, für die Verkettungen und Pflichten des Lebens ſie dennoch die würdigſte und reinſte geweſen. Beata hatte entſagt — — bevor ich ſie wiedergeſehen! — Eins, das ſie zur reinſten Heiligen weiht, muß ich dir mittheilen von ihrem Herzen, denn davon ſchweigen jene Blätter. Sie bat, Biancas Bild mitnehmen zu dürfen; ſie wolle es neben das ihrer Heiligen hängen, — es bekränzen gleich dieſer, und täglich beten, daß ſie, der mein Glück vertraut ſei, mir den reinſten Himmel gewähre! —

Mein Vater! Kannſt du mir vergeben, der ich ſo bitteren Kummer auf dich gebracht? O, ich weiß, du vergibſt mir, und gewährſt mir noch eine Bitte! Das kleine Haus, in dem ich mein kurzes Paradies gefunden, erwirb es für mich, — es iſt verkäuflich. Die Bewohner wollen nicht dahin zurückkehren! — Und nun, leb wohl! Die Söhne des Vaterlandes eilen überall zum Kampf, um Recht, Geſetz, Treue gegen Aufruhr, ehrgeizige Willkür und Verrath zu ſchützen. Dort iſt mein Platz! — Gib mir deinen Segen mit!

Dein Albert."

Dritte Abtheilung.

„Horch, Beppo, ein Wagen! Jetzt wäre es Zeit! Die Peſt auf den verdammten Drullo, daß er noch nicht zurück iſt! — Was meinſt du, — wir Zwei wären doch auch —"

„Meinen Dolch in deine Rippen, wenn du nur mit dem Finger zuckſt, tollköpfiger Nuovo, du, bevor er da iſt,“ antwortete eine tiefe Stimme mit verhaltenem Zorn. „Solche Neulinge wie du, ſolche hitzige Gelbſchnäbel verderben Alles! Du biſt noch zu jung im Geſchäft! Alles kann verloren gehen, und wir können den Hals dazu daran ſetzen, wenn wir uns nicht genau nach der Verabredung richten! Gelüſtet dich's, den Galgen um eine Frucht reicher zu machen? Drullo weiß was er thut! Alſo rührſt du dich nicht, Nuovo! Heut kannſt du dir den Namen vielleicht abſpülen mit Blut! Dann wollen wir dich anders taufen! Aber duck dich mehr in die Büſche. — Es iſt auch nicht ſo dunkel, daß man uns nicht wahrnehmen könnte! Der Mond iſt ſchon hoch. In etlichen Minuten kommt er drüben über die Berge.“

Die beiden in dunkle Mäntel gehüllten Geſtalten, die dieſes Geſpräch mit einander führten, ſtanden im dichtverwachſenen Gebüſch am Wege, zwiſchen Felsblöcke geſchmiegt. „Nuovo“ iſt der Gattungsname, den ein Neuling im Geſchäft ſo lange als eine Art von Demüthigung, wenigſtens zur Bezeichnung ſeiner Unterordnung führen muß, bis er durch eine That, bei der er Blut vergoſſen, ſich dieſen Rekrutenſtempel abgewaſchen hat. — — Der Wagen kam näher.

„Wie langſam das heranrumpelt,“ murmelte der „Nuovo.“

„Je ſteiler der Weg, je langſamer müſſen ſie fahren,“ antwortete der Beppo, „von hier, wo ſie aushemmen, geht es dafür pfeilſchnell hinunter!“

„Man weiß immer nicht,“ murmelte der Nuovo, „hört man das Waldwaſſer unten, oder den Wald oben ſauſen, oder iſt es der Nachtwind, oder ſind es Wagenräder.“

„Du haſt noch kein Ohr, Gelbſchnabel,“ verſetzte der Alte; „ich weiß, was ich höre, Alles zugleich und doch

Jedes beſonders. — Jetzt duck dich — ſie biegen um die Felsecke!“ —

Mit dieſem Wort warf er ſich ſelbſt auf's Knie, daß das Buſchwerk ihn ganz bedeckte.

Ein Wagen, der vom hohen Gebirg herabkam, wurde ſichtbar; er fuhr langſam näher, weil der Weg ſehr ſteil abwärts ging, daneben der ſchauerliche Abgrund. Als er das Verſteck der Banditen erreicht hatte, hielt der Poſtillon, der vom Bock fuhr, an, ſprang herab, hemmte aus, ſchwang ſich wieder auf, und fuhr im raſſelnden Trott weiter.

„Es hat mir in den Fingern gejuckt, Beppo,“ fing der Nuovo wieder an: „der Kerl war mir auf zwei Schritt nahe! Er hatte meinen Dolch in den Rippen, ehe er Amen ſagen konnte!“

„Schweig, Nuovo, und paß ſauber auf, was geſchieht. Drullo muß von dem Wagen gewußt haben, und hat ihn nicht vergeblich paſſiren laſſen.“

„Sie hatten gut geladen, ſchien es, wenn uns das durch Drullo's Schuld entgangen iſt, ſo ſoll — —“

Ein Pfiff ſchnitt durch das Sauſen des Windes und das Brauſen des Bergſtroms.

„Da iſt er, ſiehſt du?“ rief Beppo, ſprang aus dem Gebüſch und erwiederte den Pfiff. Gleich darauf kam Drullo raſchen Laufs heran.

„Seid Ihr da? Gut!“ rief er ſie leiſe an. „Jetzt gibt's Arbeit! Ein Glück, daß Ihr auf's Wort gehorſam waret und mich abgewartet habt! — Das war der erſte Wagen. Ein Haushofmeiſter und zwei Diener waren darinnen. In fünf Minuten folgt der zweite.“

„Siehſt du, Gelbſchnabel!“ rief Beppo. „Wir wären erwiſcht worden, und hätten Nichts erwiſcht!“

„Der Tollkopf von Nuovo hat doch nicht etwa —?“ fragte Drullo mürriſch.

„Ohne mich wäre er ſo verrückt geweſen, hier anzufangen!“ entgegnete Beppo; „aber was gibt's nun? Wie biſt du denn ſo raſch zwiſchen beiden Wagen vorangekommen?“

„Narr! Der erſte hat mich mitnehmen müſſen! Ich hockte auf! Am Weg hier oben ſprang ich ab! — — Horcht! Wahrhaftig der zweite läßt ſich ſchon hören!“

„Der hat ein Ohr — wie eine Gemſe,“ bemerkte Beppo.

„Es dauert noch lange genug; beim raſchen Fahren von hier aus gewinnt der erſte ſo viel Vorſprung, daß wir ganz ſicher ſind. Im zweiten ſitzt der alte Herr mit ſeiner Tochter; nur ein Kammerdiener auf dem Bock; vier Pferde, aber nur ein Poſtillon. Ich hatte geſorgt, daß der Giacomo ſo beſoffen war, daß ſie keinen zweiten oben geben konnten. Nun hört, was Ihr zu thun habt. Du nimmſt den Kammerdiener auf dich, Beppo; du den Poſtillon, Nuovo, das iſt die leichtere Arbeit. So wie er vom Pferde ſteigt, fährt ihm dein Dolch unter die Rippen, in die Weichen, daß er gleich ſtürzen muß; den zweiten Stoß gibſt du ihm in die Gurgel, daß er wo möglich keinen Laut mehr von ſich gibt. Du machſt dein erſtes Stück Arbeit, — mach's gut! — — Hat dein Eiſen zweimal geſeſſen, ſo packſt du das Sattelpferd in den Zügel, damit der Wagen ſteht. — Du weißt Beſcheid, Beppo. Ich mache mich an den Wagen, und faſſe den Alten!“

„Und das Frauenzimmer?“ fragte der Nuovo.

„Du möchteſt wohl ſchon wieder gleich über ſie herfallen?“ antwortete Drullo.

„Ich ſag' dir, verfluchter Nuovo, mach nur keine Streiche!“

„Haben müſſen wir ſie aber doch,“ rief dieſer.

„Erſt das Geld und was es ſonſt gibt, Ringe, Uhren, Juwelen in Sicherheit — dann wollen wir ſehen, was mit

dem Frauenzimmer anzufangen iſt!" rief Beppo heftig. „Wir ſollten wohl um deiner Tollheit willen gehangen werden!"

„Aber das ſage ich Euch," antwortete der Nuovo mürriſch, „wir loſen darum! Ich auf gleichen Antheil mit Euch! Ihr ſeid ſchon bei der andern Theilung immer im Vortheil!"

„Seht doch den Nuovo! den Grünſchnabel!" rief Beppo zornig. „Hat noch nicht ſein Probeſtück gemacht, und will vorſchreiben! Was das für Zeiten ſind, wo junge Mäuler ſo übermüthig reden! Ich habe ſieben Jahre Handlangerdienſte gethan! Jetzt iſt meine Zeit! Und ich ſage dir, daß du gehorchſt und zugreifſt! Denn daß wir mit dir fertig werden — —"

„Zankt nicht," gebot Drullo, „ich höre den Wagen, Jeder thut, wie ich befohlen habe!"

Sie drückten ſich in die Büſche. Ein Reiſewagen mit vier Pferden beſpannt, nur ein Poſtillon im Sattel, und ein Diener auf dem Bock, bog um die Felsecke und fuhr langſam abwärts.

Der Poſtillon hielt, und ſchwang ſich vom Pferde. Noch bevor er den linken Fuß aus dem Bügel hatte, war der Nuovo hinangeſprungen, und ſein Dolch fuhr dem Unglücklichen in den Leib. Er that einen Schrei, doch ein zweiter Stoß traf ihn in den Hals, und zugleich riß ihn die Fauſt des Räubers bei den Haaren zu Boden. Dort ließ er ihn liegen, und fiel den Pferden in die Zügel, da die erſchreckten Thiere ſchon anrückten, um durchzugehn. Eben ſo raſch war Beppo mit dem Kammerdiener fertig geworden, der keinen Laut von ſich gegeben hatte, und hielt das zweite Pferd.

Drullo hatte den Wagen aufgeriſſen und rief: „Einen Laut, und Ihr ſeid des Todes!"

Der unwillkürliche Schrei einer weiblichen Stimme ließ ſich hören.

„Was verlangt Ihr für unſer Leben," ſprach eine feſte männliche Stimme. „Ich kaufe uns los! Spart Euch die Blutſchuld!"

„Faccia a terra," rief Drullo, und hielt dem Reiſenden ein Piſtol vor. „Heraus!"

Der Banditenforderung gehorſam, ſtieg der Reiſende aus, da jede Gegenwehr vergeblich ſchien; doch kaum hatte er den Fuß auf den Boden geſetzt, ſo daß er dem Stoß des Räubers handrecht war, ſo fuhr ihm deſſen Dolch in die Bruſt, daß er mit einem erſtickten Ruf umſank.

„Wir werden uns hier lange mit Capitulation aufhalten!" rief er. „Was ihr bei Euch habt, iſt doch unſer, und die Löſegelder hinterher mag der Teufel holen! — Das Frauenzimmer wird nicht ſchreien, ſie liegt in Ohnmacht," rief er ſeinen Raubgeſellen zu. — „Eure haben auch genug. Jetzt helft erſt ausplündern!"

In wenigen Minuten war der Wagen ausgeräumt, Börſen, Uhr, Briefta ſche der Reiſenden, die Schatulle in den Händen der Räuber.

„Das Mädchen nehmen wir, wie ſie iſt, da haben wir die Ohrringe und Halskette gleich in den Kauf," gebot Drullo.

Sie hoben die Ohnmächtige aus dem Wagen.

„Vorwärts! Keine Zeit verloren!" gebot Drullo. „Hier durch die Schlucht hinauf am Fels, dann links nach der Kapelle. Da ſucht uns Niemand, da wollen wir Athem ſchöpfen!"

„Da wollen wir loſen," ſprach der Nuovo.

„Horch! Pferde! Beim heiligen Marcus!" rief Drullo mit verhaltenem Ton der Stimme. „Von unten herauf! Fort, fort, denn ſonſt iſt hier der Teufel los! — Werft lieber das Frauenzimmer weg!"

Doch der Nuovo rief: „Den Teufel auch! Sie iſt

leicht wie eine Feder, und ſind wir erſt um den Fels, ſo ſind wir ſicher. Wer will uns hier im Finſtern nachkommen?"

„Meinethalben," antwortete Drullo, „doch gibt ſie einen Laut von ſich, ſo ſitzt ihr mein Dolch in der Kehle, und ich ſtürze ſie kopfüber in den Abgrund. Das fehlte noch, daß wir eines Weibsbildes halber an den Galgen kämen!" — So verſchwand er im Gebüſch und klimmte einen verſteckten Pfad zwiſchen Felsblöcken aufwärts. Er trug die Schatulle und die Hauptſtücke der Beute; die beiden Andern ſchleppten die Unglückliche, die in völliger Bewußtloſigkeit war, fort.

Als einige Minuten verſtrichen waren, richtete ſich der Poſtillon empor. Er war nicht ſo ſchwer getroffen, daß er das Bewußtſein verloren hatte, allein er hatte, um dem Tode zu entgehen, kein Glied gerührt. Er lauſchte ſcharf! Wirklich ließen ſich Pferde in der Ferne hören, doch ganz langſam. — Da zog er ein Piſtol aus dem Gürtel, und ſchoß es in die Luft, als Nothzeichen. Es wurde verſtanden. Denn einige Secunden darauf hörte man Reiter im Galopp anſprengen, und nach zwei Minuten hatten ſie den Wagen erreicht.

„Um Gottes Willen, was iſt hier geſchehen!" rief ihr Führer, ein junger Officier.

Der Poſtillon erzählte. — Einige ſprangen ſogleich vom Pferde und halfen dem Verwundeten empor.

„Und wohin ſind ſie geflüchtet?" fragte der Officier. „Wir müſſen die Unglückliche retten!"

„Dort hinauf ſind ſie zwiſchen die Felſen geklettert," antwortete der Poſtillon und deutete nach oben. „Bei St. Petrus, dort ſind ſie! Sie ſind ſchon hinauf, dort biegen ſie um den Fels!"

Man ſah in einer Thurmhöhe oben am Felſen, der ſchon

vom Mondlicht erhellt wurde, einige Geſtalten ſich bewegen, und auch ein weißes flatterndes Gewand!

„Wir müſſen hinauf!“ rief der Officier.

„Das wird ſchwer halten, wenn Ihr nicht jeden Felsblock kennt!“ antwortete der Poſtillon.

In dem Augenblick fielen einige Schüſſe; mehrere Reiter, die die Flüchtigen auch droben wahrgenommen hatten, ſchoſſen mit ihren Karabinern hinauf.

„Unvorſichtige, was thut Ihr!“ rief der Officier. „Wißt Ihr nicht, daß ſie eine Geraubte fortſchleppen? Wenn Ihr dieſe getroffen hättet! — Folgt mir lieber hinauf!“

„Verſucht es nicht, Signor,“ wandte der Poſtillon ein, „die Wege hier gehen durch Höhlen und Spalten, die der Teufel am Tage nicht findet, und immer am Abgrund hin! Ihr könntet ein Unglück haben, und einholen werdet Ihr ſie doch nicht, denn droben durch den Wald hin iſt es eine ganze Strecke eben, ſie können einen Vorſprung gewinnen und haben dann hundert Wege.“

„Wir müſſen es wagen!“ rief der Officier. „Wer hat Muth, mich zu begleiten?“ Fünf Mann ſchloſſen ſich ihm an. — Sie gaben die Pferde ab und folgten ihrem Führer zwiſchen den Gebüſchen und Steinblöcken den Felsweg hinauf. Doch ſchon nach wenigen Augenblicken wurden ſie irre; der Pfad führte in eine tiefe Felsſpalte, wo dichte Finſterniß herrſchte. Sie mußten ſich vorwärts taſten; der Officier glitt aus und wäre in den Abgrund geſtürzt, wenn ihn der nachfolgende Mann nicht noch glücklich gefaßt und gehalten hätte. Sie mußten umkehren, verſuchten einen andern Weg; es war eben ſo vergeblich. Endlich nach zehn Minuten angeſtrengteſter Mühe gaben ſie es auf, den labyrinthiſchen Pfad bergaufwärts zu finden, und kehrten um. Allein ſelbſt das Zurückkehren war ſchwierig.

Indeſſen hatten die Untengebliebenen den Verwundeten

Hilfe geleiſtet. Der Kammerdiener ſchien am ſchwerſten getroffen; er athmete zwar, doch gab er ſonſt kein Lebenszeichen. Seinem Herrn war die Beſinnung auch nicht zurückgekehrt; doch ſprach er einige Worte, und rief mehrmals mit angeſtrengtem Ton: „Wo iſt meine Tochter?“

Man hatte die Verwundeten in den Wagen geſetzt. Als der Officier zurückkam, gebot er zwei Leuten die Vorderpferde am Zügel zu nehmen, und ſo den Wagen langſam hinab zu leiten, bis zu der eine Stunde entfernten Poſtſtation. Er ſelbſt ſprengte mit zwei Mann voran, um ärztliche Hilfe herbeiſchaffen zu laſſen, und die Verfolgung der Räuber zu veranlaſſen. Das Militair-Commando, welches er führte, war nur zur Uebung des Nachtdienſtes ausgeſandt, die unter dieſen Umſtänden natürlich gleich eingeſtellt wurde.

Die Poſtſtation befand ſich in einem Dorf. Doch zum Glück war der Arzt der Schwadron, die daſelbſt im Quartier lag, in der Nähe. Sonſt ward den Kranken hier insgemein die Pflege aus dem eine Stunde tiefer im Gebirg liegenden Nonnenkloſter der „heiligen Katharina,“ wohin auch ſchwere Kranke zur Verpflegung gebracht werden konnten. — In der Eile wurde im Poſthauſe, zugleich das Wirthshaus des Oertchens, Alles zur Aufnahme der Verwundeten vorbereitet. — Endlich fuhr der Wagen langſam vor. Man trat mit Lichtern an den Schlag, um die Kranken herauszuheben.

„Gott im Himmel!“ rief plötzlich der Officier aus, als der helle Lichtſchein auf das Angeſicht des Reiſenden fiel: „Graf Arenburg!“

Es war Albert, der den Vater Bianca's erkannte. — Und die Geraubte — war Bianca!

Man hatte noch in der Nacht und am andern Morgen das Gebirg nach allen Richtungen durchſtreift. Albert ſelbſt

durchforſchte die Gegend, in der der Anfall geſchehen war, ringsum mit wegkundigen Landleuten. Doch er fand keine Spur der Verlorenen. — Gegen Mittag kehrte er in das Dorf zurück. — Der Graf war indeſſen durch die Angſt um ſeine Tochter bedeutend kränker geworden; ſo trat eine zweite Gefahr zu der gefährlichen Verwundung.

Als Albert bleich, erſchöpft vom Pferde ſtieg, meldete ihm einer ſeiner Leute, daß man einen verdächtigen Menſchen, der verwundet, von Blutverluſt ermattet, halb verſtört, in einer Schlucht im Gebüſch gefunden worden ſei, eingebracht habe.

„Führt ihn zu mir," befahl Albert.

Nach einigen Minuten öffnete ſich die Thür, und der Gefangene, dem die Hände gebunden waren, wurde hereingeführt.

„Jeſus Maria!" ſchrie er laut auf, als er Albert anſichtig wurde.

„Aloys!" rief dieſer faſt erſtarrend.

Der treuloſe Diener zitterte und bebte, — er ſank in die Knie.

Albert fühlte, daß dies der Augenblick ſei, wo ihm ein Geſtändniß entriſſen werden könnte. Er ſagte daher, indem er drohend vor ihn hintrat: „Bekenne! Es iſt der einzige Weg, deine Seele zu retten!"

Der Gefangene zitterte wie im Fieber. „Ach, Herr Holm," — er kannte in Albert nur den Maler Holm, nicht den Grafen, — „Sie ſind es — der Tag des Gerichts kommt über mich! O, mein Herr und Heiland —"

„Wo iſt die Geraubte?" rief Albert mehrmals, und faßte den ſichtlich von Gewiſſensangſt Geſchüttelten hart an.

„Bei dem allgnädigen Gott!" ſtöhnte Aloys, indem ihm die Zähne klapperten, „ich weiß es nicht. — Wir hatten ſie heraufgetragen! — Es wurde nach uns geſchoſſen — ich bin

getroffen — wir ſchleppten uns noch bis nach der Kapelle der heiligen Mutter Gottes — da trat die Heilige ſelbſt aus der Pforte — das Entſetzen kam über uns — wir flüchteten alle Drei — was aus der Dame geworden iſt, — ich weiß es nicht — ich habe die Nacht im Walde gelegen — allbarmherziger Jeſus, erbarme dich auch meiner! Ich ſehe es, das Gericht Gottes kommt über mich! — Ach, lieber Herr Holm! ſchenken Sie mir das Leben, daß ich meine Sünden abbüßen kann!"

Albert hörte ſchon längſt nicht mehr, was der Verzweifelnde ſprach, dem die Erſcheinung, die er gehabt zu haben meinte, das Wundfieber und der unvermuthete Anblick ſeines vormaligen Herrn, vollends alle Schreckbilder des Gewiſſens in der Bruſt aufgeweckt hatten.

„Es ſollen ſogleich ſechs Mann aufſitzen," befahl er, „ſie ſollen mich begleiten."

Er eilte hinaus, um ſich zu Pferde zu ſetzen, und nach der Kapelle zu jagen. In der Thür begegnete ihm der Richter des Orts. Der brachte ihm die Meldung, daß ein Bote aus dem Kloſter der heiligen Katharina bei ihm eingetroffen ſei, durch den ihm die Aebtiſſin ſagen laſſe, es ſei droben eine kranke Dame, die ſich vor Räuber in das Kloſter geflüchtet, das werde wohl die Gräfin ſein!

„Sie iſt es, ſie iſt gerettet!" rief Albert von freudiger Hoffnung durchzuckt aus, und eilte hinüber zum Grafen, ihm die Kunde zu bringen.

Die Hoffnung gab dieſem neue Lebenskräfte. Er begehrte ſogleich ſelbſt zum Kloſter hinaufgetragen zu werden. In wenigen Minuten war eine Tragbahre eingerichtet, und die nöthigen Träger bereit. Der Zug bewegte ſich in den engen, ſteilen Gebirgswegen aufwärts zum Kloſter.

Die Aebtiſſin, eine würdige, ſehr ſanfte Frau, hatte Albert, der vorangeeilt war, im Sprachzimmer empfangen. Sie hatte ſich von ihm über den Vorfall Bericht erſtatten laſſen, und äußerte nur: „Es iſt kaum ein Zweifel möglich, daß es die Gräfin ſei, die wir aufgenommen, wiewohl ſie ſelbſt bis jetzt noch nicht Auskunft über ſich zu geben vermochte, da ſie in ſtarken Fieberphantaſien gelegen hat. Doch meldete mir die pflegende Schweſter Renata ſoeben, daß ſie ſeit zwei Stunden ruhig ſchlummere. Hoffen wir, daß ſie dadurch zu Kräften und Bewußtſein gelange.“

Albert trug eine ſchwere Sorge in der Bruſt, die er der Lippe nicht anzuvertrauen wagte. „Wir haben noch nichts Näheres darüber erfahren,“ ſprach er nach einigen Augenblicken, „wie die Gräfin, denn daß ſie es iſt, nehme ich mit Gewißheit an, in das Kloſter gebracht iſt. Nur eine dunkle Ausſage des einen der Räuber, von einer Erſcheinung, die dieſen in Schrecken geſetzt hat.“

„Ja, das iſt ein ſeltſames Ereigniß,“ unterbrach ihn die Aebtiſſin, „und gewiß ein Wunder, wenn auch nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, ſondern nur wunderbar durch die Fügung Gottes. Die Schweſter Renata, welche die Kranke pflegt, iſt eine Novize, die binnen Kurzem den Schleier nehmen wollte. Ihre Mutter liegt ſchwer krank ſeit Monaten. Die fromme Tochter war geſtern mit zwei älteren Kloſterſchweſtern hinübergegangen, um ihre Andacht vor dem Muttergottesbilde in der Kapelle zu verrichten, und die wunderthätige Kraft deſſelben zur Rettung ihrer Mutter anzuflehen. Sie hatte ſich in der Inbrunſt ihrer Andacht verſpätet. In dem Augenblick, als ſie aus der Kapelle tritt, erblickt ſie zwei Männer, die eine anſcheinend Lebloſe tragend aus dem Gebüſch treten, und ſie nieder auf den Raſen legen. Erſchreckend hebt die Schweſter Renata die Hände empor Als die Verbrecher ſich aufrichten, ſehen ſie unvermuthet die

verſchleierte Geſtalt. Da ergreift ſie, in dem Bewußtſein ihrer Schuld, ein plötzliches Entſetzen; muthmaßlich glaubten ſie eine göttliche Erſcheinung zu ſehen, die ihren Frevel zu ſtrafen komme. Sie ſtürzten fort in das Dickicht! Selbſt voller Schrecken, doch zugleich voll Ahnung und Mitleid, tritt die Schweſter Renata mit ihren Begleiterinnen näher. Sie nehmen ſich der Bewußtloſen an, tragen ſie in die Kapelle, es gelingt ihnen, ſie aus der tiefen Ohnmacht in's Leben zurückzurufen. Glücklicherweiſe hatte ich, bevor es dunkelte, ihnen den Kloſtergärtner und einen andern unſerer Beamten entgegengeſandt, die gerade zu rechter Zeit eintrafen, um die Unglückliche hierher ſchaffen zu helfen. Und ich glaube," ſetzte die Aebtiſſin hinzu, „daß ſie vollkommen geneſen wird. Wir fürchteten anfangs, ſie ſei verwundet, da ihre Kleidung und Arme mit Blut bedeckt waren; allein dies rührte wahrſcheinlich von der Verwundung eines der Räuber her."

Albert, der mit gefeſſeltem Athem der Erzählung zugehört hatte, fühlte ſich von dem ſeligſten Gefühl der Freude und dem heißeſten Dank durchbebt. — Eben wollte er die Frage thun, ob er die Kranke ſehen, oder die Schweſter Renata ſprechen könne, um ſich ganz vollſtändig zu überzeugen, daß die Gerettete und die Vermißte eine und dieſelbe ſei, als die Thür des Gemachs ſich öffnete und die Aebtiſſin ſprach: „Da iſt die Schweſter Renata."

Aber kaum hatte dieſe das Wort geſprochen, als die junge Novize einen lauten Schrei that und in Ohnmacht ſank. In der heftigen Bewegung wallte ihr Schleier zurück, und Albert wankte, denn es war — Beata!

Drei Wochen waren verſtrichen. — Die Kloſterglocken tönten mit feſtlichem Klange. Von allen Seiten her waren

die Bewohner des Gebirgs herbeigeſtrömt und zogen in Proceſſion den Berg hinan, zu der Kirche, um der Feier beizuwohnen. Eine junge Nonne wurde dem heiligen Berufe geweiht! Es war Beata! — Der Graf Arenburg war geneſen unter ihrer und Bianca's Pflege, die ſchon nach wenigen Tagen wieder hergeſtellt, in innigſter Gemeinſchaft mit Beata lebte. — Die tiefe Frömmigkeit, von der dieſe erfüllt war, hatte ihr eine ſolche Ruhe gegeben, daß ſie es ſelbſt nicht verweigert hatte, Albert zu ſehen. — Ihre Mutter Regina, die ſo ſchwer krank gelegen, war gleichfalls hergeſtellt. Um ſo unverbrüchlicher wollte Beata ihr Gelübde halten und den Schleier nehmen. — „Glaube mir," ſagte ſie eines Tages lächelnd zu Bianca, die mit ſanfter Bitte in ſie drang, doch in das Leben zurückzukehren, „glaube mir, ich bin ganz eine Andere, als ich war. Sie haben mir geſagt, mein klöſterlicher Name Renata bedeute eine Neugeborene; ſo fühle ich mich; ich weiß, daß mein Herz ganz und für immer beglückt iſt durch himmliſchen Segen."

„Allein, Beata," entgegnete Bianca, „bedeutet die Glückliche!"

„So wird Renata die Glücklichere ſein," erwiederte ſie lächelnd, und eine Thräne, ſie war nur eine Thräne der Verklärung zu nennen, ſchimmerte in ihrem Auge.

Sie hätte in das Leben zurücktreten können. Aller Herzen waren ihr verſöhnt. Zwiſchen den beiden Jungfrauen beſtand nur ein Wetteifer der Entſagung. Allein Beata blieb beharrlich. „Ich habe gekämpft, ſchwer gekämpft und überwunden! — Sollte ich von Neuem kämpfen?" — Sie hatte mit dem ahnungsvollen Auge der Jungfrau in Alberts Herz geblickt, ſie hatte aus Bianca's Hoheit und Reiz erkannt, daß dieſe ſeine bewußte Liebe ſei, wenn er ihr auch die bewußte Treue unverbrüchlich halten wollte; ſo hatte ſie die

Erde erkannt mit ihren irdischen Gaben, und den Himmel gewählt mit seinen unendlichen, wenn auch mit Hilfe des edlen Stolzes einer großmüthigen Entsagung, und nach schwerer Selbstüberwindung, der Keiner entgeht, wenn er das Irdische dem Ewigen opfert.

Der Tag der Entscheidung war da.

Auch Alberts Vater war eingetroffen; denn der Sohn hatte ihm geschrieben, daß die fromme, heilige Natur Beata's hatte Alle überwunden und zu ihr gezogen. Beide Väter würden ihrer Vermälung mit Albert nicht mehr entgegen gewesen sein. — Sie aber war es!

Die Aebtissin selbst führte in der letzten Stunde, nachdem Beata ihr einsames Gebet, wie die Klostervorschrift lautete, verrichtet hatte, ihre Angehörigen, denn als solche betrachteten sich jetzt Alle, die ihrem Geschick so nahe getreten waren, in ihre klösterliche Zelle.

Mit tiefster Rührung sah, als sie langsam, leise eintraten, Bianca's Blick auf ihr eigenes Bild, das zunächst dem Betpult, mit frischen Blumen noch heut bekränzt, hing.

Beata stand in der klösterlichen Tracht; ihre Mutter Regina neben ihr und weinte sanft auf der Schulter des süßen Kindes.

„Das hat mich oft getröstet, — erquickt wollte ich sagen," begann Beata nach der stummen Begrüßung, und deutete auf Bianca's Bild, „denn ich las in diesen Zügen dein Glück!" Sie reichte Albert herzlich und unbefangen die Hand dabei hinüber.

Kein Wort rang sich über die Lippen des Jünglings; nur stumme Thränen netzten sein Antlitz. Er wußte nicht, ob sein Herz vom Uebermaß des Schmerzes oder der Seligkeit überdrängt sei. Das aber fühlte er entschieden, daß es mit einer Heiligung erfüllt wurde, wie er sie nie zuvor em-

pfunden. — Und das empfanden Alle. Es war ihnen, als ob das Göttliche auf die Erde niedergeſchwebt ſei, und das ſchönſte Wunder ſich vor dem irdiſchen Auge vollende.

Eine athemloſe Stille herrſchte in der Zelle, als ob ein Engel ſie durchſchwebe; nur das leiſe Schluchzen der Frauen unterbrach ſie. Beata allein lächelte mild, wie eine Verklärte; eine Thräne leuchtete ſilbern aus ihrem Auge, aber ihre Bruſt war ruhig, ihre Lippe freundlich.

„Schweſter, Schweſter!“ rief endlich Bianca ausbrechend, und ſchlang die Arme um ſie.

„Das ſollſt du mir ſein — das will ich dir ewig bleiben!“ ſprach Beata innig. „Und dir, mein Bruder!“ ſetzte ſie hinzu, und nahm wiederum die Hand Alberts. — „Seid glücklich, glücklich durch einander,“ hauchte ſie mit leiſem, in Wehmuth erſterbendem Ton, und fügte Beider Hände in einander; „ſeid glücklich, und ich werde ſelig ſein!“ Dies war der letzte Augenblick irdiſch ſchmerzlicher Berührung. Nun hatte ſie ganz geſiegt!“

Die Thür der Zelle öffnete ſich. Die Schweſtern, die ihr das Geleit zum Altare geben ſollten, waren erſchienen. Die Mutter Regina legte ihr den Schleier über die Locken — Beata nahm das Crucifix und drückte es an ihre Bruſt. Einen andächtigen Blick richtete ſie nach oben; dann grüßte ihr Auge freundlich Alle ringsum, und mit leiſem aber feſtem Schritt trat ſie den ernſten Weg an.

Die Kirche war dicht gefüllt mit Frommen und Gläubigen. Auf dem Hochaltar brannten Hunderte von Kerzen; der Duft der Räucherungen ſtieg empor; von dem Chor ertönte der Geſang. Da öffneten ſich die Pforten im Hintergrunde. Zwiſchen dem Biſchof, der ſelbſt zu der Feier in's Kloſter gekommen war, und der Aebtiſſin trat Beata in die Kirche ein, das Crucifix im Arm, den Schleier noch zurückgeſchlagen. Ein leiſes Murmeln des Staunens lief durch

die Volksmenge. Sie war ſo ſchön, ſo fromm, als ob ſie ſchon eine Heilige ſei; ſie glich dem Muttergottesbilde, in der Verklärung ihres Antlitzes, und die würdigen Geſtalten an ihrer Seite ſchienen ſie nicht zu beſchützen, ſondern zu verehren.

Am Altar kniete ſie nieder. Sie ſprach das Gelübde mit ſanfter, aber klarer feſter Stimme, — die ſchönen Locken wurden ihr gelöſ't, — ſie fielen, — und dann über ihr Haupt der Schleier!

Vierte Abtheilung.

Von dem Schlößchen ſenkte ſich ein mit Gebüſch, Blumenſtücken und ſammetnem Grün des Raſens geſchmückter natürlicher Gang hinab bis zu dem Weiher, der den klarſten Himmel wiederſpiegelte. Darüber hinaus traf der Blick ein anmuthvolles Thal, das eben hier eine Biegung machte, ſo daß es nach zwei Seiten überblickt werden konnte. Es war belebt von Mühlen, Gehöften; friſche Waldhöhen, am Fuß mit Reben oder Getreidefeldern bedeckt, wechſelten mit romantiſchen Felsbildungen.

Unter dem Zeltdach, welches den Altan des Schloſſes leicht beſchattete, ſaßen Albert und Bianca. Sie hatte ein liebliches Kind auf dem Schooß, das ſie mit mütterlicher Freude herzte, mit ihm ſchäkerte. Des Vaters Auge weilte mit ſtillem Glück auf der Gruppe.

Er ſtand auf, küßte Bianca auf die Stirn, während er von hinten her den Arm um ihren Nacken legte und ſprach: „Ich weiß nicht, wie dieſes Gut zu dem Namen Winter-

halden kommt, wir ſollten es Sommerhold nennen, ſo reizend iſt es hier.“

„Willſt du es umtaufen? — Ich habe Nichts dawider,“ entgegnete Bianca mit freundlich zuſtimmendem Ausdruck.

„Heut wäre der geeignete Tag dazu. Wir wollen es deinem und meinem Vater vorſchlagen, ſobald ſie herunterkommen.“

„Wieder eine ſchöne, ſtille Feier unſeres ſtillen Hochzeittages,“ entgegnete Bianca, und ſtand auf. „Wenn nur Albert heute auch zum erſtenmale Vater zu dir ſagen wollte!“

Der Kleine ſtreckte verlangend die Arme nach dem Vater aus.

„Wir werden noch eine Freude haben!“ ſprach Bianca; „dort nähert ſie ſich uns ſchon.“

„Du erwarteſt einen Brief von Beata!“ antwortete Albert, und deutete auf den Boten mit den Briefen, der eben den Gartenweg herauf kam.

„Ich wette mit dir, — ſie hat uns heut nicht vergeſſen!“ Der erwartete Brief war wirklich da. Bianca las ihn mit bewegter Stimme:

„Heil und Segen meiner Schweſter, meinem Bruder! Wie danke ich dem gütigen Vater, der mein Herz mit Liebe ſegnete, daß es glückſelig iſt, durch ihn! Daß es nur Freude trinkt aus dem Kelch des Lebens, weil alle ſeine bitteren Tropfen leicht über die Lippen fließen, wenn der ewige Born der Gnade ſie erquickt. Mein Herz hat kein Begehr, es hat nur Frieden. Und heut hat es eine große, große Freude, weil in ihm wieder das ganze Glück lebendig wird, das Euch zu Theil geworden für dieſes Leben. Oft gehe ich ſinnend über unſern Kirchhof. Auf allen Gräbern blühen die Blumen. So wächſt aus den Schmerzen, die wir in die Erde verſenken, das Glück auf, und entfaltet ſeine Blüthen in dem

Strahl des Himmels, und haucht ſeine Düfte dankbar zu ihm hinauf. Ich fühle mich wie die Blume auf der Gruft. Mein irdiſches Theil habe ich hinabgeſenkt in die ſtille Tiefe, in den kühlen Schlummer, und die ewigen Blüthen ſproſſen aus dem Hügel auf. — Ich lebe in Eurem Glück ſo ſelig, — o möchtet Ihr in dem meinen eben ſo leben! Wendet Euer Herz zu mir an dem heiligen Tage Eures Bundes! — Ich bin mitten unter Euch, ſeid Ihr auch bei mir! — Und wenn der Herbſt ſeine Blätter ſtreut, dann haltet Ihr Euer Verſprechen, und kommt mich zu begrüßen.

Die Mutter wird ſtiller! — Sie lauſcht dem ſanften Wehen der Friedenspalme von Jenſeit. — Frieden und Heil überall; wo der reine Athem des Himmels weht! — Und ſo Frieden und Heil über Euch. Dieſen Wunſch ſenden für Euch zum Himmel die Gebete Eurer

Beata — Renata."

Und manches Jahr verſtrich! — Die Wolken des Schmerzes zogen auch durch den blauen Himmel des Glücks, der ſich über Bianca und Albert wölbte. — Nur in Beata's kindlich frommer Seele ſtand der ewige Friedenshimmel, den kein irdiſcher Sturm mehr verfinſtert. — In immer reinere Höhen erhob ſich ihr geläutertes Herz, immer tiefer lag das Irdiſche unter ihr! —

Endlich kam der Tag! — Ihre Seele ſchwebte hinüber, — die Mutter war ihr ſchon längſt vorangegangen.

Eines Morgens brachte der Bote wiederum einen Brief, — an Albert. Als er ihn geöffnet hatte, erbleichte er, und Thränen füllten ſein Auge. Bianca lehnte ſich an ihn und las mit ihm:

„Mein Albert!

Wenn dieſe Zeilen vor dein Auge kommen, ruht die Hand, die ſie ſchrieb, iſt das Herz ſtill, aus dem ſie gefloſſen. Mein Albert! Die Jugend mit ihrem Traum erwacht neu in mir, indem das Auge ſich ſchließt! Ich weiß es, meine Stunde iſt da! — Der mich getröſtet, wird mich bald empfangen! — Ich ſende dir und Bianca Das zurück, deſſen Beſitz mein Glück war, — ihr Bild! — Ich ſende dir noch einen Wunſch: da möchte ich ruhen, wo ich als Kind geſpielt, — wo ich einen ſeligen Traum hatte, — wo ich dich zuerſt geſehen! — Den Wunſch erfülle mir!“

Alberts männliche Kraft brach. — Er fühlte es aus dieſen Zeilen, ihre Liebe war lebendig geblieben bis zu ihrem Tode, — ſie war unter dem klöſterlichen Schleier verhüllt geweſen, aber nicht erloſchen.

Der Abend ſank ſchon tief dämmernd auf das romantiſche Alpenthal am ſüdlichen Abhang nieder. Wandermüde klimmte ich am Fels hinab; der Pfad leitete mich in einen Weinberg, der ſich bis zu einem kleinen weißſchimmernden Hauſe zog, das hohe Nußbäume mit ihrem dunkeln Grün beſchatteten. Der Mond ſtieg eben über die Berge, und warf ſeinen Silberglanz in die Dämmerung. Da trat aus dem Schatten der Bäume die Geſtalt eines greiſen Mönches, dem der Silberbart bis auf die Bruſt herniederfloß. Ich begrüßte ihn, er reichte mir die Hand. Einige Fragen brachten uns ins Geſpräch. Wir ſetzten uns auf eine Raſenbank in der Laube. Er erzählte mir, was ich dem Leſer erzählt. „Der Graf und die Gräfin,“ ſchloß er, „bringen in jedem Jahre einige Monate hier zu!“

„Und was iſt Eures Thuns hier, ehrwürdiger Vater — einen Namen weiß ich Euch nicht zu geben!“

„Antonio heiß' ich,“ erwiederte der Greis. „Und was meines Thuns hier iſt?“ Er lächelte ſanft aber ſchmerzlich. „Folgt mir nur einige Schritte!“ Er führte mich unter das Dunkel der Bäume hin, zu einem vom Monde hell beglänzten, von Gebüſchen umgebenen Rund. In der Mitte erhob ſich ein Hügel. „Ich bete an dieſem Grabe,“ ſprach er mit tiefem, wehmuthsvollem Ton.

Auf dem ſchwarzen Kreuz las ich im Mondlicht den Namen: „Beata!“

Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.